



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

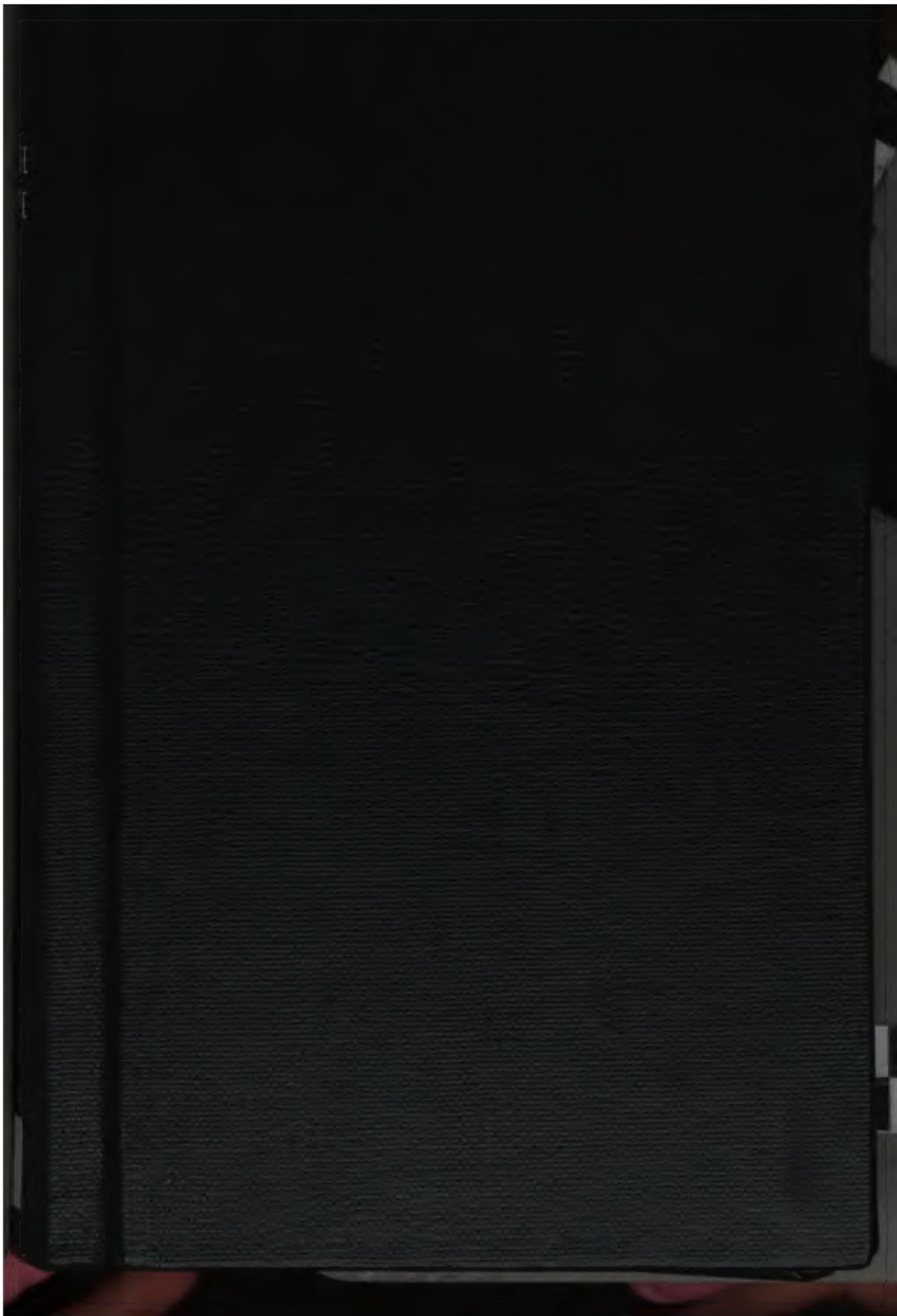
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

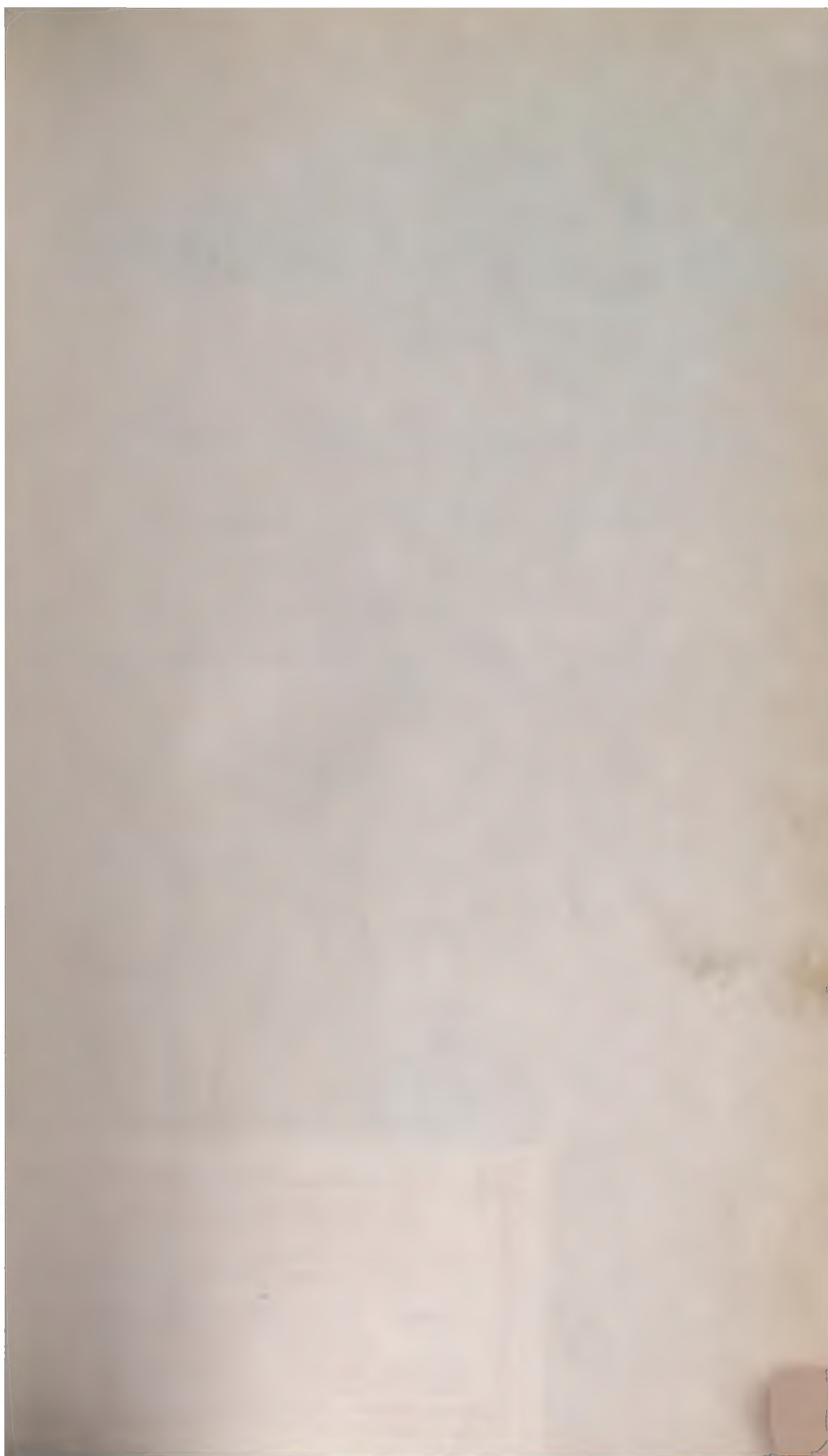
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.









Illustrirte
Geschichte der k. k. Armee.

Dargestellt
in
allgemeiner und specieller culturhistorischer Bedeutung
von der
Begründung und Entwicklung an bis heute.

Unter Mitwirkung
namhafter Schriftsteller und Künstler, sowie mit Benützung der besten literarischen und
manuscriptlichen Quellen

herausgegeben von
Gilbert Anger.

Mit vielen, theils mit den Epochen gleichzeitigen, theils neuen Illustrationen.

Erster Band.



Wien.
Verlag von Gilbert Anger.
1886.

Handwritten text, possibly a title or address, mostly illegible due to fading and bleed-through.

Alle Rechte vorbehalten.

muß von anderen Gesichtspunkten ausgehen, erfordert eine andere, volksthümliche Darstellungsweise, wie ein nur für die militärischen Kreise bestimmtes, wenngleich selbe ebenfalls mit aller Treue und geschichtlichen Wahrheit geschrieben sein muß.

In diesem Sinne ist das vorliegende Werk nicht bloß eine Chronik der Kriege, welche von einzelnen Feldzügen und Schlachten erzählt, sondern es kommt der Krieg und die Entwicklung des Heerwesens in ihrer allgemeinen geschichtlichen und culturhistorischen Bedeutung zur Darstellung.

Durch diesen Standpunkt ist neben den kriegerischen Ereignissen eine stete Rücksichtnahme auf die übrigen staatlichen und culturellen Zeitumstände geboten, die „Geschichte der k. k. Armee“ erweitert sich von selbst zu einem vielseitigen wie farbenreichen Bild des Kriegswesens im Kaiserstaate Oesterreich, sowie in dessen Beziehungen zu den befreundeten Nachbarländern, deren Armeen in früheren Jahrhunderten ja selbst in innigster Verbindung mit der kaiserlichen Waffenmacht standen.

Das Entstehen und die Entwicklung des stehenden Heeres hängt innig zusammen mit den politischen Umgestaltungen des Staates, die wechselnden Formen der Kriegsführung, Heeresformation und Kriegsbrauch schlossen sich stets allgemeinen socialen Verhältnissen an; die Verbesserungen im Heerwesen gehen Schritt für Schritt mit den technischen Fortschritten und die Stellung der Armee innerhalb des Staates und der Gesellschaft in verschiedenen Zeiten ist stets nur ein Product der politischen und culturellen Zustände der einzelnen Zeitepochen.

Durch gebührende eingehende Besprechung wichtiger Erscheinungen im Soldatenthum der Vorzeit, z. B. das erste Söldner- und das Lanzenheerwesen, Entstehen der Marine, Soldaten-Aberglauben und Sagen, Freicorps u. s. w. sowie durch Einflechtung von höchst interessanten Episoden aus dem Leben berühmter Heerführer und populärer Soldatenfiguren aus früheren Zeiten, pikanter Anekdoten aus deren Leben u. dgl. ist in dem vorliegenden Buche dafür gesorgt, daß die Darstellung eine ungemein abwechslungsreich und farbenreich ist, weit entfernt von jener ermüdenden chronologischen Aufzählung von Feldzügen und Schlachten, wie sie schließlich in jedem Lexikon zu finden ist.

In der stetigen Fortentwicklung der Armee zeigt sich ein Bild selbst unter den heftigsten Stürmen unentwegt aufwärts schreitender Macht des Heerwesens, aus ihren Triumphen und Großthaten in früherer Zeit aber auch die Veruhigung, daß das Heer auch künftig mit dem so oft bewährten Heeremuth, mit der angestammten Treue und Hingebung für des Staates Größe und Ehre eintreten wird, wenn der Ruf des Kriegsherrn, die Gefahr des Vaterlandes es erheischt.

Und von diesem Standpunkte aus darf gewiß das vorliegende Werk ein Buch sein, die Staatsbürger aller Länder gleich bedeutsames und nützlich für die Waffenjugend aller Stände ein ebenso nothwendiges als lehrendes als unterhaltendes Buch, für den ergrauten Veteran eine liebe, tröstende Erinnerung genannt werden.

Gilbert Aug.

Erstes Buch.

Verfassung und Kriegswesen der österreichischen Länder bis zum Ende des Mittelalters.

✓ Einleitung.

De weiter zurück sich unser Blick auf die Geschichte der Vergangenheit richtet, desto mehr wird dieselbe zu einer Geschichte der Kriege. Völker und Staaten konnten sich in Zeiten, wo alle Culturbestrebungen schliefen, nur durch Kampf und Sieg an die Oberfläche ringen und die schwer erlämpfte Welt nur durch die gleichen Mittel behaupten. Mit der Zeit und dem Schwerte wurden zuerst die Wege gebahnt, welchen später im langsamen Schritt der Jahrhunderte Bildung und Cultur in die Länder des Occidents einzogen. Selbst jene Cultur, welche unter den Waffen der Römer über einen großen Theil von Europa getragen wurde, wand wieder, als das römische Weltreich, faul im Innern und nur von dem kaiserlichen Heere gestützt, dessen beste Theile schon lange den unterworfenen Provinzen entzogen waren, zusammenbrach. Aus dem fernen Osten schlugen in gewaltiger Bewegung jene Völkerwogen nach Europa herüber, die wir als „Völkerwanderung“ kennen, und, oftmals zurückgedrängt oder abgelenkt, überflutheten sie das Weltreich der Römer. An die Stelle der einst so fest gesessenen Herrschaft Roms, statt der Regionen, welche fast alle bekannten Staaten der Welt dem Capitele unterworfen hatten, trat in politischer wie militärischer Beziehung Chaos. Fast durch drei Jahrhunderte währte ein zielloses Drängen und Zerschellen der Völker, ein ewiger Kampf, in dem kaum wirkliche Siege und Niederlagen zu erkennen waren. Erst in der Mitte des fünften Jahrhunderts begann die neue Epoche, in welcher weder das Elend noch die Verwirrung der Völker annehmen konnten und erst mit dem Beginn des sechsten Jahrhunderts die Culturperiode geöfnet werden mußte. In der That des fünften Jahrhunderts hatten durch die Völkerwanderung die Völker, welche in dieses traurige Zeitalter gekommen waren, einen Sammelplatz von Völkern, aus dem wir wenig mehr als die

wissen, und unter welchen nur jene hervorrangen, die durch Zahl und kriegerische Furchtbarkeit sich einige Zeit behaupten konnten oder ihr Andenken mit besonders blutigen Zügen in das Buch der Geschichte eintrugen, wie Avaren und Hunnen.

Nur sehr langsam ging das Staats- und Volksleben in bessere Formen, in geordnete Verhältnisse über, die in den deutschen Stammprowinzen, der Ostmark, erst mit der lange heftig bestrittenen Herrschaft des bajuvarischen Stammes sich einstellten. Hier, im Herzen des später so mächtigen Reiches, bildete sich, begünstigt durch die natürliche Lage, jene mächtige Anziehungskraft aus, welche dann Glied um Glied zu einem gewaltigen Staatsganzen heranzog.

Eigenartig, wie sich die Staatsbildung in Oesterreich-Ungarn vollzog, entwickelten sich auch die Wehrverhältnisse. Namentlich drei große Gruppen unterschieden sich sowohl durch ihre Eigenart wie durch ihre Bedeutung für die allgemeine Geschichte, nämlich jene der deutschen Stammlande, jene von Ungarn und seinen Nebeländern, und endlich Böhmen mit den damals verbundenen Provinzen Mähren und Schlesien. Vornehmlich die Wehrverfassung, die Kampfweise und Kriegsführung dieser Gruppen zeigt so viel Charakteristisches, daß sich ihre gesonderte Behandlung bis zu dem Zeitpunkte empfiehlt, wo sie an der Grenze des scheidenden Mittelalters sich zu einem Staatsganzen zusammenschlossen. Es ist diese Behandlungsweise umso gerechtfertigter, als sich manche dieser Besonderheiten in einzelnen Zügen trotz des nunmehrigen festen Gefüges der k. k. Armee bis auf unsere Tage erhalten haben und sehr oft Gelegenheit sein wird, bei der Besprechung einzelner Truppen, Gefechtsarten u. s. w. auf die ursprünglichen nationalen Institutionen der Wehrkraft zurückzugreifen.

In jener Periode, welche im ersten Abschnitt behandelt wird, hatten die Kriege nur selten den Charakter eines Feldzuges im modernen Sinne. In der Mehrzahl sind sie nur als locale Fehden und kurze rasch entschiedene Zusammenstöße zu bezeichnen, in welchen die erste Niederlage meist auch den entscheidenden Sieg, die Auflösung des geschlagenen Kriegsvolkes bedeutete. Es war dies durch die Art der Heeresaufstellung und Ergänzung bedingt, wie wir später sehen werden. Für diese Periode wurde daher von einer fortlaufenden chronologischen Kriegsgeschichte Umgang genommen, die einzelnen Feldzüge, Schlachten, Belagerungen u. s. w. finden, insofern sie nicht durch ihre allgemeine geschichtliche Wichtigkeit dazu zwingen, nur insoweit Erwähnung, als sie charakteristische Beispiele zur Erläuterung der Wehrverfassung, Bewaffnung, Kampfweise und des Kriegsbrauches bieten. Von dem Zeitpunkte an, wo sich die einzelnen Reichtheile zusammenschlossen und von einer österreichischen Armee im heutigen Sinne gesprochen werden kann, finden dann natürlich die wechselvollen Schicksale derselben, durch welche viele Ruhmesblätter in der vaterländischen Geschichte gefüllt werden, in Verbindung mit der Weiterentwicklung der kaiserlichen Kriegsmacht ihre eingehende und der Zeitfolge entsprechende Würdigung.



Die ältesten deutschen Heereseinrichtungen.

Fast bei keinem anderen Volk weist die älteste Geschichte eine Zersplitterung in so viele einzelne Stämme auf, wie bei den Deutschen — ein Umstand, der zwar durch den Wettbewerb und das Geltendmachen hervorragender Charakter-Eigenthümlichkeiten günstig auf die culturelle Entwicklung einwirken mochte, anderseits aber bekanntlich dem Zusammenfassen der nationalen Kraft große Schwierigkeiten bereitete.

Diese Eigenthümlichkeit wird durch die Art erklärt, in welcher das deutsche Volk sich seßhaft machte, seinen Grundbesitz erwarb und erweiterte. Um einzelne durch Tapferkeit und Energie ausgezeichnete Führer versammelten sich Schaaren kriegslustiger Männer zu einer Gefolgschaft (*comitatus*), die anfänglich nur zu Raubzügen in das Nachbarland einsfielen, bald aber an bleibende Eroberungen dachten und sich auf den eroberten Gebieten ansiedelten. Das auf solche Weise erworbene Land wurde unter die Eroberer vertheilt und *Allod* (von *od*, das ist ein freies Gut) genannt, da es ein freies, vererbbares Besizthum war und seinem Eigner keine andere Verpflichtung auferlegte als jene zum Schutz des gemeinsamen Gebietes und zum Kriegsdienst gegen äußere Feinde.

Sowie alle bürgerlichen Rechte und Pflichten, gründete sich bei den alten Deutschen auch die Wehrverfassung einzig und allein auf den Besitz von Grund und Boden, und dieses Princip blieb nicht blos, obwohl in wechselnden Formen, bis zur Einführung stehender Heere aufrecht, sondern wirkte in einzelnen Zügen bis in das vorige Jahrhundert nach.

Dieses Princip schuf aber von vorneherein, da es auf der Verschiedenartigkeit des Besitzes beruhte, auch eine Ungleichartigkeit der persönlichen Stellung — einen Kriegsadel. Vom Landbesitz (*Edol*, *Ethol*) ging die Bezeichnung auf den Besitzer, den *Etheling* (*Edlen*), über; nur Er galt als vollberechtigt in der Gemeinde, er war der Führer im Frieden und Krieg, und von ihm hingen die Besitzlosen, die von ihm und seinem Besitz Ernährten, die *Hörigen*, ab. Besitz und Wehrdienst schufen daher den ältesten deutschen Adel, und auch dieser Zug ist selbst heute noch nicht ganz aus den modernen gesellschaftlichen Zuständen geschwunden.

Durch Stammesgemeinschaft und wohl auch freie Wahl schlossen sich die in einzelnen Gebieten wohnenden Grundbesitzer enger an einander, unterordneten sich einem mächtigen und tapferen *Etheling* als Führer im Krieg, ohne ihm wesentliche andere Vorrechte einzuräumen. Drohte aber feindliche Gefahr, so rief dieser Herzog (*dux*, Führer im Krieg) die allgemeine Volksversammlung (*Märzfelder*, *Maifelder*) zusammen, und mit ihrer Bewilligung erging durch eigene Boten, welche *monitores* (*Mahner*) hießen, an alle wehrhaften Männer das Aufgebot (*manitio*) zu den Waffen. Von dem Worte *Bann*, womit jeder öffentliche Befehl bezeichnet wurde, nannte man diese Aufforderung den Heerbann, welcher Name bald auch auf die zusammengerufenen Streitharen angewendet wurde. Zur leichteren Besorgung der nothwendigen Geschäfte und um eine Gliederung für den Krieg zu gewinnen, theilte man das einem Herzog unterstehende Land in *Gaue*, welchen Grafen (vom altdeutschen *gesera*, *gerefa*, d. i. Gefährte) vorgelegt waren, die auch bestimmte richterliche Verpflichtungen hatten.

Karl der Große (geb. 742, gest. 814), der in seinen Kriegen gegen Avarn und Slaven den Werth eines tüchtigen, zahlreichen Heeres schätzen lernte, bildete den

Heerbann zu seiner höchsten Entwicklung aus und führte ihn mit einer Strenge durch, die zwar seinen augenblicklichen Zwecken großen Nutzen brachte, für die Zukunft aber von den übelsten Folgen war.

Er befahl, genaue Verzeichnisse über alle Alloden und Güter des Königs und Clerus sammt den darauf bestehenden Wehrverpflichtungen anzufertigen und in vier Exemplaren vorzulegen, eine Anordnung, die von seinem Sohn, Ludwig dem Frommen (geb. 778, gest. 840), neuerdings eingeschärft wurde. Der Heerbann erstreckte sich nunmehr nicht bloß auf die großen Grundbesitzer, sondern auch auf die Masse des Volkes, auf die Bauern und Hörigen. Karl der Große, welcher die Gefahr erkannte, die in der Macht einzelner Fürsten lag, suchte dieselbe auch durch das Einführen solcher volksthümlicher Elemente in die Wehrkraft zu schwächen, wodurch jedoch in der Zukunft gerade das Gegentheil von dem erreicht wurde, was er anstrebte.

Mit rücksichtsloser Strenge wurden die Gesetze des Heerbannes vollzogen. Für je drei Hufen Landes mußte ein Mann gestellt werden, kleinere Grundstücke blieben aber nicht verschont, sondern die Leistung wurde zusammengelegt, so daß drei Einhäufner oder sechs Halbhüfner die gleiche Verpflichtung hatten. Auf einem bestimmten Besitz lastete die Pflicht, Verittene auszurüsten (Caballarii, Ritter), obwohl die übergroße Mehrzahl des Heeres aus Fußgängern bestand. Jedermann mußte vom Moment, wo er auf dem Sammelplatze erschien, für sechs Monate mit Waffen und Kleidung, für drei Monate mit Mundvorrath versehen sein. Selbst wer keine liegenden Gründe, aber so viel Werth besaß, als fünf Goldgulden betrug, war nicht frei, sondern ihrer fünf mußten steuern, um den Sechsten auszurüsten.

Selbst eine abnorme körperliche Gestalt, sei es im Kleinen oder Großen, machte da keine Ausnahme, und so erscheint unter dem mächtigen Kaiser Karl bereits ein Riese, welcher sich im Kriege gegen die Avaren verwenden ließ. Es war dies ein Schweizer, namens Aenother, auch Einheer genannt, welcher übermannstiefe Bäche, die keine Brücken hatten, durchwatete, in der Schlacht die Feinde wie mit der Sense niedermähte und ihrer mehrere, an seinen Spieß gesteckt, wie Hasen forttrug. Später gefragt, wie es ihm im Felde ergangen, antwortete er: „Was soll ich viel von diesen Fröschen sagen; ich trug ihrer vier bis sechs am Spieß und weiß nicht, was sie quackten.“ Uebrigens waren in jener Zeit ungewöhnliche Körpergrößen nicht selten, maß ja doch Kaiser Karl selbst volle sieben Fuß. Aenother soll nach dem Jahre 791 in Wien zurückgeblieben sein, und leitete das Wiener Geschlecht der Einöder seine Abstammung von demselben her.

Die Befolgung der drückenden Heeresgesetze wurde mit den härtesten Strafen erzwungen. Wer sich dem Aufgebot zu entziehen versuchte, riskirte Gut, Freiheit und Leben. Von dem eingeschägten Vermögen verfiel bei Unböldmässigkeit gegen den Heerbann mindestens die Hälfte; war die Strafe uneinbringlich, so mußte der Verurtheilte als leibigeuner Knecht auf einem königlichen Gute bis zur Tilgung dienen. Wer sich vom Heere entfernte, sich der Desertion (Heerisliß, d. i. Heeresflucht) schuldig machte, wurde mit dem Tode bestraft.

Diese mit äußerster Consequenz durchgeführten Wehreintrichtungen bedrückten bei den häufigen Kriegen der ersten fränkischen Herrscher gerade den mittleren und kleinen Grundbesitz am meisten, der nicht allein durch die nöthigen Ausgaben, sondern noch mehr durch die Vernachlässigung des Gutes zugrunde gerichtet wurde. „Arm und unfrei“, bemerkt ein neuerer Geschichtschreiber sehr treffend, „waren aber damals

ganz gleichbedeutende Begriffe". Es war daher kein Wunder, daß sehr viele bisher freie Wehrmänner jedes Mittel anwendeten, um sich den verderblichen wirtschaftlichen Folgen des Heerbannes zu entziehen.

In dem Aufgeben ihres freien Besitzes, der sie zum Tragen der Heerbannpflicht zwang, und in der Unterordnung unter den Schutz weltlicher oder geistlicher Großen, die stets Mittel hatten, ihre Hörigen vor den Kriegslasten zu bewahren, bot sich ein solches Mittel. Und da nach und nach, freiwillig oder gezwungen, alle kleineren freien Grundeigentümer davon Gebrauch machten, führten die strengen Karolingischen Heerbann-Gesetze gerade zum Gegenteil dessen, was sie anstrebten, nämlich zur Vernichtung der allgemeinen bürgerlichen Freiheit, an deren Stelle das Lehens- und Vasallensystem und die bis in das Ungemeßene steigende Macht der Feudalgeschlechter trat, die bald dem Königthum selbst gefährlich wurde.

Vergebens war es, daß Karl der Große Maßregeln gegen das Aufgeben freier Güter ergriff und sogar trotz seiner streng kirchlichen Gesinnung die freiwilligen Schenkungen an geistliche Stiftungen, die sich sogar bis auf die persönliche Freiheit erstreckten, zu beschränken suchte; um den erdrückenden Lasten des Heerbannes zu entgehen, warf man die persönliche Unabhängigkeit leichten Herzens hin und suchte den „Schutz“ hoher königlicher Beamten (Ministoriales), großer Adeltiger oder reicher Kirchenstiftungen nach, das freie Eigenthum verwandelte sich in Pacht- oder Lehensgüter und für den entrichteten Zins oder Robot und Zehent sorgte der Schutzherr für die Befreiung vom Kriegsdienst.

Damit war der erste und entscheidende Schritt zur Beseitigung der Volkswehr gethan, welcher nothwendig zum Söldnerwesen führen mußte.

Das Heer gliederte sich nun in mehrere Rangsstufen, deren unterste die Leibeigenen und Hörigen bildeten, die im Troß und Gefolge der Feudalherren standen. Ihnen schlossen sich die Dienstmannen (Ministoriales) an, welche aus den Vögten und anderen Beamten des Landesherrn bestanden, zu welchen aber auch, insofern sie bestimmte Ämter verwalteten, Adelige gehörten. Bezeichnend aber für diese Phase der deutschen Heeresverfassung war die Classe der Vasallen, die nicht mehr blos vom Landesherrn abhingen, sondern Lehenspflichtige und Hinterlassen der Grafen und Feudalherren waren, in deren Gefolge erschienen und sich ausschließlich dem Waffenhandwerk widmeten. Aus dem Vasallenthum entwickelte sich das Ritterwesen, dem wir in einem besonderen Abschnitte Beachtung schenken werden.

Das Verhältniß des Vasallen zum Lehensherrn beruhte auf einem besonderen Vertrag, der mit einem feierlichen Eide bekräftigt wurde. In diesem Vertrag verpflichtete sich der Vasall zu gewissen Diensten, nicht selten kam es aber vor, daß er sich auch vorbehalt, unter gewissen Umständen und gegen bestimmte Personen keine Kriegsdienste zu leisten. Darin lag einer der Unterschiede von den Dienstmannen oder Ministerialen, die ausnahmslos zur Heerfolge verpflichtet waren. Uebrigens war auch die Vasallenschaft nicht stets an ein Lebegut geknüpft, sondern es kamen Fälle vor, daß ein Edler zu einem solchen Verhältniß gezwungen wurde, ohne dafür auf Schutz, Lehengut oder andere Gegenleistung Anspruch machen zu können. So nahm zum Beispiel Matthäus von Liechtenstein, ein Ahne des berühmten Geschlechtes, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts in einer seiner vielen Fehden die Brüder Niklas und Hans von Teufel gefangen und entließ sie der Haft erst, als sie ihm den Vasalleneid geschworen hatten.

Ueberhaupt war das sogenannte Fehderecht einer der ärgsten Uebelstände des Vasallen- und Ritterthums, denn aus den geringfügigsten Ursachen, oft auch aus bloßer Rauf- und Raublust, fielen die Ethelinge über einander her und unterhoben einen Kampf, dessen Kosten fast stets die beiderseitigen Unterthanen zu tragen hatten. Die späteren Kaiser, einzelne Landesherren und das aufstrebende Bürgerthum traten mit voller Kraft ein, um diesen Raufhandeln, die oft nur Vorwand zu bloßen Strauchritterthums waren, ein Ende zu bereiten.

Mit der Ausbildung des Lehenwesens zum Vasallenthum hörte der frühere Heerbann fast ganz auf. Im Kriegsfalle rückten die Vasallen mit ihrem Heer aus, die früheren Wehrmänner konnten auf ihrer Scholle und bei ihrem Heerde bleiben und entrichteten an den Schutzherrn eine Missetsteuer, wofür dieser im Nothfalle Soldner anwarb. Nur wenn der Feind in das Land fiel und bei großer Gefahr erfolgte ein allgemeines Aufgebot. Dann tönte der Kriegsruf: „D weh!“ („I Wappen!“ durch die Gänge, von den Bergen loderten die „Chreydensfeuer“ nach alten Worte Chreyo, so viel wie Geschrei, Nothruf) und es mußte Alles zu den Waffen greifen.

In den Kriegen gegen Slaven und Ungarn erkannte man indessen auch, daß die dem Kriegswesen entfremdete, an friedliche Beschäftigungen gewöhnte Masse des Volkes zum Kampf gegen geübte Streiter nicht so tüchtig war, um auf Erfolg rechnen zu können. Die Vasallen und ihre Gefolgschaft machten den Krieg zu ihrer Aufgabe, übten sich für denselben, lernten in bestimmten Formationen und mit den verschiedenen Waffen kämpfen. Schon aus dem neunten Jahrhundert wird uns über ritterliche Übungen in der Führung der Pferde und Waffen berichtet. In den Kämpfen gegen die Ungarn lernte man die Nothwendigkeit einer starken und geübten Reiterei erkennen, die aus den ritterlichen Vasallen gebildet wurde, während das für den Heerbann so wichtige, mit Kolben und Streitäxten ausgerüstete Fußvolk mehr in den Hintergrund trat, als unritterlich galt und nur im Nothfalle Verwendung fand.

Indessen genügte bei längeren Kriegen das Aufgebot der Vasallen doch nicht, und schon König Heinrich I., der Finkler genannt (geb. 876, gest. 936), sah sich genöthigt, in anderer Weise für die Vertheidigung des Landes und die Ergänzung des Heeres zu sorgen. Theilweise griff er auf den Heerbann zurück und rief die spärlich gewordenen, bisher mittelst Zahlung der Missetsteuer vom persönlichen Waffendienst losgezählten freien Grundbesitzer ein. Aber auch zu anderen gewagteren Mitteln mußte er greifen, indem er Verbrechern, selbst Straßenräubern und Dieben das verweirte Leben oder die Strafe schenkte, sie bewaffnete, ihnen auf eroberten Gebieten Grund und Boden verlieh und sie förmlich autorisirte, im Feindesland zu plündern. Schließlich wurden nicht allein fremde Ritter, sondern auch fahrendes Volk, entlaufene Knechte und die bei jedem Kriege aus fremden Ländern zufliehende heuteigerige Menge gegen Sold in zeitliche Kriegsdienste genommen. Dieses System hatte schon der fränkische Hausmayer Karl Martell (geb. 691, gest. 741) erprobt, später bediente man sich desselben in Italien und nun versuchte man es auch in Deutschland.

Treffend schildert ein Historiker die Uebelstände des Söldnerwesens, für welche wir übrigens im Verlaufe unserer Schilderungen noch zahlreiche Beispiele bringen werden, indem er sagt: „Mit den Soldtruppen haben sich aber ganz neue, bisher nie erhörte Leiden und Plagen über Europa ergossen. Die Leichtgläubigkeit, Soldaten zu bekommen, vermehrte die Kriege und Fehden bis in das Unendliche, der geringste

abreiter konnte auf einen Auhang verworfener Miethlinge rechnen. Söldner kämpften nicht wie die alten Wehrmänner für ihr Vaterland, für ihre Familie, sondern für den täglichen Unterhalt und aus Liebe zur Beute. Es gab keine Grausamkeit, keine Frevel- und Schandthat, welche diese Unmenschen nicht verübt hätten."



Kaiser Rudolf I. von Habsburg. (Seite 18.)

Zu diesen fürchterlichen Plagen kam eine andere hinzu: die Unterthanen mußten zum Unterhalt dieser Blutsauger Geld und Lebensmittel herbeischaffen, es entstanden immer höhere, oft auch geradezu unerschwingliche Abgaben, die den geplagten Landmann und Bürger zum verzweifelten Entschluß brachten, sein Haus zu verlassen und sichfalls ein Söldner und Räuber zu werden. War die Vohnung der Seldtruppen sich viel geringer als die Kosten, welche Vasallen verursachten, so war sie doch viel

bedeutender als der Sold stehender Truppen in späteren Zeiten, und es mußte so sehr weil nach Beendigung des gewöhnlich kurzen Feldzuges die Soldner abgedankt und ihrem Schicksale überlassen wurden. Aber eben darin lag eine neue Plage und Gefahr. War oft wurden muthwillige Kriege angefangen, ohne die Hülfsmittel zu Mache zu ziehen. Der Feld- oder Raubzug ging zu Ende, ohne daß man den Söldnern die verheißene Löhnung zu zahlen im Stande war. Trotzdem aber wurden sie abgedankt und verließen zwar das Lager, aber keineswegs das unglückliche Gebiet, an dessen Herrn sie eine Geldforderung zu machen berechtigt waren. Um sich fortzubringen und an ihm zu rächen, raubten, plünderten und aulten sie die ganz schuldlosen Landbewohner so lange, bis in der Gegend nichts mehr aufzutreiben war. Und erhielt das Gefindel den Sold auch ausbezahlt, so setzte es dennoch sehr oft das Häubthandwerk fort, denn verhaßt war ihm jede andere Arbeit.

Derartige Zustände herrschten sofort beim Auftauchen des Söldnersystems, und sie wurden noch verschärft durch die Fehden der Großen, der Fürsten, Ritter und Städte unter einander. Darum klagte Bischof Salomo III. von Konstanz (ein Bruder von Raimund, gest. 1197) mit Recht: „Alles hadert, Graf und Dienstmann, im Streite liegen die Bau- und Markgenossen, in den Städten tobt der Aufruhr, das Gese wird mit Füßen getreten, und die, welche Land und Volk schützen sollten, geben gerade das schlechteste Beispiel.“

In welcher Weise die mit der Umgestaltung der deutschen Wehrverfassung parallelaufende und von den ersten deutschen Königen aus dem salischen Geschlecht geförderte Entwicklung des Städtewesens von Einfluß auf die militärischen Verhältnisse wurde, werden wir in einem besonderen, dem Kriegswesen der Städte gewidmeten Abschnitte nachweisen.

Uebrigens thaten die militärischen Maßregeln Königs Heinrich I. und seines Sohnes und Nachfolgers, Otto des Großen (geb. 912, gest. 971), so viele Uebelstände sie auch in der Zukunft nach sich zogen, doch in jener Noth, für welche sie zunächst berechnet waren, vollkommen ihre Schuldigkeit. Während im Beginne des zehnten Jahrhunderts der gegen die Einfälle der Ungarn aufgebotene Heerbann mehr zu spät kam oder sonst gerade nicht rühmlich stritt, gelang es durch die Anlegung befestigter Plätze das Eindringen der Reiter Schaaren zu hemmen, und in der Schlacht am Reckfelde (bei Augsburg, 10. August 955) wurde ihnen die Lust dazu für alle Zeiten benommen.

Nach dieser zum Verständniß des Weiteren unumgänglich nöthigen Darlegung der allgemeinen deutschen Wehrverfassung gehen wir an die Besprechung des Kriegswesens in den deutsch-österreichischen Stammländern, das zwar an jener beruhte aber schon in sehr früher Zeit manches Eigenartige zeigte.



verloren, daß ihr nie an einem Mann solcher Schade geschah! Sei ihm gnädig Herr Gott, denn ein tugendhafterer Gast kam in dein Zugesinde (Gefolge) nicht!"

An die Belagerung von Ptolemais knüpft sich auch die Erinnerung an den Ursprung eines der ältesten, in Krieg und Frieden vielverdienten österreichischen Grafengeschlechtes. Im Gefolge des Herzogs Leopold befand sich auch einer seiner Dienstmänner, Dietmar von Thann, der trotz seines hohen Alters von siebenzig Jahren noch am Kreuzzuge theilnahm und mit Jugendmuth gegen die Sarazenen stritt. Bei der Abwehr eines Entsatzversuches wurde das Pferd des Herzogs Leopold getödtet und er gerieth in Gefahr gefangen oder getödtet zu werden. Da warf sich Dietmar von Thann dazwischen und schützte den Herzog so lange, bis andere Hilfe kam. Im Lager erzählte der Herzog das Geschehene den übrigen Edlen und sagte, auf den noch mit Blut und Schweiß bedeckten greisen Heldenweisend: „Hya min alt Thann!“ (Du bist ein tapferer Mann!) Er nannte ihn auch in Zukunft nur „min alt Thann“, eine Bezeichnung, die bald im ganzen Heere gebräuchlich war und auch in der Heimat üblich blieb, so daß aus „Thann“ der Name Althann wurde, welchen das spätere gräfliche Geschlecht führt. Uebrigens war des greisen Helden Bravour so sehr bekannt, daß, als man einstens dem Herzoge Leopold die Nachricht brachte, ein Theil seiner Truppen sei geschlagen, er lächelnd erwiderte: „Das glaube ich nicht, min alt Thann hat sein Schwert noch nicht gezogen.“ (Hierzu das Bild.)

Nebst Heinrich Jasomirgott (geb. 1114, gest. 1177), dem ersten Herzog von Oesterreich, seinen Beinamen von seinem Sprichworte: „Ja so mir Gott helfe“ tragend, erscheint zunächst im Vordergrund die Gestalt Herzogs Leopold VI., des Glorreichen, der durch Tapferkeit und weise Mäßigung, besonders aber durch seine Fürsorge um den bürgerlichen Wohlstand sich unsterbliche Verdienste erwarb. In dem von ihm erlassenen Landrecht sind auch die ersten Bestimmungen über das österreichische Kriegswesen enthalten, mit welchen wir uns näher befassen müssen, da sie in mehr als einer Beziehung charakteristisch sind.

Wie schon gesagt, galten in Oesterreich die Grundsätze der deutschen Heeresverfassung, nur hielt man bei der gefährdeten Stellung strenger an der Wehrdienstverpflichtung aller Wehrfähigen fest, soweit sie zum Gefolge oder den Hinterfassen der Grundherren gehörten.

Das österreichische Landrecht nun trifft bezüglich des Militärwesens folgende Bestimmungen:

„Wenn der Landesfürst zur Vertheidigung des Vaterlandes ein allgemeines Aufgebot ergehen läßt, so müssen sich alle edlen Gutsbesitzer mit ihren Vasallen und Hinterfassen aufmachen und in das Feld ziehen. Wer nicht erscheint, der gibt seinem Herrn einen halbjährigen Zins von seinem Lehen; Bürger und Bauern gehen zur Strafe so viel, als ihr Haus an ganzjährigem Zins abwerfen könnte. Versäumt der Guts Herr selbst die Heerfahrt, so dürfen ihm seine Unterthanen keine Heersteuer oder Müßgeld bezahlen. Der Landesfürst hat aber keineswegs das Recht, die Herrschaftsbefitzer zu zwingen, ihm auch außerhalb der Landesgrenzen Kriegsdienste zu leisten; wünscht er dieses, so soll er sie darum ersuchen oder in seinen Sold nehmen.“

Die veränderten politischen Verhältnisse drücken sich in diesen Bestimmungen unverkennbar aus. Die Form des Heerbannes besteht noch, aber sie ist durch die steigende Macht der Landesfürsten mit anderem Inhalt gefüllt. Der Kaiser und das

Reich erlassen weder das Aufgebot, noch kommt ihnen die Strafe zu; an ihre Stelle treten der Landesfürst und die Grundherren, welche gegen den ersteren ebenfalls werthvolle Privilegien geltend machen können. Charakteristisch ist es besonders, daß die Grundherren bei Unbotmäßigkeit keine andere Strafe trifft, als der Entgang der Heersteuer und des Hüftgelbes; in gleichem Falle zahlen die Vasallen an ihren Lehensherren — nicht an den Landesfürsten — eine Strafe, doch ist sie milder bemessen als die den Bürgern und Bauern auferlegte.

Weitere Bestimmungen des Landrechtes sind:

„Ritter und Knappen, sie mögen Vasallen oder Dienstmannen des Landes, der Bischöfe oder Klöster sein, sowie überhaupt auch alle Herrschaftsbesitzer müssen ein gebarnisches Streitroß und eine vollständige Rüstung zum Schutz und zur Ehre des Landes in Bereitschaft halten, wenn ihnen ihre Güter zwanzig Pfund (Pfennige) jährlichen Einkommens abwerfen. Hat einer nicht so viele Einkünfte, so darf er nur mit einem unbedeckten Hengst und mit gemeinen Waffen versehen sein. Der Ritter und der Knappe, welcher eines solchen Körpers wegen zum Kriegsdienste untauglich ist, muß dessenungeachtet ein Streitroß und einen Harnisch haben; bedarf man seines Dienstes, so muß sein Sohn oder sonst ein Anverwandter von ihm seine Stelle vertreten. Wer dieser Pflicht nicht Genüge leistet, der ist rechtlos; auf seine Klage antwortet kein Richter, aber gegen ihn darf Jedermann als Kläger auftreten, und überdies zahlt ein solcher pflichtvergessener Ritter oder Knappe Demjenigen, welchem er seinen schuldigen Beistand versagt hat, noch zwanzig Pfund als Strafe, zu deren Erlegung man ihn zwingen soll, falls er sich derselben weigern sollte.“

„Ergeht das Aufgebot zur Vertheidigung des Landes und ziehen die Wehrmänner nach dem bestimmten Sammelplatze, so haben sie auf dem Marsche nur das Recht, von den Hausbesitzern für sich selbst Speise und Trank, wo dies vorhanden, und für ihre Pferde ein Futter zu verlangen. Reicht man in den Quartierstationen die Lebensmittel gutwillig, so ist es den Anführern verboten, der Mannschaft Gewaltthaten zu befehlen. Um den Marsch zu beschleunigen, müssen täglich vier Meilen zurückgelegt werden, falls nicht unüberwindliche Hindernisse entgegenstehen. Wer auf dem Marsch oder im Quartier sich mehr zueignet, als ihm dieses Gesetz erlaubt, über den soll der Marschall wie über einen Räuber das Urtheil sprechen.“

„Wollte der Landesfürst einen seiner eigenen Dienstmannen und Vasallen aus bloßer Willkür und ohne Grund mit Krieg überziehen, so haben die Grafen, Freien und Dienstmannen keine Verpflichtung, ihn auf dem Zuge zu begleiten; es mögen dann seine eigenen Grundholden oder solche, die er durch gute Worte und Geld dazu bewegen kann, ihm Beistand leisten. Wagt es aber ein Dienstmann, seinen Landesfürsten ohne Recht anzufallen, so sind Alle im ganzen Lande verbunden, letzterem so beizustehen, als gälte es ihrem eigenen Leib und Gut.“

Wie durch die steigende Macht der Fürsten das frühere Heerbannrecht des Reichsoberhauptes nach und nach eingeschränkt und endlich fast ganz aufgehoben wurde, so leben wir aus den Bestimmungen dieses Landrechtes, daß auch die Macht der Herzöge, den Landadel zum Kriegsdienst zu berufen, mancherlei Vorbehalten unterlag. Das Vorrecht, nicht außer dem Lande kämpfen zu dürfen, bestand nur in Oesterreich. Anfänglich mochte die Sorge, diese wichtige Grenzprovinz nicht von Streitkräften zu entblößen, Anlaß zu dieser Bestimmung gegeben haben, denn im Landrechte heißt es: „weil dies Land die rechte Mark (eine wichtige Grenze) ist.“ Gewiß aber

benützten die Vasallen bald diesen Umstand, um sich von der landesherrlichen Gewalt unabhängiger zu machen und neue Begünstigungen zu verlangen. Bis in das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert bestand dieses Vorrecht, und bei auswärtigen Kriegen mußte die Gefolgschaft der mächtigen Adeligen durch langwierige Verhandlungen, Zusage von Schadenersatz u. s. w. erlauft werden.

So erzählen die Chroniken, daß Herzog Albrecht I., beizenannt der Siegreiche (geb. 1248, gest. 1308), „Gold, Silber, schöne Kleider und große Lehen“ an die Vandesedlen vertheilte, um sie zur „Gefolgschaft über die Grenze“ in einem Feldzug gegen den Grafen Zwan von Güssingen, der häufig Raubzüge über die österreichische Grenze ausführte, zu bestimmen. Kaiser Friedrich III. (geb. 1415, gest. 1493) erkannte aber, als die Vandesherren sich auf dem Landtag von 1450 verpflichteten, auch außerhalb des Landes Kriegsdienste zu leisten, in einem besonderen Revers an, daß selbe es „nit schuldig gewesen wären, zu thun, sondern das von gutem Willen geschehen.“

Auch das Vorrecht, nur Einen Monat auf eigene Kosten Kriegsdienste thun zu müssen, welches Kaiser Friedrich I., beizenannt Barbarossa (geb. 1121, gest. 1190), im Jahre 1156 den österreichischen Vandesfürsten bezüglich des Reichsbeeres zugestand, ging nach und nach auch auf die Vasallen über. Diese bielten sich auch innerhalb der Vandesgrenze nur für Einen Monat verpflichtet, auf eigene Kosten zu dienen, dauerte der Feldzug länger, so mußte der Vandesfürst die Kosten bestreiten und auch allen Schaden ersetzen, welchen ein Adeliger in Folge seiner Kriegsdienste an seinem Gut oder durch Gefangenschaft erlitt. Selbst die Bedeckung und das ritterliche Gefolge bei Reisen in das Ausland mußte der Vandesfürst durch besondere Verträge sicherstellen, in welchen bestimmt war, wie viel „Hauben“ oder „Helme“ sich gegen die Entschädigungssumme als Begleitung zu stellen hatten.

Auch die genauen Matrifeln, welche einst über den Heerbann bestanden hatten, waren längst in Vergessenheit gekommen, was natürlich wieder nur zum Vortheil der Vasallen ausgenützt wurde. Galt es dann die Kriegshilfe festzustellen, so mußte der Vandesfürst sich in ein Markten und Feilschen mit den Großen des Landes einlassen, wodurch oft viele kostbare Zeit verloren ging.

Als 1291 ein Krieg zwischen Herzog Albrecht I. und dem König Andreas III. von Ungarn (geb. 1269, gest. 1301) ausbrach, betraf der erstere die steiermärkischen Vandesherren, stellte ihnen die Gefahr der Erblande vor und bat sie, ihn nach Kräften in deren Vertheidigung zu unterstützen. Der Vormann der Landstände, Leopold, Bischof von Seckau, verpflichtete sich zur Stellung von sechzig Reitern, Heinrich, Abt von Admont, konnte nur mit vieler Mühe bewogen werden, hundert Gewappnete zu versprechen, und so mußte mit jedem einzelnen Vandsstand über die Kriegshilfe unterhandelt werden. In diesen Verhältnissen lag gewiß auch ein Grund, daß sich die Fürsten mehr und mehr an Söldnerheere hielten, um nicht an die Gunst oder das Uebelwollen trotziger Vasallen gebunden zu sein.

Waren derartige Verhältnisse eine lästige Fessel, wenn die unabwiesbare Noth zum Aufgebot der Kriegsmacht des Landes zwang, so mußten sie noch mehr empfunden werden von einem Fürsten, welchem kriegerischer Sinn und unruhige Thatenlust in so hohem Maße eigen waren, wie es bei Herzog Friedrich II. (geb. 1211, gest. 1246), dem Sohne Leopold's des Glorreichen, der Fall war. Er führte seinen Beinamen „der Streilbare“ mit vollem Recht und lag wechselnd mit dem Kaiser, seinen Nachbarn, den eigenen Vasallen und Bürgern des Landes in Krieg.

Seine erste That tat auch dem allgemeinen Besten zugute, denn er züchtigte das mächtige Adelsgeschlecht der Kuenringe. Das Haupt derselben, Heinrich, war oberster Landmarschall von Niederösterreich, entführte aber nach dem Tode des Herzogs Leopold den herzoglichen Schatz und erhob mit seinem Bruder Hadamar und gleichgesinnten Adligen die Fahne des Aufbruchs, um die landesherrliche Macht ganz abzuwürgen. Herzog Friedrich sammelte rasch ein Heer, zu welchem der Clerus und die Städte, die beide viel von den übermüthigen Burgherren zu leiden hatten, ausgiebigen Huzug stellten. In kurzer Zeit wurde das zu einem festen Platz umgewandelte Zwettl erstürmt, die Festen Aggstein und Dürrenstein gebrochen und der Trotz der übermächtigen Vasallen gedemüthigt, obwohl Friedrich weise Milde gegen sie walten ließ.

Dazu bestimmten ihn gewiß nur weitaussehende Pläne, zu welchen ein Krieg gegen Böhmen und Ungarn gehörte, welche den Aufstand der Kuenringe begünstigt und zu Raubzügen nach Oesterreich denkt hatten. Besonders verhängnißvoll aber wurde Friedrich's Bestreben, Oesterreich unabhängig von der deutschen Reichsgewalt zu stellen, wodurch er mit der weisen Politik seiner Vorfahren brach. Seine Kriegszüge gegen die Ungarn (1233) hatten günstigen Erfolg, seine Verbindung mit dem König Heinrich VII. (gest. 1240), der gegen seinen Vater Kaiser Friedrich II. aufstand, hieß nicht nur auf den Widerwillen der Bevölkerung, sondern kostete schwere Opfer. Gleichzeitig strebte er, unterstützt von einigen ungarischen Großen, nach der Krone dieses Landes, fiel in dasselbe ein, erlitt aber schwere Niederlagen und mußte einen harten Frieden eingehen.

Die drückende Steuerlast und manche Willkürlichkeiten, die er sich erlaubte, mehrten die Feinde Friedrich's im eigenen Lande. Ueber eine Klage österreichischer und steirischer Landstände wurde 1236 die Reichsacht über ihn verhängt, mit dem Bemerken, er habe „die Treulichkeit seiner Vorfahren abgethan, seine Verwandten verfolgt, die Reichsacht verletzt, den Frieden gebrochen, die Wohlhabenden geängstet, die Armen gedrückt, Willkür für Recht geübt und in anmaßlicher Thorheit göttliche und menschliche Gezeje übertreten“.

Von allen Seiten setzten sich Heere in Bewegung, um die Aht gegen ihn zu vollziehen, und die Schwierigkeit seiner Lage war bei der im eigenen Lande herrschenden Stimmung eine verzweifelte. Aber er zeigte sich derselben gewachsen. Nachdem er vergebens in Wien, das ihm besonders gram war wegen der an einer Bürgerstochter (namens Brunhilde, Andere nennen sie ein Fräulein von Pottendorf) bei einem Hofeste verübten Frevelthat, eine Stütze gesucht hatte, warf er sich zuerst in die Feste Starheimberg, dann nach Neustadt, das wohlbefestigt war und schon aus Eifersucht gegen Wien zu ihm stand.

Als das unter dem Burggrafen Konrad von Nürnberg stehende Reichsheer ihn auch dort aufsuchen wollte, warf er sich mit seiner meist aus persönlichen Anhängern und Söldnern bestehenden Schaar blitzschnell auf dasselbe, zersprengte es und brachte bald darauf auch dem Heer des Reichshauptmanns Otto von Eberstein in Tulln eine schwere Niederlage bei. Durch blitzschnelle Bewegungen, die der damaligen Kriegführung ganz fremd waren, und geschickte Manöver wußte er seine zahlreichen Heere stets getrennt zu halten, einzeln zu schlagen und durch Ueberfälle und kleine Siege zu ermüden. Als er noch den Böhmenkönig von der kaiserlichen Sache abgezogen sah, eroberte und unterwarf er nach und nach seine Lande wieder, und am 9. Juli

1239 erschien er vor Wien, das auch jetzt noch an der Abneigung gegen ihn fest Eng umschlossen, widerstand die Stadt bis zum Frühjahr 1240 und mußte Hunger zur Unterwerfung gezwungen werden.

Herzog Friedrich II. ließ auch diesmal Milde walten, wie denn überhaupt in seinem Charakter alle jene Gegensätze, die dem echten Ritterthume anlebten, einigt waren, und auch der Kaiser machte seinen Frieden mit ihm und hob die Reichsauf. Aber Herzog Friedrich war eben der „Streitbare“ und ertrug das ohne Waffengetöse nicht lange.

Durch rechtzeitige Aufstellung eines Heeres an der Leitha hielt er die das g. Oberungarn verwüstenden Mongolen von Oesterreich ab (1240), und in den nächsten Jahren bestand er siegreiche Fehden gegen Baiern und Böhmen. Die Erschöpfung des den Horden der Mongolen kaum befreiten Landes benützend, nahm Friedrich im Jahre 1245 seine alten Pläne gegen Ungarn wieder auf. Unter dem Vorwand Pfandrechte zu haben, besetzte er die Grenzgebiete, nahm Raab und Preßburg. Durch den Grafen Achilles von Frangipani zum Rückzug genöthigt, nahm Friedrich II. einen von den Böhmen vermittelten Frieden an, der aber kaum Jahr währte. Denn nun bedrohten die Ungarn mit einem gewaltigen, von Brüdern Frangipani geführten Heere Oesterreich und hatten an einzelnen Stellen schon die Grenze überschritten.

Vor Neustadt, dem Sammelplatz seines Heeres, zog Friedrich II. an seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag, den 15. Juni 1246, dem feindlichen Heere entgegen, bei dem sich auch der König von Ungarn, Bela IV. (geb. 1215, gest. 1270), gefunden hatte. Am frühen Morgen begann die Schlacht, von Friedrich eröffnet, der mit einem kleinen Häuflein den feindlichen Vortrab warf, in der ungestümmen Verfolgung sich aber zu weit vorwagte. Das ungarische Hauptheer über die Leitha und umschloß Friedrich mit seinen Begleitern von allen Seiten. Nur die Gefangenschaft oder einen verzweifelten Kampf vor sich sehend, entschloß sich Herzog Friedrich kurzweils zum letzteren und fand beim Bestreben, sich durchzuschlagen, den Tod — durch den Pfeil eines Rumänen, oder, wie Andere wissen wollen durch die Waffe eines heimlichen Gegners im eigenen Heere. Ja man bezeichnete den Junker Rudolf von Pottendorf (Besitzer des gleichnamigen Schlosses in Unterösterreich) als denjenigen, der dem Herzoge, ihm nachsprenkend, den Spieß die Seite gestochen und ihn dann mit dem Baume seines eigenen Hosses erdrosselt aus Rache für die an seiner Schwester verübte Gewaltthat. Wieder Andere lassen die Greuelthat Brunhilden selber vollbringen, die in Knappentracht ihrem Ueberwältigten gefolgt war.

Nun erst entspann sich die Hauptschlacht, und das österreichische Heer errang, vom Tode des Herzogs etwas zu wissen, unter Führung des Bannerträgers Heinrich von Pichtenstein einen Sieg und zwang die Ungarn zum Rückzug. Der Geschichtsschreiber Heinrich suchte und fand den Leichnam des Herzogs und brachte ihn nach Neustadt, das sich eben dem Siegesjubiläum überließ.

Das Urtheil über Friedrich II. lautete schon damals sehr verschieden. „Man Mitters Auge wurde naß“, klagt Ulrich von Pichtenstein, „als sie den toten Fürsten sahen, mancher raufte sein Haar und mit Recht ward er von Allen beklagt. Und in einer anderen Chronik heißt es: „Mit Friedrich's Tode schlug Oesterreich die Stunde namenlosen Unglücks, das auch seinen Schmähern die Augen öffnete.“

daß sie nun selbst ihren Herzog und Herrn als den wahrhaft Einzigen erkennen und beugen und eine Welt bewegen würden, um ihn aus der kalten Erde wieder zurückzurufen. Mit ihm ward die öffentliche Wohlfahrt zu Grabe getragen! Niemand vernag mehr gegen die Gewaltthat boshafter Uebermacht zu schützen, seit er nicht mehr das unerbittliche Racheschwert handhabt!"

Das sind Ueberschwenglichkeiten, welche theilweise den Thatfachen ganz widersprechen. So mochte die an seine Person gebundene Ritterschaft urtheilen, vom eigenen Vortheil und den glänzenden ritterlichen Eigenschaften des letzten Babenbergers beeinflusst. Es liegen Zeugnisse genug vor, daß die Mehrzahl seiner Unterthanen, getroffen



Friedrich's des Schönen Gefängniß. (Seite 22.)

von den Lasten und Willkürlichkeiten, die immer an einer so kriegerischen Periode lasten, anders über ihn dachte, und die Bestürzung, die sein Tod hervorrief, ist nur auf die Ungewißheit über das Schicksal des Landes zurückzuführen. Immerhin ist Friedrich der Streitbare eine der charakteristischsten Erscheinungen einer Zeit, in welcher aller Glanz des Ritterthums sich schon mit gänzlicher Scrupellosigkeit in Hebeln und Mitteln verband.

Friedrich II. fand seine Ruhestätte im Capitelsaale des Stiftes Heiligenkreuz, dessen Mitte noch jetzt sein freilich sehr verstümmeltes Steinbild einnimmt.

Die nun folgende Zeit der Herrenlosigkeit war für die österreichischen Lande umso antheilvoller, als in den Regierungsjahren Herzogs Friedrich II. der Sinn für Recht und Gerechtigkeit arg geschädigt worden war. In politischer, wirtschaftlicher

und militärischer Beziehung gingen die Erbschaften von Jahrhunderten verloren. Wernher der Gartner erzählt in seinen gleichzeitigen Schriften, in welcher Weise der Adel seine Uebermacht geltend machte.

Überall entstanden im „Gau“, im flachen Lande, ohne daß nach einer Einwilligung gefragt worden wäre, Burgen, von welchen aus das Landvolk bedrückt und zur Hinspflichtigkeit gezwungen wurde. Hier und da empörte sich dasselbe; man griff die Burgen an und brannte sie nieder, wie es z. B. zu Kirchellingen (das heutige Kierling bei Klosterneuburg) geschah. Das rächten die Adelsherren wieder durch förmliche Jagden auf die „Gauhühner“, wie die Bauern genannt wurden, von welchen übrigens der österreichische Dichter Stricker warnend spottet: „sie seien schwer braten, ungesund und nicht leicht zu verdauen“.

Muhe und gesichertes Regiment trat erst wieder ein, als Ottokar II., die gewaltigste Persönlichkeit aus der langen Reihe der Premislidenkönige in Böhmen, auf Grund freilich sehr ansehnlicher Rechtsansprüche Besitz von den österreichischen Stammländern nahm. Klug und tapfer, prachtliebend und besorgt für bürgerliche Wohlfahrt, strenge und leutselig am rechten Maße, ein entschiedener Freund deutscher Art, wußte er sich so beliebt und gefürchtet zu machen, daß seine Herrschaft auf keinen Widerspruch stieß und der durch die Schlacht im Marchfeld herbeigeführte Besitzwechsel von vielen Seiten mit Bedauern gesehen wurde.

Diese Schlacht ist für die allgemeine Geschichte Oesterreichs zu wichtig, um nicht besonders zu erwähnen. Die erzwungene Unterwerfung Ottokar's unter kaiserliche Gewalt war wohl von keinem Theil ernst genommen worden und es ist unzweifelhaft, daß nur das Schwert über den Besitz der schönen österreichischen Lande entscheiden konnte. Durch die frühzeitige Entdeckung einer Verschwörung zu Gunsten Ottokar's unter den Adelshäuptern Oesterreichs, an deren Spitze wieder der unruhige Heinrich von Kuenring stand, wurde 1277 die Entscheidung näher gerückt, die beiden Theilen angenehm war. Kaiser Rudolf I. von Habsburg (geb. 1218, gest. 1291, Bild Seite 9) sammelte rasch das Reichsheer und zog ungarische Hilstruppen an sich. Ottokar II. brach am 27. Juni mit dem Hauptheer von Prag auf, zu dem mährische und polnische Reiter stießen, aber auch viele Anhänger aus den deutschen Landen gehörten.

Ottokar verlor kostbare Zeit mit der Einnahme von Laa und Drosendorf, die vom Kaiser trefflich zur Verstärkung des Reichsheeres benützt wurde. Am 21. August standen sich die beiden Heere im Marchfeld zwischen Jedenspeigen und Dürnkrut gegenüber und in der Mittagsstunde des 26. begann die Schlacht, eine der entscheidendsten, welche je auf österreichischem Boden geschlagen wurde.

Mit Wucht trafen die beiden Heersäulen auf einander, so daß ein Chronist den treffenden Gleichniß gebraucht: „Wie ein gewaltiger Baum vom Sturm hin und her geschaukelt wird, so schwankte der Kampf unentschieden.“

Am Anfang errang Ottokar, der, im prunkvollen Schmuck, die goldene Krone auf dem Helm, seine Heerhaufen anführte, einige Vorteile. Er drängte die Flügel des Reichsheeres zurück, wobei Kaiser Rudolf in dem schwellenen Wasser des Weidenbaches unterzusinken.

Es hatten nämlich der thüringische Ritter Walter von Kraft, wie auch der eisenstarke Pole Herbo, die Kaiser abgekehrt; der erstere hatte ihm bei

so daß er in den Weidenbach fiel. Glücklicherweise eilten zu Rudolf's Rettung mehrere von seiner treuen Züricher Leibgarde herbei und Rudolf schwang sich schnell auf ein anderes Pferd, bezwang den Polen im Zweikampf und sandte seine Krieger mit den Worten zurück: „Sorgt nicht für den Einzelnen, sondern steht Anderen bei.“ Ritter Ulrich von Kapellen, Befehlshaber der kaiserlichen Nachhut, führte nun frische Truppen herbei, warf sich auf die schon ermüdeten, von der Sonne geblendeten böhmischen Krieger und gab so dem Kaiser Zeit, seine schon erschütterten Schaaren neu zu ordnen.

Aber noch einmal wankte der Erfolg, ja es gerieth sogar die österreichische Haupt-
sache ins Wanken, welche der Landrichter und Panierträger (Signifer Austriae) Otto von Haslau, ein hundertjähriger Greis, schwang, und allein aus dem edlen Geschlechte der Trauttmannsdorfs waren bereits vierzehn Streiter gefallen; da aber stürzte sich der Führer der österreichischen Truppen, der alte unbefiegte Held Heinrich von Pöchtenstein, das Banner hoch schwingend, auf die dichtesten Feindesreihen und durchbrach mit seinen Streitern und den Tapfersten der österreichischen Mitterschaft, den Pöchtensteinen, Falkenberg, Schildberg, Höhleneck und Anderen, die feindliche Schlachtordnung.

Am linken Flügel hatte indessen die Schlacht von vornherein eine für Ottokar's Sache mißliche Wendung genommen; hier gebot Friedrich III. von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, der die Sturmflagge des Reiches führte, und mit Hilfe der ihm beigegebenen ungarischen Reiter gelang es ihm, den Feind zu werfen, zu umfassen und gegen die March zu drängen. Ottokar's letzte Hoffnung, die von Milota von Diedo befehligte Nachhut versagte und wandte sich — angeblich aus Verrätherei des Anführers, welcher am König Rache für eine alte Beleidigung nahm — zur Flucht, welche bald allgemein wurde.

Ottokar, der bisher mit Heldenmuth gestritten hatte, verschmähte es auch nicht, sich den fliehenden Trümmern seines Heeres anzuschließen, sondern stürzte sich mit wenigen Getreuen nochmals auf die deutschen Mitter, deren Streichen er erlag, obwohl Kaiser Rudolf strengstens befohlen hatte, sein Leben zu schonen. Als der verwundete und aller Kleider beraubte Leichnam Ottokar's gefunden wurde, konnte der siegreiche Kaiser selbst sich der Thränen nicht enthalten.

Ein einfaches Kreuz, „Herrenkreuz“ genannt, bezeichnete späterhin die Stätte, auf welcher König Ottokar II. gefallen war. Im Jahre 1830 aber wurde dieses auf dem Kruterselde nächst Dürnkut stehende Wahrzeichen demolirt und keine neue Denksäule auf dem Plage aufgerichtet. Einer landläufigen Sage nach soll die Mooskapelle zwischen Angern und Emsfried auf dem Plage stehen, wo Ottokar getödtet wurde.

Mit dem Ausgange der Schlacht war die Herrschaft des habsburgischen Herrscherstammes in Oesterreich besiegelt, welcher die im Jahre 1282 erfolgende Belehnung Albrecht's I. auch die rechtliche Grundlage gab.

Das Bestreben, die habsburgische Schutzherrschaft in Theilen des Schweizergebietes auszuweiten und zu einer förmlichen Landeshoheit auszuweiten, verwickelte mehrere Kaiser des Hauses Habsburg in unheilvolle Kriege, die zu charakteristisch für den Niedergang des Mittelalters sind, um hier nicht weiter zu finden.

Herzog Leopold I. von Oesterreich, genannt der Glorwürdige (geb. 12. gest. 1326), ein Sohn Kaisers Albrecht I., nahm den Anlaß zu einem Kriegszug gegen die Schweiz von der Unterstützung, welche die Eidgenossen dem Gegner seines Bruders Friedrich des Schönen, im Bewerb um die deutsche Kaiserkrone, gewährten. Die Schweizer aber hielten umgekehrt zu Ludwig, dem Baiern, weil sie mit dessen Hilfe sich ganz von der habsburgischen Herrschaft befreien zu können hofften.

Im herzoglichen Heere, das aus schwer gepanzerten Reitern gebildet war, achtete man den Feind, der nur aus Bauern bestand, und der Spottreden und Spottlieder auf „die Hirten, die mit Melkzubern und Rechen in den Kampf zögen“, es gar viele. Man sollte sich aber bitter über den Muth und die Widerstandskraft dieses Bauernvolkes getäuscht sehen, das für seine Freiheit und Unabhängigkeit so viel that. Die drei Cantone Schwyz, Uri und Unterwalden sollten den ersten Stoß aushalten und sendeten alle waffenfähigen Männer nach Haslern. „Hier mußten nämlich die Herzogs Schaaren vorbei, um von Zug aus in die inneren Thäler zu gelangen. Die Klugheit war dieser Ort von den Eidgenossen zum Widerstande gewählt, da hier wenige Männer viele mit Glück aufzuhalten vermögen, denn die Straße nimmt fast ganz Grundbreite ein, welche zwischen dem tiefen Aegerisee und den steil abfallenden Felswänden schmal sich hinzieht. Diese Felsen und Abhänge werden, wegen des Sumpfes oben, Moorgarten genannt, ein dort besonders schroff hereinragendes, senkrecht Westein heißt der Matligätsch.“

Von diesen Höhen nun stürzten die Schweizer Felsblöcke und Baumstämme auf die heranrückenden Schaaren Leopold's, die so siegesbewußt waren, daß sie sich reichlich für Stricke zum Mitführen des Schweizerviehes gesorgt hatten. In der That aber fielen die Schweizer von Steigen, welche für die Gepanzerten ganz ungangbar waren, auf das Mitterheer herein und brachten demselben in nicht ganz zwei Stunden eine furchtbare Niederlage bei (15. November 1315).

Der Schweizer Chronist Johannes von Winterthur schreibt diesen Erfolg meist der Schwerfälligkeit der ritterlichen Rüstung zu, gegen welche auf solchem Terrain die leichtbeweglichen Bauern mit Steigeisen und der furchtbaren nationalen Waffe, der „Halsbarte“ (Hellebarde, richtiger Helmbarte, da der Spieß mit einem Barte, das ist ein Art Beil versehen ist und so mit dieser Waffe sowohl gestochen als auch gehauen werden kann, sie auch vornehmlich zum Durchhauen des Helmes diente), sehr im Vortheil stand.

„Das war kein Kampf“, erzählt er, „sondern nur ein an dem Kriegsvoll Herzog Leopold von jenen Gebirgsleuten verübtes Hinschlachten einer zum Opfertode geführten Herde“. Die Eidgenossen ließen ihrem Grimm Lauf und erschlugen die Ritter „Fische im Neze“. Fünfzehnhundert fielen unter den Streichen der Bauern, ertranken im See und nur ein kleines Häuflein rettete sich mit dem Herzog, „gleichsam halbtodt vor ungemeiner Betrübniß“ war.

Nicht günstiger fiel ein nahezu siebenzig Jahre später unternommener Versuch, die alte Oberhoheit über das Schweizerland zu behaupten. Herzog Leopold I. ein tapferer, aber auch ungestümer und heißblütiger Herr, war Reichsvogt in Ober- und Nieder-Schwaben und nahm davon Anlaß, sich in die Streitigkeiten zwischen dieser Landschaft mit den Eidgenossen zu mengen, gewiß nicht ohne Nebenabsicht, die Herrschaft wieder über Schweizergebiet auszudehnen.

Ein vom Grafen von Kyburg ausgeführter, auf die Stadt Solothurn entfehlte den offenen Krieg,

id

u

niederlagen der Adelspartei auch Herzog Leopold III. einzutreten sich verpflichtet. Er berief die Vasallen aller seiner Länder, auch fremde Ritter schlossen sich ihm an, so daß der kriegslustige Fürst das größte Heer zusammenbrachte, das noch je in die Schweiz einbrach. Kein Wunder, daß er eben so siegesgewiß war wie sein gleichnamiger Ahnherr, aus dessen Mißerfolg doch so manche Lehre hatte gezogen werden können.

In der Nähe des Städtleins Sempach, auf einem Höhenzug, der gegen den Sempacher-See abfällt, erwarteten die Eidgenossen am 4. Juli 1386 ihre furchtbaren Gegner. Herzog Leopold III. hatte zwar zahlreiches Fußvolk bei sich, eilte aber mit der Ritterchaft voraus und konnte im Angesicht des Gegners die Kampfslust nicht zügeln. Er wollte auf das Fußvolk nicht warten, gab daher, da ein Kampf zu Rosse nicht möglich war, den schwer gepanzerten Rittern den Befehl zum Abzigen.

Nun drangen die Eidgenossen, vom Schultheiß Petermann von Gundoldingen geführt, gegen die eisenstarrten Ritter vor, welche in dreifachen Reihen mit vorgehaltenen langen Spießen eine schier unbezwingliche Phalanx bildeten.

Lange verzweifelten alle Angriffe der Schweizer daran, bis — so erzählt eine von der historischen Kritik angezweifelte Ueberlieferung — der Schweizer Arnold Etzikon von Winkelried sich opferte, um die starren Reihen der Ritter zu brechen. Er empfahl den Eidgenossen Weib und Kinder, denen mögen sie entgellen, was er jetzt an ihnen thun wolle; darauf umfaßte er mit seinen Armen die Spieße der Feinde, drückte sie in seine Brust und machte so den Feinden eine Gasse."

Wahrscheinlich, ob es sich gerade auf diese Art zutrug, gewiß ist nur, daß die Reihen der Ritter endlich durchbrochen wurden und die Scenen von Moorgarten sich wiederholten. Bei der herrschenden Hitze wurden die schweren Rüstungen noch unerträglich, und was nicht den Streichen der Schweizer erlag, erstickte jämmerlich in den Harnischen.

Herzog Leopold hielt tapfer aus und warf sich, als der Träger des Banners von Oesterreich fiel, in das dichteste Getümmel, um dasselbe zu retten. Dabei stürzte er und wurde von einem Sennen, obwohl er rief: „Ich bin der Herzog!“ erschlagen, so daß der Dichter Peter Suchenwirt von ihm mit Recht sagen konnte, daß „er den Tod nicht, aber die Schande mied“.

Nun war alle Ordnung gelöst und die Ritter dachten an die Flucht. Aber der Lauf nach den Pferden war vergebens, der Troß hatte sich, aus der Ferne die Niederlage der Herren sehend, längst geflüchtet, und das Blutbad von Moorgarten wiederholte sich bei Sempach. Ueber zweihundert Ritter aus den edelsten Geschlechtern fanden an den dauerlichen Waffen der Schweizer ihr Ende.

Man kann diese Schlachten mit gutem Recht als blutige Wahrzeichen einer unaufhaltsam vorbereitenden Wendung des Wehrwesens bezeichnen. Mit dem schwindenden Ritterthum trat das Fußvolk wieder in den Vordergrund, an Stelle der Schweren trat die leichtere Beweglichkeit des Kämpfers.

Von Wichtigkeit für die Kriegsführung jener Zeiten ist auch die Schlacht bei Danksdorf oder Ampfing, durch welche der seit acht Jahren wüthende Streit um die Kaiserkrone zwischen Friedrich I. dem Schönen von Oesterreich und dem Baier zu Gunsten des letzteren entschieden wurde. Der schwankende Ausgang hing erst nach dem Gelingen der eigenthümlichen List — dem Gebrauch von Pfeilen — auf die bayerische Seite.

Von beiden Theilen suchte man eine endgültige Entscheidung herbeizuführen, es wurden alle Streitkräfte und Bundesgenossen aufgeboten, zu welchen auf Friedrich's Seite König Karl von Ungarn, die Bischöfe Friedrich von Salzburg und Albrecht von Passau, namentlich aber sein Bruder, Herzog Leopold von Oesterreich, den man aus der Schlacht bei Moorgarten kennen, gehörten, während zu Ludwig dem Bayern der König Johann von Böhmen und zahlreiche deutsche Fürsten hielten.

Im September 1322 waren sich die beiden Heere ganz nahe gerückt, aber sich der Marsch Herzogs Leopold aus den Vorlanden sehr verzögerte, war Friedrich's an Zahl dem bayerischen nicht gewachsen. Wohl riefen ihm seine erfahrenen Feldhauptleute Ulrich und Heinrich von Wallsee und der alte Landmarsch Dietrich von Pillichdorf zum Rückzuge, aber Friedrich wollte davon nichts wissen, sondern sandte Boten an seinen Bruder Leopold, um Verabredungen zu treffen, um dessen Ankunft zu sichern, da er den 28. September zum Schlachttag bestimmte.

Diese Boten aber wurden abgefangen; trotzdem Friedrich in Ungewissheit über seines Bruders Hilfe war, beharrte er doch auf seinem Entschluß, indem er unmutig rief: „So viele Witwen und Waisen habe ich gemacht, und Unheil so viel an der Christenheit begangen, daß ich den Streit nicht länger aufschieben mag, gehe es mir, wie es wollte.“

So begann denn am bestimmten Tage um fünf Uhr Morgens die Schlacht, sie gestaltete sich durch die Tapferkeit der österreichischen Ritter günstig für Friedrich, der in vergoldeter Rüstung, den goldenen Reichsadler als Helmzier, wacker mitfand. Das böhmische Fußvolk fing zum Weichen an und König Johann entging kaum der Gefahr, vom österreichischen Bannerträger Dietrich von Pillichdorf gefangen genommen zu werden. Mit Mühe brachte Heinrich von Bayern mit den städtischen Truppen die Schlacht wieder zum Stehen, aber bald schwankten auch diese und die Schlacht schien für Friedrich entschieden.

Da wirbelte im Rücken der Oesterreicher eine gewaltige Staubwolke auf, und Reiter Schaaren mit den österreichischen Feldzeichen sprengten heran; sie wurden als die vermeintlichen Truppen Herzogs Leopold mit Jubel begrüßt. Aber in der Nähe gekommen, warfen sie sich ungestüm auf die überraschten Oesterreicher, die zur Erkenntniß der List kamen, als sie, theils zeriprenzt, theils von allen Seiten eingeschlossen waren. Diese List war ein Werk Friedrich's IV. von Zollern, Burgrafen von Nürnberg, der dafür die Belehnung mit der Mark Brandenburg erhielt und der Stammvater des preussischen Königshauses war. Trotz verzweifelter Gegenwehr war die Sache Friedrich's verloren, denn auch die ungarischen Hilfstruppen konnten keine Rettung bringen, weil sie sich heutelüsternd zerstreut hatten. Friedrich der Schöne selbst, sein Bruder Heinrich, der Erzbischof von Salzburg und fast der ganze Adel wurden gefangen. Von den Rittern gerieth 1500 in Feindeshand, 5000 Streiter beiderseits deckten mit ihren erschlagenen Reitern die Wahlstatt, darunter der greise Held Albrecht von Trautmannsdorf, er mit seinen vier Söhnen: Herrand (seines mächtigen Gliederbaues wegen „große Ritter“ genannt), Hektor, Konrad und Leopold, dann mit den Söhnen und Enkeln jener vierzehn Trautmannsdorfe, die ihre Treue gegen Rudolf I. in dem Marchsfelde mit ihrem Blute besiegelt hatten, herbeigeeilt war, um in der Entscheidungsschlacht mitzukämpfen. Von diesen Helden, insgesamt 23 an der Zahl, blieben nur drei am Leben: Albrechts beide Söhne Herrand und Hektor und sein junger Enkel Albero, die übrigen 20 todt auf der Marchsfelde.

In den zahlreichen Kriegen Kaiser Friedrich III. (geb. 1415, gest. 1496) mit seinem Bruder Albrecht VI. (geb. 1418, gest. 1463), dann mit den Ungarn und Polen, nahm der Gebrauch von Söldnern immer mehr überhand. Verfall der alten Heeresorganisationen, noch mehr aber die Notwendigkeit, in den politischen Kriegen stets eine verlässliche und geübtere Waffenmacht zur Hand zu haben, was die Aufzucht sein konnten, drängten in gleicher Weise, sich immer mehr Söldtruppen zuzumenden. Der Nachteile, welche damit für die Länder verbunden waren, gedenkt bereits Ermannung: es ist jedoch unbestreitbar, daß das Söldnerwesen eine nicht zu umgehende Nothwendigkeit, eine Art Zwischenstufe in der histor-



Kämpfende Reiter. Seite 47.)

Entwicklung des Heerwesens, von den ersten auf allgemeiner Theilnahme des Volkes bis zu den auf allgemeiner Wehrpflicht beruhenden Armeen unserer Zeit bildete.

Jede wichtigere geschichtliche Phase schafft sich ihre Typen und es ist dies namentlich mit dem Kriegswesen der Fall. Bedeutende Individualitäten wissen sich unter den äußeren Umständen zur Geltung zu bringen, nur nehmen sie von diesen ein gewisses Maß an, das dann eben charakteristisch für die Zeit und die Verhältnisse ist, in welchen sie hervorgingen. Das Söldnerwesen, das sich zuerst in Italien ausbildete, dort, begünstigt durch die zahlreichen kleinen Herrschergebiete und Städterepubliken, am ehesten blühte und die Condottieri (Anführer) schuf, ist hervorragend reich an Beispielen, welche dessen Verzüge und Nachteile deutlich illustriren.

Für die österreichische Kriegsgeschichte im fünfzehnten Jahrhundert greifen wir zwei Beispiele heraus, an welchen sich besonders die oft übergroße Macht solcher Söldnerführer zeigt.

Andreas von Baumkircher (richtiger geschrieben wäre Baumkircher), aus dem sehr begüterten krainischen Geschlechte entstammend und 1409 geboren, war einer der berühmtesten Krieger seiner Zeit, riesig von Gestalt, gefürchtet wegen seiner seltenen Leibesstärke und tollkühnen, seiner Gefahr achtenden Tapferkeit. Er war durch lange Zeit einer der treuesten Anhänger des Kaisers Friedrich III., dem er nicht bloß durch seinen eigenen gewaltigen Arm Dienste leistete, sondern auch auf eigene Kosten ausgerüstete und unterhaltene Söldnerschaaren zuführte.



Baumkircher's Heldenthats in Wiener-Neustadt. (Seite 20.)

Als die österreichischen Stände unter Anführung des ehrgeizigen Ulrich von Egging (geb. 1398, gest. 1460, Hofmeister, d. i. eine Art Finanzminister von Österreich) den Kaiser im Jahre 1452 in Neustadt belagerten und bei einem Gefecht am 28. August in Verfolgung der Vorposten durch das Wiener Thor in die Stadt einzudringen drohten, warf sich Baumkircher den Feinden entgegen und widerstand denselben, obwohl aus dreizehn Wunden blutend, fast allein so lange, bis hinter ihm die Brücke abgeworfen und das Schuttgitter herabgelassen worden war, welches letzteres er mit genauer Noth durch einen gewagten Satz mit seinem schweren Streitross erreichte. Ohne diese heldenmuthige That, welche ihm in der Geschichte den Beinamen des österreichischen Horatius Cocles verschaffte, wäre der Kaiser der Gefangenschaft nicht entgangen. (Hier oben.)

Auch in dessen Kampf mit dem Bruder Herzog Albrecht im Jahre 1461 blieb Baumkircher treu zu Kaiser Friedrich und schlug, während die herzogliche Partei unter des Bürgermeisters Wolfgang Holzner Führung den Kaiser in der Wiener Burg belagerte, mit seinen Söldnern das nahende Heer des Herzogs Albrecht in die Flucht, dann sich mit der zum Entsatz nähernden böhmischen Armee des Königs Georg Podiebrad vereinigend, der auch den Frieden und die Befreiung des Kaisers vermittelte.

Friedrich III. anerkannte alle diese Dinge mit — Worten, er schlug ihn ein zweitesmal zum Ritter und machte ihn zum Landeshauptmann von Steiermark, aber an eine Wiedererstattung der Auslagen und Verluste, die Baumkircher in seinem Interesse getragen, dachte niemand. Zum großen Theil mochte die Geshweth, mit welcher Friedrich stets kämpfte, daran Schuld tragen, aber auch sein eigenthümlicher Charakter wirkte gewiß mit, wenn Baumkircher mit seinen berechtigten Forderungen hingehalten, getröstet und endlich ganz abgewiesen wurde. Treffend sagt ein österr. reichthümer Historiker von Friedrich III., daß er „kleinliche Schlaueit für Weisheit, Kargheit und Verschwendung zu gleicher Stunde für gute Wirthschaft gehalten habe“.

Da kam denn endlich leider die so oft bewiesene, mit Opfern von Gut und Blut besiegelte Anhänglichkeit Baumkircher's ins Wanken. Er schloß sich einem Bündniß mißvergnügter steirischer Abelter an, brachte mehrere landesherrliche Schlösser und Güter gewaltsam in seinen Besitz, knüpfte Verbindungen mit dem Ungarkönig Matthias Corvin an und spielte diesem die Stadt Leibnitz in die Hände. Aber sein Gewissen konnte sich dabei nicht beruhigen und 1471 suchte er sich wieder dem Kaiser zu nähern, er vermittelte auch die Unterwerfung des mächtigen steirischen Landesherrn Andreas von Greifenegg. Kaiser Friedrich nahm die Anerbietungen Baumkircher's günstig auf und forderte ihn unter Zusicherung zwölfstündigen freien Geleites auf, nach Graz zu kommen, damit seine Forderungen geprüft und verichtigt werden könnten.

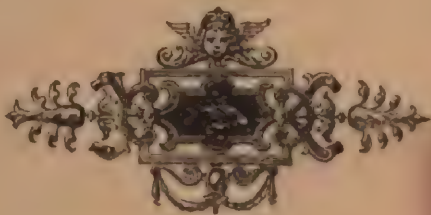
Am 21. April 1471 fand sich Baumkircher in Graz ein, wo er freundlich aufgenommen wurde, und die Räte des Kaisers nahmen anscheinend seine Rechnungen und Papiere vor. Aber diese Arbeiten und die Freuden der Tafel nahmen viel Zeit weg, und da mit Sonnenuntergang das ihm zugesicherte freie Geleit erlosch, bat er um Verlängerung desselben. Man gab zur Antwort, das hinge vom Kaiser ab und hielt ihn weiter hin, bis die Zeit seiner Sicherheit fast abgelaufen war. Nun ernstlich beunruhigt, verließ er das Schloß und jagte dem Stadthof, sogenannten Murrhof, zu. Aber als er schon im Angesichte desselben war, schlug die verhängnißvolle Stunde, das Gatter rasselte nieder und der Führer der Wache kündigte ihm seine Haft an. Sofort traten ein Priester und der Scharfrichter herbei, und obwohl er 60.000 Gulden und Uebergabe aller seiner Schlösser bot, wurde er doch noch in derselben Stunde enthauptet. Mit ihm starb gleichen Todes Andreas von Greifenegg und beide wurden dann bei den Minoriten zur Erde bestattet. Baumkircher's Leiche wurde später nach dessen Herrschaft Schlaming (Szalona in der Eisenburger Gespanschaft, unweit Steinamanger) gebracht, woselbst im dortigen Schlosse noch heute dessen irdische Ueberreste ruhen.

Vielleicht noch charakteristischer für die Zeit und ihr Kriegswesen ist die Erscheinung des Söldnerführers Zisra von Brandels (Bild Seite 33), der, um 1400 geboren, sich von dunkler Herkunft zu einem der bedeutendsten Krieger seiner Zeit, zeitweilig

deren Ertrag man Mietstruppen unterhielt, die mehr und mehr den Charakter stehender Heere annahmen. Damit kam die zweite große Phase des Kriegswesens zu Abschluß, in welcher, von dem Ritterthum beeinflusst, das Hauptgewicht auf Reiterei lag. In den Kriegen mit Hussiten und Schweizern, mit Mongolen und Türken zeigten sich die Mängel dieses Wehrsystems allzu deutlich und die zunehmende Verbreitung der Feuerwaffen wirkte noch mit, um wieder das Fußvolf in die wichtigste Stelle zu rücken, die es unter der ältesten Wehrverfassung gleichfalls eingenommen hatte. Mehr und mehr bildete sich das Kriegswesen zu einer Wissenschaft aus, die auch von den untersten Stufen ihrer Ausübenden eine gewisse Schulung bestimmte Fertigkeiten forderte, welche von den wahllos einberufenen Massen eines allgemeinen Heerbannes oder Aufgebotes nicht zu verlangen waren. Obwohl diese Einrichtung fortbestand, machte man doch nur in den seltensten Fällen und nur bei äußerster Noth davon Gebrauch.

An der Schwelle dieser neuen Periode finden wir an der Spitze des Deutschen Reiches und der österreichischen Stammlande einen der bedeutendsten Fürsten des Habsburgischen Blutes, Kaiser Maximilian I., den Sohn Kaisers Friedrich III. So wie auf seine Erscheinung und seine Thaten einerseits noch der volle Abglanz einer dahinsinkenden Zeit fällt und er nicht ganz mit Unrecht der „letzte Ritter“ genannt wird, so greift er auch thatkräftig in die neue Zeit und weiß das Wachen und Treiben derselben lebensvoll zu gestalten. Von ihm rührt nicht bloß der Gedanke eines Zusammenschlusses der drei großen nationalen Gruppen, welche die Monarchie bilden, zu einem mächtvollen Staatsganzen, sondern er legt auch den Grund zu der eigentlichen österreichischen Armee, die bis zu unseren Tagen als das Symbol und der nie wankende Schutz dieser Staatsgemeinschaft gilt.

Bevor wir jedoch in diese neuere Zeit eintreten, müssen nicht bloß die Wehrverhältnisse jener Länder besprochen werden, welche — wie Ungarn und Böhmen — bis zum sechzehnten Jahrhundert eine besondere und oft sehr wichtige Rolle spielten, sondern einige Abschnitte sind auch eigenartigen Erscheinungen des Kriegswesens der älteren Zeit zu widmen, die zu wichtig und interessant sind, um nur mit einer vorläufigen Erwähnung während der allgemeinen Darstellung des Kriegswesens gebührend gewürdigt werden zu können.



Das Ritterthum.

Aus der Ausbreitung des Lebenswesens, das den alten germanischen Begriffen der Gleichheit an Rechten und Pflichten ein Ende machte, bildete sich ein neuerer Kriegsadelsadel heran. Er führte anfänglich die Bezeichnung *Milites* (Krieger) — nachdem in den Kriegen mit Ungarn die Reiterei zur Hauptwaffe geworden — die der Ritter, von ihrem Dienst zu Pferd, da jener zu Fuß bald als unwerthig galt.

Aus Ministerialen (landesherrlichen Beamten), Dienstmannen und Lansträgern schlangen sie sich zu einem bevorzugten Stande empor, der zwar gewisse Dienstbarkeit nicht ausschloß, aber diese haftete mehr an dem ihnen vererbten Besitz als an ihrer Person, sowie umgekehrt die Ritterwürde nicht erblich war, sondern an gewisse Eigenschaften, wie Tapferkeit und Unbescholtenheit, geknüpft war. Von jedermann, auch den Landesfürsten selbst, besonders erworben werden mußte. Zugänglich war die Ritterwürde jedem Freigebornen zugänglich, sie bildete aber bald das besonderes Vorrecht des neu entstandenen Adels, und nur sehr selten erhielt sie auch jemand, der nicht durch die Geburt schon „edlen Geblütes“ war.

War ursprünglich der Ritterschlag mehr die äußere Befräftigung erworbener Tugenden, so erforderte er bald eine besondere Erziehung und Vorbereitung. In sehr jungem Alter, meist schon mit acht oder zehn Jahren, kamen die Knaben in das Hausgefolge eines angesehenen Ritters, um sich jene Denkwürdigkeit und Fähigkeiten anzueignen, die man später von ihnen verlangte. Mit fünfzehn oder sechzehn Jahren, wenn der solcher „Novize“ körperlich kräftig entwickelt und geschickt in der Führung der Waffen war, erfolgte seine Ernennung zum Knappen (Edelknecht, zum Unterschied von den um Sold dienenden oder unfreien Knechten), als welcher er des Ritters Wappen und Waffen zu betreuen hatte und steter Begleiter desselben war, mochte es sich um die Fehde oder zu Festlichkeiten gehen. Die Obhut ritterlicher Gefangenen fiel ebenfalls den Edelknechten zu.

Mit erreichtem einundzwanzigsten Lebensjahre durfte der Knappe um den Ritterschlag ansuchen, und hatte er seine Pflichten im Krieg und Frieden gehörig erfüllt, seine Tüchtigkeit im Kampfe bewährt, so wurde ihm der Ritterschlag unter großen Feierlichkeiten, meist durch einen Landesfürsten oder einen sehr angesehenen Ritter, zu Theil.

Für diese Handlung war ein besonderes Ceremoniell festgesetzt. Nach vorausgesetzten strengen religiösen Uebungen, durch mehrtägiges Fasten, Beichte und Communion von allen Sünden gereinigt, fanden sich die zum Ritterschlag bestimmten Knappen an Orte der Feierlichkeit ein. Weder sie selbst noch ihre Pferde durften irgend einen Schmuck oder Rüstung tragen, nur ein langes dunkles Kleid war ihnen gestattet. Unter Aufsicht eigens hiezu bestimmter jüngerer Ritter mußten sie baden — das war ein weiteres Symbol der inneren Reinigung — worauf sie, in eine weiße Gewand, zur Kirche zogen. Nach dem Gottesdienst fand ein Mahl statt, an dem sie aber nur passiven Antheil hatten, da sie an einem besonderen Orte den vorgesetzten Speise nicht essen, auch weder lachen oder sprechen durften. Am Ende der feierlichen Handlung in die Kirche, wo sie, mit Waffen versehen, die Nacht über wachen mußten.

Am andern Morgen abgelöst, war ihnen eine kurze Erholungsfrist gestatet, dann ging es wieder zur Kirche, wobei besondere Schildträger die Schilde und Schwerter der neuen Ritter trugen; an den nach oben gehaltenen Handgriffen war die goldenen Sporen — das Merkmal der Ritterwürde — befestigt. Von allen Mittern geleitet, traten die Novizen vor den Altar und nach beendigter Messe fiel sie auf die Knie und baten um den Ritterschlag, der durch Auflegen des bloßen Schwertes auf den Rücken im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg vollzogen wurde, worauf sie von allen anwesenden Mittern den Bruder erhielten.

Der hierauf abgelegte Ritterschlag verpflichtete zur Vertheidigung des Landes und Vaterlandes, zur Schutze der Frauen und Unterdrückten, zur Hingabe des Gutes für das allgemeine Wohl und das Heil der Kirche u. s. w. Nun erst wurden ihnen von anderen Mittern das Schwert umgürtet, die Sporen angeheftet und Rüstung angelegt, worauf mit dem Segen des Priesters, meist eines Bischofs, Feierlichkeit schloß. Daran knüpften sich meist wochenlange Festlichkeiten, besonders Kampfspiele, bei welchen die jungen Ritter Gelegenheit hatten, ihre Kraft und Gewandtheit zu zeigen. Häufig verlegte man den Ritterschlag auf besondere Festlichkeiten, Reichstage und Fürstenzusammenkünfte, um Abwechslung in das Gepräge zu bringen.

Für besonders verdienstliche Thaten am Schlachtfelde wurde der Ritterschlag vom Feldherrn auch vor dem Feinde erteilt, wobei dann viele Ceremonien stattfanden, die neuen Ritter aber bei der nächsten Gelegenheit den Ehrenvortritt hatten, die schwierigsten und gefährlichsten Posten zu erhalten. Aber auch im gewöhnlichen Leben standen solche Männer in höherem Ansehen; man nannte sie „Tapferkrieger“, im Gegensatz zu den „Feigkrieger“, wie jene genannt wurden, die zu Friedenszeiten im königlichen Palast, auf dem Fußteppich knieend, den Ritterschlag empfingen, daher unterschieden von denen waren, die auf dem Kampffelde zu Mittern geschlagen wurden. Die Benennung galt also bildlich für „Weichling“, wenn sie nicht gar manchmal den Ausdruck „Feigling“ ersetzen sollte.

Die Blüthezeit des Ritterthums fiel in die Kreuzzüge, ja diese waren es, die den Mittern zur Pflicht gemachten Obliegenheiten gegen Glauben und Kirche lausam möglich gewesen. Ja von den waffenkundigen und kampfesfreudigen, aber auch von den vornehm denkenden Saracenen ging so manche Einrichtung in das formenreiche abendländische Ritterthum über, eine Verfeinerung, welche freilich später zum Verfall desselben beitrug. Nicht mehr bloße Gewandtheit in der Waffenführung und Tapferkeit, oder jene einfachen männlichen Tugenden, die sein Eid ihm vorschrieb, genügten, um einen vollkommenen Ritter zu machen, sondern man forderte in jener Zeit auch eine höhere, eine sogenannte „höfische Bildung“.

Schon der in späterer Zeit den Mittern zur Pflicht gemachte „Frauendienst“ (Minne) mußte zu solchen Verfeinerungen führen, die zwar durch kurze Zeit dem Ritterthum erhöhten Glanz und jenen romantischen Anstrich gaben, um deswillen man es auch noch in unserer Zeit bewunderte und nachahmte, aber auch die Hauptursache seiner Ausartungen und seines Verfalles waren. Besonders Sangesgabe und Dichtkunst waren hochgefeierte ritterliche Eigenschaften und aus dem Bereich des Ritterthums gingen mehrere berühmte Dichter und Dichtungen hervor, so z. B. der Ritter Arnberger, in dem man, nicht so doch

gibt es eine große Anzahl von kleinen, die in der Regel in der Nähe der großen sind, und die in der Regel in der Nähe der großen sind.

Entsprechend dieser Bedeutung ist die Schreibung mit *u* gebräuchlich, mag sie in letzteren Jahren auch mehr Geltung in literarischer Hinsicht. Der Bauer magz wohl fast fast ausbleiben, sondern auch wohl ausbleiben. Man er habe es wohl das in der und ein Zusammenhang von Zusammenhang zwischen, sondern auch in der „Bauern“ Bauern oder Bauer und in der Ringelreihen der „Bauern und Bauer“ in einer Reihe, ebenfalls Bauer und Bauer.

[illegible]

Durch den Kampf entstanden, war auch dieß aus der Kampfszeit der obersten und gewissermaßen die Quantität des Ritterthums. Wer er sich nicht in der Nähe, machte er, wie die Kreuzzüge lehren, in der Ferne gesucht, und der „jährende Ritter“, der von Land zu Land zog, in allen Thälen umhert, und sein Schwert in allen Waffen kreuzte, war nur ein Vorläufer jener Soldaten, die heute diejem, jenem Herrn dienten. Dieser Freude am Kampfe entsprachen die Turniere, ähnliche Kampfspiele, in welchen man sich, wenn es schon nirgends ernstliche Fehde gab, doch ein Spiegelbild derselben im Frieden schuf und die eine größere Bedeutung hatten, als bloße Waffenübungen.

Peter Suchenwirt, ein österreichischer Dichter des vierzehnten Jahrhunderts (Wien?), sagt zum Lob der Turniere: „Der Turnay ist erfunden zu Spiel und Leger Uebung der Mitterschaft, denn er lehrt im Streite geordnet reiten, Hotten (Hörner) vordringen, zu Hesse ringen, über den Sattel sich biegen, durchbrechen, zanken (das Pferd reißen), mit dem Zaum Manchem zu nahe kommen, der fest zu sitzen muß. Er lehrt, wie man Gäste mit Schonung, die bösen Zagen (Feige, schlimme Menschen) aber mit aller Strenge behandeln soll. Beim Turnay werden Weimmen (Weiden) wie die Schminke vor der reinen Haut. Der Turnay hindert das Lungenlatzen und straft Lügner, die wider Biedermänner und werthe Frauen Freundschaften austreuen; diese soll man so schlagen, daß sie ihrer Lügen eingedenk seyn. Der Turnay lenkt stolze übermüthige Hälse, die sich zu vornehm dünken zum Trage, er macht Waffengefellen und lehrt die Leute kennen durch Thaten und Reden.“

* Sein Haus stand an der Stelle, wo heute das k. k. Kriegsministerium erbaut ist; er starb um das Jahr 1401.

Man wird wohl zweifeln dürfen, ob die Turniere wirklich alle die moralischen Wirkungen ausübten, welche ihnen hier zugeschrieben werden, gewiß ist aber, daß sie das Ritterthum von hoher Bedeutung waren. Man unterschied Turniere, welche Anlaß von Festlichkeiten, und solche, die alljährlich zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten abgehalten wurden. So fanden im Mai jedes Jahres Turniere zu Neustadt, Eggenburg und Steier statt; berühmt wegen Pracht und weitem Zuspruch waren jene in Graz.

Einige Tage vor Beginn der Kampfspiele hingen jene Ritter, welche das theilnehmen wollten, ihre Wappen am Turnierplatze auf. Herolde, wappentunde Knappen und eigene „Wappenfolger“ prüften dieselben, denn „turnierfähig“ waren nur unbescholtene edle Ritter. Man unterschied das „Gesteck“, wo mit stumpfen Lanzen gerannt wurde, um den vollkommen geharnischten Ritter aus dem Sattel zu heben, und das „Scharfrennen“, wo die Lanzen Eisenspitzen hatten, der Reiter weniger geschützt war und es auf die doppelte Geschicklichkeit ankam, den Stoß des Gegners mit dem Schild aufzufangen und ihn mit der eigenen Lanze an einer bedeckten Stelle zu treffen. Solche Turniere kosteten fast immer blutige Opfer, da sie waren der Uebergang zu den „gerichtlichen Zweikämpfen“, in welchen unter bestimmten dem Turnierwesen entnommenen Formen Streithändel ausgetragen wurden. In diesen setzte man, wenn der Kampf mit der Lanze keine völlige Entscheidung brachte, ihn mit Schwert oder Streitkolben, bis zur völligen Besiegung eines Theiles auch zu Fuß fort.

Neben den ritterlichen Kämpfen liefen bei den eigentlichen Turnieren noch andere Uebungen, in welchen die Geschicklichkeit im Reiten und in der Waffenführung, als auch körperliche Anmuth zur Geltung kommen konnten. Hieher gehören die „Ringrennen“, das „Buhurden“ (ein Scheinkampf größerer Parteien zu Pferde), „Tyost“ (ein Scheinkampf mit stumpfen Waffen) u. s. w.

Für alle diese Uebungen waren Preise ausgesetzt, welche durch Kampfsrichter zuerkannt und von einer der anwesenden Damen dem Sieger eingehändigt wurden. In späterer Zeit verband man mit den Turnieren übergroße Pracht und kleidete dieselben in ein mythologisches Gewand. So berichtet der vorerwähnte Suchenwarter selbst Turnier-Herold war, über ein Turnier, bei dem Frau Venus und Cupido an der Spitze von zweihundert reichgeschmückten Damen den Vorsitz führten, und viele solcher Kampfspiele wurden zur Ehre bestimmter Frauen oder im Allgemeinen „Frau Minne (Liebe) zu Preis und Lob“ abgehalten.

Zu den berühmtesten deutschen Turnieren gehören die von Kaiser Friedrich Barbarossa auf dem Reichstage zu Mainz vor seiner letzten Heerfahrt nach Palästina (Pfingsten 1184) abgehaltenen. Eine neue Stadt von Hütten und Zelten entstand am rechten Rheinufer, da die Stadt die Menge der Gäste nicht fassen konnte, aus ganz Deutschland und Europa zugeströmt waren. An 70.000 Ritter mit Gefolge hatten sich eingefunden, dazu fast alle deutschen Fürsten, Grafen, Bischöfe u. s. w. Durch drei Tage dauerten die Kampfspiele, an welchen der greise Kaiser selbst, im jugendkräftig, theilnahm und schließlich seine beiden Söhne Heinrich und Friedrich den Ritterschlag schlug. Noch lange sprach man im Volke von den glanzvollen Festtagen, zu welchen Kaiser Friedrich, wie die Chronisten erzählten, „das ganze Reich zu Gast geladen hatte“.

Das waren noch glanzvolle Zeiten des Ritterthums, in welchen dasselbe nicht bloß auf Aeußerlichkeiten beruhte, sondern jene unbedingte Lehenstreue ge-

welche seinem Uppring eigen war. Dies sollte Kaiser Friedrich Barbarossa erfahren, als er (1167), nachdem sein Heer vor Rom fast ganz den Seuchen war, mit nur wenigen Getreuen auf einem fluchtartigen Rückzuge zu Susa an des Mont Genis ankam. Der lombardische Städtebund sendete Mörder ihn aus und ließ auch die Bürger von Susa gegen ihn aufwiegeln. Es nahm ein Mörder, Hartmann von Siebeneichen, der dem Kaiser an Gestalt



Hiertra von Brandeis. (Seite 26.)

aussehen glich, dessen Lager im kaiserlichen Zelt ein und verblutete unter den Händen der Mörder, um seinem Herrn Zeit zur Flucht nach Deutschland zu verschaffen. Die ritterliche Rüstung und Bewaffnung veränderte sich im Laufe der Zeiten und wurde seltsamerweise immer schwersälliger, bis das Ueberhandnehmen des Harnises und der Feuerwaffen dieser Rüstung ein Ende machten. Uebrigens liegen in vielen Gräbern und Denkmälern nur spärliche Zeugen für die früheren Rüstungen des Ritterthums vor. Die ersten Helme waren rund, ließen das Gesicht

unbedeckt und entbehrten noch des späteren beweglichen Visirs. Manchmal reichte Eisensteg (Stirnberg) vom Helm über die Nase herab, um das Gesicht etwa

Der Körper war anfänglich ausnahmslos nur durch einen Reitharnisch (Ketten-, Platten-, Ring- oder Schuppenharnisch) geschützt, der sich dem Körper anschloß und über welchen je nach Bedarf ein Federkoller oder Wappentuch oder noch kostbareren Stoffen gezogen wurde. Der obere Theil eines solchen Harnisches hieß Halsberge, der untere Beinberge. Erst nach und nach fing man an, die Beine mit ganzen Eisenharnischen oder Eisenschienen, die mit Riemen verbunden zu schützen, woraus endlich die Plattenharnische entstanden, deren Verfertigung eine besondere Kunst bildeten und oft durch die kunstreiche Eiselierung oder Gravirung auf den Rüststücken sich als echte Künstler erwiesen. Berühmt waren Mailänder Harnische, aber auch jene von Augsburger oder Nürnberger Harnischwebern waren sehr geschätzt. Das kaiserliche Hofwaffenmuseum im Arsenal zu Venedig besitzt noch viele Rüstungen und Waffen, welche wahrhafte Meisterwerke der Metalltechnik sind und zu welchen namhafte Künstler, wie Hans Meierich und Andere, die Entwürfe entworfen haben.

Die Plattenharnische bestanden aus einzelnen Theilen: „Schleier“, „Brustplatten“, „Koller oder Collier“, „Beinschienen“ u. s. w., welche oft aber auch durch sinnreich angebrachte Schrauben verbunden und so zu einem Ganzen verbunden waren. Selbst die Hände und die Füße waren durch aus Schuppenblättern bestehende Handschuhe oder massive Eisenschuhe geschützt. An den letzteren waren Sporen befestigt, sondern sie liefen gegen vorne in lange spitze Sporen, die jede Bewegung zu Fuß vollkommen unmöglich machen mußten, wie die Schweizer Schlachten hörten.

Besonders vielgestaltig waren die Helme. Von der einfachen Helmhaube, die flach am Kopfe liegt, kam man zu den abenteuerlichsten und förmliche Hüte, die einem umgestürzten Barbierbecken glichen, ja zu den als Helme von Eisen gestalteten, und in der Ambraßer Sammlung befindet sich ein Harnisch, dessen Kopfzier aus einer Art Teufelskopfe besteht. Helme der Fürsten und großen Herren waren meist „verkrönt“, d. h. mit Kronen oder anderen Schmuck, der gemeiniglich dem heraldischen Abzeichen entsprach. Die Helmzier ist auch jetzt noch ein Bestandtheil der Rüstung, und ihr gehörten auch die verschiedenfarbigen Federn oder der Schmuck, welchen besonders die österreichischen Ritter trugen und daher von den Schweizern „Pfauenschwänze“ geheißen wurden. (Bild Seite 41.)

Nach und nach wurde überhaupt viel Luxus, besonders mit Bezug auf die Rüstung, getrieben, und große Herren liebten es, so wie König Friedrich I. von Preußen, vergoldete Harnische zu tragen. In alten Schlachtenberichten wird von der prunkvollen Rüstung erzählt, und als Vladislav II. im Jahre 1479 Prag einschloß, hob er sofort die Belagerung auf, da seine Kundschafter ihm berichtet hatten, daß bei Pilsen „alle Berge von den vergoldeten Helmen, Schilden und Rüstungen des heranrückenden deutschen Heeres des Königs Konrad III.“ zu sehen seien.

Der geschlossene Helm wie überhaupt der vollkommene Harnisch war stets ein Vorrecht der Ritter. Die Knappen, das Fußvolk und verschiedene Sturmhäuben (von ihrer Form wohl auch „Grunder“ oder immer offen und ohne Visir.

...wader (von g
...Hausen) abgethe
...zu werden. Der
...r schimpflich, und he
...a. Es bedurfte er
...n die Ritterchaft
...schordnungen einzu
...ierte Aufstellungen

...Abtrigens noch lang
...Rückzug, Ueberfälle
...an nichts und führ
...beschäftigt, das Feind
...gen. Die Kriege
...ähret, sondern waren
...s Heeres war zude
...ntbehrungen und bew
...te und den Troß, A
...heim Beginn des
...so bestand z. B. 12
...auf, daß König Rud
...ie gegen Ottokar I

...die Gefangenen
...aus. Jene Gefan
...en „Schätzungsmä
...verrn zu, der sie zu
...leicher Kategorie aus
...eliger selbst gefangen
...erlegten gezwungenen

...ende Höhe, und für
...von Billichdorf ver
...fund Pfennigen. Auch
...Herzog Leopold V.
...gefangen genommenen
...Kaiser Heinrich VI.
...Leopold's vermählt
...ien sollte. Die Zahl
...ellte Geiseln gesichert.
...in jenen Zeiten eine
...n dieser Beziehung ein
...er und Verließe wurde
...ern ein romantisches
...egelrechten Fehden nich
...er zu nennen, daß im

...wader (von g
...Hausen) abgethe
...zu werden. Der
...r schimpflich, und he
...a. Es bedurfte er
...n die Ritterchaft
...schordnungen einzu
...ierte Aufstellungen

...Abtrigens noch lang
...Rückzug, Ueberfälle
...an nichts und führ
...beschäftigt, das Feind
...gen. Die Kriege
...ähret, sondern waren
...s Heeres war zude
...ntbehrungen und bew
...te und den Troß, A
...heim Beginn des
...so bestand z. B. 12
...auf, daß König Rud
...ie gegen Ottokar I

...die Gefangenen
...aus. Jene Gefan
...en „Schätzungsmä
...verrn zu, der sie zu
...leicher Kategorie aus
...eliger selbst gefangen
...erlegten gezwungenen

...ende Höhe, und für
...von Billichdorf ver
...fund Pfennigen. Auch
...Herzog Leopold V.
...gefangen genommenen
...Kaiser Heinrich VI.
...Leopold's vermählt
...ien sollte. Die Zahl
...ellte Geiseln gesichert.
...in jenen Zeiten eine
...n dieser Beziehung ein
...er und Verließe wurde
...ern ein romantisches
...egelrechten Fehden nich
...er zu nennen, daß im

kalendrischen und geheimnißvollen Zeichen und Inschriften versehen; ja die sogenannten „Kalenderschwerte“ enthielten auf beiden Seiten der Klinge einen vollkommenen Kalender mit Angabe der Feste und Heiligen. Die geschliffenen Rlingen kamen aus Spanien — von Toledo — und aus Solingen, die ihren Ruf auch heute bewahrt haben; auch Schwertklingen von Paduaner Schmieden waren sehr gesucht.

Die Speere der Ritter führten drei- oder vierseitig geschliffene Eisenspitzen unter welchen manchmal kleine Fähnchen mit den heraldischen Farben oder die Wappen angebracht waren; die Schäfte hatten eine bedeutende Länge, oft mehr als doppelte Mannshöhe, um sich in der engegeschlossenen Reihe den Feind vom Feinde zu halten, wie dies zum Beispiel im Anfang der Schlacht bei Sempach der Fall gewesen zu sein scheint. Außerdem führten die Ritter auch noch Dolche, wenn sie an Brust gekämpft wurde, dann Streitkolben, Fausthämmer in verschiedenen Formen. (Bild Seite 41.)

Noch viel mannigfaltiger waren die vom Gefolge und dem Fußvolk geführten Waffen. Von einer einheitlichen Bewaffnung konnte überhaupt nur bei den Knechten der größeren Landesherren die Rede sein, sonst trug jeder die Waffe, wie sie zu seiner Hand paßte oder eben von der Rüstkammer geboten wurde. Die Hauptwaffen blieben immer Schwert und Lanze; neben diesen kamen aber auch schon zerschnittenen Helmbarten, Partisanen (der Unterschied zwischen den beiden Waffen besteht darin, daß die Partisane ein zweischneidiges Beil unter dem Stiele hatte, während das Beil bei der Helmbarte nur einschneidig war), kurze Spieße, Streitkolben, Mordäxte (Äxt an einem Stiele, der selbe bloß durch seine Länge von der gewöhnlichen Streitart unterschied), Morgensterne (mit Eisenstacheln besetzte Keulen, erst 1347 erfunden), Messer, Fangeisen, Wurfspeie (kurzer Speer oft an einer Schnur, welcher aus freier Hand nach dem Feinde geschleudert wurde u. s. w. vor, ja aus einem Aufgebote, das Herzog Leopold III. im Jahre 1277 an die Stadt Linz ergehen ließ, wissen wir, daß auch eisenbeschlagene Flegeln als Feldmächtige Waffe geführt werden durften.

Als Fernwaffe war in den ältesten Zeiten auch noch die Steinschleuder in Gebrauch; doch wurde sie unter dem Einfluß der von Asien einbrechenden Horden bald vom Bogen verdrängt, zu dem die Pfeile gebündelt oder in einem besonderen Köcher getragen wurden. Wichtiger noch wurde die Armbrust, welche genaues Ziel ermöglichte und größere Tragkraft hatte, so daß die Bolzen auch auf eine Entfernung von zweihundert Schritten noch durch den Kettenpanzer drangen oder den schwächeren Harnisch durchschlugen. Man unterschied die schwächere Armbrust, die mit stählerner Bogen mit der Hand gespannt werden konnte, und schwerere, „Küstgen“ genannt, wo hierzu eine besondere Vorrichtung, der „Spanner“, nöthig war. Mit der am Schaft der Armbrust angebrachten Rinne erzielte man eine sicherere Flugrichtung und man konnte mit derselben auch brennende Geschosse schleudern, um Zelle und Häuser in Brand zu setzen. Zur Zeit, als schon die Feuergewehre aufkamen, ersetzte man diese Rinne auch durch ein Rohr und schoss sogar Kugeln mit der Armbrust. Die Bolzen waren von Holz, mit Eisen beschlagen, hatten in der Spitze oft Widerhaken und verursachten schwer heilbare, häufig tödlich verlaufende Wunden.

Die Armbrustschützen (Armbruster) waren lange Zeit der wichtigste Theil des Fußvolkes und griffen in manchen Schlachten entscheidend ein. Der anfängliche

Bei öffentlichen Festlichkeiten veranstalteten diese „Meister vom Schwert“ Fechtlübungen und Wettkämpfe, in welchen, nach der Sitte unserer Zeit, um „Meisterschaft“ gefochten wurde. Obwohl dies nur „Ruer-Fechten“ (bis erste Blut fließt, von ruoren, d. h. langsam fließen) sein sollten, so gab es doch recht heiße Kämpfe und schwere Wunden.

Die berühmteste Fechtergilde war die sogenannte Bruderschaft St. Marcus, welche zuerst in der freien Reichsstadt Frankfurt am Main auf sich aber bald in allen Hauptstädten verbreitete. Die „Marx-Brüder“, wie sie hieß, bestanden aus einem Hauptmann und vier Meistern. Wo sich Einer Fechter aufthat, da waren die fünf Männer hinter ihm her; er mußte vor die Knie und sie hieben oder stießen ihn zusammen, daß der Besiegte entweder sich ihnen in die Schule gab oder ein anderes ehrsameres Handwerk ergriff. Dadurch erlangte die Frankfurter Fechtschule der Marx-Brüder einen hohen Ruf, und wer eine Fechterschule zu gründen wollte, pflegte in der Herbstmesse nach Frankfurt zu ziehen, um sich von den Meistern des Schwerts approbiren zu lassen. Dies geschah folgendermaßen: der Hauptmann und die vier Meister fochten mit ihm auf einem öffentlichen Plage, vor den Augen der Bürger. Bestand er die Probe, so wurde er mit dem großen Prunkschilde kreuzweise über die Lenden geschlagen. Wenn dies geschehen, legte er für die Bruderschaft zwei Goldgulden aufs Schwert und empfing dann die „Heimlichkeit“, heißt: allerlei Kunstgriffe mit dem Schwerte. Von nun an durfte er das Wappen der Marcus-Brüder führen, einen Löwen, und hatte das Recht, in allen dem deutschen Kaiser unterstehenden Ländern das Fechten zu lehren.

Die Bruderschaft von St. Marcus bestand schon in sehr früher Zeit: ihr Privilegium wurde 1480 von Kaiser Friedrich III. in Nürnberg erneuert, noch einmal 1512 durch Kaiser Maximilian I. in Köln am Rhein, durch Maximilian II. 1566 in Augsburg, endlich das letztemal durch Kaiser Rudolf II. in Prag.

Von einer besonderen Kampfordnung kann erst in den späteren Tagen des Ritterthums die Rede sein, denn am liebsten fochten sie, ihrer ungezügelten Tapferkeit nachgebend, in wildem Durcheinander, wo sich jeder seinen Gegner suchte und der Kampf eigentlich nur eine Reihe von Zweikämpfen war. Das Gefecht begann wo es das Terrain gestattete, mit dem gegenseitigen Anlaufe, wobei jeder der Gegner mit der fest unter den Arm gepreßten Lanze zu treffen und durch die Wucht des Stoßes aus dem Sattel zu heben suchte. Schwere des Pferdes und rasche Führung desselben war für diesen Kampf ebenso wichtig, wie für jenen zu Fuß. Wenn mit dem Schwert oder der Streitart ausgefochten wurde, die Beschaffenheit der Ausrüstung. Denn diese hatte die wichtigsten Schläge auszuhalten, ohne irgendwo zu klaffen und dem Dolk des Feindes Zugang zu gestatten.

Den Rittern folgten in geschlossenen Reihen die Knappen, welche eigentlich nicht am Kampfe theilnehmen durften, sondern nur die auf ihren Gebieter gerichteten Streiche abzuwehren, für frische Waffen und Pferde zu sorgen hatten. Hinter den Reihen der Knappen zogen sich auch die erschöpften oder verwundeten Ritter.

Erst unter König Heinrich I. sollen die Ritter an eine besondere Kampfordnung gewöhnt worden sein, um dem Anprall der magyarischen Reiter besser Stand halten zu können, und der Sieg bei Merseburg (933) war die Frucht dieser Einführung.

Greifenstein an der Donau ein holzener, enger einem Schweinestall völlig gleichenden Kober den fremden Gefängnisort zu zeigen. Die Engländer schnitten Spähne zum Andenken herunter, die sie mit reichlichen solchen „Reliquien“ als heilige Andenken auf. Nichts sondern in kurzer und ritterlicher Haft auf Dürren aus der Zeit seiner Gefangenschaft datirten, an Briefe ausdrücklich sich ausspricht, „vom Herzoge



Der gewaffnete Ritter

werden“ (*honeste circa ipsum moram facimus* gest. 1439) schärft 1438 dem Bürgermeister zur Obhut übergebenen, bei Olmütz gemachten und gehörig mit Speise und Trank zu versorgen in Blödigkeit oder Krankheit verfallen möchte.

Durch Jahrhunderte galt die Ritterliche Würde, die so sehr an das persönliche durch die höchste Geburt nicht ersetzt werden erworben werden mußte. Selbst gekrönte Könige

erwarten, und statt Heldenthaten, wie einst im Kampfe gegen Saladin's ritterliche Saracenen, verübte man nur Grausamkeiten und Verwüstungen.

Der österreichische Spruchdichter Heinrich der Teichner kennzeichnet die „Preußenfahrten“ in beißender Weise, indem er schreibt: „Ein Zug nach Preußen wird, dem gemeinen Vorgeben nach, zur Ehre der heiligen Jungfrau unternommen. Solchem Wahne stimmt ein Vernünftiger nicht bei. Wie könnte Gott der Kreuzes eines Mannes wohlgefällig sein, der, um gegen Ungläubige zu sechten, in ferne Länder zieht und Frau und Kinder daheim der Sorge, dem Kummer und dem Elend überläßt? Derjenige Ritter, welcher als Vater und Hausherr pflichtgemäß Seinen versorgt, sammelt sich gewiß vor Gott so viel Verdienste als der Andere, welcher gegen die ungläubigen Preußen zu Felde zieht. Ist Einem nur um Befriedigung seiner Kampflust zu thun, der kann sie auch in seiner Heimat rühmlich befriedigen; er streite nur wider alles Unrecht zum Schutz der Unschuld, wider Raubschlösser und andere Beeinträchtigungen der Armen und vertheidige vor dem Schrankengerichte unerschrockener Zeuge gegen jedermann die Wahrheit. Sollte ihn ein solcher Kampf auch das Leben kosten, so stirbt er doch wahrlich heiliger, denn auf einer Preußenfahrt. Brächten die Ritter von einem solchen Kreuzzug etwas Nützliches ins Vaterland zurück, so könnte man ihnen denselben nicht so sehr verragen; aber leider steht damit ganz anders. Die Kosten der Reise werden den Dienern und Bauern, welche die Preußenfahrt verwünschen, abgepreßt und viel Geld aus Oesterreich in ferne Länder verschleppt; zu Hause aber drückt Ritter und Knecht eine unziemliche Armut. Wolte man auch dieses gar nicht in Anschlag bringen, so ist doch allgemein bekannt, daß die Ritter von solchen Kreuzzügen nicht frommer, nicht weiser, sondern mit manchen neuen Untugend behaftet zurückkommen.“

Wenn sich auch die meisten dieser Einwürfe gegen die Kreuzzüge im Allgemeinen anwenden ließen, so klingt doch die Klage über den Verfall des Ritterthums zu Zeit des Dichters vernehmlich heraus. Ähnliche Stimmen werden ja noch früher laut, denn der Baienbruder Heinrich des Stiftes Höttinger klagt schon im zwölften Jahrhundert: „Das Leben der Ritter und Frauen ist Gott widerwärtig. Sie lehren all ihre Kunst dahin, wie sie neuer Mode huldigen können, dies ist der Pfad der Hoffahrt, welche den Teufel aus dem Himmel vertrieb.“ Und mag man auch darin nur den Ausdruck einer allem Erdenleben abgewendeten Aseke sehen, in dem menschlichen Thun und Treiben aller Zeiten nur Eitelkeit und Uebel finden, so sprechen spätere Stimmen viel deutlicher und nennen die Dinge beim rechten Namen. „Wieviele Wölfe gleich fielen die Ritter allüberall über das schutzlose Volk“, heißt es in einer Chronik vom Beginn des dreizehnten Jahrhunderts. „Da gab keinen Damm mehr gegen die wildfluthende Rassellosigkeit.“

Die Wurzel des Übels lag eben in der fortwährenden Schwächung der Regierung und endlich auch der einzelnen Landesherren, gegenüber einem stets selbstbewußten und trotziger auftretenden Vasallenthum. Darum klagt auch Walther von Vogelweide (geb. 1168, gest. 1228), obwohl er selbst zu den ritterlichen Kreisen gehörte, im patriotischen Schmerz:

„Untreu hält Hof und Reute,
Gewalt geht aus auf Reute
So Fried als Recht sind

erfreuen möchten; das Roß lenkt er gewaltig, es ist zu schauen, so zierlich setzt es die Füße; der Minne Zeichen aber fährt er. Er fürchtet Keinen; unerschrocken und ritterlich fährt er seinen Feind. Er braucht die Sporen, und Mann und Roß zeigen sich wacker. Viele nieder, Manchen fällt er, der sich sicher vor ihm gewähnt. Ihm das Zeugniß: „Der thut wahrlich das Beste!“ und erklenkt den Dank (den Turnierpreis) zu. So im Schimpfstampfe. Der Ernste?“

„Wenn er die Feinde erblickt und wenn die Heerhaufen erschrickt ihn an Leib und Seele, und sein Muth geht an die Helden!“ spricht er, „wohlan, seid unverzagt und muthvoll; Viedermann an Einem Tag mit den Waffen vollbring, ihm für immer Ehre verschafft. Als solche lasset uns heute erzeigen, sind unser, wir besiegen sie mit Herrengewalt!“ — Sofort vorsichtig das Banner und die vorderste Reihe mit bewährten Mann. Man die feindliche Vorderschaar beobachte, auf welcher Seite sie flüchte; er ordnet die Seinen und geht in St. Georgs Namen los. Da richtet er große Verwüstung an und schlägt viel Feinde. Die Freunde aber steht er hilfreich bei. Ist er durch die Feinde in die Flucht gedrungen, so erhebt sich ein Gefälle und Geschall, der aufschreien. So verwirrt er die Hotten, bis der Feind besiegten. Der Feind gestehen: er ist der tapferste Held, der auf beiden Enden gewonnen. Ohne Wunden kommt er selten heim, er sei nun genugsam.“

So waren denn nicht allein die alte ritterliche Zucht, sondern auch die Tüchtigkeit fast aus dem Ritterthum geschwunden, und wie es bei den Institutionen geht, wurde der ursprüngliche reine und schöne Gebrauch der Ritterlichkeit festgehalten und zu lächerlichen Uebertreibungen. War dies mit dem „Frauendienst“ der Fall, der von dem Gedanken, daß es Ritterpflicht sei, die Frauen zu ehren und die läppischen und süßlichen Frauencultus ausgeartet, dem es auch an der Rehrseite nicht fehlte.

Der classischste Repräsentant dieser Periode des verfallenen Ritterthums ist Ulrich von Eichenstein (geb. 1200, gest. 1275), der schon den Rückgang der ritterlichen Poesie zeigt. Man hat ihn mit dem deutschen „Don Quixote“ bezeichnet; allerdings schildert er sich selbst mit naivem Selbstbehagen als einen ähnlichen Querkopf, der seinen Schrecken nachzuleben Lust und Muße findet.

Im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts in Steiermark in der Stammburg lag bei Judenburg — ward er Edelsknecht des Herzogs Ulrich III. von Medeling (Mödling bei Wien; geb. 1158, gest. 1218). Der Herzog Leopold dem Glorreichen bei der Vermählung seines Sohnes, dem Herzoge Bernhard von Anhalt zum Ritter gesandte. Bei den Festlichkeiten, die dabei abgehalten wurden, sah Ulrich von Eichenstein die Frau — angeblich die Herzogin Beatrix von Meranien — die seine „Gebietlerin“ und „Dame seines Herzens“ verehrte, obgleich er mit Bertha von Weigenstein vermählte war. Er

... ihm der Burggraf, so soll er diesen
... Schlosse herausreißen und es vor dem
... den Burggrafen gefangen, so soll er über
... theil fällen oder mit anderen Worten ihn
... Herr selbst in der Burg gegenwärtig, so
... wohnheit des Landes recht ist, das heißt, sie

... war natürlich je nach Größe, hauptsäch-
... u. s. w. sehr verschieden. Im Verlaufe



mittelalterliche Burg. (Seite 66)

... viel der Stilarten auch in dieser Beziehung beim Burg-
... ngkeit ein; an die Stelle der romanischen Rundbogen
... der Spitzbogen und das emporstrebende Kippengewölbe.
... n, wo sich auf dem Heerzug und im Orient eine Fülle
... , brachte man manche Anregungen mit heim, die dann
... äußeren Schmuck der Burgen Verwerthung fanden.
... Construction, die Anordnung der einzelnen Theile blieb
... gleich, denn sie war der damaligen Kriegsführung und
... den angepaßt, die, so lange das Ritterthum lebensfähig

er diesen
vor dem-
er über
orten ihn
ärtig, so
heißt, sie

ausfich-
Verlaufe



Erasmus Loeper. Grav. 18

„daß der Krieg erhalten müße“, wurde gleich in jenen Tagen erfinden
sich unter gütigen Schönmungstungen angewendet.
Die Auflehnung trotziger Basallen gegen den Landesherren war nur ein weiterer
Anlaß zur Herstellung aller Rechtsverhältnisse und Formant zu Mainz.
Sind man viele, wie z. B. die mächtigen Fürsten des Rheins, welche
die Nebenbezeichnung der „Hände“ als Kennzeichen des unabhängigen
Standes der Fürstlichen Wäldungen, wohnen für die Bezeichnung der unabhängigen
Fürstlichen Wäldungen, oder den gewaltthätigen Willen
unter Kaiser Friedrich III. nicht ablehnen unter die ritterlichen
nen dürfen. Ihnen waren auch Mainz nicht zugehörig, sondern
edliches, im Geiste ihrer rauen Zeit gelegenes Land für ihre

Dung-
bogen
welche.
Fülle
dann

blieb
3 und
fähig

politischen Zwecke, die auf eine Ver-
zu Gunsten des ohnehin schon über-
Fluch der unglücklichen Bürger von
von Kuenring, die Hunde genannt,
und unsere Freunde künftig nicht

Solche Beispiele nun fanden
der mit seinen paar Spießgesellen
ziehenden Krämer oder ein Bauer
glaubte sich dem großen Landes-
schaften verwüsthete und Städte

Wir werden an Beispielen
dem bloßen Raubritter und man
nur etwas großartiger betrieben,
— weil sie auszunützen und
tauen.

Schon einzelne Bestimmungen
darauf, daß das ritterliche We-
Franken blühte, auch nach Oester-
das Bauen kleinerer Burgen und
mit Befestigungen zu verstärken
Fürst, dem die Pflege des Bü-
Raubritterthums beizuteilen entgeg-

Und daß es ihm dazu u
Aeußerung des Chronisten Jan-
der sagt: „Solcher Klagen gab es
ertönten: Wer erlöset uns nu-
vor auf dem hohen Chore zu Wi-
die fröhlichen Meigen (Tanzfeste),
strenge den Landfrieden und
an die Weide, wer befreit nun

Leider gingen die wohlthätig-
und unruhigen Regierung seines
bedurfte in den steten Fehden der
gegen denselben aufzutreten, und so
mächtigen Kuenringe verzieh, nahm
nicht allzu strenge, wenn ihm nur He-

Noch schlimmer ward es natürli-
(Zwischenreich), wo es an jeder landes-
mächtigen Adel mißbraucht wurde. Nur
Ordnung und Frieden herstellen, was ihm
zug geführt, mehrere Burgen gebrochen hat

Kaiser Rudolf I. von Habsburg,
mit allen Mitteln anstrebte, wendete auch
Durch weise gesetzliche Maßregeln und unbarm-
des Raubritterthums fast ganz ein Ende.
Schwaben eine ganze Reihe von Burgen brei-

anzingeln. Entschlich ihm der Burggraf, so soll er diesen Holzwerk aus dem Schlosse herausreißen und es vor dem Thore abwerfen. Ist aber der Burggraf gefangen, so soll er über das Urtheil fällen oder mit anderen Worten ihn freilassen. Ist aber der Herr selbst in der Burg gegenwärtig, so soll er, was nach Gewohnheit des Landes recht ist, das heißt, sie

lung der Burgen war natürlich je nach Größe, hauptsächlich
nach dem Erbauers u. s. w. sehr verschieden. Im Verlaufe



Eine mittelalterliche Burg. (Seite 66.)

Der Wechsel der Stilarten auch in dieser Beziehung beim Burg-
enartigkeit ein; an die Stelle der romanischen Rundbogen
trat der Spitzbogen und das emporstrebende Kippengewölbe.
Nun, wo sich auf dem Heerzug und im Orient eine Hülle
fandte, brachte man manche Anregungen mit heim, die dann
äußeren Schmuck der Burgen Verwerthung fanden.
Die Construction, die Anordnung der einzelnen Theile blieb
gleich, denn sie war der damaligen Kriegsführung und
eben angepaßt, die, so lange das Ritterthum lebensfähig

meister den Ritter Eppelin nach seinem letzten Wunsche fragte, antwortete derselbe: „Lasset mein treues Streitroß, das mit mir gefangen wurde, auf den Burghof bringen und gestallet, daß ich, meiner Fesseln entledigt, das wadere Thier noch einmal besteige und herumtummle.“ Wohl lachten die Rathsherrn ob dieser seltsamen Bitte, aber sie bewilligten dieselbe ohne Bedenken; nur erhielt der Hauptmann der Feste Nürnberg die Weisung, während des Nittes Eppelin's die Thore der Burg verschlossen zu halten und in dem Burghofe eine Anzahl bewaffneter Knechte zur Aufsichtigung des Gefangenen aufzustellen.

Als sich der entfesselte Ritter dem schwarzen Streitroß näherte und dasselbe beim Zügel ergriff, wieherte das treue Thier vor Freude hell auf und scharrte mit den Hufen. Eppelin reckte die Arme, welche vom Drud der Ketten schmerzten, weit aus, wie der Vogel die Flügel, wenn er sich aufschwingen will, und als er fühlte, daß seine Muskeln biegsamer geworden, bestieg er den feurigen Hengst und trabte lustig durch den Hof. Das Roß schüttelte freudig und stolz seine flatternde Mähne, riß die Rüßtern mit zurückgeworfenem Kopfe weit auf, schlug wie zürnend mit dem Hufe in den Sand, erhob sich darauf auf die Groupe und fiel in kurzem Galopp

Und in diesem Augenblicke war es, wo dem verwegenen Raubritter urplötzlich einer der kühnsten Einfälle kam, wie sie manchmal das Mißgeschick eines Menschen herausfordert. Reife drückte sein Schenkel des Rosses Weiche, das brave Thier verstand gar wohl, was damit gemeint war, es bäumte hoch auf und schlug mit den Hufen, so daß die Wächter vor dem umhergeschleuderten Ries und Sand zurücktraten. Sie konnten dies umso unbesorgter thun, als an eine Flucht des Verurtheilten nicht zu denken war; eine solche machten ja die festen, eisenbeschlagenen, mit Schloß und Riegel wohlverwahrten Thore unmöglich. Einen Blick warf der Ritter zum Himmel, schlug ein Kreuz vor der Brust und ritt nach der Mauer, wo sie frei das Schloß umgab. Jetzt hob sich das Roß, der Raubritter setzte beide Sporen in die Flanken des Thieres, ließ den Zügel fallen und klammerte sich an die Mähne, und jetzt — laut auf schrien die Wächter — schwang sich der Hengst mit gewaltigem Sage auf die Mauerzinn, brauchte hier nur einen Augenblick zu neuem Aufzuge und setzte mit seinem Herrn in ungeheurem Sprunge über den Burggraben ins Freie. Wohl rannten die Nürnberger erschrocken zur Mauer, aber sie erblickten den Raubritter, wie er mit flatterndem Haupthaar in vollem Rosselauf dahinjagte, ihnen mit der Hand spöttisch einen Abschiedsgruß zuwinkte, und der Wind trug ihnen seine Worte zu: „Die Nürnberger denken Keinen, sie hätten ihn denn zuvor!“

Auf dem verhängnißvollen Nitt nach seiner Burg verendete das treue Roß, und wo dies geschah, ließ Ritter Eppelin einen Stein errichten, der noch in späteren Jahrhunderten gezeigt wurde, von dem heute indeß keine Spur mehr vorhanden. Gailingen hielt das Gelübde, welches er im Verließ der Feste Nürnberg gethan, entsagte der Wegelagererei und wurde ein redlicher Edelmann, der sich von allen Raufereien und wilden Unternehmungen ferne hielt. Durch Vermittlung des Ritters Hans von Götwinstein, seines Freundes, versöhnte sich Eppelin von Gailingen sogar mit der Stadt Nürnberg und stand bald mit deren angesehensten Geschlechtern auf freundschaftlichem Fuße. Kaiser Wenzel selbst, als er auf der Feste Nürnberg einsprach, ließ den vormaligen Wegelagerer vor sich kommen, um aus seinem eignen Munde die Erzählung von dem ungeheuren Sprunge zu vernehmen; er soll dem Ritter eine Stelle bei seinem Hofsager angeboten haben, die jedoch von Eppelin

danke zurückgewiesen wurde. Noch heute wird an einer Stelle der Burgmauer ein Fleck gezeigt, der einige Ähnlichkeit mit dem Abdrucke zweier Fußreihen hat, welche Spur von dem scharfen Einsage des schwarzen Streitrosses hervörhren soll, dem Gailingen die Rettung verdankte.

Anderer Meinung zufolge soll Eppelin nebst den beiden Raubrittern Bernheimer mit dem Rad und vier Knechte mit dem Schwert hingerichtet worden sein; dem widerspricht wohl der Umstand, daß seine einzige Tochter Jutta mit dem Sohne des Nürnberger Patriziers Hans Imhoff vermählt wurde, daß man die Braut mit hohen Ehren und Prunk von Gailersreuth einholte und daß deren Vater, Ritter Eppelin, froh und heiterer Dinge voll beim Hochzeitsmahle saß, welchem der Bürgermeister Ritter Otto Holzschuher anwohnte.

Troydem bei heutiger Anschauung des betreffenden Ortes der Sprung des Hinters als vollkommene Unmöglichkeit erscheint, muß doch etwas Wahres an der Sache sein, wenn auch nur etwa eine Verwechslung stattfindet mit einer ähnlichen tollkühnen That. Eppelin wurde nämlich einstmals von Nürnberger und Würzburger Soldnern völlig eingeschlossen und auf eine Anhöhe gedrängt, an deren steilen Wänden unten der Main vorbeifloß. Da es Leben und Freiheit galt, sprang Eppelin in tollkühner Verzweiflung in den Strom. Dieser Sprung gelang und er wurde von seinem guten Rosse glücklich ans jenseitige Ufer getragen.

Obwohl die späteren Kaiser den „Landfrieden“ stets erneuerten, wirkten dennoch die politischen Verhältnisse, der Verfall der kaiserlichen Macht unter den Luxemburgischen Herrschern so ungünstig, daß sich niemand daran lehrte und das Raubritterthum sich schon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts wieder als förmliche Macht geberdete. In Oesterreich herrschte, so lange nicht Familienzwistigkeiten die Macht der Herzoge lahm legten, noch ziemlich scharfes Regiment, und wir wissen, daß die Wiener wiederholt auszogen, um Raubburgen in der Umgebung zu brechen, worauf wir noch bei Gelegenheit der städtischen Wehreineichtungen zurückkommen werden.

Als aber trotzdem die räuberischen Ueberfälle kein Ende nahmen, trat eine Anzahl von Adelsherren und Städten im Jahre 1402 zu einem Bunde zusammen, den man bezeichnend „Geraun“ (Klage) nannte. An der Spitze desselben stand der Landmarschall von Oesterreich, Ulrich der Dagberger, die Edlen Friedrich von Wallsee, Otto von Meißau und Heinrich von Zelling, dann ein angesehener und kriegserfabrener Bürger von Wien, Albert Ottensteiner. Der „Geraun“ stellte eine eigene kleine Heeresmacht auf, welche zweihundert „Spieße“ (gewappnete Knechte) und zweihundert Schützen zählte, fünfzig Wagen mit Kriegsmaschinen zur Niederwerfung der Mauern besaß, von eigenen „Geraunmeistern“ befehligt, welche abwechselnd vom Adel, der Geistlichkeit, den Städten und den Juden besoldet wurden.

Diese Schaar zog durch das ganze Land, namentlich am linken Donau Ufer und an die March, wo schon damals böhmische und mährische Freireiter hausten. Die Raubburgen wurden gebrochen, die Uebelthäter hingerichtet; andere, die des Wege-lagers nur verdächtig waren, mußten „Urfehde“ schwören, d. h., daß sie jedwede Fehde unterlassen wollen und der Rache für die erlittene Haft entjagen. Allseitig fand der „Geraun“ Unterstützung, namentlich das Landvolk, das sonst schon dem Raubgesindel gegenüberstand, schloß sich ihm gerne an und that freiwillig Dienste.

Aber die wohlthätigen Folgen dieser Maßregel verschwanden vollständig mit den Nachwehen der Hussitenkriege, und als sich in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in Folge des Bruderzwistes zwischen Kaiser Friedrich III. und Herzog Albrecht VI. das Land in politische Parteien spaltete, die trotzigen Landesherren nochmals ihre Zeit gekommen glaubten, schien der Krieg Aller gegen Alle auszubrechen, der für die Schnapphähne der Landstrafe stets die günstigste Gelegenheit bot. Das Wegelagererthum wurde von neuem zu einer furchtbaren Geißel, denn es erhielt eine Art von Berechtigung, indem es sich einer der Parteien anschloß, und die Städte tief in die politischen Wirren verwickelt, fanden weder Zeit noch Macht, sich desselben zu erwehren.

Berühmt unter den Raubrittern jener Zeit, wenn auch mit sagenhaften Zügen ausgestattet, war der „Schreckenwalder“, eigentlich Jörg von Schek, aus einem alten Adelsgeschlechte, welcher landesfürstlicher Pfleger in Steier war, und seitdem die Würde eines Landrichters erhielt, auf dem von ihm neu erbauten Schlosse Aggstein an der Donau hauste, dessen malerische Ruine noch heute den Beschauer entzückt. Von abschreckendem Aeußeren und finsterner rauher Denkweise, folgte er begierig dem Zug der Zeit und ward in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts einer der gefürchtetsten österreichischen Raubritter. Er brandschatzte die ganze Umgegend mit allen Adeligen in Fehde und vernichtete jede Freiheit und Sicherheit im Verkehre, so weit er die Straßen beherrschen konnte, ja er soll sogar die Donau in einer Kette gesperret haben, um auch die Schiffe plündern zu können.

Unter den vielen Zügen der Grausamkeit, die sich vom Schreckenwalde erhalten haben, ist keiner bezeichnender, als sein sogenanntes „Rosengärtlein“, wie er mit schauerlichem Hohne einen kleinen, steil in die Donau abfallenden Felsvorsprung bezeichnete, auf dem er seine Gefangenen aussetzte, um sie dort verhungern zu lassen, wenn sie es nicht vorzogen, sich in die Donau zu stürzen. Aber eines seiner Opfer, Ritter Hans Perlheimer, wagte einen kühnen Sprung und rettete sich als guter Schwimmer über die Donau, darauf als Kläger gegen den Wütherich aufzutreten. Nun erst zog eine kaiserliche Söldnerschaar unter dem Feldhauptmann Ulrich von Grafeneck vor Aggstein und nahm es durch Ueberfall ein. Der Schreckenwalder entkam zwar, verscholl aber, da alle seine Güter eingezogen wurden, gänzlich.

Nicht minder berühmt, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, indeß von besserer Qualität war Rabuchodonosor Ankelreuter (auch Ankenreiter, Ranskreuter), aus kärntnerischem Adelsgeschlechte, Lehensmann des Grafen Gylli, der lebte und auch berühmteste der Familie. Als Herr Heinrich von Pichtenstein 1462 Fürsprecher der Herrschaft und landschaftlicher Burggraf zu Steier wurde, nahm Ankelreuter zum Hauptmann und kam mit vielem Kriegsvolk dahin, um St. Ulrich und Schloß für König Ladislaus in Besitz zu nehmen. Als ihm Jahre 1461 Empörung gegen Kaiser Friedrich III. ausbrach, war er mit Jörg von Schek auf des Kaisers Seite, und beide trieben die Emmenthal, welche Mödling und Gernsdorf besetzt hatten, zurück, traten aber, wie es scheint, in die Partei des Herzogs Albrecht über. Letzterer erkrankte an Klosterneuburg, wo er sich durch Muthalben verhaßt und gefürchtet machte. Mit Sigmund, der sich der Stadt Tulln bemächtigt hatte, zog er gegen 1461 am Rabenberg, die vertragsmäßig hätte zerstört werden sollte.

die Besatzung, die von den Vorüberziehenden große Hölle begehrte, und drohte im Nothfalle den Wienern von dieser Seite alle Zufuhr abzuschneiden. Die Wiener zogen sich nun des Schlosses auf dem Kahlenberg und stellten, als es darauf die Besatzung der Schanze erobern wollte, dasselbe in Brand.

Anselreuter drückte dafür die Klosterneuburger aufs höchste und nahm ihnen ihr einziges Erwerbsmittel, den Wein, worauf die Klosterneuburger auf die Höhen zogen und ihre eigene Stadt beschossen. Das setzte den Raubritter in Verlegenheit: er errichtete die Schanze zu Tullendorf auf dem anderen Ufer, durch sein Gefindel die Zufuhr nach Klosterneuburg und leistete den Bürgern keinen Widerstand.

Später verkündete Anselreuter dem Kaiser Friedrich III., dessen Feldmann er gewesen, „Absage und Fehde“, bemächtigte sich des festen Schlosses Kahlenberg in Oberösterreich, das er mit seinen Leuten besetzte, und schädigte schwer die ganze Gegend durch Raub und Plünderung; auch in der Umgegend von Wien in Heustadt hauste er in der schrecklichsten Weise. Wie gesürchtet sich der Mann bei den Wienern machte, zeigt ein „Ruf“ (öffentliche Kundmachung) des Wiener Stadtraths: „um deswegen, daß jetzt der Anselreuter mit viel Volks zu Scheervan liegt“, hat der Rath besondere Vorsichtsmaßregeln, befehle, die Stadthore zu sperren und zu bewachen, die Sturmglocken zu bewahren und weise alle verdächtigen Gäste aus der Stadt.

Anselreuter wurde vom Ungarkönig Matthias Corvin insbesondere wegen Fehde mit Kaiser Friedrich wegen besoldet, was eine noch heute existirende Urkunde bestätigt, mittelst welcher ihm Corvin zu diesem Behufe einen jährlichen Gehalt von 4000 Gulden auswirft. Im Jahre 1468 begab sich Anselreuter an den Hof des Ungarkönigs, wo er als Feldherr im größten Ansehen stand und mit dem Rufe „der größte Feind Oesterreichs zu sein“ starb. Trotz Allem rühmt man doch seiner Tapferkeit auch Großmuth nach.

Ein anderer merkwürdiger Freireuter jener rechtlosen Tage war Gamaret von Fronsau, der auf Grund angeblicher Lebensrechte das landesfürstliche Gebiet Fronsau besetzte, es trotz der Aufforderung Kaiser Friedrich III. mit Unterstützung Ulrich's von Eising festhielt und von dort aus den ganzen Wienerwald und das Viertel unter Mannhartsberg bis in die unmittelbare Nähe Wiens plünderte und brandschatzte. Bis vor die Thore der Stadt dehnte er seine Raubzüge aus, besetzte sich der Ueberfuhren, wo er förmliche Schanzen (Tabors) anlegte, um die Leute anhalten und zur Entrichtung hoher Abgaben zwingen zu können.

Obwohl sich die Wiener dieser Uebel energisch zu erwehren suchten und 1459 an zweihundert solcher Schnapphähne einbrachten, von welchen zweihundert aufgenäpft wurden, vermochten sie doch gegen Fronsauer nichts, der von mächtiger Hand besetzt wurde und im Landtag offene Fürsprecher fand. Es kam sogar so weit, daß man mit Fronsauer wie mit einer rechtmäßigen Gewalt unterhandelte, und ihm Geleitsbriefe ausstellte, die man aus Furcht respectirte. Herzog Albrecht erließ „seinem getreuen lieben Gamaret Fronsauer“ urkundlich Verzeihung und Vergebung dafür, daß er „etlich landleut und Stett im Land zu Oesterreich befreit hat, dazzu er gedrungen vnd genötht ist wider launtrecht“ und verbot „ein aigen gut darumb zu geben, damit er von solchem krieg aufgehört hat“. Allen Hauptleuten und Edlen, Bürgermeistern und anderen

Obrigkeiten aber wird befohlen, daß sie wider Fronauer und seine Leute „von der vergangen krieg und alter Sachen wegen nichts fürnemen, handeln noch tun, weder mit recht noch on recht, noch des Jemand zu tun gestatten.“

Das hieß jede Unthat straflos erklären, und Fronauer säumte nicht, es auszunützen, indem er 1460 sogar auf das andere Donauufer übergieng, Höslein einäscherte, Klosterneuburg plünderte und bis gegen Hütteldorf Raubzüge unternahm. Trotzdem wandte auch der Kaiser ihm wieder seine Gnade zu und belohnte ihn 1464 mit mehreren Gütern.

Sie und da kam freilich ein oder der andere allzu freche „Schnapphahn“ übel weg, so z. B. der Raubritter Hanns der Pichtenecker, der Wiens Bürger auf den Heerstraßen oft geplündert und verhöhnt hatte, und der sich eines Tages (22. Jänner 1387) tollkühn in die Stadt hineinwagte, aber nur bis zum hohen Markt kam, wo er, von einem Fleischhauer erkannt, von dessen Zunftgenossen angegriffen und nach hartnäckiger Gegenwehr von einem Metzgerknechte mit der Art erschlagen wurde.

Reichen Zuzug erhielten alle solchen Ritter aus den Trümmern der hussitischen Heere, die als „Zebralen“ (Bettler) oder „böhmische Brüder“ umherzogen und bald als Söldner, bald als Räuber sich fortbrachten. Wenn einzelne Theile derselben mit Jiskra von Brandeis im kaiserlichen Interesse fochten, so traten andere in ungarische Dienste, wo sie den Grundstock der „schwarzen Banden“ des Matthias Corvin bildeten, von denen alsbald die Rede sein wird; andere Schaaren desselben Herkommens verlegten sich unter eigenen Hauptleuten auf die Räuberei. Die Hauptleute Ludwenko und Pantraz von Galicz erhoben Steuern, verkauften eroberte Güter, wodurch heillose Verwirrung in allen Eigenthums- und Rechtsverhältnissen entstand. Namentlich der letztere, der von polnischer Abkunft war, richtete in der Marchgegend ein förmliches Staatswesen ein, indem er sich den Treueid schwören ließ, Steuern ausschrieb, Zölle einhob und Lehen vertheilte.

Niemand aber vermochte diesen heillosen Zuständen ein Ende zu machen, und endlich mußte sich die landesfürstliche Gewalt der unerhörten Demüthigung unterziehen, mit diesem Gelichter eine Art von Frieden zu schließen, indem namhafte Geldopfer gebracht und ein Theil ihrer Räubereien an liegenden Gütern anerkannt werden mußten. Trotzdem hörten die Räubereien nicht auf, und erst nach und nach wurde diesen Zuständen ein Ende gemacht, als die meisten dieser Freibeuter, insoferne sie sich nicht auf geraubten Gütern festhaft machten und ehrsame Landherren wurden, in feste Kriegsdienste traten. Noch 1465 nahm Matthias Corvin die gleichfalls den „Zebra“ entstammenden Schaaren der böhmischen Hauptleute Karagly und Korbel — nebst dem schon erwähnten Aukelreuter — gegen hohen Sold in seine Dienste, nachdem es ihm nicht gelungen war, sie auf anderem Wege ganz unschädlich zu machen.

Auch auf der Südseite von Wien blieb der Verkehr nicht ungefährdet, und da die liebliche Helenenthal bei Baden war lange Zeit der Tummelplatz ritterlicher Schnapphähne. Von Schloß Raasdeneck aus unternahm gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts der frühere landesfürstliche Pfleger von Mödling, Georg von Stikelberg, seine Raubzüge, die bis an den Wienerberg reichten. Raasdeneck ward von einer aus Ungarn eingebrochenen Räuberbande, welche sich die „ungarischen Brüder“ nannte, verwüstet, die sich dann in der Felsenhöhle, dem sogenannten „Schelm“ legenen, schwer zugänglichen, und von dort durch Jahre die ganze Umgegend beunruhigte.

Im Jahre 1463 bemächtigte sich der Feste Naubened der Räuberhauptmann Haag, ein Böhme von Geburt, am kaiserlichen Hofe erzogen, dann aber wilder und innig verbunden mit den zahllosen Räuberbanden eines Hinko, Herbacher, Rudwento und den sogenannten „Cruciaten“ (daraus später das Wort „Kruzen“ entstand), letztere, vierhundert an der Zahl, meistens Böhmen, ihren Hauptmann Sjewehla (nicht Sluha, wie er stets unrichtig genannt wird). Er beunruhigte von Naubened aus die ganze Umgebung, wobei ihm Wilhelm Buchhaim, Besitzer des Schlosses Naubenstein, aufs getreueste half. Die Feste



Feste Eneg. (Seite 59.)

der Räuber ging so weit, daß im Jahre 1466 die Kaiserin Eleonore (Gemahlin Friedrich's III.), als sie eben von Heiligenkreuz zum Gebrauch des Bades nach Baden fuhr, von den zuchtlosen Knechten Buchhaim's überfallen wurde, die mehrere ihrer Kammerwägen ausplünderten. Da war denn doch endlich dem Fasse der Geduld Boden ausgestoßen; man schritt zu energischen Maßregeln, und der kaiserliche Feldhauptmann Georg von Pottendorf, ein Mann voll Energie und eiserner Beharrlichkeit, belagerte die beiden Feste, deren er sich endlich bemächtigte. Haag und Sjewehla wurden gehängt, wobei man sich die ebenso sonderbare als interessante Thatsache erlaubte, daß sie — einem eigenthümlichen Privilegium der Badener Inassen zufolge — auf sechs Schimmeln zum Galgen gefahren wurden.

Puchhaim entfloß nach Oberösterreich, gesellte sich zu dem Räuberauführer Jörg Stein, raubte und mordete in Verbindung mit ihm und wurde, als er 1467 die Vorladung nicht in Linz erschien, in die Acht erklärt.

Hier sei endlich noch einer berühmten Persönlichkeit erwähnt, die man ungern unter die zuchtlose Sippe der Raubritter gereiht sehen möchte, die auch bessere Eigenschaften nicht so unbedingt zu denselben gezählt werden darf und nach moderner Ausdrucksweise eine Art „Carl Mohr“ genannt werden kann: dies Ritter Erasmus Rueger (Bild Seite 49), der beste Freund des unglücklichen Baumkircher, der als dessen Waffengefährte tapfer im kaiserlichen Heere focht.

Unter all den Wadern, welche Baumkircher's schmählichen Tod tief beerten, war keiner so sehr davon erschüttert als eben dessen einziger Freund Rueger in Folge seiner Festigkeit wahrscheinlich dessen tragisches Geschick getheilt wäre er nicht zufällig gerade zur selben Zeit in Geschäften des Kaisers entgewesen. Als er nun bei seiner Rückkehr den Untergang seines heldenhaften Freundes erfuhr, bemächtigte sich seiner Schmerz und Entsetzen. Von jeher war sein Geist Charakter düsteren Gepräges, seine Sitten höchst einfach, ja spartanisch, und Gemüth empfand nichts von den zärtlicheren Regungen, die das Glück des Mannes ausmachen. Wohl wurde ihm, wegen Erhaltung seines Stammes, dessen letzter Erbe er war, Katharina von Ungnad als Gattin aufgedrungen, allein die Ehe kinderlos und so auch seinem Herzen völlig fremd die zarten Gefühle des Mannes. Nur Einen Menschen liebte er, und das war sein einziger Freund Baumkircher sein Lehrer in der Kriegskunst, dessen Geist und kühner Heldennuth sich ganz in ihm vererbt hatte.

Sein Schmerz um den Freund war so tief, daß er beschloß, sich gänzlich aller Thätigkeit zurückzuziehen, und seinen Abschied begehrte. Kaiser Friedrich, der seine brauchbaren Dienste nicht missen wollte, bemühte sich, im Verein mit trefflichen Thronerben Maximilian, sein Gemüth zu beruhigen, was auch durch Milde und freundschaftlichen Vorstellungen gelang. Er blieb und erwarb sich Verdienste um die Krone, aber nie mehr trat ein Lächeln auf sein Gesicht.

Da sollte ein Angriff auf die kaum verharschten Narben seines Gemüths eine bedeutsame Umwandlung seines Schicksals hervorbringen. In seiner Eigenschaft als Hauptmann der Leibwache begleitete er den Kaiser nach Frankfurt, wo sehr viele Fürsten und hohe Würdenträger persönlich erschienen, weshalb große Festlichkeiten stattfanden. Bei einem Gelage, das die Ritter unter sich gaben, kam die Rede auf Baumkircher, und der Hofmarschall von Pappenheim, ein erbitterter Feind desselben, ergoß sich in Schmähreden gegen denselben, worüber Rueger so in Bewegung gerieth, daß er, als der Kästernde den Widerruf verweigerte, sein Schwert und den Gegner anfiel. Ehe es die Anwesenden zu hindern vermochten, war das Gefecht im Gange, in welchem alsbald Rueger den Kopf des Hofmarschalls spaltete, so daß derselbe nach wenigen Minuten starb. Rueger wurde ergriffen und Gefängniß geführt, woraus ihn jedoch ein treuer Freund, der kaiserliche Hofmeister Wilhelm von Baerneck, entweichen ließ. Droht' doch dem Unseligen als Strafe des Landfriedens der Tod durch Henkershand. Er wurde in die Stadt Wien zum Bann belegt, und die Freunde und Verwandten, die um Rueger zu verderben; unter Anderem brachten, daß Rueger ein Anhänger Matthias Corvino

den mächtigen Schimmer Gold und durch seine Liebe zu einem Mädchen in Wippach dessen Besitz wegen Mangels an diesem Metalle er nie hätte erhalten können, war der Verräther an seinem Herrn und Wohlthäter. Er entdeckte dem Hauptmann, der Yueger täglich Abends auf ein bestimmtes Plätzchen gehe, wo er kurze Zeit verweilen sollte, daß das Gemach freistehend sei, der Fels von keinem besonderen Umfange an dieser Stelle, und folglich einige Schüsse aus großem Geschütze ihre Wirkung nicht verfehlen würden. Die Verabredung wurde demzufolge getroffen. Der Knappe sollte den Ort, wohin man die Donnerbüchsen richten müsse, bei Tage durch einen aus dem dort angebrachten schmalen Fensterchen hängenden weißen Lappen genau bezeichnen; wenn sich Yueger Abends an diesen Ort begeben würde, sollte ein in ein Fenster gestelltes brennendes Licht das Zeichen sein.

Der Verräther erfüllte sein Versprechen nur zu genau. Die vier Donnerbüchsen, welche auf einmal losgebrannt wurden, knallten schrecklich, und der unglückliche Verräther, von zwei losgesprengten Felsenstücken mit ungeheurer Wucht am Kopf und Schenkel getroffen, stürzte todt zu Boden. Alle Reifigen des Schlosses, erfüllt von Schrecken und Verwirrung, eilten ihrem unglücklichen Herrn zu Hilfe. Diesen Augenblick benützte der Verräther und öffnete den Belagerern den Eingang, welche sofort in die Burg drangen und die aus zwölf Reifigen bestehende Besatzung niederhieben. Jetzt erhoben die Sieger ein Freudengeschrei und ließen sich von dem Knappen im Schlosse herumführen. Er zeigte ihnen alle Gemächer, besonders aber den von der Natur selbst gebauten heimlichen Gang, welcher im Felsen ausgehöhlt vier deutsche Meilen lang in die Gegend von Wippach — mit Recht Krains Paradies genannt — führte, von wo sich die Belagerten freilich leicht alle ihre Bedürfnisse auf das reichlichste verschafften.

Als sie zur Mordstätte zurückkamen, sahen sie Konrad, den alten treuen Diener Yueger's, weinend über dessen Leiche gebeugt. Bei ihrer Ankunft erhob er sich, trat zu dem Knappen Franz, und unter dem Rufe: „Judas Ischariot! Du bist des Meisters Rächer!“ riß er plötzlich den Dolch aus seinem Gürtel und stieß ihn mit Jugendkraft dem Verräther mitten durchs Herz. In einem Augenblick war auch der Greis niedergehauen. Kein lebendes Wesen blieb im Schlosse Yueger's als dessen zwei Rüden, welche, als einige fromme arme Leute ihren Herrn begruben, seinem Leichname folgten und bald auf dessen Grab verendeten.

Dies war das Ende von Baumkircher's einzigem Freunde, des letzten Sprößlings eines edlen deutschen Stammes, im Jahre 1484 und in seinem 54. Lebensjahre.

Die Verhältnisse bezüglich des Raubritterthums besserten sich nur sehr allmählich und erst unter Kaiser Maximilian I., der wieder den Landfrieden erneuerte und mit eiserner Strenge durchführte, trat Ordnung und Sicherheit ein. Die letzten Repräsentanten des stets kriegs- und beuteluftigen Ritterthums hat uns Goethe in der vom vollen Glanz der Romantik umflossenen Götze von Berlichingen geschildert, und Bauernfeld in seinem „Landfrieden“ in der mit kräftigem Humor gezeichneten Figur des Ritters Bofesen von Bofesenburg.

Uebrigens sei hier erwähnt, daß die Strauchritter auch im Norden Deutschlands gediehen, wo

„Die Klüberitz und Köckeritz,
Die Quithow“ „Königlich“

noch heute im schlimmen Andenken des
grafen Joachim von Brandenburg

„König des
den

schon höchst unwitterlichen Elementen zu jäubern, die sich soweit vermaßen, ihm zubeu:

„Zochete, Zochete, hülthe Dich!“

Wenn wir Dich fahen (fangen) hängen wir Dich!

Man ihrerseits den wohlverdienten Lohn erhielten. In Schlessien aber rühmte noch in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von der Statthalterschaft des Sigmund, eines Bruders des Königs Wladislaus IV.:

„Daß dieses Land hat Fried und Ruh’,

Der Kaufmann sicher reist darzu,

Herzog Sigmund wir zu danken han,

Der Niemand hat gegeben an,

Der Straßenräuber nachgetracht,

Kein's Adels noch Reichthums geacht.

Der Knecht muß jammt sein Herrn daran,

Ein häufen Strid zum Lobne han.“

So stehen wir denn auch in Bezug auf die öffentliche Rechtsicherheit mit dem Mittelalter an der Schwelle einer neuen Zeit, in welcher es — wenn Unrecht und Gewaltthat nicht aus der Welt zu bannen waren — doch nicht war, sie unter dem Schein und Schutz einer entwürdigten Ritterlichkeit zu verheimlichen.



Die Burgen und alten Festungen.

In dem Sinne, in welchem wir dieses Wort heute nehmen, gab es erst nach dem zehnten Jahrhundert Burgen. Von keiner der alten deutschen Kaiser, wie deren eine auch in Eger bestand, wissen wir, daß sie befestigt war. Wenn häufig auf Anhöhen und dominirenden Punkten baute, so geschah dies gewiß um der Sicherheit willen als wegen des äußeren Ansehens und um einen in die weite Landschaft zu haben. Die „Ethelings“ jener frühen Zeit waren noch nicht bloße Krieger, sondern auch Grundherren, die inmitten ihrer Ländereien und Besitzungen wohnten, welche sie selbst verwalteten.

Selbst dort, wo schon die Bezeichnung „Burg“ angewendet wurde, die von (sein fester Verschluss) abstammt, darf man wohl noch an keinen befestigten Ort denken. Ein Beweis dafür ist die Ennsburg oder Ennsburg, an der Enns und in der Nähe des heutigen Sanct Florian in Oberösterreich gelegen, welche, obwohl sie ein starkes Heer gehalten, doch dem ersten Anlauf der Magyaren bei ihrem Einzuge im Jahre 907 erlag, und doch wichen dieselben noch viel später dem Angriff auf Wien gerne aus.

In den Magyaren-Einfällen lag eben der erste Anstoß zur Anlage an wichtigen, von der Natur selbst bestimmten Orten. Man sieht auf die Karte, daß die ersten österreichischen Burgen auf die ungarischen Einfälle entstanden sind, und man kann an denselben Linien die im Laufe der nächsten zwei Jahrhunderte wiederholt wieder erkennen.

So finden wir an der Donau Melk, das schon im Nibelungenlied um 980 schon Grenzfestung gegen Ungarn war; Pöchlarn, die alte Hainburg, den Namen von dem Neffen des in der Sage hochgefeierten Godeschalk (tragend), an welcher das Andenken des wackeren Markgrafen Arnolds im Nibelungenlied haftet; Hainburg, die alte Hunnenburg, welche Kaiser Arnolf seinem Mundschenten Haymo gestattete, die Burg zu zerstören, und erst 1040 von Kaiser Heinrich II. rückerobert. Aggstein und die Leopoldsburg am Raxengebirge, beide schon im 10. J. erwähnt. Nach Süden aber finden wir Pöchlarn, das uns schon im 10. J. als eine gewaltige volkreiche Festung geschildert wird, in vielen Kriegen eine wichtige Rolle spielte und später Sitz eines mächtigen Grafengeschlechtes wurde. Pöchlarn, das um 1100 erwähnt wird, und Perchtoldsdorf, das später gleich jenem eine landesherrliche Festung war. Mödling war in der That sogar Sitz eines Zweiges dieser Herrscherfamilie.

Eine weitere Reihe von festen Plätzen, deren Entstehung indessen meist in das 12. und 13. Jahrhundert fällt, begann bei Rabensburg an der Grenze und dehnte sich längs des dichten Waldbandes bis zur Donau aus. Ebenso konnten die Burgen an der Thaya und am Abhang der Thaya als Verteidigungslinie gegen Böhmen und Mähren dienen, welche die Burgen im Kampthal, von der Rosenburg bis Rappach als Rückendeckung und Verstärkung sich angeschlossen. Auch gegen Steiermark folgte fortificatorische Anlagen unterstützte, bildeten die Burgen Rabensburg, Ziegersberg, Aspang, Feistritz und Klamm eine deutlich hintere Linie, hinter welcher Seebenstein und Wartenstein, Starheimberg und Lainz als Soutiens lagen. Von Klamm aus trat das Hochgebirge mit seinen Höhen an die Stelle künstlicher Befestigungen, die sich aber im Norden, gegen die Donau terrassirt, mit Lilienfeld beginnend, fortsetzten. Wir sehen in diesen von der Noth aufgedrängten und instinctiv ausgehenden Verteidigungslinien eine Idee des modernen Fortificationswesens, das wichtige Linien nicht bloß durch einzelne Werke, sondern durch eine Reihe von Befestigungen verstärken und zum Stützpunkt einer erfolgreichen Verteidigung einer kräftigen Offensive machen will.

Man darf eben bei Beurtheilung solcher Verhältnisse nie vergessen, welche Lage die Ostmark, die sich fast ganz mit dem heutigen Niederösterreich deckt, einnahm. Nur daraus erklärt sich diese zusammenhängende Verteidigungslinie, Nord, Ost und Süd, die bestimmt waren, Einbrüche abzuwehren und abzuwehren.

Die fortschreitende Umwandlung der ehemaligen Ostmark in eine Provinz war ein weiterer Anlaß zur Erbauung zahlreicher Burgen. Das Terrain der Ostmark wie der meisten nach u

legte der vier Burgen, im Volksmunde das „Schwalbennest“ geheißen, ist die Bur Schadeck, wie an einen Felsen angellebt und unter ihren Schwestern am höchsten über dem schwindelnden, steilen Absturz eines Steinbruches liegend. Sie war das eigentliche Maubnest und die Warte, klein von Umfang, und zwei Thürme ragen noch in die Luft, wie von Epheu zusammengehalten. Von hier aus lief ein unterirdischer Gang unter dem Neckar, der nach dem gegenüber liegenden Dilsberge führte, und hier soll auch der Neckarpaß durch eine nach Dilsberg hinüber hängende Kette geschlossen gewesen sein.

Anderer Burgen — und hierher gehörten viele der größten und festesten — boten dem mächtigen Adel Gelegenheit, der landesherrlichen Macht zu trotzen und in einem Kleinen, von der Burg beherrschten Gebiete den selbstständigen Herrscher zu spielen.

Beides konnte nicht nach dem Sinne von Landesfürsten sein, die ihre Macht und Befugnisse wahren und zum Besten aller ihrer Unterthanen geltend machen wollten. Diesen Bedenken entsprangen daher die nachfolgenden Bestimmungen im Landrecht des Herzogs Leopold des Glorreichen, durch welche die Erbauung neuer Burgen gehindert oder doch an Bedingungen geknüpft werden sollte, die geeignet waren, unschädlich zu machen.

„Näher als auf eine Meile darf niemand seinem Nachbar eine neue Burg bauen. Wird dawider gehandelt, so soll das Gebäude niedergerissen werden. Ueberhaupt darf niemand eine Burg oder ein festes Schloß auführen, der sich nicht anweisen kann, daß er von der nächsten Umgebung dreißig Pfund Geld beziehe, und außerdem muß es noch sicher sein, daß die übrigen Güterbesitzer von der neuen Burg keinen Nachtheil haben. Ohne Einwilligung der adeligen Güterbesitzer des Landes darf selbst der Landesfürst keine Erlaubniß zum Baue einer neuen Burg erteilen. Doch steht es jedem Grundherrn frei, innerhalb seines Gebietes auf freiem Felde ein Haus von zwei Stockwerken aufzuführen und mit einem Graben zu umgeben, der neun Schuh breit und sieben Schuh tief ist; alle festungsartige Bauart bleibt aber sonst verboten. Ebenso ist verboten, Kirchen zu befestigen und in Vertheidigungszustand zu setzen. Wenn dieses bereits geschehen ist, sollen die Wehren eingerissen werden.“

Aus diesen Bestimmungen leuchtet deutlich das Mißtrauen heraus, welches man gegen viele dieser Mitterfide hatte, die häufig bloße Maubnester waren. Eine noch unter Leopold dem Glorreichen erlassene Verschärfung dieser Bestimmungen des Landrechts gebot sogar, daß alle seit zwanzig Jahren erbauten Burgen und festen Schlösser niedergerissen werden sollten. Sie wurde zwar kaum ganz stricte ausgeführt, bewies aber, daß man die vielen Burgen als Hemmnisse für den Verkehr und Ursache vieler muthwilliger Fehden ansah. Im vierzehnten Jahrhundert war die Erlaubniß zum Baue einer Burg nur an die landesfürstliche Erlaubniß geknüpft.

Wenn ein Edler sein Schloß einem Burggrafen (Vorsteher und Richter an der Burg) anvertraut und dieser ohne Wissen und Willen seines Herrn dem Land einen Schaden zufügt, so muß der Uebeltäter dem Richter ausgeliefert werden, in welchem Falle der Besitzer der Burg nicht weiter verantwortlich ist. Entflieht aber der Burggraf, so ist sein Herr verpflichtet, vollen Schadenersatz zu leisten; an der Burg selbst darf keine Genugthuung von dem Richter vorgenommen werden, sie bleibt unbeschädigt stehen. Erlaubt sich ein Burggraf in Abwesenheit seines Herrn aus der Burg, welcher er vorsteht, so soll der Landrichter die nächsten Um-

sammeln und das Schloß umzingeln. Entflieht ihm der Burggraf, so soll er diesen in die Acht erklären, alles Helzwerk aus dem Schloße herausreißen und es vor dem Feinde verbrennen lassen. Belohnt er aber den Burggrafen gefangen, so soll er über ihn nach Gewerbeheit des Landes das Urtheil fällen oder mit anderen Worten ihn wie einen Räuber behandeln. Ist aber der Herr selbst in der Burg gegenwärtig, so soll mit derselben geschehen, was nach Gewerbeheit des Landes recht ist, das heißt, sie soll gebrochen werden."

Die bauliche Einrichtung der Burgen war natürlich je nach Größe, hauptsächlichlicher Bestimmung, Reichthum des Erbauers u. s. w. sehr verschieden. Im Verlaufe



Eine mittelalterliche Burg (Entw. 44.)

der Zeiten trat durch den Wechsel der Stilarten auch in dieser Beziehung beim Burgbau eine gewisse Verschiedenartigkeit ein; an die Stelle der romanischen Rundbogen und gedrücktten Gewölbe trat der Spitzbogen und das emporstrebende Wippengewölbe. Besonders von den Kreuzzügen, wo sich auf dem Heerzug und im Orient eine Fülle von Anschauungen aufdrängte, brachte man manche Anregungen mit, worin, die dann mindestens im inneren und äußeren Schmuck der Burgen Verwerthung fanden.

Die eigentliche bauliche Construction, die Anordnung der einzelnen Theile blieb im Allgemeinen gleich, denn sie war der damaligen Kriegsführung und den Anforderungen an das Festen angepasst, die, so lange das Mittelalter lebensfähig

In der Hauptsache unterschied man bei jeder Burg zwischen jenen Theilen, die zu Verteidigungszwecken dienten, und den Wohn-, Gast- oder Festräumen, deren größere Burgen selten ermangelten. Man kann recht wohl annehmen, daß sich, bei Verschiedenheiten der Lage und Größe abgerechnet, ein allgemeiner Typus für die Burgen des zwölften bis fünfzehnten Jahrhunderts aufstellen läßt, und diesem dürfte unsere Illustration (Seite 65) ziemlich entsprechen. Für die auf derselben angebrachten Nummern dienen nachstehende Bezeichnungen: 1. Burgweg. — 2. Burgtor mit Hallgatter. — 3. Erkerthurm (Tuginsland). — 4. Aeußerer Burghof (Barbagon). — 5. Zwinger mit dem zweiten Thor. — 6. Thorthurm. — 7. Erker (Ueberzimmer). — 8. Schartenmauer (Zingel). — 9. Flacher Mauerthurm. — 10. Zwischenmauer in Scharten. — 11. Das Wohngebäude (Palas). — 12a und b Fenster mit Fallblenden zur Verteidigung. — 13. Wartthurm (Bergfried). — 14. Flankirender Thurm. — 15. Zinnen mit Schartenzeile für Schützen. — 16. Mamelmauer. — 17. Pechnase. — 18. Zwingerpförtchen. 19. Wie 15. — 20. Brustwehr mit Tragsteinen. — 21. Schußlöcher. — 22. Graben (das Gebüß).

Wie es in der Natur der Sache liegt, nahmen die Verteidigungswerke den äußeren Theil ein. Schon der Zugang zur Burg, der sich oft in Serpentin- (Schlangenwege) zur Höhe hinauzog, war oft auf einer oder auch auf beiden Seiten durch Mauern eingengt, die in gewissen, dem Terrain angepaßten Abschnitten eine wirksame Verteidigung gestatteten. Das äußerste Werk der Feste war meist ein Graben, der mit Wasser gefüllt war, wenn die Burg im Flachland lag, im anderen Falle aber an der inneren Seite durch Wegsprengen des Felsens künstlich vertieft war. An diesem inneren Rande erhob sich die Ringmauer, welche nur da fehlte, wo ein steil zu beträchtlicher Tiefe abfallender Fels jede Annäherung unmöglich machte. Bei sanft ansteigenden Höhen und wo der Raum es gestattete, machte man Graben und Ringmauer doppelt, wobei aber die äußere von der innern überhöht sein mußte, um eine wirksame Verteidigung durch Schützen zu gestatten.

Die Ringmauer war mit Schießscharten durchbrochen und hinter derselben entweder ein schmaler Wallgang durch Verjüngung der Ringmauer gewonnen, oder dem die Schützen standen. War die Ringmauer gleich dick, so ersetzte den Wallgang ein hölzernes Bankett (Wall- oder Erdgang), das dann „Mordgang“ hieß. Es lag auch vor, daß durch mächtige Tragsteine die Brustwehr, hinter welcher die Schützen standen, über die Mauer hinausragte. Dann war eine leichtere Bestreichung des Grabens möglich, und aus besonderen Oeffnungen in den Tragsteinen konnten die Stürmenden mit siedendem Pech und Del begossen und mit Steinen beworfen werden. Zum gleichen Zwecke hatten auch die Thürme und festen Gebäude eine erkerartige Oeffnung, die sogenannte „Pechnase“.

In späterer Zeit legte man die Ringmauern stets in derart gebrochenen Linien mit aus- oder einspringenden Winkeln an, um eine wirksame zwei- oder mehrseitige Beschießung zu ermöglichen. Größere gerade Mauern unterbrach man durch Thürme, welche die dazwischen liegenden Partien beherrschten.

Die eigentliche Burg theilte sich in die innere und äußere, von welchen die Räume für Knappen und Knechte, Stallungen u. s. w. enthielt, jene das eigentliche Wohngebäude des Burgherrn, Kapelle, Waffenkammern und den oft sehr großen Brunnen. Umfangreiche und große Nester theilte man in die Vor-, Mittel- und Hauptburg, die meist durch besondere Gräben und Ringmauern getrennt waren,

straßenförmigen Erhebung des Terrains entspricht. Ein schönes Beispiel dieser Bauart ist die Burg Trencsin in Ungarn, von welcher noch später die Rede sein wird.

Bei sehr steilen Bergen war die Verbindung zwischen den einzelnen Theilen der Burg oft nur durch Treppen oder Leitern hergestellt, die im Falle eines Angriffes leicht zerstört werden konnten. Dieser Art ist die gleichfalls im Waagthal befindliche Burg Löwenstein, welche sich schneckenhausartig an einen isolirten steilen Felsfegel aufwindet, dessen Spitze nur ein Gemach trägt. Beispiele von Festen, wo das Wurgebäude eine den ganzen Berg dominirende Hauptmasse darstellt, sind die obere Burg Karlsstein in Böhmen, von welcher ebenfalls noch später die Rede wird, und Hoch-Ostervitz in Kärnten.

Als letzte Zuflucht, oder, um den modernen technischen Ausdruck anzuwenden, Reduit (Zufluchtschanze), dienten sehr feste und oft sehr hohe Thürme, die zugleich einen weiten Ausblick gestatteten. Sie lagen stets auf dem höchsten Punkt des Terrains, herrschten das ganze Burggebiet und waren gegen die gefährdetste Seite desselben gerichtet. Die Wohngebäude lagen wenn möglich unter dem unmittelbaren Schutze des Thurmes, der im Innern nur sehr schmale Treppen oder gar nur Leitern hatte. Seine Zinnen hatten meist vorspringende Mordgalerien; in früheren Zeiten hatte seine Decke flach, später kamen auch Steildächer vor. Einer der schönsten und besten erhaltenen derartigen Wartthürme ist jener in Berchtoldsdorf (im Voltsdorf oder Petersdorf) bei Wien, der noch heute die ganze Umgegend beherrscht.

Dieser schöne Thurm ist ganz aus Quadersteinen aufgeführt und hat mit der Mauer eine Höhe von vierzig und vom Boden eine Höhe von dreißig Klaftern, oben mit einer Galerie versehen, die nach allen vier Weltgegenden sehr anziehende verschiedenartigste Aussichten über die ganze herrliche Gegend mit ihren zahlreichen Dörfern, Wald- und Gebirgspartien, weite Landflächen u. s. w. darbietet.

Dieser feste Thurm war vormalig in jeder Feindesgefahr der Zufluchtsort der Ortswohner, darum steht er frei, ist von starker Construction und im Innern zum Bewohnen eingerichtet. Ganz unten ist eine geräumige Halle, die ehemals eine Kapelle zu Ehren des heiligen Nikolaus gewesen. In der Mitte dieser Halle befindet sich ein guter Ziehbrunnen, wodurch im Falle der Einschließung für ein Hauptbedürfniß dahin Geflohenen gesorgt war. Ueber eine bequeme Treppe steigt man in die vier Etagen oder Stockwerke des Thurmes, welche vormalig ganz bewohnbar waren.

Besonders wichtig waren bei einer Burg die Thore, von welchen es regelmäßig ein Hauptthor und an versteckten, schwer zugänglichen Stellen besondere Auswärtsthor gab. Selbst dort, wo sich vor der Ringmauer kein Graben befand, wurde das Erdreich vor dem Thore ausgehöhlt, so daß man nur mittelst einer Brücke in die Burg gelangen konnte. Und zwar waren dies Zugbrücken (ponts dormant), mittelst Ketten, die über Rügeln liefen, aufgezoogen wurden. Spuren dieser Vorrichtung sieht man noch heute an dem schönen Thore, das in den Schweizerhof der kaiserlichen Burg in Wien führt, wie denn auch der vor diesem laufende Graben Ueberrest des alten Burggrabens ist und dort, wo der Schweizerhof mit dem Hofbau der sogenannten Reichskanzlei zusammenstößt, einer der vier Thürme erkennen, welche den vormaligen Burgbau an den vier Ecken flankirten. Außerdem waren die Thore mit schweren Fallgattern gesichert.

Diese Darstellung dürfte vielleicht nicht auf die besonderen Verhältnisse jeder Burg zu beschränken sein, im Allgemeinen dürfte sie gewiß ein treffendes Bild der charakteristischen

baulichen Einrichtungen geben, wie wir sie heute noch in den bedeutenderen Burgen zu erkennen vermögen. Eine Eigenthümlichkeit der ungarischen Burgen, besonders der siebenbürgischen, war es, daß ihre Außenseiten oft ganz mit figurativen Darstellungen in riesigen Größenverhältnissen bemalt waren.

Dieselben Ursachen, welche das Ritterthum aufhoben, wurden auch den Burgen gefährlich. Vor den Feuerwaffen boten sie keinen Schutz mehr, der Brennpunkt des öffentlichen Lebens vereinigte sich ausschließlich in den Städten. So sanken denn die stolzen Mauern durch die neuen Zerstörungsmittel in Schutt zusammen, oder verrostete Bahn der Zeit verrichtete langsamer dasselbe Werk, und wir betrachten die Ruinen heute nur als willkommene Decorationen einer schönen Gegend oder als Erinnerung an eine glücklich überstandene gewaltsame Zeit, die nur im Schimmer einer falschen Romantik begehrenswerth erscheint.

Bevor wir aber zum nächsten Abschnitt übergehen, möge hier noch eines grelllichen Aberglaubens gedacht werden, dem manche Menschenleben zum Opfer fielen. Es ist dies die entsetzliche Meinung, durch Einmauerung von lebenden Kindern oder Thieren in die Baugrundfeste das Schloß oder die Festung unüberwindlich zu machen; eine Art der sogenannten „Festmachung“, die wir später im Kriegerleben, nur glücklicherweise in weitaus unschädlicherer Art, noch begegnen werden.

Die Erfindung dieses ebenso abergläubischen als schändlichen Mittels wird dem Baumeister einer Burg in Deutschland zugeschrieben, der, als sein Werk fast zum Schluße gediehen war, dem Bauberrn bedeutete, es müsse, um das Schloß unüberwindlich zu machen, ein lebendes Mägdelein mit eingemauert werden; er möge deshalb eines kaufen. Lange widerstrebte der gräfliche Bauherr, bis endlich der Baumeister den Vorschlag machte, es solle ein Kinderfest in den inneren Räumen der Burg stattfinden, das erste Mägdelein, welches durch das Thor schreiten würde, möge als vom Schicksal zur Opferung ausersehen betrachtet und unverweilt eingemauert werden. Nach langem Zögern ertheilte der Graf die Einwilligung, aber siehe da! — das erste die Schwelle überschreitende Kind war — des Baumeisters einziges Töchterlein. Als das Leben des bestürzten, unglücklichen, wahngelendeten Vaters half, er selbst mußte das Opfer vollziehen und stürzte dann vom Schläge getroffen todt zu Boden.

Diese Begebenheit hat nun allerdings wirklich stattgefunden, und zwar auf dem Schlosse Henneberg (bei Meiningen), auch weiß man urkundlich bestimmt andere Burgen, wo Kinder eingemauert wurden, welche unnatürliche Mütter zu diesem Zweck um schnödes Geld verkauften; aber der Aberglaube wurzelt in viel früherer Zeit, und zwar im heidnischen Cultus. Bei diesem wurde es oft für nöthig erachtet, den Grund, auf welchem ein Gebäude errichtet werden sollte, lebende Thiere, ja Menschen einzumauern, gleichsam ein „der Erde dargebrachtes Opfer“, weil sie die Last auf sich duldeten. Nebstbei wählte man durch diesen grausamen Gebrauch unerschütterliche Haltbarkeit des Gebäudes zu erreichen. Es wurden also in erster Reihe Thiere eingemauert; daher verdanken auch viele Wahrzeichen von Städten und Gebäuden dieser Sitte ihr Entstehen. Ferner haben aus diesem Gebrauch alle jene Sagen ihren Ursprung, bei welchen der Teufel durch persönliche Mitwirkung oder durch Schenkung der zum Bau von Kirchen, Brücken u. dgl. erforderlichen Summen behilflich gewesen, unter der Bedingung, daß die Seele des ersten Weibes, das in die Kirche oder über die Brücke zum ersten Male tritt, ihm gehören sollte, worauf man ab

dem Bösen dadurch ein Schnippchen zu schlagen wußte, daß man listigerweise zuerst ein Thier in die Kirche oder über die Brücke jagte. Als das kostbarste, den Göttern des Heidenthums willkommenste Opfer aber galt der Mensch, und mit je süßeren, heiligeren Banden ein solcher an die Erde gefesselt war, desto werthvoller und wirklicher mußte das Opfer sein, und so kam es, daß man zur Einmauerung unschuldige Kindlein, dann auch junge Frauen und Mütter zur blutlosen Opferung auserlor.

Es ist hier nicht am Plage, alle der Einmauerungs-Sagen zu gedenken, die sehr zahlreich in den alten Chroniken erwähnt erscheinen, man möchte ja auch gerne annehmen, der blutige Wahn grauer Jahrhunderte sei längst erloschen; leider ist dem nicht so, denn vor kaum vierzig Jahren noch wurde bei einem Brückendau zu Halle in Sachsen allen Ernstes die Meinung im Volke laut, man bedürfe eines Kindes um Einmauern in den Grund des neuen Baues.

Thatsächlich besteht heute noch die Sitte der Einmauerung bei großen öffentlichen Bauten jeder Kategorie, und dieselbe leitet sich auch wirklich von dem alten traurigen Wahne ab, nur besteht das Opfer nunmehr aus allerlei Urkunden, Schauloder Geldmünzen, die zum Andenken an die Zeit der Erbauung in den Grundstein gelegt werden.



Städtisches Kriegswesen im Mittelalter.

Die blühenden Städte der Römer waren zum großen Theile im wilden Gewoge der Völkerwanderungen zerstört worden. Durch nahezu sechs Jahrhunderte über herrschte nicht jener Geist der Ruhe und des zielbewußten Strebens, durch welchen allein größere gemeinjamte Werke geschaffen und erhalten werden können. Erst in der Mitte des zehnten Jahrhunderts fangen die Städte an, wieder eine bedeutende Rolle zu spielen, und zahlreiche neue entstanden nach und nach.

Eine ähnliche Bedrängniß wie jene, welche einst die Städte hinweggerafft hatte, sollte den ersten Anlaß zu deren Wiederaufleben werden.

König Heinrich I., der Vogelfsteller (oder Finkler), sah klar ein, wie schwer es bei der bestehenden deutschen Wehrverfassung und den zerstreut liegenden einzelnen Wohnsitzen sei, den verheerenden Magyaren-Einfällen ein Halt zu gebieten. In einer offenen Feldschlacht von ihnen geschlagen, dankte er Leben und Freiheit nur den armseligen Mauern des kleinen Städtchens Bichin, in das er sich mit einigen Getreuen retten konnte. Denn so furchtbar der magyariße Angriff im offenen Felde war, so wußten sie doch nicht gegen geschlossene Orte vorzugehen, welchen sie noch lange nachher aus-

widen. Darin lag ein Fingerzeig, welchen sich der kluge und tapfere Heinrich I. nicht entgehen ließ. Er beförderte von nun an das Entstehen geschlossener und befestigter Orte auf das eifrigste und schaute auch vor gewaltsamen Mitteln nicht zurück, wenn sie diesem Zwecke dienten.

So verlegte er z. B. jeden neunten Mann seines Lehensgefolges, das zerstreut im Lande lebte, in eine der neuen Städte, während die übrigen acht das jenem gehörige Lehensgut bewirthschafte und ihm den Ertrag abliefern mußten. So wurden die neuen Städte die Stützpunkte der nationalen Verteidigung, denn bei drohender Kriegsgefahr retteten sich die Landbewohner mit ihrer Habe in dieselben und sie wurden bald die Mittelpunkte des Verkehrs, da Heinrich I. auch angeordnet hatte, daß alle Volksversammlungen und öffentlichen Feste in den Städten abgehalten werden mußten.

In der That zerstückelte der furchtbare Aufsturm des letzten und größten Magyaren-Einfalls an den schwachen Mauern der von ihren Bürgern verteidigten Stadt Augsburg, wie wir später näher berichten werden.

Kriegsnoth war es also ursprünglich gewesen, welche die Fürsten lehrte, befestigte Städte und Burgen zu bauen. In der Zukunft aber drängte sie das finanzielle Interesse dazu, die Bevölkerung dieser Orte zu vermehren und zu schützen, ihnen werthvolle Privilegien zu schaffen, da der Reichthum der Städte eine nie versiegende Steuerquelle bot. So finden wir auch in späteren Zeiten, wo politische Wirren herrschten und die Fürsten sich oft trotzig gegen die Reichsgewalt auflehnten, daß die bedeutenderen Städte stets treu zu Kaiser und Reich hielten, weil sie von diesen allein Schutz und Förderung erwarten konnten.

Als Kaiser Heinrich IV. (geb. 1056, gest. 1106), mit dem Bannstrahl belastet, von ehrgeizigen Vasallen bedroht, wie ein Flüchtling durch das Reich irte, da jagten die Bürger von Worms die Soldner des Bischofs aus der Stadt und öffneten ihre Thore dem bedrängten Reichsoberhaupt. Sie schwuren ihm unverbrüchliche Treue, gelobten ihn zu schützen und mit Geldmitteln zu versehen, und seine Bedenken beantworteten sie stolz mit dem Hinweis auf die Kriegsvorräthe und die Streitmacht, welche der reichen Stadt zur Verfügung standen. Bald folgten Köln und andere Städte diesem Beispiele, und wenn Heinrich IV. sich behaupten konnte, hatte er es nur den Städten zu danken.

Die meisten Städte schlossen sich an eine schon früher errichtete feste Burg an, die zum Schutze eines Bannstriches diente. Diese gewährten in kriegerischen Zeiten den einzigen Schutz, und es war nur natürlich, daß man sich desselben umso mehr erfreuen konnte, je näher man sich ansiedelte. Auch Bischofsitze, Klöster, Wallfahrtskirchen waren oft die Punkte, um welche sich dann eine Stadt ansiedelte. In dieser Rolle war es das öftere Zusammenströmen größerer Menschenmassen, durch welches ein gewisser Verkehr sich entwickelte, dessen geschäftliche Ausbeutung zur Niederlassung einlud, da leichtere und mehrfache Art des Erwerbes möglich war.

So entwickelte sich endlich ein städtisches Gemeinwesen, man schützte sich durch Wall und Graben nach Außen, durch eine feste Rechtsordnung sicherte man Ordnung und Verkehr — die Stadt war entstanden. An Zuzug konnte es schon deshalb nicht fehlen, weil jeder Unfreie (Leibeigene) durch seine Ansiedlung in einer Stadt seine Freiheit erlangte; aber auch zwangsweise Versetzungen kamen noch später öfters vor. So verordnete Heinrich V. in dem 1221 erlassenen

Stadtrechte für Genuß, daß gewisse außerhalb der Mauern wohnende Gutsbesitzer mangelsweise in den städtischen Verband einzuschließen sind.

Begünstigt durch die Erwerbung werthvoller Privilegien blühten die Städte immer und wußten sich bald als besondere Macht, als eigener Stand gegen den übermächtigen Adel geltend zu machen. Seit Kaiser Heinrich V. (geb. 1031, st. 1125) die Städtebürger auch von der Entrichtung des „Bodtheils“, der darin bestand, daß sich die Grundherrschaft beim Tode eines Untertans das Beste aus der Hinterlassenschaft wählen konnte, befreit hatte, waren sie auch des letzten Restes der Hörigkeit entkleidet und entwickelten sich als selbstständige Gemeinwesen, die sich durch gewählte Vorstände regierten und verwalteten und sich endlich auch eine besondere Kriegsmacht schufen.

Anfänglich bestand die städtische Kriegsmacht nur aus den Bürgern und Angehörigen der Städte. Durch die Verschiedenheit des Vermögens und der Stellung bildeten sich indessen hier bald große Unterschiede heraus, deren Grundlage daraus bestand, ob die Betreffenden reich genug waren, um zu Pferd dienen zu können oder nicht. Die ersteren hießen Constabel, Stabelmeister, was dem Wort, wenn auch nicht der Anwendung nach als Stallmeister (Comes stabuli) zu übersetzen ist. Und so in den Reihen dieser städtischen Reiter auch viele adelige Ritter dienten, die sich in der Stadt niedergelassen hatten, beanspruchten jene endlich auch einen gewissen Stammesvorzug, aus dem sich die städtischen Ritter- oder Patriciergeschlechter entwickelten.

Die größte Anzahl der Streibaren einer Stadt gehörte natürlich jenen Handwerkerlassen an, die nicht vermochten, die theuere Ausrüstung und Erhaltung eines Pferdes zu erschwingen. Daher bestand der Kern der städtischen Truppen immer aus Fußvöll, worin in den späteren Zeiten des Mittelalters die Ursache vieler Erfolge der städtischen Waffen lag. Die Hauptbewaffnung bestand aus Spießen oder Lanzen, sogenannte „Glefen“ (von Glaven, Degen), wonach die zu Fuß Dienenden „Glefenbürger“ — im Gegensatz zu den Constabels — genannt wurden. Auch Pfeilschützen erscheinen früh neben den Spießträgern. Ebenso bedienten sich die Städte auch der Streitwagen; besonders im fünfzehnten Jahrhundert wirkte das Beispiel der Hussiten so sehr, daß vielen Städten die Beistellung von solchen Wagen von den Landesfürsten aufgetragen wurde. Römisch genug nannte man die Leichtbewaffneten, welche zu vier oder sechs von einem solchen Wagen herab gegen die Feinde stritten, „Wagenreiter“ — „de rittent je sechste uf eine wagen“, heißt es in der Straßburger Chronik.

Die Reiter waren vollkommen ausgerüstet, trugen Helm, Harnisch und Speer und hatten stets ein Gefolge von zwei oder drei Knechten mit sich. In Kriegszeiten kam es nicht allein vor, daß befreundete Ritter sich freiwillig den städtischen Streibern anschlossen, sondern auch daß kriegserfahrene Ritter in Sold genommen wurden und dann sogar als Hauptleute der städtischen Schaaren fungirten.

Insoweit die Erhaltung der Wehrhaftigkeit der Städte im allgemeinen Interesse lag, hatten die Kaiser und Fürsten Vorsorge getroffen, daß dieselbe nicht vernachlässigt werde. Gewisse Steuern durften nur zur Verbesserung und Erhaltung der Festungswerke, zur Anschaffung von Waffen und Kriegsvorräthen verwendet werden. Herzog Leopold fügt der Mahnung, sich nach Kräften zu rüsten, im Wiener Stadtrecht das Versprechen bei, daß man dagegen nie Lieferung von Pferden oder Waffen für die landesfürstlichen Truppen verlangen werde.

A blank, lined page from a notebook. The page is cream-colored with horizontal blue ruling lines. There is a small tear on the left edge. The page is slightly aged and has a small tear on the left edge.

188

[illegible]

...the

A blank, lined page from a notebook. The page is cream-colored with horizontal ruling lines. There is a small tear on the left edge. The page is slightly aged and has a small tear on the left edge.

The following is a list of the names of the persons who have been appointed to the various offices of the County of ... and the names of the persons who have been appointed to the various offices of the County of ...

bei Alarm mußten die waffenfähigen Einwohner an bestimmten Plätzen sich versammeln, die Wälle und Thürme besetzen. Der Mannschaft jedes Viertels war ein Mann oder Viertelmeister vorgelegt, die Oberaufsicht und Leitung aber Bürgermeister und Rath zu, ohne deren Auftrag kein Ruf zu den Waffen durfte.

Schon sehr frühe gab es auch außer der Stadt einzelne besetzte Punkte, deren Besatzung und Verteidigung den Bürgern oblag; so am rechten Donauufer ein Fort bei Rusdorf, am linken Ufer Schanzen, welche die Straße nach Ungarn deckten, u. s. w.

Unter Kaiser Friedrich II. bestand, wenigstens nominell, die Verpflichtung



Georg Podiebrad. (Seite 77.)

der Bürger, dem Landesfürsten Heerfolge zu leisten. Der gedachte Herrscher hat sich davon, indem er anordnete, daß kein Bürger gezwungen werden könne, an Kriegszug theilzunehmen, der länger als bis Sonnenuntergang währe. Ausgenommen davon waren nur die Bogner und Pfeilschützen, die aber dafür Steuerbefreiung genossen. Alle diese Privilegien wurden aber späterhin verletzt und eingeschränkt, und im wohlverstandenen eigenen Interesse nahmen die Bürger an den Zügen zur Brechung der adeligen Raubburgen eifrigen Theil. Manche Bürger, welche nicht persönliche Kriegsdienste leisten wollten oder konnten, gingen schon früh zum Auskunfts Mittel, bewaffnete Söldner zu stellen, welche anderen nicht in Wien heimatberechtigten Zunftgenossen entnommen wurden. Im vierzehnten und noch mehr im fünfzehnten Jahrhundert wurde das Söldnerwesen in den Städten stets häufiger, und die Bürger fungirten nur mehr als Anführer

der in der erforderlichen Anzahl aufgestellten Söldner. Die Wiener Stadtrechnungen ergeben, daß 1458 durch mehrere Wochen 5184 Mann mit 300 Pferden auf Kosten der Stadt erhalten wurden.

Nur wenn es die Vertheidigung der Stadt selbst galt, gab es auch später noch allgemeine Aufgebote, welchen sich kein Bürger entzog. So erließ 1405 ein solches, als Einfälle der Ungarn drohten, und es rückten 105 Zünfte aus, deren Mannschaften in sieben von Stadträthen angeführten Compagnien eingetheilt waren.

Uebrigens kam es, da seit dem Ueberhandnehmen der Söldner weniger die Mannschaft fehlte als das Geld zum Bezahlen derselben, auch vor, daß die Landesherren, statt des Aufgebotes der Städte, sich mit Geldzuschüssen begnügten. Der Chronist Jans der Enenkel erzählt uns in launiger Weise, wie Herzog Friedrich II. eine solche Kriegssteuer repartirte. Da bei der Stimmung der Bürgerschaft kein besonderes Ergebniß zu erwarten war, so rieth der Schenkmeister des Herzogs, Wolfser von Parau, man solle die Bürger einzeln vorrufen und fragen, wie viel sie zu den Kriegskosten steuern wollten; der Schenkmeister werde sich hinter einem Teppich (Vorhang) verstecken und dem Herzog das Nöthige über das Vermögen und die Gesinnung der Bürger zuflüstern. Friedrich II. folgte dem Rathe und ließ die Bürger einzeln vor sich bescheiden. Bei den meisten wurde die Selbstschätzung zu gering befunden und der Herzog setzte sie nach den Einflüsterungen Wolfser's eigenmächtig fest; nur wer sich durch einen guten Scherz oder durch Opferwilligkeit empfahl, kam mit gelinderen Ansätzen durch.

Wenn ein allgemeines Aufgebot an die Bürger einer Stadt erging, so mußten sie nicht allein die Ausrüstung beistellen, sondern während der Dauer des Kriegszuges auch den Unterhalt bestreiten. Im Jahre 1377 erließ Herzog Leopold an die Bürger den Auftrag, Harnische und Waffen in Stand zu setzen und sich mit Lebensmitteln zu versehen, „daz ir ew mit Harnasch vnd anderen Dingen zu wehr (Wehr) richtet, vnd lost vnd spreis in der Statt bestellet, als ir maist mugt (möget)“, damit sie, wenn der Landeshauptmann Heinrich von Wallsee den Aufruf ergehen lasse, zu pünktlichem Gehorsam bereit seien. Im Jahre 1427 mußten die Städte Krems und Stein achtzig gerüstete Männer stellen und unterhalten, dagegen forderte Herzog Albrecht 1431 keine Mannschaft von Krems, sondern einen Kriegsbeitrag von 300 Pfund Pfennigen.

Die zu einem Kriegszug aufgerufenen Stadtbürger vermengten sich nie mit der vom übrigen flachen Land gestellten Mannschaft; sie kämpften unter ihrer eigenen Fahne und einem von der Stadt bestellten Unteranführer. Viele solche Bürger machten auf alle Vorrechte des Ritterthums Anspruch und erschienen, trotz einschränkender Bestimmungen früher erlassener Stadtrechte, auch im Frieden mit vollem Wappenschmuck. Wenn einem Bürger vom Stadtgericht verboten wurde, während einer bestimmten Zeit die Waffen zu tragen, so galt dies als eine schwere Strafe, die dem Ehrverlust gleichkam.

Mit der Zeit mehrte sich die Zahl der in den Städten ansässigen Ritter, welche zu keiner Steuerleistung verpflichtet waren, so sehr, daß die Einkünfte der Stadtgemeinden dadurch beeinträchtigt und die übrigen Bürger über Gebühr belastet wurden. Mit besonderer Hinweisung auf die Wehrfähigkeit der Städte hielt man es endlich für nöthig, diesem Uebelstande entgegen zu treten, und es wurde den Bürgern direct untersagt, Häuser oder Liegenschaften an Adelige zu verkaufen.

Kaiser Friedrich III. gebot 1488 den adeligen Hausbesitzern zu Enns, sie sollten mit den Bürgern der Stadt Ewer Heuser halben in Steuern Kobat Wacht und andern sachen mitzuleyden und zu hilff kommen".

Was die Verpflegung der Bürger im Felde betraf, so scheinen es die Städte nicht an Fürsorge haben mangeln lassen, im Gegentheil ward in dieser Richtung nach unseren modernen Anschauungen eher des Guten zu viel gethan. Den Aufgeboten der Hirner, die im fünfzehnten Jahrhundert zur Niederbrechung der Raubnester wiederholt auszogen, wurden vom fürsorglichen Rath nicht blos Fastenspeisen und gesalzene Fische, Meis und Käse, sondern auch Gewürze, Mandeln, Wildpret, „Feigen und Weinber“, dann edle Weine, wie Malvasier und Rainsal, nachgesendet, wie die Stadtrechnungen aus jener Zeit nachweisen.

Mit dem Ueberhandnehmen des Solddienstes steigerten sich die Ausgaben sehr bedeutend. Der gewöhnliche Söldner bekam außer der Verpflegung und Armatur 1486 einen wöchentlichen Sold von einem halben Gulden, ein Betrag, der nach dem damaligen Geldwerth mindestens das dreißigfache der gleichen Summe von heute galt. Dazu kamen noch höher entlohnte Chargen, Hauptleute zu Fuß und zu Roß und „Heilmester“, welche über acht bis zehn Mann gesetzt waren, diese in den Waffen tüchtigen, also ungefähr den heutigen Unterofficieren entsprachen.

Kast jede Stadt unterhielt ein Zeughaus, in welchem die Kriegsmaschinen und Belagerungsgeräte, dann später, als die Bürger selbst seltener in das Feld zogen, die zur Ausrüstung der Söldner bestimmten Waffen verwahrt wurden. In Wien bestand der älteste „Zeugstadel“ im vierzehnten Jahrhundert an Stelle des heutigen Hauptpostamtes am alten Fleischmarkt; ein anderer „Zeughauskasten“ entstand am hohen Markt bei der Bürgerschranne (heute Nummer 5, alt 5-15); große öffentliche Zeughäuser aber wurden gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts beim Herderthor (zu Ende des tiefen Grabens beiläufig gelegen) erbaut.

Zur Aufsicht war ein von der Stadt besoldeter Zeugwart und nach Einführung der Feuerwaffen ein Büchsenmeister bestellt. Schon sehr früh scheinen auch kleinere Städte ansehnliche artilleristische Mittel besessen zu haben. So mußte z. B. 1457 auf Befehl des Königs Ladislaus die Stadt Krems zur Verrennung der Burg Burgstall außer sechzig Mann auch „die groß Büchs“ (Kanone) bestellen, Enns aber 1490 zwei Kanonen, fünfzig Hafenbüchsen, einige Centner Pulver, Kugeln, Stein und schließlich auch „ein gut Aegel (etliche) pfeill“ liefern. In Wien aber wurde — wie die Stadtrechnungen ausweisen — 1444 ein besonderer Kriegskundiger vom Stadtrath bestellt, der „eine Prob zu Wagenburgen auf Pergament entworfen und gemalt und ein andere Form zum Steigen“ (Ersteigen der Mauern) anfertigen mußte.

Den kriegerischen Uebungen wendete man gleichfalls in den Städten das Augenmerk zu. Der „Fechterstübel“ wurde schon gedacht, aber auch an öffentlichen Kampfspielen fehlte es nicht. In Wien z. B. wurden im fünfzehnten Jahrhundert am Faschingsdienstag auf der Brandstätte am Stefansplatz Bürgerkinder abgehalten, welche gewiß den Turnieren nachgebildet waren und den hauptsächlichsten Zweck hatten, die jungen Bürger in den Waffen zu üben. Das letzte solche Feste wird im Jahre 1444 erwähnt.

Auch zur Uebung im Armbrustschießen wurden die Bürger angehalten, und Herzog Albrecht I. ließ in Klosterneuburg, um den Bürgern seinen Dank auszu-

drücken, eine Schützen-Gesellschaft stiften, deren es auch in anderen Städten gab. Der älteste, bekannteste Bürgerschießstand in Wien lag beim Körntnerthor, ein zweiter ward in den oberen Werb (spätere Hofbau) errichtet.

Um den Gebrauch der Feuergewehre einzuführen, stiftete Maximilian I. (geb. 1459, gest. 1519) in vielen Städten Schützen-Gesellschaften, die besondere Rechte und Privilegien erhielten. Indessen sehen wir aus der Schützenordnung von Steier aus dem Jahre 1506, daß neben den Feuerwaffen noch immer die Armbrust im Gebrauch war, denn es heißt in derselben, daß „ein Sonntag die Büchsenjäger und jedesmal über vierzehn Tag hernach die mit der Armbrust schießen mögen“.

Die persönliche Theilnahme an den zahlreichen Kämpfen jener Zeiten wirkte auch auf die Bürger nicht ohne Einfluß. Ward ihnen dadurch auch kriegerischer Sinn und eine gewisse Selbstständigkeit zu eigen, so gewöhnten sie sich auch an eine Raubbau- und Unfriedfertigkeit, die nun einmal schlecht zu den bürgerlichen Handtirungen paßte und deren Gedeihen nicht fördern. Diese minder lobenswerthen Folgen der bürgerlichen Wehrhaftigkeit kamen recht oft zu ungeschlachtetem und derbblumigem Ausdruck. So ließen sich z. B. die Angehörigen der Wiener Schusterzunft im Jahre 1296 anläßlich der Zerwürfnisse mit Albrecht I. vernehmen: „sie hätten so viele hölzerne Reisten, daß sie in kurzer Zeit den Graben vor der Burg damit anfüllen und darüber steigen könnten, wenn der Herzog die Bürger nicht in ihren Rechten belassen wolle.“

Noch interessanter für die Charakteristik des wehrfähigen Bürgerthums ist eine spätere Episode aus der Geschichte Wiens, die freilich in eine Zeit fiel, wo politische Wirral, Recht- und Gesetzlosigkeit die Geister verwildern machte. Während des ich mehrfach erwähnten Zwistes zwischen Kaiser Friedrich III. und seinem Bruder Albrecht VI. war die Haltung der Wiener eine widerspruchsvolle und schwankende. Sie standen unter dem Einfluß des herzoglichen Münzmeisters und späteren Bürgermeisters Wolfgang Holzner, eines Mannes von Talent und agitatorischen Gaben, aber noch größerer Mäntelust und Ehrgeiz. Allerdings muß dabei erwähnt werden, daß das unklare Benehmen Friedrich's, der gewaltthätige und rasch zufahrende Charakter des Herzogs Albrecht, das Auspinnen solcher Intriguen geradezu beförderten.

Schon im August 1462 verweigerte man unter dem Einfluß Holzner's dem Kaiser den Eintritt in die Stadt und setzte diese in Verteidigungsstand, während vierhundert Söldner des Herzogs Albrecht die Burg besetzten, wo die Kaiserin Eleonor (Tochter des Königs Emanuel von Portugal, geb. 1434, gest. 1467) und ihr vierhalb Jahre altes Söhnlein Max sich aufhielten. Statt nun mit seinen 4000 Reitern den Eintritt mit Gewalt zu erzwingen, ließ sich der Kaiser zu Unterhandlungen herbei, bis man ihm unter demüthigenden Bedingungen gestattete, in die Stadt einzuziehen. Bei diesem Anlasse rief die Kaiserin, eine hochgesinnte, entschlossene Frau, ihrem Sohne zu: „Portugals Könige zeigen sich gnädig dem Demüthigen, dem Uebervundenen; — dem hartnäckigen und stolzen Missethäter schmeicheln sie nicht. Wärs ich, mein Sohn, daß Du wie Dein Vater handeln würdest, so müßte ich bedauern Dich für einen Thron geboren zu haben!“

Aber es kam noch schlimmer. Friedrich III. konnte die Beschwerden der Wiener über die Gewaltthatigkeiten der steierischen Söldner nicht beheben, da es ihm an allen Mitteln fehlte, diesen den rückständigen Sold zu zahlen. Diesen Vorwand benützte der vollkommen von Holzner beherrschte Stadtrath, um am 6. October 1461 einen förmlichen Absagebrief an den Kaiser zu richten. Man ging sofort daran, in

in der eigenen Burg zu belagern, nachdem ein Erbieten, der Kaiserin und dem Prinzen Max freien Abzug zu gestatten, von Friedrich mit ungewohnter Festigkeit abgelehnt worden war, wobei er sagte: „Ich werde Frau und Kind nicht von mir lassen und mit ihnen entweder den Tod erleiden oder die Verräther strafen. Dies befehl mag entweder in Wahrheit meine Burg (Virge, Vergung) oder mein Friede werden!“

Michael Behaim (geb. 1416, gest. 1478), ein echter Sohn seiner Zeit, fahrender Sanger und Kriegsknecht zugleich, stand während dieser merkwürdigen Belagerung, die volle acht Wochen wahrte, im Dienste Friedrich's III. und hat uns viele charakteristische Züge aus derselben aufbewahrt.

Man faßte die Sache von Seite der Holzer'schen Partei ganz energisch an; im Kohlmarkt und in der Nähe wurden die Häuser abgedeckt, um die Burg beschießen zu können, was uns freilich keine besondere Meinung von der Tragweite der damaligen Geschütze beibringen wird. Indes wurde „aus groß und klein Büchsen“ ein so lebhaftes Feuer unterhalten, daß die kaiserliche Familie genöthigt war, die nach Innen gelegenen Gemächer aufzusuchen. Aber trotz des blutigen Ernstes hatte es weder den Belagerten noch den Belagerern an gutem Humor, und während der Pausen des Kampfes ergoßte man sich, wie Behaim berichtet, gegenseitig mit lauter sanfter Melodien lieblich Jubiliren“.

Ein Wiener sang, während man auf die Burg schoß, die Parodie eines Minneliedes und bezeichnete die Kugeln als Liebesgrüße an die „zarten Jungfräulein“ in der Burg. Aber er erhielt von dem kaiserlichen Schützen Hans Kettinger einen wohlgezielten Pfeilschuß in den Leib, mit den Worten: „Nimm hin, das ist der Gruß, den ich Dir schenke, den schickt Dir eine schöne Jungfrau aus der Kaiserin Zimmer!“

Aber auch jetzt noch, obwohl schwer verwundet, verließ die Spottlust den ledigen Sanger, einen Bürger, Namens Pfirter, nicht, denn er rief zurück: „Es dankt Dir der Teufel solchen Gruß. Sind Eurer Fräulein Grüße so ungeschlacht, so hab' ich ihnen bald genug!“

In den letzten Wochen der Belagerung trat großer Mangel an Lebensmitteln in der Burg ein, so daß selbst auf den kaiserlichen Tisch nur ausgedorrtetes schwarzes Brot, Gerste und Erbsen kamen. Es ist bezeichnend, daß selbst Holzer, so rücksichtslos er war, sich des dynastischen Gefühls nicht ganz ent schlagen konnte und die Zuwendung von Eiern, Wehl und Milch zu einem Brei für den kleinen Prinzen Max, „das junge Blut von Oesterreich“, gestattete.

Die Unterhandlungs-Anerbieten der Vertreter der Wiener Universität blieben erfolglos, und erst das Erscheinen eines starken böhmischen Heeres und der Steirer und Krainer unter Andreas Baumkircher machte die aufständischen Wiener der Vermittlung des Königs Georg Podiebrad (Bild Seite 73) zugänglich. Ein Friedensschluß vom 1. December 1462 machte dieser wunderlichen Belagerung ein Ende und legte dem Reich das schmerzliche Opfer auf, formell wenigstens zu Gunsten des Herzogs Albrecht VI. auf Niederösterreich gegen ein Jahrgeld von 4000 Gulden zu verzichten.

In militärischer Beziehung interessant ist die in das Jahr 1477 fallende Belagerung der Stadt Krems durch den Ungarkönig Matthias Corvin. (Bild Seite 72.)

Schon beim Herannahen des feindlichen Heeres traf man in Krems alle nöthigen Verteidigungsanstalten. Alle umliegenden Marktflecken und Grundherrschaften wurden

um Zusendung von Arbeitsleuten zur Verstärkung der Festungswerke ersucht, da man sich in Krems „manhaft entschlossen habe“, dem Feind Widerstand zu leisten. Kaiser Friedrich III. wurde um einen Hauptmann, des Büchsenwesens kundigen Mann und etliche hundert Söldner zu Fuß ersucht, für welche die Stadt die Löhnung zu leisten versprach. Seiner Gemohnheit nach antwortete der Kaiser mit Anerkennung der Haltung und Aufmunterung zu weiterem Widerstand, aber von werththätiger Unterstützung der wackeren Kremsler verlautet nichts. Auch ein Versuch in Baiern, Söldner anzuwerben, scheint erfolglos geblieben zu sein.

Von zwei Seiten nahte sich im October 1477 das ungarische Heer; die Stadt wurde ganz umzingelt und zahlreiche Schanzkörbe (zur Deckung der Artillerie) aufgestellt. Ein Bericht vom 12. October an den damals zu Steier residirenden Kaiser sagt: „Wir tun ewre kaiserlichen gnaden (den Titel „Majestät“ kannte man damals noch nicht und wurde derselbe erst von Karl V. angeordnet) ob aber zu wissen daz wir vnden vnd oben auch neben an den seitten allenthalben ganz in neben an den Stadigreben swerlich belegert vnd anheint wol achtzig Korib Im Warthe gegen Braunhaus ober für vns gesezt sein. Vnd werden mit schiessen aus mitteln Zeug vnd Gewerpheissen ennmitten auf beeden seitten vnd sunst allenthalben in beeden Steten also gearbaitt.“

Spätere Briefe an den Kaiser und seine Räthe betonen, daß man der Stadt weder einen Commandanten noch Soldaten oder Pulver geschickt, sondern sie in dieser großen Noth ganz sich selbst überlassen habe, und dabei schläft trotz aller Devotion manch recht verbes Urtheil über dieses Verhalten durch.

Das Eintreffen des schweren Geschüßes vermehrte die Bedrängniß der Stadt — „Wir seyn wol aus fünff Hauptpüschien nach dem sweristen gearbait worden“ — zumal die Ungarn nun auch Feuerkugeln warfen, von welchen jedoch nicht zu entscheiden ist, ob es schon wirkliche Brandraketen, glühende Steinkugeln oder Ballen aus brennenden Stoffen waren. Bei einem glücklichen Ausfall zerstörten die Kremsler einige Schanzen, die aber von der zahlreichen Mannschaft der Ungarn sofort wieder aufgebeßert wurden.

Endlich sendete der Kaiser für Krems und Stein je einen Hauptmann und vermittelte einen Waffenstillstand von fünfzehn Tagen. Aber von letzterem hatte er keinen Nutzen, da die Ungarn sich nicht daran hielten, sondern diese Frist benüßte um ihre Werke auszubessern, sich der Stadt zu nähern und neue herzustellen. Man wies daher in Krems eine unter ungünstigen Bedingungen vorgeschlagene Verlängerung zurück und zog den offenen Krieg vor.

Mit neuer Wucht begann der Angriff der Ungarn, deren Feldherr Zelen sechs Kanonen erster Größe hatte bringen lassen, aus welchen im Tag an dreißig Schüsse gegeben wurden, was als ein Beispiel besonders schneller Bedienung gegolten zu haben scheint. „Nu hört Ir wol die gross swer arbait des schiessens mit dem Kanon die vint tag vnd nacht wol aus sechs Hauptpüschien nach dem sweristen arbaitt die vns die Turn, Mewr vnd Zwinger schier ganz Sturmmeßig geschossen haben.“

Jetzt erst raffte man sich am kaiserlichen Hoftager auf, aber es war zu spät. Die Ungarn hatten beide Donaunser besetzt, so daß die Büchsenmeister, zweihundert Soldaten mit Munition, welche man nach Krems senden wollte, nicht mehr dorthin gelangen konnten. Eine Anzahl Falkenbüchsen (Feuergewehr, dessen Schaft ein Falken hatte, vermittelst dessen es auf einem Gestelle ruhte, das in die Erde gesteckt

und viel Pulver fiel sogar den Ungarn in die Hände und nur 3000 Pfeile lang es in die bedrängte Stadt zu schicken. Durch den Zustand der Mauern sahen die tapferen Kremsier jeden Tag vor die Möglichkeit des so sehr gefürchteten Sturmes gestellt, als ein zwischen dem Kaiser und Matthias Corvin geschlossener Friede sie vor dem Schlimmsten bewahrte.

Sechs Jahre später finden wir das ungarische Heer vor den Mauern Wiens. Im Jahr 1482 traf Matthias Corvin (Bild Seite 72) große Vorbereitungen zu einem Feldzug, welcher den seit Jahren schwebenden Zwist mit dem Kaiser endgiltig scheiden sollte. Im November 1482 fiel Hainburg in seine Gewalt, und im Frühjahr 1483 begann die Belagerung Korneuburgs und gleichzeitig auch die Einkreisung Wiens, das der Kaiser erst anfangs April verließ.

In Wien herrschte unbestritten die Friedericianische Partei, und man zeigte sich bemüht, die Stadt bis auf das äußerste zu verteidigen. Mit der erbetteten kaiserlichen Hilfe sah es freilich so schlimm aus wie gewöhnlich. Außer einigen Privilegien, die zu dem Moment ohne Werth waren, bestand der kaiserliche Beistand in der Anweisung von 1000 Pfund Pfennigen auf das Forstamt des Wienerwaldes und Gmundner Salzamt, die aber — nie ausbezahlt wurden. Im Gegentheil verlangte Friedrich III., daß die Wiener Korneuburg beistehen sollten, und als der Stadtrath durch die Art Tribut von den Ungarn die Schonung der Weingärten erkaufte, tadelte der Kaiser diesen Vorgang auf das heftigste. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß die sehr eifrig geführte Correspondenz zwischen dem Kaiser und dem Stadtrath endlich einen ziemlich gereizten Ton annahm.

So lange Korneuburg nicht gefallen war, begnügte man sich von Seite der Ungarn mit der engen Einschließung der Stadt, in welcher bald fühlbarer Mangel an Lebensmitteln eintrat. Schon lagen die Ungarn ein Jahr vor der Stadt, und der Stadtrath stellte nochmals dem Kaiser die große Bedrängniß vor, endliche Hilfe oder die Erlaubniß zum Friedensschluß verlangend. Nun bewog Friedrich die Städte Krems und Stein und einige andere, den Wienern beizuspringen. Es wurden sechzehn Schiffe mit Lebensmitteln beladen (1000 Muth Getreide, 2000 Seiten Schweinefleisch, Mehl, Salz u. s. w.) und dieselben auf der Donau nach Wien gesendet. Die Ungarn hatten über keine Flotille und mußten sich damit begnügen, die Proviantschiffe aus der reich errichteten Strandbatterien zu beschießen, wobei eines stark beschädigt wurde und einen Theil der Bemannung einbüßte. Indessen kamen sie doch glücklich in Wien an und unter großem Jubel wurde sogleich die Vertheilung vorgenommen. „Gelobt sei Gott! dessen Barmherzigkeit über uns ist!“ schreibt Doctor Tichtel, der Chronist der Belagerung mit einem Stoßseufzer der Erleichterung in sein Tagebuch.

Ende November 1484 war Korneuburg in den Händen der Ungarn, und nun rückte das ganze Heer vor Wien, das nun erst die wahren Leiden der Belagerung zu kosten bekam. Schon am 4. December drangen die Ungarn über das Eis in den unteren Werb (Leopoldstadt), so daß die Stadt von den drei Heeren des ungarischen Königs bis an die Mauern eingeschlossen war. Vom rechten Donauufer bei Gellin stand in weitem Bogen das ungarische Heer über den Wienerberg, auf dem Hauptheer unter Stefan Zapolva lagerte, bis zum Ufer des Stromes bei Leopoldsdorf, von wo sich das Lager des Königs Matthias Corvin mit den Vorposten der „Schwarzen Bande“, über welche noch eingehender gesprochen werden soll, bis nach Sanct Marx herein erstreckte.

Noch zögerte der König, der sich Wien zur künftigen Residenz erziehen (zu) mit einer ernstlichen Beschießung. Als es aber dem vom kaiserlichen Hoflager in der rückkehrenden Bürgermeisters Stejan Ten gelang, das ungarische Lager mit durchbrechenden Heilern zu durchbrechen und die Kunde von einem durch den jungen Erzherzog gesammelten Entsatzheer sich verbreitete, war die Schonung vorüber. Mit stürmischer Hand wurden die Schanzen beim Nicolauskloster (Landstraße, Hauptstraße, gegen der heutigen Hochkirche) genommen, die Verhaue durchbrochen, und man stand auch auf dieser Seite knapp vor der Stadt.

Indessen war die Nothlage wieder auf das höchste gestiegen, und Matthias Corvin hatte ganz recht, als er auf das Drängen seiner Hauptleute nach einem entscheidenden Schritt lächelnd antwortete: „es bedürfe eines solchen nicht, denn in der Stadt seien zwei Bürger, welche ihm dieselbe bald überliefern würden.“ Und auf Frage nach den Namen derselben, erwiderte der König hehnisch: „Der Eine Hunger, der Andere Zwietracht.“ Auf diese Aeußerung basiren sich wohl später aufgetauchten abenteuerlichen Erzählungen von einem nächtlichen persönlichen Besuch Matthias Corvin's in der belagerten Stadt und von einem förmlichen Einverständnis mit einem Theil der Bürger — obwohl nicht zu leugnen ist, daß gewissen Kreisen der Bevölkerung noch aus der Holzer'schen Periode her eine Kaiser nicht sehr günstige Stimmung anhielt.

Im Frühjahr 1485 — nach fast zweijähriger Einschließung — machte Matthias Corvin endlich Ernst mit dem Angriff. Die Vorstädte und naheliegenden wurden in Brand gesteckt, leichte ungarische Truppen trugen Verwüstung und durch das Land, der geängstigten Stadt ein Vorbild ihres eigenen Schicksals im Falle einer Einnahme mit stürmender Hand zeigend. Aus den längs der Wien und unteren Weid errichteten Schanzen wurden die Kugeln bis in die Mitte der Stadt geschleudert, und die häufig versuchten Ausfälle hatten bei der Wachsamkeit und Unerbittlichkeit der Ungarn keinerlei Erfolg.

Als nun die Noth auf das höchste gestiegen war und Matthias Corvin für den Fall weiteren Widerstandes offen mit der Plünderung drohte, die Hoffnung auf einen Entsatz aber noch immer in nebelhafter Ferne schwebte, begann man im Stadtrath mit dem Gedanken an eine Capitulation vertraut zu machen, und die kaiserlichen Hauptleute konnten nicht mehr widersprechen. Selbst der directer Vertreter des Kaisers, Doctor Johann Keller, gab in einer freilich unklaren und gewundenen Erklärung seine Zustimmung.

Der Rector der Universität wurde vom Stadtrath mit der Anknüpfung Friedensunterhandlungen betraut, da, wie ein bezeichnender und für Matthias Corvin gewiß ehrenvoller Voratz lautete: „der König den Gelehrten so geneigt, daß er einem solchen nichts abschlagen könne.“ Aber der langsame Gang in der Ausscheidung der Universität, diese Vermittlung zu übernehmen, welche leicht vom Kaiser als Verrath gedeutet werden konnte, entsprach weder dem Interesse des ungarischen Königs noch der Majorität der in größter Noth befindlichen Bürgerschaft, und drängte den Stadtrath zur schleunigsten Uebergabe, vermeinend, dadurch bessere Bedingungen zu erhalten, und so sandte der städtische Magistrat, ohne die Mitwirkung der Universität abzuwarten, Abgeordnete ins feindliche Lager. So wurde denn in der That am 23. Mai im Sanct Niklas Kloster ein ehrenvoller Friede geschlossen, wobei die Stadt dem Kaiser das Vorrecht wahrte, selbst mit dem König in Unterhandlungen zu treten.



n Ladislaus war ermordet worden (1290) und Andreas hatte von Ungarns zu besteigen, was ihm auch in der That gelang.

König forderte nun vom Herzog Albrecht mehrere Orte zurück, die unruhigen ungarischen Grafen von Güssing abgenommen hatte; Albrecht weigerte die Zurückgabe, und dies bewog Andreas zu einem Einfall. Achtzigtausend Mann drangen ins Land und verheerten dasselbe bis nach Wien. Der Gefahr trougend, spotteten „die Schwaben“, wie die Habsburger allgemein genannt wurden, des neuen Königs, nannten ihn wegen stets spöttisch den „Krämer von Venedig“, und unterließen wegen dessen Macht als unbedeutend zu schildern.

Auch gegentheilige Nachrichten an das Ohr des Herzogs drangen, lag es ihm über diesen Punkt Gewißheit zu erlangen, und er beschloß, einer vertrauten Persönlichkeit die Aufgabe zu übertragen, die Stellung und Waffenkraft auszuforschen und darüber zu berichten. Die Wahl traf einen dazu wohl geeigneten Mann, einen possenhaften Kriegsknecht, Gämperl mit Namen, „der Wiener Pfeifer“, eine Art von Leibspassmacher der Truppe, unter die Bezeichnung des „Lustig“ bekam, von der seinerzeit die Rede (S. 81.)

„Lustigmacher und nebstbei Virtuose auf seinem Instrumente, der Pfeife,“ ließ ihn König Andreas von der Zeit seiner Zuflucht in Wien aus; hatte er auch in den Stunden oft durch fröhliches Musiciren und allerlei Schwänke erheitert, so wagte er sich getrost durchs Ungarlager an der Schwemat bis zum Lager des Königs. Andreas erkannte ihn sogleich, begrüßte ihn als seinen einstigen Tröster im Trübsal und fragte ihn um seine Wünsche.

„Hoher Herr, daß ich Euch im Auftrage meines gnädigen Herrn Herzogs ausspionire!“ war seine launige Antwort, welche den König sofort zum Lachen brachte. Gämperl gab ferner Red' und Antwort und benahm sich dabei so geschickt, brachte so stichhältige Gründe für eine Versöhnung vor, daß König Andreas endlich sagte: „Nun, wenn mein ehemaliger Gastfreund, den ich als einen immer noch ehre, einen Schritt zur Versöhnung macht, will ich gern zugeben thun.“

„Nun,“ ließ er dem Pfeifer ein kostbares Kleid, Geschmeide, Geld und ein gutes Pferd geben und durch das ganze Lager begleiten, „damit er es so bequem könne“, wie der König lachend versicherte. Als Gämperl diese Erlaubnis hatte, wurde er freigelassen und nach Wien begleitet. Hier staunte er über dessen glänzende Equipirung, und als er vor dem Herzoge stand, er den Muth, den ihn umgebenden schwäbischen Räthen die Warnung zu erwidern: „Verdenket ja rasch eine recht tüchtige List, denn sonst fangt Ihr den reichsten Mann der Welt sammt seinem Kram an der Schwemat nimmermehr.“ Er schilderte die unerschöpfliche Heeresmacht, und die Folge dieser Erläuterung war, daß am 1. August die Zusammenkunft der beiden Herrscher stattfand, welche mit einem Freundschaftsbündniß und der Vermählung des Königs Andreas mit Agnes, Tochter des Herzogs Albrecht, endete (1291).

Gämperl verließ die Kriegstruppen bald darauf, heiratete die Tochter eines reichen Bürgers und erfreute nunmehr die Bürgerfamilien seiner Bekanntschaft mit seinen Liedern und Schnurtpfeifereien; auch in die Herbergen

wurde er oft geholt, um irgend einen Fremden mit seiner Laune zu erheitern, und so gilt Gämperl auch für den ersten Sänger des Volkes, wie Fürsten und Adel ihre lustigen Räte und Minnesänger hatten. Die bekannte industrielle Wiener Familie Gempeler soll von diesem lustigen Soldatenpfeifer abstammen. Der Name selbst soll von dem altdeutschen Worte Gam (Mann) hergeleitet sein, also Gämperl — Männlein; richtiger indeß wäre wohl die Ableitung von gampffe, gaemsen — lustige Sprünge machen.



Das Heereswesen Ungarns bis zur Vereinigung mit Oesterreich.

Die Wehrverhältnisse eines Volkes sind zu allen Zeiten vollkommen abhängig von den staatlichen und culturellen Zuständen. Aber noch viel mehr als in der Gegenwart, trifft dies für jene früheren Perioden zu, wo Kampf und Krieg fast die einzige Kräftäußerung eines Volkes waren und die staatliche Gemeinsamkeit nur dann zum energischen Ausdruck kam, wenn Angriff oder Abwehr zu den Waffen rief.

Darum fügen auch, wie wir dies schon im vorigen Abschnitt sahen, die ältesten Wehreinstellungen vollkommen auf den sich langsam entwickelnden staatlichen und bürgerlichen Zuständen. Noch viel schärfer wird dies aber hervortreten bei einer Volks, das nach Abstammung und Lebensgewohnheiten ein rein kriegerisches genannt werden muß und das genöthigt war, in dem Wirrsal der Völkerwanderungen mehr als einmal einen festen Wohnsitz mit dem Schwert in der Hand zu erobern — selbst bedrängt und darum wieder Andere bedrängend.

Dies war das Los der Ungarn, die, aus der großen Völkerwiege Asien stammend, nach und nach von den Ufern der Wolga immer mehr nach Südosten gedrängt wurden und auch aus ihrer ersten europäischen Niederlassung Atelköz (das Land zwischen den Flüssen), dem heutigen Bessarabien und Moldau, zwischen Sereth und Pruth, durch die nachdrückenden Bulgaren und Petschenegen vertrieben werden mußten.

Da ergossen sie sich im Jahre 895 unter Führung eines der Stammes-Oberhäupter des kühnen Arpad, in das Tiefland der Theiß, vermengt und gefolgt von allen Völkersplittern, Petschenegen, Rumanen und russisch-slavischen Wandervölkern, aus welchen alle die Magyaren, wie sie sich selbst nannten, oder Ungarn, wie der slavische Name lautete, die Herrschaft behaupteten.

Die spärlichen Nachrichten, welche aus jener ersten Zeit ihres Auftretens in Europa auf uns gekommen sind, lauten nicht eben sehr günstig, sind aber wohl zum Theil aus ihrer Eigenschaft als kriegerisches Nomadenvolk zu erklären. Daß sie den Ackerbau nicht kannten, sondern Jagd und Fischerei vorzogen, ist nur ganz natürlich.

wenn man auch die Angaben eines gleichzeitigen Chronisten, daß sie „rohes Fleisch aßen und Blut tranken“, in Zweifel ziehen darf oder es als etwas kühne Medefigur anzusehen ist, daß „sie wie Wölfe heulten“, wie der Slavenapostel Constantin berichtet.

Das Ungewohnte ihres Auftretens und ihrer Kampfweise, durch welche sie sich so furchtbar zu machen wußten, daß sie noch nach einem Jahrhundert die „Pest des Reiches“ genannt wurden, mochte wohl die Phantasie der ersten Chronisten, welche ihrer erwähnten, beflügeln. Die kriegerischen Vorzüge der Ungarn werden aber von Anfang an auch von ihren Gegnern anerkannt. Stürmisch im Angriff, gegen alle Entbehrungen gestählt, geschickt im Ausspähen und Benützen der feindlichen Blößen, wurden sie der Schrecken aller Nachbarn. Mit den Ungarn trat ein neues oder doch bisher wenig beachtetes Element in die abendländische Kampfweise: die Reiterei, welche bisher selbst im römischen Heere nur eine Nebenrolle gespielt hatte. Meister in der Führung ihrer kleinen ausdauernden Pferde, die durch Panzer oder Thierfelle gedeckt waren, übertrafen sie den Gegner ebenso durch die blitzartige Schnelligkeit, mit welcher sie große Entfernungen durchmaßen, wie durch die Wucht und Kühnheit ihres Angriffes. Sie führten denselben nicht in großen Massen, sondern in kleineren Abtheilungen aus, die aber nach gemeinsamen Anordnungen handelten, und immer war ein Theil des Heeres im Rückhalt, um die geworfenen ersten Colonnen aufnehmen oder im Falle des Gelingens mit frischen Kräften den Feind bis zur völligen Vernichtung verfolgen zu können.

Diese Kampfweise entsprach den weiten Ebenen ihrer asiatischen Heimat und auch ihres neuen Wohnsitzes, die Stätte ihrer Siege war das Blachfeld. Wo sie kein solches fanden und daher weder die Güte ihrer Hofsse, noch ihre nationale Kampfweise verwerten konnten, pflückten die Ungarn anfänglich keine Vorbeeren. Dies bewies sich schon bei ihrem ersten Auftreten im Westen, da sie als Bundesgenossen des deutschen Königs Arnulf (gest. 899) unter Führung ihres Feldherren Braglaw in das großmährische Reich einbrachen. In den Pässen und Schluchten der Karpathen kamen sie nicht vorwärts, erlagen der geschickten Vertheidigung der Slaven und mußten mit großen Verlusten weichen.

Als Hauptwaffe diente den Ungarn anfangs der Pfeil, obwohl sie sich auch des Schwertes und Wurfspießes bedienten. Indessen werden wir bald sehen, daß sich in das ungarische Kriegswesen abendländische Elemente mischten, während ihre Art nicht ohne Einfluß auf die deutsche und slavische Kriegsführung blieb.

Eine charakteristische Schilderung der ungarischen Krieger während der ersten Zeit ihres Auftretens in Europa gibt der byzantinische Kaiser Leo VI., der Weise (gest. 911), der umso unbefangener urtheilen durfte, als er sie nicht als Feinde kennen lernte, sondern sich ihrer sogar als gemiethete Hilfstruppen bediente. Er sagt von ihnen: „Die Magyaren sind von Jugend auf Reiter und scheuen das Fußgehen. Auf den Schultern tragen sie Spieße und in der Hand führen sie einen Bogen, den sie besonders geschickt zu gebrauchen wissen, um den Rücken des fliehenden Feindes mit Pfeilen zu durchbohren. Ihre Brust und den Vordertheil ihres Pferdes deckt ein Harnisch von Eisen oder dichtem Filz. Gewöhnt mit Pfeil und Bogen zu streiten, lieben sie jene Gefechte nicht, in welchen sie handgemein werden müssen, wohl aber jene, wo sie von weitem schaden können. Sie verstehen sich daher vorzüglich gut auf Beunruhigung des Feindes durch Scharmügel, durch plötzliche Ueberfälle, durch Wegnahme des Proviantes, durch Ueberflügelung und Hinterhalte.“

„Auf diese Art wissen sie durch eine verstellte Flucht den Feind anzulocken, sich dann plötzlich umzuwenden und in seine getrennten Glieder einzubrechen. Kommt es jedoch auf eine förmliche Schlachtordnung an, so stellen sie sich in kleinen, nahe aneinander gestellten Haufen von etwa tausend Reitern, und einen hinter dem andern auf, wodurch sie Festigkeit in ihre Stellung zu bringen suchen. Den fliehenden Feind verfolgen sie raslos, und erst wenn er ganz aufgerieben ist, denken sie an die Beute.“

„Um dem Entweichen im Kriege vorzubeugen, das aus der Uneinigkeit der verschiedenen Stämme und Geschlechter entstehen könnte, haben sie eine strenge Kriegszucht und den Oberbefehl eines Feldherrn eingeführt, auch sich strengen Kriegsgefehen unterworfen.“

Kennzeichen der asiatischen Abstammung waren unter Anderem das Antreiben der Widerstrebenden zum Kampf mit Peitschenhieben, wie es später auch im türkischen Heere üblich war, und das Uebersehn von Flüssen auf luftgefüllten Schläuchen aus Thierfellen, wie es noch heute bei den Nomadenvölkern Central-Asiens vorkommt.

Die Grundlage der ältesten ungarischen Wehrverfassung beruhte, entsprechend ihrem primitiven Culturzustand, auf der einfachsten Grundlage: der Familie. Der Stamm die Blutsverwandtschaft war, wie bei den meisten morgenländischen Völkern, der Boden, auf dem sich die bürgerlichen Verhältnisse, das Besizthum und die Wehrverfassung aufbauten. Die einzelnen ungarischen Stammgeschlechter hatten gewisse gemeinschaftliche Besizthümer, genossen allgemeine Rechte und bildeten, wenn ein kriegerisches Aufgebot erfolgte, eine gesonderte Abtheilung, die unter dem Befehl des Stammesoberhauptes zum Kampf zog. Diesen Geschlechtern, welche unbeschadet ihrer Zusammengehörigkeit in einzelne Gruppen oder Familien zerfielen, schlossen sich im Kriegsfall auch die Diener an, von welchen es Erblnechte und gemietete gab, endlich auch Gefangene, welche durch kriegerische Verdienste ihre Freiheit erlangen konnten und dadurch berechtigt zu einem Beuteantheil wurden.

Da solcherart eine solche Stammesgruppe fast die gesammten wehrfähigen Männer umfaßte, erreichten dieselben nicht selten eine sehr bedeutende Kopfzahl, die nach der Angabe eines der ältesten ungarischen Chronisten oft 10.000 waffentragende Streiter erreichte, was nach der ältesten Eintheilung in 108 Stammesgeschlechter die indessen sichtlich übertriebene Zahl von 1,080.000 Streitem betrug. Sehr frühe nahm man auch fremde Krieger auf, die dann im Falle großer Verdienste für sich und ihre Nachkommen die Rechte eines Stammgeschlechtes erhielten. Umgekehrt fochten aber auch die Magyaren bald als Hilfsvölker in fremden Heeren, namentlich als gemietete Truppen der griechischen Kaiser oder als Bundesgenossen, wie z. B. des Königs Arnulf gegen Svatopluk.

Der ausschließlich kriegerische Sinn der Ungarn wies sie jedoch vornehmlich auf eigene Eroberungszüge, und nicht ganz ohne Grund machte man Arnulf den Vorwurf, daß er sie auf den Weg nach Westen gewiesen und dadurch eine furchtbare Gefahr heraufbeschworen habe, unter welcher wiederholt ganz Deutschland, namentlich aber der südöstliche Theil desselben zu leiden hatte, der später die Ostmark bilden sollte.

Nachdem sie 899 bis an die Brenta nach Italien eingedrungen waren, überflutheten die Ungarn im nächsten Jahre Süddeutschland. Mit fabelhafter Geschwindigkeit durchmaßen sie weite Strecken und sollen an einem Tage ein Gebiet von zehn Quadratmeilen besetzt und verheert haben, so daß die bairischen Bischöfe dem Papst klagen, es sei auf vielen Tagreisen kaum eine Kirche unzerstört geblieben. Diese

Schnelligkeit machte nicht allein ihren Angriff so furchtbar, sondern entzog sie auch der rächenden Vergeltung, denn bis der bairische Heerbann zusammenkam, waren die Ungarn schon über die Raab zurückgewichen.

Nachdem 906 einzelne Schwärme der Ungarn plündernd und sengend bis nach Sachsen gedrungen waren, rüsteten sie sich im folgenden Jahre, in welchem ihr großer Führer *Arpad* starb, zu einem gewaltigen Kriegszug. Verhältnismäßig rasch warf sich unter Führung des Markgrafen *Luitpold* der bairische Heerbann entgegen, und an der Donau, in der Nähe von Preßburg, kam es am 28. Juni 907 zur Schlacht, in welcher die Ungarn nicht allein die Ueberszahl, sondern auch das ihrer Ausrüstung und Kampfweise günstige Terrain für sich hatten. Anschaulich schildern die Chroniken das graufige Gewirt dieses Kampfes, in dem trotz aller Tapferkeit das bairische Heer dem sarmatischen Ansturm erlag.

Wie auf geflügelten Rossen hausten die Ungarn um die deutschen Schlachthaufen, diese mit ganzen Wolken von Pfeilen überschüttend. Durch Scheinangriffe ermüdeten sie den Gegner und vernichteten einzelne Abtheilungen, welche sich zu einer Verfolgung vertheilen ließen. Immer enger zog sich der Kreis um das bairische Heer, bis nirgend ein Ausweg, bis überall die zusammengekeilten Haufen dicht an den Gebissen und wallenden Mähnen der Rosse, unter den zischenden Schwertern und zermalmenden Hufen und Streitäxten standen und sanken. Fast das ganze deutsche Heer bedeckte die Walstatt, darunter Markgraf *Luitpold* selbst, Erzbischof *Dietmar* (*Thimo*) von Salzburg, die Bischöfe von Freising und Seben und noch viele Große. Ein zweites in der Enns unter Befehl des deutschen Königs *Ludwig* (genannt das Kind) stehendes Heer wurde durch einen kühnen nächtlichen Ueberfall der Ungarn überrascht und in die Flucht geschlagen.

Auch in den folgenden Jahren trugen die Ungarn den Schrecken bis tief in das Herz von Deutschland und drangen wiederholt nach Franken und Thüringen vor, und erst nach und nach lernte man durch Anlegung befestigter Plätze den bedrohten Ländern wenigstens einigen Schutz zu verleihen, da die Ungarn sich noch immer nicht an die Belagerung von Festungen wagten und an ihrer nationalen Kampfweise festhielten.

Aus den Chroniken und Urkunden jener Zeit tönt der Ausdruck panischen Schreckens ergreifend heraus, welchen die Einfälle der Ungarn hervorriefen, von welchen Bischof *Salomo* von Constanz klagt, daß sie schonungslos Alles niedermachen, bis Kinder und Greise sich sterbend über einander wälzen und die Felder weiß werden von den modernden Gebeinen Erschlagener. Der deutsche Chronist *Hegino* vergleicht sie mit den wilden Thieren des unwegjamen Waldes, die sie noch an Grausamkeit übertreffen, und in einer anderen Schrift heißt es: „Gott wolle unsere Sünden durch solche Ungeheuer von Menschen bestrafen, deren Namen man verfluche, wenn man ihn höre.“

Die schon damals unheilvoll wirkende Schwäche der Kaisergewalt und die Geradenheit der kleinen deutschen Gebiete machte eine wirksame Abwehr unmöglich. König *Heinrich*, der Finkler, ergriff daher begierig die Gelegenheit, selbst um einen demüthigenden Preis wenigstens einen zeitweiligen Frieden zu erkaufen. Bei einem Ausfall aus der Burg *Werla* in Thüringen wurde im Jahre 925 der Oberfeldherr der Ungarn, *Soltan*, gefangen. *Heinrich* wies die Schätze und Kostbarkeiten, die man als Lösegeld bot, zurück, und erbot sich sogar, nebst der Freilassung *Soltan's*, selbst noch einen Tribut zu zahlen, wenn dem Reiche ein neunjähriger Friede von den

Ungarn gesichert würde. Die Ungarn nahmen diese Bedingungen an und zogen in ihre Heimat ab. Heinrich aber und nochmehr sein Nachfolger Otto, den man mit Recht den Großen nennt, sorgten durch Befestigungen der größeren Orte, Neugestaltung des Heerbaues und Schaffung einer kriegsgeübten Reiterei dafür, daß künftige Angriffe der Ungarn entsprechend zurückgewiesen werden konnten.

Erst im Jahre 955 ergab sich die Gelegenheit hierzu, als die Ungarn neuerdings in großen Heeresmassen nach Deutschland einbrachen, rasch bis an den Lech vordrangen und, während das Hauptheer vor Augsburg lagerte, alles Land zwischen Donau und Schwarzwald verheerten. Das nur ganz ungenügend besetzte Augsburg leistete aber tapferen Widerstand, der von dem ausgezeichneten Bischof Udalrich geleitet wurde. Als Priester und Lehrer erhob und tröstete dieser die Bevölkerung, als Feldherr und Krieger kämpfte er auf den Schanzen und feuerte seine Streiter auch im dichtesten Pfeilregen an.

Schon wurden die ungarischen Streiter, welche an solchem Kampf keinen Gefallen fanden, schwierig, und die Geißel mußte beim Stürmen die sinkende Kampflust rege erhalten, als sich König Otto I. mit dem Reichsheer nahte. Sofort hob Bultzu, der Oberfeldherr der Ungarn, die Belagerung auf und zog den Lech aufwärts, um in der Ebene, auf gewohntem Terrain, dem deutschen Heer in offener Schlacht entgegenzutreten, ja er hatte es dabei so eilig, daß er die Vereinigung der tapferen Besatzung Augsburgs mit dem deutschen Heere gar nicht hinderte.

Am 10. August, dem Tage des heiligen Märtyrers Laurentz, stießen die Heere zusammen. Das deutsche bestand, obwohl an Zahl weit geringer als das ungarische, doch aus der Blüthe der Ritterschaft und zählte nun auch schon mehr Reiter als Fußvolf, war auch viel besser bewaffnet. Ein gemeinsamer Gottesdienst hob den Muth der deutschen Streiter, König Otto ließ sich im Angesicht des Heeres von Bischof Udalrich das heilige Abendmahl reichen und legte das Gelübde ab, im Falle eines Sieges ein Bisthum in Merseburg zu gründen. Unter Fahnenstucken und freudigen Zurufen leistete das Heer den Eid der Treue und rückte dann in die Kampfstellung ein. (Bild Seite 89.)

Von allen Seiten drangen die Reiterhaufen der Ungarn auf die Deutschen ein, da eine ihrer Abtheilungen zur Nachtzeit den Lech überschritten hatte und in den Rücken der deutschen Stellung gelangt war. Tausend böhmische Reiter, welche als Nachhut das Gepäck deckten, wurden geworfen, ebenso zwei schwäbische Abtheilungen, worauf sich die Ungarn ans Plündern machten — auch ein Beweis, daß sie nicht mehr alle von Kaiser Leo gerühmten kriegerischen Tugenden besaßen. Da warf sich der tapfere Lothringer Herzog Konrad mit dem fränkischen Aufgebot auf sie und zersprengte nach hartem Kampf die Ungarn, eroberte das Lägergepäck zurück, befreite die gefangenen Böhmen und lehrte als Sieger zum Hauptheere wieder, das nun erst die eigentliche Schlacht begann.

König Otto selbst, mit der heiligen Banze bewaffnet, vom Banner mit dem heiligen Michael überflattert, sprengte der weit ausgebreiteten deutschen Schlachtordnung voran, deren wuchtigen Stoß die leichten ungarischen Schaaren nicht aushalten konnten. Bald war der Sieg entschieden, aber noch währte der Kampf bis spät in den Abend, und die deutschen Schwerter wütheten furchtbar in den Reihen der Ungarn. Ihre Niederlage war eine entscheidende, das Heer zersprengt und in wilde Flucht gejagt. Die Zahl der Gefallenen war so groß, daß gleichzeitige Berichte erzählen, es thürmten

sich die Leichen zu Bergen auf und der Lech färbte sich roth vom Blute der Erschlagenen. Mögen auch manche solche Erzählungen der Chroniken übertrieben und mehr als



Vor der Schlacht am Lech, 955. (Seite 88.)

Nur sieben Mann des ungarischen Heeres in die Heimat zurückgekommen sein, so ist doch gewiß, daß der Verlust ein furchtbarer war und viele der Flüchtigen unter den Streichen der erbitterten Landbewohner fielen. In Regensburg hielt König Otto

strenge Gericht und ließ Baltzu und zwei der Unterbefehlshaber „zur Schande für ihr ganzes Volk“, wie er sagte, aufhängen.

Die Niederlage am Felsfeld war von entscheidendem Einfluß auf die ungarischen Verhältnisse, denn es wurden diesen kriegerischen Nomaden alle weiteren Einfälle in die westlichen Länder verleidet und sie dadurch zum Eintauchen in die allgemeinen Bahnen abendländischer Cultur gezwungen.

Die ersten Schritte auf demselben machte König Stefan der Heilige (gest. 1038) mit Kraft und Weisheit. Er unterwarf sich nach und nach die mächtigsten Stammesoberhäupter, deren Macht beinahe eine unabhängige und fürstliche geworden war, namentlich Achtum, den Herrn von Ebanad. Im Interesse der neuerschaffenen königlichen Macht zerstörte Stefan I. den bisherigen Stammesverband und schuf eine neue Einteilung des Landes in Gaue (Comitate), an deren Spitze er mit weiser Schonung persönlicher Vorrechte meist die Häupter der früheren Stämme als Grafen stellte. Indessen war deren Wirkungskreis ein ganz anderer; sie waren nunmehr bloß Verwalter der königlichen Macht, und König Stefan war sorgfältig bemüht, sie in ihren Befugnissen einzuschränken. „Von nun soll kein Graf oder Gefolgsmann es wagen, eine freie Person zu tödten“, bestimmte das neue Landesrecht, bei Todesstrafe war es den Grafen verboten, in ein fremdes Haus einzudringen, auch Wege- lagerer wurden mit dem Tode, Verschwörer gegen die königliche Macht aber mit schwerer Verhummelung bestraft.

König Stefan, der auch das Christenthum in Ungarn vollkommen einführte, war abendländischer Sitte und Cultur geneigt. Sowie er daher in der Neuorganisation seines Landes vielfach die westlichen Vorbilder, namentlich jenes von Deutschland benutzte, suchte er auch in die Kriegsverfassung andere Gesetze einzuführen. Der Form nach wurde zwar die Stammesgenossenschaft beibehalten, aber mehr und mehr knüpfte sich das Recht und die Pflicht zum Kriegsdienst an den Bodenbesitz, ähnlich wie in Deutschland, statt früher nur auf der Stammeszugehörigkeit zu beruhen. Der Spruch: Quot gentes, tot vexilla (so viele Geschlechter, so viele Banner) blieb zwar in Wirklichkeit, und die zusammengehörigen Geschlechter sammelten sich im Kriegsfalle unter ihren Fahnen (Vanderium), an deren Spitze die Barone oder Bannerherren (százados urak) standen.

Aber diese Bannererschaft war nach den Gesetzen König Stefan's an einen bestimmten Grundbesitz geknüpft, und es war vorgeschrieben, wie viele Edle und Gefolgleute ein solches Vanderium bilden mußten. Wessen Eigenthum daher nicht groß genug war, um die erforderliche Zahl stellen zu können, durfte kein eigenes Vanderium aufstellen, sondern mußte sich dem eines anderen Bannerherren anschließen, woraus sich die verschiedenen Adelsgrade entwickelten.

Neben dieser immerhin noch auf der alten Stammesgesellschaft fußenden Heeresfolge führte aber König Stefan noch eine andere Art der Heeresaufstellung ein, welche auf der von ihm geschaffenen Comitats-Eintheilung beruhte. Theils lag der Grund für diese Neuerung darin, daß die Vanderien allein keine ausreichende Mannschafszahl mehr ergaben, die Hauptursache aber war gewiß in dem consequenten Streben König Stefan's, die königliche Macht zu stärken und sich eine vom Einfluß der Barone unabhängige Kriegsmacht zu schaffen. Zu diesem Behufe wurden die keinem Vanderium zugehörigen Wehrfähigen jeden Comitates in besondere Banner (Comitatsbanner) vereinigt. Sie bilden mehrere Rangstufen, unter welchen die Burg-

Jobaggen (von Jobbagy, ein Mensch von freier Geburt) am höchsten standen, und eine Art niederen Kriegsadel bildeten. Aus ihnen wurden im Falle besonderer Verdienstlichkeit die königlichen Ritter (*servientes regis*), die Hofritter (*equites aulici*) und die Vertrauten des Königs (*familiares regis*) gewählt.

Der Mittelpunkt der Comitats-Banderien war die Burg, in welcher der vom König ernannte Graf residirte und die Kriegsvorräthe aufgespeichert waren. Diese Burgen waren zugleich die ersten festen Plätze des Landes und Stützpunkte der königlichen Macht, welche über sie viel unumschränkter gebot als über die Banderien der Erbbegrünten, welche z. B. die Ausrüstungskosten bei einem Kriege außer Landes selbst tragen mußten, während die Comitats-Banderien auf königliche Kosten unterhalten wurden.

Die Unterordnung unter die Eine königliche Macht war der große Vorzug dieser den nationalen Verhältnissen angepaßten und im Frieden möglichst wenig fühlbaren ungarischen Wehrverfassung. Das Land blieb daher auch viel länger von dem kostspieligen und im Frieden oft dem eigenen Lande gefährlichen Zwang, Soldnerheere anzuwerben, befreit als Deutschland, wo die eifersüchtig aufstrebende Macht der Theilfürsten sehr häufig jedes allgemeine Kriegsaufgebot vereitelte und zuerst den Kaiser, dann auch die anderen Fürsten zwang, Miethsoldaten anzuwerben.

Sollte das Aufgebot erfolgen, so gab ein an alle Verpflichteten herumgesendeter blutiger Säbel die Weisung, sich zu rüsten und am bestimmten Sammelplatz einzufinden.

Die Ritterschaft stand unter dem Banner des Königs, von diesem selbst oder seinem Stellvertreter, dem Palatin angeführt. Zu den Comitats-Banderien stießen außer den Jobaggen und den zur Burg Dienstverpflichteten (*Conditionarii*) auch noch von den Bauern und freien Gemeinden je nach Bedarf jeder achte oder zehnte Mann. Auch die Bischöfe stellten von ihren Gütern eigene Banderien und führten dieselben häufig selbst in den Krieg.

An den in den ersten Zeiten des ungarischen Staatswesens häufig wechselnden Grenzen war eine besondere Einrichtung getroffen, um plötzlichen Ueberfällen vorzubeugen. Es standen nämlich unter einem besonderen Grenzgrafen eigene Grenzwächter, die an geeigneten Orten angesiedelt waren und alle Bewegungen in den Nachbarländern zu beobachten hatten. Sie theilten sich in *Speculatores* und *Veloces* (Späher und Renner), erstere hatten die Aufgabe, den Feind zu erspähen und in den ersten Maßregeln gegen das Land zu hindern und aufzuhalten, letztere brachten im Kunde vom Angriff in das Land.

Ein weiterer Vortheil der Wehrverfassung König Stefan's lag in der Verweigerung von festen Plätzen (Castellen), deren Erbauung zwar an eine königliche Erlaubniß gebunden war, die aber nie verweigert, sondern im Gegentheil oft gegen den Wunsch des Gutsbesizers aufgetragen wurde. Sehr früh schon erscheinen als ungarische Burgen Bissegrad (Plintenburg), Theben, Komorn, Martinsberg, die Zipserburg bei Kirchdrauf, Leva im Waagthale u. s. w.

Die unter König Stefan's unmittelbaren Nachfolgern ausbrechenden Zwistigkeiten waren die erste Ursache, daß dessen kluge Maßregeln zur Stärkung der königlichen Macht und der Wehreinrichtungen des Landes nicht Bestand hatten. Die ungarische Tapferkeit verleugnete sich freilich nie, wie ein Beispiel aus dem Ende des elften Jahrhunderts beweist. Als um 1070 Gersa I. (geb. 1050, gest. 1077) und Salomo (gest. 1087) um die Königswürde stritten, zog der deutsche Kaiser

Heinrich IV. dem letzteren, seinem Schwager, zu Hilfe und belagerte die Neutra. Bei einem Ausfallsgefecht drang ein Adler aus Salomo's Lager in die Nähe (Kathar Opos), bis zu den Stadthoren vor, erlegte viele Feinde und vielfacher Uebermacht. Bewundert sah Heinrich IV. solche Tapferkeit und fragte seinen Schwager, ob auch Geysa Männer von gleichem Hellemuth in seinem Heere „Wenig“, erwiderte Salomo, „denn auch in Neutra sind ja Magyaren“. Da antwortete der Kaiser: „Nun, dann ist es besser, wir geben unser Vorhaben auf, denn wenn wir Helden werden wir nichts erreichen.“ In der That wurde die Belagerung aufgegeben.

Durch solche Kämpfe und die Schwäche der Könige stieg aber die Macht der Großen immer mehr, und König Andreas II. (geb. 1170, gest. 1235) wurde seiner Krönung schon gezwungen, zu beschwören, daß er die Rechte und die Freiheit des Adels stets aufrecht erhalten werde. Derselbe Herrscher begann auch landesherrliche Besitzungen als Lehengüter oder freies Eigenthum zu verkaufen, wodurch in Folge dessen der Grundbesitz allein Einfluß verlor, die Machtverhältnisse noch mehr zu Gunsten des Königthums verschoben wurden.

Im Jahre 1222 wurde ihm von den Magnaten die „goldene Bulle“ als erste Grundlage der ungarischen Verfassung, abgezwungen, welche den Adel auch bezüglich der Wehrkraft fast ganz vom Adel abhängig machte. Nach der Bulle ging die Verpflichtung zum Waffendienst auf eigene Kosten nicht weiter, als die Grenzen des Landes, jenseits derselben mußte die Krone die Kosten tragen, und dann konnte der Adel außer dem Lande zur Heeresfolge nicht gezwungen werden. Damit war die alte nationale Wehrverfassung, die dem kriegerischen, ererbten Sinn der Ungarn entsprach, vollkommen beseitigt, die Entscheidung über Krieg und Frieden lag in der Hand der mächtigen Adelsgeschlechter, welche sich Erleichterungen und Befreiungen von der Heeresfolge zuzuwenden wußten. Nur die auf löblichen Gütern sesshaften Adelligen waren zur unbedingten Heeresfolge verpflichtet, dem massenhaften Begabungen mit freien Besitzungen entzogen sich auch die von Striegischaffenen Gespannschafts-Vanderlen, deren es zur Zeit Andreas II. dreihundert gab, immer mehr dem directen königlichen Einfluß.

In jener Zeit wurde der Grund zum Emporkommen jener Magnatengeschlechter gelegt, welche sich der landesherrlichen Macht ganz entzogen, ja oft der Krone gegenüberstellten und dadurch in verhängnißvollen Momenten die Kraft des ungarischen Staates lähmten. Man darf nur an die Grafen von Baskingen an der kroatischen und steierischen Grenze denken, die ganz auf eigene Faust Kriege mit den Herzogen von Oesterreich führten, an die Grafen Ulasz, deren bedeutendste Besitzung „große Matthäus“, im Nordosten Ungarns wie ein Souverän herrschte und sein Gebiet das „Matthäuscherland“ hieß, an die Zapolya, die nach der Krone und kein Mittel, kein Bündniß scheuten, das sie an das Ziel zu bringen vermochten.

Solche Aenderungen in der Wehrverfassung blieben natürlich auch nicht ohne Einfluß auf die Kampfweise und Bewaffnung, welche, bei Vertheilung der orientalischen Neuerlichkeiten, sich nach abendländischem Muster umgestaltete. Die Leichtigkeit, ursprünglich das charakteristische Kennzeichen der alten nationalen Krieger-schaaren, verschwand nach und nach. Der Adel zog, so wie die deutschen Ritter, vollkommen gepanzert in das Feld, ja auch die Pferde waren an Kopf, Hals, und Vorderbeinen mit Eisenschienen bedeckt. Durch man genöthigt war, auf die ausdauernden kleinen Pferde zu verzichten und zu den schwereren Schlägen zu übergehen.

Die Aenderung in der Kampfweise ersieht man aus der Schilderung einer Schlacht, welche 1167 zwischen Ungarn und einem griechischen Heere in Syrmien stattfand. Von Dionys Dausso geführte Heer der Ungarn war in eine lange Schlachtreihe gestellt, deren Centrum aus den erlesensten Truppen bestand. Dem entsprechend war der Heerführer der Griechen, Andronikos, seine Schaaren zu einer gewaltig compacten Masse, die er mit wuchtigem Stoße gegen das ungarische Centrum ansetzte. Man bediente sich zuerst der Lanzen, und lange drängten und schoben sich die Heere hin und her, bis frische griechische Fußtruppen mit eisernen Keulen auf die erschöpften Ungarn einbrachen und die Schlacht zu Ungunsten derselben entschieden. Man sieht also, daß von jener Beweglichkeit, von jener Kampfweise, welche einst die Ungarn so fürchtbar gemacht hatte, keine Spur mehr war, im Gegentheile eine gewisse Unflexibilität in Bewegungen und Formationen eingerissen hatte.

Der Verlust der nationalen Kampfweise wurde um so bitterer empfunden, als sich Ungarn bald einem Feind gegenübergestellt sah, der aus der alten asiatischen Heimat kam und ebenso manövrirte und socht, wie einst die Magyaren auf ihren ersten Kriegszügen.

Im Jahre 1241 ergossen sich die Mongolen in ungeheueren Reiterschwärmen über das östliche Europa. Rußland, Polen und Schlesien wurden überfluthet und bei Elbing erlag ein starkes deutsches Heer der Ueberzahl und dem Ungeflüm der Mongolen. Nichts schien dem Angriff dieses wilden Steppenvolkes widerstehen zu können, dem echten Krieger eine ganze Reihe thierischer Vorzüge zuschrieb, nämlich die Keckheit des Hahns, die Wildheit der Henne, das Herz des Löwen, die Wucht des Ochsen, die Geduld des Hundes, die Behutsamkeit des Kranichs, die List des Fuchses, die Vorsicht des Raben, die Raubsucht des Wolfes und die späthende Ruhe der Kröte.

Als im Frühjahr 1243 ein starkes Mongolenheer unter Batu über die Karpathen kam, war Ungarn fast wehrlos. Die ungenügenden Vertheidigungsanstalten fruchteten nichts, und als es auf der Heide von Mohi zur Schlacht kam, erlitten die Ungarn eine vollständige Niederlage. Sie hatten versäumt, den Uebergang über den Sajofluß zu sichern, sondern zogen sich in eine dichtgedrängte, durch eine Wagenburg umschlossene Schlucht zurück, die ein nicht zu verfehlendes Ziel für die massenhaft geschleuderten Pfeile der Mongolen bot. Von allen Seiten eingeschlossen, wurde den Ungarn gerade die vermeintliche Sicherheit ihrer Stellung verderblich, da sie an jeder Offenstrebewegung verhindert waren. Trotz Beweisen glänzender Tapferkeit wurde fast das ganze Ungarn vernichtet. Bis nach Siebenbürgen drangen die Mongolen vor, und nicht Waffensieg, sondern der Tod ihres Großkhan Ogotai veranlaßte am Ende des Jahres 1243 ihren Rückzug aus Europa.

Die große Mehrzahl der alten Geschlechter und des neu entstandenen Adels waren in den vielen Kriegen zum Opfer gefallen und die Wehrverfassung in argem Verfall. Am Beginn des vierzehnten Jahrhunderts die Nachkommen Arpad's ausstarben, das Haus Anjou den ungarischen Thron bestieg. König Karl I. (geb. 1220, gest. 1285), ein kraftvoller und kluger Herrscher, ließ es seine erste Sorge sein, die Verfassung des Landes zu heben, und er wußte den Patriotismus und Ehrgeiz der Baronen und Bischöfe so zu befeuern, daß ein förmlicher Wettstreit entstand, möglichst große und gut ausgerüstete Bänderien in das Feld zu stellen. Dabei traf er die Maßregel, daß die Barone und Bischöfe mit ihrem unmittelbaren Gefolge seinem Banner auszogen, ihre Bänderien aber dem Grafen jener Gespannschaft anvertrauten, zu dem sie gehörten.

König Karl suchte überhaupt, so trefflich er auch den Ehrgeiz der Magnaten auszunützen wußte, doch deren Macht einzuschränken und scheute zu diesem Zwecke auch vor der Strenge nicht zurück. Sein Versuch, auch den mächtigen Matthäus Csák der königlichen Gewalt zu unterwerfen, mißlang indessen, obwohl er ihn in der Schlacht bei Rozgony schlug. In dieser Schlacht zeichneten sich die Zipser Deutschen unter ihrem Grafen so sehr aus, daß König Karl ihnen viele Privilegien verlieh, deren werthvollstes in der Befreiung von allen Kriegslasten und der Beschränkung ihrer Wehrpflicht auf das Zipserland bestand.

Der vorgenannte Matthäus Csák (nicht Csaky, wie er oft unrichtig genannt wird, denn diese letztere Familie ist von der des Trentschiner Grafen eine vollkommen verschiedene) stammt aus dem tapferen Geschlechte der Csák, so genannt von Szabolcs' Neffen, blühte schon im Jahre 1000 und stammte eigentlich aus Csák vár, es nahm jedoch nach damaliger Sitte jeder einzelne Sprosse das Prädicat seines Wohnortes, z. B. Csák von Ugud, Kiskalu u. dgl. an. Das Prädicat wurde auch in den Zunamen verwandelt, der Sohn erhielt den Taufnamen des Vaters als Zunamen, wie z. B. der Sohn des Demeter Csák von Ujut Ugrin Nikolaus Ugrini hieß. Diese althergebrachte Sitte erschwert selbstverständlich nichtungarischen biographischen Forschern die Genealogie.

Schon im Jahre 1278 kämpfte Matthäus als Trentschiner Graf mit in der Schlacht auf dem Marchfelde; im Jahre 1302 eilte er dem bedrängten Könige Wenzel zu Hilfe, wurde Oberstallmeister desselben, Preßburger Graf und Palatin; 1304 bestätigte ihn König Wenzel im Besitze Trentschins und schenkte ihm das ganze gleichnamige Comitatus, welches Matthäus von da an das „Matthäusland“ (Abkürzung von Matthäuscherland) nannte. Er genoß auch den Schutz der Herzoge von Oesterreich, Söhne Albrecht's I., welche damals im Besitze des Preßburger Comitatus waren, und dieser Lehensverband sollte sogar durch eine Vermählung dauernd befestigt werden; dem Sohne des mächtigen Palatins, Namens Johann, wurde eine Herzogin von Oesterreich zur Gemahlin bestimmt. Einer der gewiegtesten Forscher in Ungarns Geschichte, Domherr Ludwig Starek, hielt sogar dafür, daß der Palatin in Wien Hof hielt und sich einen eigenen, nach ihm benannten Palast gebaut, welcher Matthescherhof (Matthäuscherhof) genannt wurde. Allerdings befindet sich auch der Trentschiner Burg nordwärts angebaut ein Thurm, der seit jener Zeit bis heute das „Mattheschergebäude“ (Matthäuschergebäude) genannt wird.

Die projectirte Vermählung Johann's zeigt genügend von des Grafen Bedeutung, und es ist eine arge Verunglimpfung, wenn man ihn für wenig besser als einen Raubritter hält. Gefürchtet war er wohl in Ungarn, so daß noch jetzt sein Name bei den Kindern sprichwörtlich für „Krampus“ angewendet wird; damit ist aber seine Macht gemeint, und daß er niemand ungerechten Sächtern der Heimchronist Seifried Helbling den Beweis, welcher über treuschinen abrit die eigenen Landsleute plündert und brandschatzt, sagt:

„Tzentschin der Valwe
der taet im nimmer alsd we
wan er waero gewarnet er“.

das heißt, ohne daß er ihm früher einen Abjagebrief geschickt hätte.

Unter dem Schwiegersohne Ludwig's des Großen, dem König von Böhmen und späterem deutschen Kaiser Sigismund (geb. 1368, gest. 1437), der keinem der vielen Länder, die er regierte, zum Heile gereichte, verfiel das ungarische Heerwesen wieder ganz. Vergeblich versuchte dieser Herrscher aus dem Hause Luxemburg das Heer in den Stand zu setzen, um der stets drohender auftretenden Türkengefahr begegnen zu können; er besaß keinerlei Autorität, die zu erwerben er in der That auch nicht angelegt war, und seine eigenen Heerzüge gegen die Türken verliefen — untrügerisch, wie er war — so unglücklich, daß er nach der blutigen Schlacht



Johann Hunyady. (Seite 98.)

bei Nikopolis nach Dalmatien fliehen mußte und nur über das Meer nach Ungarn zurück gelangen konnte.

Der Reichstag von 1435, weniger durch die drohende Gefahr als durch die Abneigung gegen Sigismund und die Sorge um das Uebergewicht des Adels beeinflusst, lehnte alle Vorschläge des Königs zur Stärkung der Heeresmacht ab, und als er zum Befehl schritt, fand er keinen Gehorsam. Seine Bemühungen, statt der vom Adel abhängigen persönlichen Insurrection (Aufgebot, Landmiliz) die Heeresfolge gegen Sold zu setzen, waren ebenso vergeblich als sein Bestreben, das Privilegium, nur im Lande kämpfen zu dürfen, zu beseitigen. Mit Mühe konnte Sigismund die Genehmigung einer neuen Insurrections-Ordnung durchsetzen, durch welche die nominelle Stärke des Heeres auf 93.425 Mann fest-





Albrecht V. (geb. 1397, gest. 1439), der erste Habsburger auf dem ungarischen Throne, den er als Schwiegersohn Sigismund's im Jahre 1438 bestieg, vermochte bei aller Tüchtigkeit nicht, den Dingen einen anderen Lauf zu geben. Der Landtag von 1439 beschloß sogar, daß alle Maßregeln in Bezug auf Heereseinrichtungen nur mit Zustimmung der Magnaten und Stände getroffen werden sollen und keine allgemeine Insurrection ausgeschrieben werden dürfe, so lange das königliche Banderium und die königlichen Soldtruppen allein genügend stark zur Bekämpfung des Feindes seien. Die Entscheidung darüber lag natürlich in der Hand der Stände und so kam es, daß König Albrecht (als deutscher Kaiser Albrecht II., seit 1438) nur 24.000 Mann zur Verfügung hatte, um den Verlust der wichtigen Festung



Die Schlacht bei Varna, 1444. (Seite 99.)

Semendria zu verhüten, was angesichts der riesigen Heeresmacht des Sultans Murad ganz unmöglich war. Mit dem frühen Tode Albrecht's (1439) wurden die Dinge noch schlimmer, da das Land von Parteilämpfen zerrissen wurde, zwischen den Anhängern seines nachgeborenen Sohnes Ladislaus und des von den Ständen gewählten Königs Vladislav von Polen.

Zimmer drängender wurde die von den Osmanen drohende Gefahr und bereits schien damals Ungarn vom Schicksale dazu erkoren, ganz eine Beute derselben zu werden, als die Tapferkeit und Kriegskunst eines einzelnen Mannes den türkischen Schaaren, vor welchen der ganze Westen zitterte, Halt gebot. Und sein Beispiel wirkte so sehr, daß ganz Ungarn in Kriegsbegeisterung und Opferwilligkeit aufkammte, obwohl noch vor Kurzem der Ruf: „Farkas kiáltvani!“ (der Wolf kommt) beim Nahen der Türken genügt hatte, um panischen Schrecken zu verbreiten und die Truppen in die Flucht zu jagen.



Johann Hunyady, der ungarische Nationalheld.

Ueber die Herkunft dieses außerordentlichen Mannes besitzen wir keine sicheren Nachrichten. Er soll ein natürlicher Sohn König Sigismund's und der edlen Venetianerin Elisabeth Morisini gewesen sein, welche sich später mit dem walachischen Vojaren Voit Buti vermählte, trotzdem aber mit ihrem Sohn an Sigismund's Hof nach Ofen zog, der diesen mit reichen Gütern, unter Anderem mit dem siebenbürgischen Fleden Hunyad beschenkte, von welchem er den Namen annahm. Gewiß ist nur, daß Johann Hunyady (Bild Seite 96), wie aus späteren Beziehungen hervorgeht, unter den walachischen und serbischen Vojaren Verwandte hatte.

Er machte in seiner Jugend weite Reisen, galt früh als ausgezeichnete Kriegermann und entschied mit seinem Vandalen im Juli 1437 auf dem später so oft blutgetränkten Boden von Belgrad eine Schlacht gegen Sultan Murad II. zu Gunsten der Ungarn.

Sein Ansehen war bereits beim Tode des Königs Albrecht so groß, daß er eine bedeutende politische Rolle spielte, mit der wir uns jedoch hier nicht zu befassen haben. Wir wollen nur seine heldenmüthigen Kämpfe gegen die erdrückende Uebermacht der Türken verfolgen, um deren Willen sein Name so hochberühmt und noch heute in ganz Ungarn gefeiert ist.

Im Jahre 1441 wälzte sich ein ungeheueres türkisches Heer gegen Ungarn heran. Während der tapfere Thallócz heldenmüthig Belgrad verteidigt, greift der zum Grafen von Temesvár ernannte Johann Hunyady mit einem kleinen, für Vaterland und Glauben begeisterten Heer die Türken im offenen Felde an und erringt zum Jubel des ganzen Abendlandes eine Reihe fast wunderbarer Siege. Bei Emerichsdorf in Siebenbürgen schlägt er den besten Feldherrn des Sultans Murad II., Mezet Bei, in welcher Schlacht Simon Keményi ein Beispiel seltener Opferwilligkeit gibt, indem er den Harnisch Hunyady's anlegt und in ihm fällt, um die Aufmerksamkeit der Feinde vom Feldherrn abzulenken. Ergrimmt über diese Niederlage sendet ihm der Sultan ein zweites Heer von 80.000 Mann entgegen, aber Hunyady zwingt es in der Nähe des Eisernen Thores zum Kampf, erringt durch meisterhafte Maßregeln den Sieg, und was der Schlacht entrinnt, wird auf der Flucht in den unwegbaren Fässen vernichtet.

In der Schlacht bei Vaság (1442) hatte Hunyady dem sechsfach überlegenen Türkenheere nur fünfzehntausend Mann entgegenzustellen. Aber seine wohlüberlegte Schlachtordnung und die Tapferkeit seiner Streiter gleichen diese riesige Uebermacht aus. Das Centrum seiner Stellung bildete er aus geharnischten Reitern, zwischen welche Fußvoll vertheilt war. Die Flügel bestanden aus Doppelreihen schwerer Reiterei und hinter diesen standen berittene Steinschleuderer. Gesichert waren die Flanken durch die von Reichbewaffneten besetzte Wagenburg und in der Nachhut standen Panzenträger und Pfeilschützen.

Keilsförmig vordringend durchbricht das ungarische Centrum die beiden Treffen der türkischen Stellung, und als sich die vordringenden türkischen Reiterei geworfenen Flügel auf das ungarische Centrum zurückziehen, schlägt sich an den Panzenträgern der

schweren Reiter der Angriff der regellosen Szabos. Immer wiederholen sich die Angriffe der auf ihre Uebermacht zählenden Türken, aber Hunyady wart seine Truppen so weise, daß er ihnen stets neue entgegenstellen kann, und als die Feinde Ermüdung zeigen, dehnen sich die ungarischen Flügel umklammernd aus, die Leichtbewaffneten der Wagenburg sollen in den Rücken der Türken, und deren Niederlage in eine vollständige.

Am Spätherbst des nächsten Jahres führte eine Reihe von Siegen, deren glanzendster jener bei Nissa (3. November 1443) war, das ungarische Heer unter Hunyady's Befehl bis an den Balkan, der unter furchtbaren Schwierigkeiten überschritten wurde, und erst die Strenge des Winters, der Mangel an Mundvorrath erzwang den Rückzug. Sultan Murad mußte sich entschließen, unter demüthigenden Bedingungen einen Frieden auf zehn Jahre abzuschließen.

Aber der schwache König Wladislaw ließ sich durch den päpstlichen Cardinal-Legaten Julian unter dem Vorgeben, man sei nicht gezwungen, Ungläubigen Wort zu halten, schon im Jahre 1444 bewegen, diesen Frieden zu brechen. Johann Hunyady behagte ein solcher Treubruch nicht und er rieth eifrig ab, übernahm aber doch das ihm anvertraute Commando über das Heer, das nur 15.000 Mann zählte und bei dem sich der König und der Cardinal-Legat befanden.

Hunyady's Befürchtungen waren nur zu gerechtfertigt. Die versprochenen Bundesgenossen zeigten sich unverläßlich oder säumig, und nachdem das ungarische Heer müheelos bis Varna vorgedrungen war, sah es sich plötzlich dem riesigen, vom ergriminten Sultan aufgegebenen Heer gegenüber, dem dieser zum Hohn den zerrissenen Friedensvertrag vortragen ließ. Am 10. November kam es zur Schlacht, die sich trotz Hunyady's trefflichen Anstalten und der ungarischen Tapferkeit in eine furchtbare Niederlage ver wandelte, welche Hunyady in eine kurzwährende Gefangenschaft der Türken brachte, dem König und dem Cardinal-Legaten aber das Leben kostete. (Bild Seite 97.)

Nicht minder verlustreich war ein Jahr später die dreitägige Schlacht am Amjel-feld (bei Kossowa 17., 18. und 19. October 1445), in welcher Hunyady ein Heer von 24.000 Mann befehligte, von welchen 17.000 die Wahlstatt deckten, während der Verlust der Türken nahezu das doppelte betrug.

Trotz dieser Niederlagen blieb Hunyady das Vertrauen der Nation ungeschwächt bewahrt und er wurde 1446 zum Reichsverweser während der Minderjährigkeit des nunmehr unangefochten zum König berufenen Ladislaus, des Sohnes Albrecht I., gewählt. Als dieser nach sechs Jahren die Regierung selbst antrat, legte Hunyady freiwillig seine Würden nieder und trat schon 1454 seinen alten Feinden gegenüber, die nach dem Fall Constantinopels die Ausbreitung der türkischen Macht nach Nord und West mit voller Kraft wieder aufnahmen. Hunyady drang bis Tirnova vor, schlug bei Kragejewac ein starkes türkisches Heer unter Firuz Beg, so daß Sultan Mohammed II. vorderhand seine weitreichenden Pläne aufgeben mußte.

Noch einmal sollte der volle Ruhmesglanz sich über das Haupt des alternden, aber unermüdblichen Helden ergießen.

Am Beginne des Jahres 1456 verbreitete sich die Schreckenskunde von umtastenden türkischen Rüstungen. Sultan Mohammed II. stellte ein Heer von 150.000 Mann mit 300 Geschützen auf, das bestimmt war, wie der Sultan etwas

ruhmredig gesagt haben soll, „am Morgen Belgrad zu nehmen und das Abendbrot in Ofen zu essen“. Nur mit Mühe und meist auf seine eigenen Kosten brachte Johann Hunyady ein Heer auf die Weine, wobei ihm der begeisterte Mönch Johann von Capistran, der schon lange in schwungvollen Predigten auf die Nothwendigkeit neuer Kreuzzüge zur Abwehr der Türkengefahr hinwies, von großem Nutzen war.

Raum gelang es noch Hunyady's Schwager, Michael Szilagyi, sich mit einer kleinen Schaar von Tapferen nach Belgrad zu werfen, denn schon am nächsten Tage traf der Vorstoß des unabsehbaren Türkenheeres ein und Mitte Juni war die Festung von allen Seiten eingeschlossen. Hunyady's Heer war unterdessen, meist durch Capistran's Bemühungen, auf fast 60.000 Mann angewachsen, und obwohl dasselbe meist aus kriegsungeübten Leuten bestand, wußten Hunyady und Capistran ihnen solche Begeisterung einzulösen, daß der Angriff auf die riesige Türkenmacht gewagt werden konnte.

Zuerst wurde mit leichten Schiffen die vor Belgrad liegende türkische Flotille angegriffen und nach kurzem blutigen Kampfe in die Flucht geschlagen, wodurch die Verbindung mit den Vertheidigern der Festung hergestellt war und Hunyady's Kerntruppen in die Festung geworfen werden konnten, während die übrigen am linken Donauufer bei Semlin lagerten.

Desto eifriger betrieb der Sultan die Belagerungsarbeiten zu Lande und am 21. Juli erfolgte ein Hauptsturm, der trotz wüthender Gegenwehr die untere Stadt in türkische Hände brachte. Am nächsten Tage wurde der Kampf fortgesetzt und schien gegen die erdrückende Uebermacht aussichtslos.

Schon lag die obere Stadt in Trümmern, die Brücke zum Hauptthor ist in den Händen der Türken, der Wall der Festung wird von allen Seiten berannt und einen Moment flattert sogar der Korbhahn mit dem Halbmond auf einer Zinne, bis ihn der tapfere Ritter Titus Dugovics wieder ausreißt und sich mit dem Türken, der ihn aufpflanzte, in die Tiefe stürzt. Hunyady leitet die Vertheidigung mit der Ruhe des erfahrenen Feldherrn, mit dem Feuer des tapferen Kriegers, während Capistran, mit dem Kreuz in der Hand, den schon sinkenden Muth der Streiter anfeuert.

Schon scheint jeder weitere Widerstand vergebens, als es Hunyady's erfinderrischem Geiste gelingt, im Momente der höchsten Noth die Situation zu ändern. Er läßt die tausende von Reißigbündeln, die zur Ausfüllung von Breschen auf den Wällen lagen, mit Pech begießen, anzünden und den in den Gräben und an den Abhängen zusammengedrängten Feinden entgegenschleudern. Im Augenblicke verwandelt sich der siegesgewisse Schlachtruf der Türken in ein Jammergeheul, in Klammern gehüllt stürzen die Klumpen der Stürmenden hinab und verbreiten den Schrecken, so daß sie in kurzer Zeit bis zu den Lagerstätten fliehen.

Vergebens sucht Hunyady, der einen Hinterhalt und die frischen Truppen des Sultans fürchtet, die Kampfbegierde seiner Krieger zu zügeln, er wird nebst Capistran zu einem Angriff auf das türkische Lager fortgerissen, dem die schon erschütterten Feinde nicht Stand zu halten vermögen. Vergebens sucht der Sultan, tapfer kämpfend, seine Schaaren zum Stehen zu bringen und die Geschütze zu retten, er wird, verwundet, in die wilde Flucht mitgerissen und kann erst in Sophia die Trümmer seines stolzen Heeres sammeln. (das Bild.)

Das ganze Lager mit unermesslicher Beute fiel in die Hände der Sieger, deren Erfolg eine unberechenbare Gefahr — leider nicht für immer — von Ungarn und vom Abendlande abgewendet hatte.

Johann Hunyady sollte diesen glänzendsten unter seinen vielen Siegen nicht lange überleben. Am 11. August starb er, von der Lagersenke ergriffen, in den Armen seines Freundes und treuen Helfers Capistran, noch in der Todesstunde die Mahnung an sein Volk richtend, es möge nicht ruhen, bis die Türkengefahr abgewendet sei. Bald darauf — am 23. October 1456 — starb im 70. Lebensjahre zu Illok auch Johann Capistran, der, wie Papst Pius II. rühmt: „es vermochte, sein Erbtheil und alle Güter zu verschmähen, den Genuß mit Füßen zu treten und die Begierde zu verachten, aber nicht, den Ruhm zu mißachten!“ Er wurde 1690 heilig gesprochen. Sein Leichnam wurde im Franziskanerkloster zu Illok beigesetzt. In Wien erhält sein Andenken die Capistran-Kanzel auf dem Siefansplatze, von welcher aus er die hinreißendsten Predigten behufs Abwehr der Türkengefahr gehalten hatte.

Die Größe Hunyady's bestand nicht blos in seiner Tapferkeit und in der wunderbaren Gabe, seine Krieger zu beherrschen und zu begeistern, sondern er war in der That ein militärisches Genie. Mit einer kleinen Macht wußte er durch kluge Anordnung und Ausnützung des Terrains bedeutende Erfolge zu erringen, immer ist er tapfer, aber nie tollkühn, und so versteht er es, sich für den entscheidenden Augenblick noch frische Kräfte zu sparen. In der zweckmäßigen Verwendung und Aufstellung der verschiedenen Waffengattungen ist er eines der frühesten Beispiele und findet höchstens an Žizka seinesgleichen.

Johann Hunyady war der Gründer des Geschlechtes der Corvin (nach dem Wappen, das einen Habern mit dem Ring im Schnabel zeigt), das Ungarn zwar nur einen, aber einen seiner bedeutendsten Könige gab.

Mit diesem, König Matthias Corvin, dem Sohne des Helden, werden wir uns im nächsten Abschnitte beschäftigen, da er maßgebenden Einfluß auf die Entwicklung der ungarischen Heeresverhältnisse nahm.



König Matthias Corvin und seine „Schwarzen Banden“.

Als Matthias Corvin (Bild S. 72) im Jahre 1458 durch die Wahl der Nation den Thron bestieg, lag das Kriegswesen so im Argen, daß es eine seiner ersten Sorgen sein mußte, demselben wieder eine gesetzliche Basis zu geben. Seinem Ansehen gelang es auch, einen Gesekartikel durchzusetzen, welcher also lautete: „Der Landesfürst ist verbunden, das Königreich Ungarn gegen alle Feinde und Verwüster aus dem königlichen Einkommen (worunter die Heersteuer der Unadeligen verstanden wurden) zu schützen und zu verteidigen, jedoch so, daß, wenn zur Abwendung des feindlichen Einfalles die königlichen Mittel nicht hinreichen, sodann die Prälaten und Barone nebst der sonstigen Geistlichkeit dieses Landes gehalten sein sollen, ihre Banner (Banderien) oder ihre Mannschaft nach der Limitation weiland unserer Könige ins Feld rücken zu lassen. Wenn aber auch mit dieser Streitmacht dem Feinde nicht widerstanden werden könnte, alsdann muß der gesamte Adel und alle Grundbesitzer, welches Standes sie immer sein mögen, auf die Art, wie es unter den vormaligen Königen Ungarns gebräuchlich gewesen war, unter die Waffen treten und in das Feld ziehen.“

Zur Grundlage der zu stellenden Banderien wurde bestimmt, daß auf allen königlichen Gütern sowie jenen der Prälaten, Barone und Landherren jeder zwanzigste Mann (früher wurde nur der dreißigste Mann gefordert) ausgehoben und als Reiter mit Schwert, Schild und Bogen oder Lanze ausgerüstet werden müsse. Von dieser Einrichtung leitet man gewöhnlich den Namen der nationalen ungarischen leichten Reiterei, der *Huszaren*, ab, die aber später dem Namen und der Equipirung nach in fast allen europäischen Heeren Eingang fand. Man nimmt nämlich an, daß dieser gestellte zwanzigste Mann *Huszár* genannt wurde, vom ungarischen Zahlworte *husz* (zwanzig) und *ár*, was Löhnung oder Sold bedeutet. In neuester Zeit erklärten ungarische Geschichtsforscher jedoch, daß das Wort mit *Corsar* (von *Cursus*, Lauf, Zug, also Durchstreifung) etymologisch verwandt sei und daß es schon vor Matthias Corvin *Huszaren* gegeben, wie eine Urkunde vom Jahre 1449 beweist. Wieder andere leiten es aus dem Türkischen her, indem unter den türkischen Hofbeamten ein *Kem Huszar Aga* (Hofgarderobier) vorkomme und sich der Name also wahrscheinlich auf ihre eigene kurze, enge Kleidung, im Gegensatz mit der gewöhnlich magyariſchen, welche nach orientaliſcher Sitte weit, lang und gemächlich ist, bezöge.

Auf diese allgemeinen Anordnungen drang man mit nöthiger Strenge, da es lange Zeit damit sehr lax gehalten wurde. Wer dem Rufe nicht folgte oder nicht die bestimmte Zahl stellte, unterlag schweren Strafen, wer sich aber heimlich vom Reichs-
heer entfernte, war, ohne Unterschied des Standes, dem Tode verfallen.

Inbessen war damit den Absichten des Königs nicht entsprochen, der weittragende Pläne verfolgte, zu welchen ein so langsam entstehendes, größtentheils kriegsunkundiges und auch nicht leicht lenkbares Heer nicht zu verwenden war. Von allem Anfang strebte er daher darnach, sich eine nur von ihm abhängige, stets bereite Waffenmacht zu schaffen, wie nur ein stehendes Heer sie bieten konnte. Seinem Ansehen und seiner Klugheit gelang es, auch das schwierigste Bedenken, die Kostenfrage, zu lösen.

Matthias Corvin verfolgte die Entwicklung des Heerwesens in anderen Ländern aufmerksam und wendete dem Fußvolk besondere Fürsorge zu, so daß sie auch

die Hauptwaffe im ungarischen Heere wurde. Die Reiterei theilte er in leichte und schwere, von welchen die erste so ziemlich dieselbe Aufgabe erhielt, die ihr noch heute zufällt. Um das Zusammenwirken der einzelnen Waffengattungen zu sichern, führte Matthias Corvin allgemein und periodisch wiederkehrende Waffenübungen ein — gewiß eine interessante Vorwegnahme einer erst nach Jahrhunderten wieder gepflegten Idee.

Soweit er das eigentliche königliche Heer im Lande selbst aufbrachte, bestand es aus ungefähr 30.000 Mann, unter welchen jedoch der Troß, Schanzgräber, Feuerwerker, Schmiede, Feldbäcker und die Bedienung der dazu gehörigen 9000 Kriegswagen nicht gerechnet waren.

Den Kern seines Heeres aber bildete die berühmte „schwarze Bande“, auch „schwarze Legion“ genannt, die zumeist aus Ausländern bestand. In der Mehrzahl waren es ursprünglich Böhmen, Ueberbleibsel der hussitischen Heere, die wir schon als „Zebraken“ erwähnten. Mochten unter diesen und anderen Zugüglern viele recht fragwürdige Individuen, allerhand Raubgesindel, Wegelagerer und verwilderte Soldner sein, so mußte sie Matthias Corvin doch durch reichliche und pünktliche Solddahlung, Belohnung jedes Verdienstes, militärische Uebung und stramme Disciplin zum werthvollsten Theil seiner Armee zu machen. In allen seinen Kriegszügen, gegen die Türken, Kaiser Friedrich III. und den König Georg Podiebrad von Böhmen (Bild Seite 73), war die „schwarze Bande“ der Kern seines Heeres, dem er seine schönsten Siege dankte.

Sie bestand zum größeren Theile aus Fußvolk, das gleichfalls in leichtes und schweres getheilt war und sehr viele Schützen zählte. Den Namen soll diese Truppe von der Farbe ihrer Rüstung erhalten haben, wahrscheinlicher indeß von den wettergebräunten dunklen Gesichtern. Uebrigens gab es gleichzeitig auch in Frankreich und Italien Truppen mit demselben Namen und gewiß auch ähnlicher Herkunft.

Auf eine hohe Stufe brachte Matthias Corvin auch die Belagerungskunst und die Geschütze, wovon die erfolgreichen Verrennungen „Schabaz“, „Wien“ und „Krems“, wovon wir noch hören werden, Zeugniß ablegten.

Die Unterhaltung dieser Heeresmacht verschlang sehr große Summen. Es wurde schon erwähnt, daß Matthias Corvin 1465 die böhmischen Freibeuterführer Rabuhodonosor Anketreuter, Korbek und Karaszki gegen einen vierteljährigen Sold von viertausend Gulden — eine für jene Zeit horrende Summe — anwarb. Man schlug die Kosten der „schwarzen Legion“ für drei Monate mit hunderttausend Gulden an; ein Panzerreiter kostete fünfzehn, ein Schütze zehn, ein Schildträger acht und ein gewöhnlicher Fußsoldat sechs Ducaten, das ganze Heer aber erforderte jährlich 1,600.000 Ducaten. Bis zu dieser Summe reichte weder das königliche Einkommen noch die von den Ständen zu erhoffende Subsidie und der König setzte daher auf dem Landtag von 1472 durch, daß die Geistlichkeit, die sonst von aller Besteuerung frei war, mindestens zu den Kriegslasten im Verhältnisse ihrer Besitzungen beitragen sollte.

In wahrhaft königlicher Weise belohnte Matthias Corvin erfolgreiche Kriegsdienste. So verließ er z. B. Schloß und Herrschaft „Keva“ im Waagthale dem tapferen Führer der „schwarzen Bande“, Blasius Urban, dessen Tochter die Gattin eines berühmten ungarischen Kriegers, des riesigen Paul Rinijszi, war. Von des letzteren riesigen Kraft erzählte man sich, daß er nach einem 1479 über die Türken erfochtenen Sieg am Brodfeld bei Karlsburg, als sich die Ungarn noch am Schlachtfeld

einem Bechgelage überlieffen, einen todten Türken mit den Zähnen aufgehoben und so getanzt habe. Durch eine der nicht seltenen Ironien der Geschichte war gerade Riniszi auserselben, der Truppe ein Ende zu machen, welche sein Schwiegervater so oft zum Siege geführt hatte, der er Ruhm und Reichthum verdankte.

Unter dem Nachfolger des Königs Matthias Corvin, der 1490 kinderlos starb, dem Jagellonen Vladislaw II. (geb. 1415, gest. 1516), verfiel nämlich die Manneszucht der „schwarzen Bande“ hauptsächlich in Folge mangelhafter Soldzahlung so sehr, daß sie wieder in ihr altes Metier, Raub und Plünderung, zurückfiel. Paul Riniszi, Graf von Temesvar, rückte 1492 gegen sie, brachte ihr eine Niederlage bei und löste sie auf. Ein kleiner Theil trat in das königliche Vandalenium, andere in die Dienste des übermächtigen Palatin und Kronpräsidenten Stefan Japolya oder des Siebenbürger Fürsten Bathory; jene aber, die beim altgewohnten Räuberhandwerk verblieben, wurden nach und nach aufgerieben, hingerichtet oder zur Strafarbeit in Bergwerken verwendet.

Unter der schwachen Regierung des Königs Vladislaw II. verfielen auch die übrigen Heereseinrichtungen wieder ganz, zumal der Unfug einriß, sich von der Vandalenpflicht loszulaufen. Und trotz dieser Zuflüsse blieb die königliche Cassc oft so leer, daß eben angeworbene Söldnerhaufen wegen Ausbleiben des Soldes noch auseinanderliefen, ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung gekommen waren. Zwar wurden im Jahre 1500 auf dem Rakofer Felde die Corvin'schen Bestimmungen über die Heerfolge erneuert, aber Vladislaw II. war nicht der Mann, dem trotzigcn Adel gegenüber, der sich auch größtentheils aller kriegerischen Neigungen ent schlagen hatte, mit Strenge auf die Erfüllung dieser Bestimmungen zu dringen. Kam es doch so weit, daß König Vladislaw II. den Häuptling eines großen Zigeunerstammes, Thomas Bolgár, in seinen Sold nehmen mußte, da es im Heer und im Lande an Leuten fehlte, welche Kugeln und Pulver anzufertigen wußten.

Diese Verhältnisse konnten nicht besser werden, als 1516 Ludwig II. (geb. 1506, gest. 1526), noch im Kindesalter, den Thron bestieg, ohnmächtig gegenüber den ehrgeizigen Großen, von welchen manche ebenfogut Ansprüche an die Krone zu haben glaubten wie einst Corvin.

Unter solchen Umständen zog sich eine furchtbare Wolke über Ungarn zusammen. Nach langen Vorbereitungen zog der kriegerische Sultan Soliman, einer der größten türkischen Herrscher, mit einem erlesenen Heer von 100.000 Mann und 300 Geschützen gegen Ungarn heran. Auch jetzt verstummte der Parteihader nicht und auf dem Vandalen tage schoben der König und die Stände sich gegenseitig die Schuld an der Vernachlässigung des Heeres zu. Mit berechtigtem Aerger berichtete der päpstliche Legat: „Eine so nutzlose Comödie spielen der König und die Unterthanen mit gegenseitigen Verwahrungen“. Der Papst aber sagte, „nun schlage die Stunde, in der das arme unglückliche Ungarn zu Grunde gehe!“

Damit ging es zwar bei einem Volke von so unverwüsthcher Lebenskraft nicht so leicht, aber eine furchtbare Katastrophe brach herein, welche den größten Theil des Landes für anderthalb Jahrhunderte unter die osmanische Macht beugte.

Nichts schien den raschen Siegeszug des Sultans mehr hemmen zu können, nachdem am 27. Juli 1526 auch Peterwardein gefallen war und das türkische Heer auf Eissel zuzog. Nun begab sich König Ludwig II. selbst zur rasch zusammengetrossen Armee, fand aber bei den Magnaten eine Opferfreudigkeit, daß er

entrißt ausrief: „Ich sehe, daß jeder hinter meinem Rücken seinen eigenen zu sichern sucht! Ich werde persönlich dahin ziehen, wohin die Andern nicht gehen wollen!“

Von mehreren Seiten rieth man dem König zu Unterhandlungen mit dem Sultan und zum Anerbieten einer Tributzahlung, aber diese Einsichtigen wurden von einer Mehrheit, die von der Wiederkehr der Tage des Johann Hunyadi träumte, überstimmt, da das Heer ja schon 20.000 Mann zähle. Das waren die Reute, die, wie ein Augenzeuge witzig schrieb: „fliegen wollten, ohne Flügel zu haben.“

Durch kleine Zuzüge war das ungarische Heer auf 28.000 Mann angewachsen, als es in der Mitte August bei Mohacs anlangte, wohin auch der Sultan nach



Johann Jizka. (Seite 118.)

der Zerstörung Eßels sich wandte. Am 29. August Nachmittags rückte das Ungarheer den Türken entgegen, nachdem noch der Tag vorher unter widerlichen Zänkereien der Großen über die Schlachtordnung verfloßen war.

In kaum zwei Stunden war die Entscheidung gefallen, die eine furchtbare Niederlage des christlichen Heeres brachte. Zwei Dritttheile desselben lagen auf der Wahlstatt oder gingen in den Sümpfen zu Grunde, unter den letzteren auch der jugendliche König, dessen Pferd sich beim Ueberseßen eines Wassergrabens überschlug und ihn in den unergründlichen Morast schleuderte.

Bis an den Plattensee drangen die Türken vor, von welchen indessen einzelne Schwärme schon 1469 auf deutsches Gebiet in Steiermark eingefallen, wo sie als

„Renner und Brenner“ und „Sackmann“ (vom ungarischen Zsakmány, so viel wie Beute, oder auch von „Sacken“, gierig einfüllen) fürchtbar hausten.

Von einem Aufstand in Asien wurde der Sultan genöthigt, 1526 vom weiteren Vordringen abzustehen, aber nur, um zwei Jahre später mit vermehrter Macht rückzukehren.

Doch dies fällt in eine Periode, wo Ungarn nicht mehr allein stand, sondern durch die Person des Herrschers schon mit den österreichischen Erblanden vereinigt war. Durch hundertfünfzig Jahre seufzte es unter dem türkischen Joch, bis deutsche Waffen es davon befreiten und die Kraft des Ungarlandes wieder frei wurde für jene gemeinsamen Aufgaben, welche die Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie zuweist.



Altböhmisches Kriegswesen.

Viel kräftiger und länger andauernd prägte sich die nationale Eigenart im Kriegswesen der Czechen aus, als dies bei anderen Volksstämmen der Fall war. Zwar erlagen auch sie von Zeit zu Zeit den Einflüssen, welche der kriegerische und friedliche Verkehr mit anderen Völkern ausübte, aber stets blieb ein fühlbarer Rest der alten nationalen Kampfweise und Kriegsführung zurück, und als in der furchtbaren Katastrophe des hussitischen Kampfes das ganze Volk in wilder kriegerischer Begeisterung aufflammte, griff man unter dem Impulse eines genialen Kriegers wieder ganz auf die alte nationale Kampfweise zurück. Denn wir werden Gelegenheit haben, nachzuweisen, daß die Kriegsführung Žižka's keineswegs von ihm erfunden wurde, sondern in der Hauptsache nur ein Wiederaufleben alter kriegerischer Gewohnheiten war, die dann freilich jener gewaltige Mann mit angeborenem Feldherrntalente der Zeit und den wechselnden Verhältnissen anzupassen wußte.

Die bekannte älteste politische Verwaltung Böhmens beruhte auf einer Art von Gaueintheilung, die sich gewiß aus den verschiedenen Stämmen entwickelte, welche zuerst das Land unter sich theilten. An der Spitze dieser Gaue (Zupa), deren es 42 gab, stand ein Zupan, der vom Herzog ernannt und meist den früheren Stammeshäuptern entnommen wurde; aus ihnen entstand der hohe Adel, zu dem sich dann durch die schon anderwärts geschilderte Entwicklung des Lehenwesens bald ein Kriegs- oder Ritteradel gesellte. Je höher, namentlich unter dem kraftvollen Boleslaus I. (geb. 909, gest. 967), dem Mörder seines Onkels, des heiligen Wenzel, die herzogliche Gewalt stieg, desto mehr verfiel die Verfassung und die Macht der Zupane, und schon im elften Jahrhundert theilt der niedere Adel in Edle (szlachta) und Unedle (chłopi), die aus den alten Stammeshäuptlingen nachher der niedere Adel ausmachten.

Wie anderwärts beruhte auch in Böhmen die Wehrpflicht auf dem Grundbesitz: jeder freie Grundbesitzer war verpflichtet, in das Feld zu ziehen und — vom Sammeltag an — vier Wochen auf eigene Kosten zu dienen. Ueber diese Zeit hinaus und außer den Landesgrenzen trug der Landesfürst die Kosten. Die Einberufung und Führung der einzelnen Contingente oblag dem Zupan, an die Spitze des gesammten Heeres trat in den älteren Zeiten immer der Landesfürst, später ein von diesem ernannter Feldherr.

In der Art des Aufgebotes und der Zusammensetzung finden wir also so ziemlich die allgemein übliche Form des Heerbannes. Auch die Sitte, den Heerbann durch Uebertragung eines Schwertes aufzurufen, haben wir schon anderwärts gefunden (S. 91). Aber einzelne Gebräuche dabei lassen uns bei den alten Böhmen eine viel vorgeschrittenere militärische Einsicht vermuthen. Der berühmte Chronist Cosmas (der älteste bekannte Geschichtschreiber Böhmens, Domherr zu Prag, geb. 1045, gest. 1125), erzählt, daß Herzog Wratislaw I. (gest. 916) ein Schwert von bestimmter Länge herumsendete, mit dem Befehle: jedermann, dessen Körpermaß dem Schwerte entspreche, habe bei Todesstrafe Heerfolge zu leisten, kleinere Männer waren davon befreit. Darin liegt ein erst viel später in anderen Ländern zum Durchbruch gekommenener militärischer Grundsatz: daß nämlich nur Individuen von entsprechender Körperbeschaffenheit mit Nutzen Kriegsdienste leisten können, woraus dann das „militärische Maß“ entstand. Der deutsche Heerbann wie die ungarische Kriegsordnung nahmen darauf keine Rücksicht, die Heerfolge mußte geleistet werden, wie auch die Körperbeschaffenheit sein mochte.

In solchen Bestimmungen drückt sich eine sehr früh entwickelte kriegerische Einsicht aus. Ein weiterer Beweis derselben ist gewiß die Thatsache, daß die drei ältesten förmlichen Kriegsordnungen, welche fast alle Theile der Kriegsführung umfassen und vielfach nachgeahmt wurden, von böhmischen Feldherren herrühren. Dieser frühen militärischen Entwicklung entsprach auch der kriegerische Geist der Nation; vom elften Jahrhundert an finden wir böhmische Hilfstruppen fast auf allen Schlachtfeldern, bis nach Unteritalien zogen sie auf den Heerfahrten der deutschen Kaiser mit. Ueberall rühmte man ihre Tapferkeit und ihr militärisches Geschick in Kampfweise und Befestigung, aber häufig wurde auch gerügt, daß sie in ungezügelter Beuteluft zu früh die Früchte des Sieges einheimen wollen und dadurch oft diesen selbst wieder gefährden. Eine glänzende Schilderung der Tapferkeit eines českischen Helden, Jaroslav von Sternberg (gest. 1277), findet sich in der Beschreibung einer Schlacht gegen die Mongolen (1241) bei Olmütz, welche der allerdings bezüglich ihrer Echtheit vielbestrittenen „Königinhofer Handschrift“ entnommen ist.

„Ueberall Geschrei und kläglich Stöhnen,
Und zur Flucht schon wenden sich die Christen,
Nach der Tataren wilde Haufen drängen;
Da flucht Jaroslav herzu, der wilde Adler,
Harter Stahl umhüllt die Brust des Starken,
Unterm Stahl wohnt Heldentrost und Kühnheit,
Unterm Helm das scharfe Feldherrnauge,
Kriegszorn spricht aus den glüh'nden Blicken.
Ruthenbrannt, wie der gereizte Löwe,
Wenn er irgend frisches Blut erblicket,
Wenn er wund nachstürzt dem löhnen Jäger,

So ergrimmt stürzt jener in die Tatar'n,
 Ihm wie Hagelwetter nach die Böhmen.
 Furchtbar sprengt er auf den Sohn des Kublai
 Und ein grausam wilder Kampf beginnt.
 Mit den Speeren stoßen sie zusammen,
 Die zerstoßen mit Geräusch beide.
 Jaroslaw mit seinem mächt'gen Rosse,
 Ganz in Blut gebadet, faßt den Sohn des Kublai,
 Spaltet ihn mit einem starken Hiebe,
 Von der Schulter durch bis an die Hüfte.
 Daß er leblos zu den Leichen sinket.
 Und es tödt der Köcher und der Bogen,
 D'rob erschrickt das wilde Heer der Tatar'n,
 Wirft von sich die lichterlangen Spieße,
 Jeder läuft, wer nur vermag zu laufen,
 Lauft dahin, woher die Sonne aufgeht:
 Frei von Tatar'ngrimm war die Hanna."

Neben Schwert und Speer, Bogen und Spieß finden wir bei der altböhmischen Bewaffnung noch große mit Thierhäuten überzogene Schilder, Kolben und Streitäxte, welche letztere mit besonderer Vorliebe gebraucht wurden. Eigenthümlich ist die Kampfweise beim Angriffe auf besetzte Plätze; man wird dadurch einerseits an Kriegsgewohnheiten der Römer, z. B. an die durch hochgehaltene Schilder gebildete „Schildkröte“ (testudo) erinnert, andererseits ist dadurch der um zwei Jahrhunderte später liegenden Taktik der Hussiten das nicht zu verkennende Vorbild gegeben. Auch die Gliederung des altböhmischen Heeres scheint zweckmäßiger gewesen zu sein, denn wir hören schon von Reihen und Geschwadern zu einer Zeit, wo sonst noch in ziemlich regellosen Haufen gekämpft wurde. So heißt es z. B. in der schon vorhin angegebenen Quelle:

„Fort im Rückschritt, fort hinan den Hügel,
 Stellen sich in breit'ren Reih'n am Berghang,
 Engen unten sich zu scharfem Keile,
 Decken links und rechts sich mit den Schilden,
 Legen auf die Schultern scharfe Speere,
 Hintermann dem Vorman, dem der Dritte."

Besonders interessant ist aber die nachfolgende Schilderung der Verrennung einer Feste, die auf eine ganz eigenthümliche Belagerungsmethode schließen läßt, selbst wenn man manches allzu lähne Bild nur der poetischen Begeisterung zuschreiben will:

„Ges'mir*) heißt die Burg von rückwärts stürmen,
 Heißt von vorwärts sie den Wald berennen,
 Ziehe hochgewach'sne Stämme,
 Dichtgereiht am Felsen,
 Beugen sie zum festen Walle,
 Daß die Stämm' hinab, die Ballen rollen
 Ob der Krieger Häuptern.
 Unter ihnen reihen sich die stärksten Männer,
 Mann an Mann mit ihren breiten Hüften,
 Aneinander dicht gedrängt.
 Legen Ballen quer sich auf die Schultern,
 Fassen sie der Länge nach mit Weiden (Weidenzweige),
 Stemmen d'ran geschultert ihre Speere,

*) Ein etwas sagenhafter Held.

Und es springen Krieger auf die Balken,
 Regen auf die Schultern sich die Speere,
 Festen auf den Schultern sie mit Wieden,
 Auf den zweiten springt der dritte
 Und auf den der vierte Hauße,
 Und ein fünfter bis zur Schlosses Zinne.
 Wo die Schwerter flammten,
 Wo die Weischoffe zischten,
 Von woher die Balken tosend rollten.“

Unter den letzten Königen des nationalen Přemyslidenstammes, namentlich unter Ottokar II., dem großen Förderer deutschen Wesens, schien die alte, nationale Kampfweise ganz erlöschen und sich nach den westlichen Mustern gestalten zu wollen. Wie die bedeutenden Fürsten aller Länder in jener Periode, empfand er das Uebergewicht des trotzigigen Hochadels bitter und suchte denselben durch eine geänderte Heeresgestaltung zu beschränken. Namentlich vom „königlichen Grund und Boden“ nahm er seine Truppen, um nicht auf die widerwillig geleistete und oft sehr kostspielige Heeresfolge der großen Barone angewiesen zu sein. Mit furchtbarer Schwere lastete sein „eiserner Arm“ auf jenen, die sich ihm unbotmäßig erwiesen oder das Räuberhandwerk trieben, und in Böhmen, Mähren und Oesterreich sank eine ganze Reihe von Burgen vor seinen Kriegsschaaren in Trümmer.

Dagegen wußte er durch Freigebigkeit und Entfaltung höfischen Brunkes den anderen Adel an sich zu fesseln. Dadurch nahm das schon lange auch in Böhmen entwickelte Ritterthum ganz den deutschen Charakter an, was übrigens der wirklichen Kriegstüchtigkeit vielleicht nicht zum Vortheil dienen mochte. Am gastfreien Hofe Ottokar's II. wurden glänzende Turniere abgehalten, die sich in nichts von deutschen unterschieden; auch dort rennen die Ritter mit „scharfgespizten Speeren“ gegen einander, bedeu sich aus dem Sattel, kämpfen zu Fuß mit dem Schwert weiter, „Schlag auf Schlag auf schwarze Schilde“ tauschend und schließlich reicht die Fürstin dem Sieger einen Eichenkranz.

Unter der kriegerischen Regierung des ersten Herrschers aus dem Hause Luxemburg verschwand der nationale Kriegsbrauch fast ganz, obwohl die Böhmen auf allen Schlachtfeldern Europas kämpften und ihr militärischer Ruf allgemein anerkannt wurde.

König Johann von Böhmen (geb. 1295, gest. 1346) ist eine der interessantesten Erscheinungen seiner unruhigen, mehr dem Zerstören als dem ruhigen Bauen geweihten Zeit, und nicht ohne Berechtigung nannte man ihn einen „königlichen Soldnerführer“. Durch die Heirat mit der letzten Přemyslidin auf den böhmischen Thron gelangt, vermochte er doch nie seine Regentenpflichten zu erfassen oder zu erfüllen, soweit sie nicht in einer unstillen Vändergier und kriegerischen Neigung zum Ausdruck kamen. Wo Schwerter klirrten, da zog es ihn hin, ohne Rücksicht auf das wahre Interesse seines Landes.

So zog er mit seinen Böhmen bald für, bald gegen Ludwig den Baiern, bald für, bald gegen die Habsburger; in den Niederlanden, an der Ost- und Nordsee und in Italien flatterte sein Banner, ohne daß sein Haus oder sein Land greifbare Früchte dieser unstillen abenteuernden Tapferkeit geerntet hätten. Fortwährend auf das Erobern bedacht, wußte er nichts zu erhalten; er fühlte sich in Böhmen, das er für seine Freibeuterpolitik auszog, nach seinem eigenen Geständniß nie heimisch, dachte einmal daran, es an Kaiser Ludwig gegen die Rheinpfalz zu vertauschen, dann

wollte er sich wieder ein Königreich in Oberitalien gründen, Tirol erwerben, Polen und Ungarn erobern. Trotz seiner blendenden ritterlichen Vorzüge empfand ihn Böhmen als „Landplage“, und in den letzten Lebensjahren mußte er es ganz meiden und sich mit 5000 Mark jährlichen Einkünften begnügen. Als sein Sohn Karl die Reichsverweserschaft antrat, brach er in die bittere Anklage aus: „Als ich nach Böhmen kam, fand ich weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester, noch sonst einen Bekannten, sogar die böhmische Sprache mußte ich erst lernen. Das Königtum aber traf ich in solchem Verfall an, daß auch nicht ein königliches Schloß und nicht ein Gut der Krone unverpfändet geblieben war; selbst die Pragerburg lag in Trümmern und ich mußte in einem Bürgerhause meine Wohnung nehmen. Die Landes-Barone waren größtentheils arme Zwingherren geworden, welche keine Furcht vor dem König kannten, da sie dessen Macht und Gut unter sich getheilt hatten.“

Das waren die Resultate der fünfundsiebenzigjährigen Regierung eines Fürsten, dessen glänzende ritterliche Eigenschaften von seinen Zeitgenossen bewundert und — ausgenützt wurden. Stets in Geldverlegenheiten, war er rücksichtslos in der Weise, sich neue Einnahmequellen zu erschließen und Böhmen erlag fast unter der Last der von Johann auferlegten Steuern. Für seine unfruchtbaren kriegerischen Abenteuer spannte er die Kräfte des Landes auf das äußerste an und stampfte immer neue Heere aus dem Boden. So zwang er 1328 die Prager binnen drei Tagen ein Heer von 10.000 Mann mit 740 Wagen aufzustellen, da indessen der beabsichtigte Feldzug gegen Oesterreich durch einen Friedensschluß unnötig wurde, entließ er trotzdem das Heer nicht, sondern zog in einen Kreuzzug gegen die heidnischen Litthauer. Im Kriege gegen Polen zog er mit nur 700 Reitern und einigen Belagerungsmaschinen 1331 bis vor Glogau, während sich ein starkes böhmisches Heer von 2000 Fußgängern und 1500 Reitern erst sammelte.

Das Ende dieses merkwürdigen Mannes war seines Lebens würdig. Seit 1339 auf beiden Augen erblindet, sein eigentliches Land seit Jahren meidend, gab er seine abenteuerlichen Kriegszüge nicht auf. Eben erst aus einem resultatlosen Krieg mit Polen kommend, erhielt er die Nachricht vom Angriffe der Engländer auf König Philipp von Frankreich. Sofort eilte er mit seinen Schaaren von abenteuernden Rittern und kriegsgewohnten Söldnern dem letzteren zu Hilfe und ersocht auch anfänglich einige kleine Vortheile. Bei Crecy (26. August 1346) kam es zu der berühmten Schlacht, in welcher Eduard von Wales, der „schwarze Prinz“ (so genannt von seinem dunklen Gesichte), nach blutigem Kampfe einen vollständigen Sieg ersocht. Schon war die französische Sache verloren und man mahnte den blinden König Johann, er möge das Schlachtfeld verlassen. Aber er weigerte sich, dies zu thun, ohne daß er einen Schwertstreich geführt habe. „Das wolle Gott nicht, daß ein König von Böhmen so aus der Schlacht fliehe!“ rief er, ließ sein Pferd zwischen die Hufe zweier Ritter koppelu und bestand darauf, gegen den Feind geführt zu werden. Tapfer dreinhauend, sank er endlich mit Wunden bedeckt vom Pferd und verschieb kurz darauf im Zelt des Königs von England — ein echter Ritter seiner Zeit, mit allen Vorzügen und Mängeln dieser rauhen, unruhigen Tage ausgestattet.

Obwohl sein Sohn Karl, der nachmalige deutsche Kaiser Karl IV. (geb. 1316, gest. 1378), an mehreren Heerzügen seines Vaters theilgenommen und wacker mitgestritten hatte, fehlte ihm doch die Kriegslust des Vaters vollständig. Wie dieser durch glänzende Kriegsthaten Böhmen einen lohnspieligen, rasch erblassenden Ruhm zu

erwerben trachtete, so war Karl durch Bewahrung des Friedens, Hebung der geistigen und materiellen Kraft des Landes bemüht, demselben die nachhaltige Grundlage des Wohlstandes zu sichern. Karl's Verdienste um Böhmen sind noch heute im Volke nicht vergessen.

Wenn er aber auch durch eine vorsichtige versöhnliche Politik Kriegen vorzubeugen suchte, so mußte er doch die Wehrmacht des Landes zu schätzen und suchte sie auf einen Stand zu bringen, der ihre erfolgreiche Anwendung sicherte. Diesem Zwecke wendete er freigebig reiche Mittel zu, welche Sparsamkeit und weise Verwaltung ihm zur Verfügung stellten. Im Kloster Strahow bei Prag, in Paun, Pilsen, Policz, Pisek, Wodnian, Chrudim, auf der Prager Kleinseite, zu Czaslau, Brüz und Melnik legte er Magazine mit reichen Proviant- und Wassenvorräthen an — wieder Vorbilder der erst viel später allgemein eingeführten „Augmentations-Magazine“. Zur Ausrüstung der von den königlichen Gütern zu stellenden Truppen wurden aufbewahrt in Königgrätz und Pilsen je 400, in Hohenmauth, Keimeritz und Nimburg je 300, in Brüz 250, in Kaurzim 200, in Paun und Policz je 150 und so weiter in kleineren Orten entsprechend viel vollständige Rüstungen, bestehend aus Brustharnischen mit Schulter- und Armstücken, Blechhauben, Koller und Handschuhen.

Um die durch König Johann's willkürliche Aushebungen und den Widerstand der großen Barone ganz in Vergessenheit gekommene Grundlage der Wehrpflicht gesetzlich zu regeln, bestimmte das 1350 erschienene Gesetzbuch Karl IV., die „Majestas Carolina“, Folgendes: „Bei einem feindlichen Einfalle werden die Fürsten, Herren, Ritter, Bürger und das ganze Volk, so wie es vor Alters gewöhnlich war, zu den Waffen greifen und zur Vertheidigung des Vaterlandes Kriegsdienste thun, — vier Wochen auf eigene Kosten, bei längerer Dauer auf jene des Königs. Wenn das Reich oder der Landesherr in Krieg verwickelt sind, soll Niemand ohne besondere Erlaubniß des Königs aus dem Lande gehen, bei Verlust seiner Güter, kein Herr soll seinen Leuten zu solcher Zeit bei eigener Verantwortung erlauben, sich zu entfernen. Wer wider das Vaterland dient, soll seiner Güter entäußert und am Leben bestraft werden.“

Im Stadtbuche von Alt-Prag befindet sich eine Verordnung vom Jahre 1370, welche die Stadt behufs des Aufgebotes in Viertel theilt, jedermann die persönliche Hertsolge zur Pflicht macht und jede Stellvertretung ausschließt. Weiter aber heißt es: „Dieselben aber sollen frei und ledig sein zweier ganzer Kosungen.“ Daraus geht hervor, daß nur ein durch das Los bestimmter Theil der wehrfähigen Bevölkerung ausrückte, — wieder eine merkwürdige Vorwegnahme späterer Einrichtungen im Heere. „Die aber daheim bleiben, müssen die Dienste verrichten zu der Stadt Nothdurft. Aus denselben zwei Vierteln, die ausziehen, soll man hieszen zwei Hauptleute, — aus einem Viertel einen Schöppen (Rechtsverather), aus dem anderen einen gemeinen Mann, — und sie haben von der Stadt monatlich hundert Schock Groschen.“

Wenzel IV. (geb. 1361, gest. 1419), mit dem ominösen Beinamen „der Kanke“, der dem Vater so unähnliche Sohn Karl's IV., war trotz aller sporadisch hervorbrechenden Gewaltthätigkeit keine kriegerische Natur und vernachlässigte daher im Kriegsweisen wie in allen Zweigen der Staatsverwaltung die wohlthätigen Einführungen seines Vorfahren, und da die Noth der Zeit dem Volke das Schwert in die Hand drückte, handhabte es dasselbe sofort wieder in der alten längst vergessenen Weise.

Das unter König Wenzel IV. stets reger auftretende Bestreben, die nationalen Sitten wieder zu erwecken, blieb natürlich in so stürmischen Zeiten nicht ohne Einfluß auf das böhmische Kriegswesen. Man griff in Bewaffnung und Kampfweise auf die alten nationalen Einrichtungen zurück und entflammte dadurch den Enthusiasmus der Masse in jener Weise, wie er sich zum Entsetzen von Europa in den Hussitenkriegen zeigte, die im nächsten Abschnitte eine ihrer militärisch und politischen Wichtigkeit entsprechende Darstellung finden werden.

Unter König Wenzel IV. erschienen die ältesten böhmischen Kriegsartikel in welchen — um einen modernen und jedermann geläufigen Ausdruck zu gebrauchen — eine Art von „Dienst-Reglement und Feld-Instruction“ stand. Anlaß eines Kriegszuges gegen die von dem unbotmäßigen böhmischen Großen Herrn Put von Risenberg besetzte Bergfeste Skal ließ König Wenzel 1413 von sehr vertrauten Unterkämmerer Herrn Havel von Hobetin diese Kriegsartikel verfaßt im Angesichte der zu belagernden Burg dem königlichen Heere kundmachen und Beobachtung unter schweren Strafen einschärfen.

Dieses Document ist nicht bloß in Beziehung auf den Kriegsbrauch und die Kampfweise jener Zeiten hochinteressant, sondern wirkt auch so pikante Strichlichter auf die allgemeinen culturellen Verhältnisse, daß wir uns nicht versagen können es in seinen Hauptbestimmungen mitzutheilen, wie es nach einer im Prager Archiv befindlichen czechischen Handschrift lautet:

„Zum Ersten sollen Alle, die Hauptleute wie ihre Untergebenen, dem Gott dienste fleißig nachkommen und keinerlei Unziemlichkeiten begehen, damit Gott dabei nicht erzürnt werde.“

„Alle unanständigen und schändlichen Spiele sollen eingestellt, besonders das Würfeln, Karten- und Regelspiel beim Heere nicht gestattet sein; denn hier entspringt viel Böses, als Vernachlässigung der Wachen und Nachtwachen, sowie andere schädliche Dinge für die Kriegsleute und andere spielende Personen. Wer demungeachtet spielt, der soll vier Tage in Ketten vor dem Heer herumgeführt werden und hierzu vom König bestimmten Beamten zehn Groschen unnachlässiglich zahlen müssen.“

„Alle Lügen und unverschämten Reden sollen aufhören; wer lügt und dabei überführt wird, der soll vier Tage in Ketten beim Heere gezeigt werden.“

„Unzucht soll beim Heere nicht gestattet sein, weder im Heer selbst, noch in der Nähe desselben; vielmehr sollen lichterliche Weiber ohne Gnade hinweggejagt vom Kriegsrichter entfernt werden, und wenn er dies unterlasse, so soll er als Ungehorsamer angesehen und bestraft werden. Wer sich der Unzucht schuldig macht, dem soll unnachlässiglich ein Schilling von dem Zuchtmeister gegeben werden.“

„Wer sich der Nothzucht schuldig macht und dessen überführt wird, soll Leben gestraft werden ohne Gnade.“

„Kirchen und Klöster sollen nicht geplündert und angezündet werden, es genommen es geschähe auf Befehl des vorgesetzten Hauptmannes. Und deshalb so heilige Gegenstände, als Ornate, Kelche, Glocken, Kirchengüter, besonders aber Leib Gottes, nie berührt und geraubt werden. Wer eine Kirche plündert, dem soll die Hand abgehauen, wer aber den heiligen Leib Gottes aus seinem Behältniß nimmt und verunehrt, der soll unnachlässiglich verbrannt werden.“

„Wenn Jemand einen Altar zerstört oder Bilder in Kirchen und Klöstern zertrümmert, oder die am Wege stehenden Säulen und frommen Bildwerke

stört und verdirbt, soll zu einer angemessenen kriegsrechtlichen Strafe verurtheilt werden."

"Wer im eigenen Lande oder dem eines Bundesfreundes Anderes und mehr als die ihm nothwendige Nahrung und das erforderliche Futter für die Pferde nimmt, soll wie ein Dieb angesehen und behandelt werden."

"Wer Zänkerey und Streit unter den Kriegsleuten beginnt oder befördert, soll angemessen bestraft werden."

"Wer seine Waffen gegen einen Heeresgenossen erhebt, dem wird ohne Gnade die Hand abgehauen."

"Wer um eines Streites willen beim Heer einen Anderen erschlägt, wird unnachsichtlich enthauptet."

"Alles Fußvolk soll bei seinen Abtheilungen, unter seinen Fahnen und Feldzeichen einherziehen, wo und wie es ihnen von den dazu bestimmten Hauptleuten befohlen werden wird. Wer sich ohne Auftrag dieser Vorgesetzten der Ordnung auf dem Marsche entzieht, wird angemessen zu strafen sein."

"Die Reiterei soll sich auch nirgendhin entfernen, sondern ordentlich bei ihren Abtheilungen einherziehen, so wie es die Hauptleute bestimmen. Wenn Jemand eigenwillig gegen dieses Gebot handelt und deshalb gefangen genommen wird, dessen wollen Wir uns nicht annehmen, oder ihm den erlittenen Schaden zahlen. Auch andere Edle und Unsere Getreuen sollen gegen ihre Diener so verfahren; nur wenn die Hauptleute Jemanden allein auszureiten befehlen, der soll schuldlos gelten." (Daher die Bezeichnung „Einspanier“, d. h. einzelner Gespan, für berittene Wachen, Boten etc.)

"Diejenigen, welche voran als leichte (schwarze) Reiter ziehen sollen, haben dies in guter Ordnung zu thun, damit sie von ihren Abtheilungen nicht versprengt werden. Versprengt sich Einer, so soll ihm von den Pferdeängern das Pferd abgenommen und erst bei der Truppe wieder gegeben werden, wofür er ohne Nachsicht um Gnade zehn Groschen zahlen muß. Auch dem Fußvolk sollen die Handbüchsen abgenommen werden, wenn es sich von seinem Haufen entfernt, ohne Bewilligung der Hauptleute und sie sollen sie erst bei der Truppe gegen Zahlung von fünf Groschen wieder bekommen."

"Wenn irgend ein Haufe hinter den Wagen zu ziehen oder zu Fuß zu gehen hat, so sollen sich die Leute nicht zerstreuen, sondern so lange auf ihrem Platz bleiben bis sich das übrige Volk sämmtlich gelagert hat. Wer diesem Auftrage zuwider handelt soll so bestraft werden, wie es den Hauptleuten befohlen wird, denn durch solchen Ungehorsam könnte Schimpf und Schande verursacht werden, den wir gerne vermeiden wollen."

"So lange, als das voranziehende Kriegsvolk seine Wagen nicht geordnet hat, soll das nachfolgende sich nicht fortbewegen. Wer sich mit seinen Wagen in Unordnung bringt und die gute Ordnung Anderer durch Andrang stört, der wird angemessen kriegsrechtlich bestraft werden."

"Wenn Jemand, ob Reiter oder Fußgänger, ohne Unsere Bewilligung auf Beute ausginge oder es da hindern wollte, wo Unsere Hauptleute bereits beute der soll von dem Rathe der Edlen, die Wir bei Uns oder dazu bestimmt haben entfernt und ausgeschlossen werden."

"Keiner soll Brand legen, außer auf Befehl der Hauptleute. Besonders soll bei der Einnahme eines Schlosses ohne Befehl der Hauptleute keine Beute nicht angezündet werden. Wer dem zuwider handelt, wird ohne Gnade verurtheilt."

„Wenn vom Feinde im offenen Feld oder bei Erstürmung einer Feste Etwelche an- gen genommen werden, so müssen sie Alle zu Unseren königlichen Händen an die Hauptleute abgeliefert werden.“

„Wenn Jemand mit Wissen und Zulassung der Hauptleute einen Gefangenen fängt, dem werden Wir die Auerkenntniß nicht verweigern.“

„Wenn Jemand beim Scharmützeln (zerstreutes Gefecht, soll vom böhmischen Heer, ein Fechter, stammen) einen Feind tödtet, dem soll sein Feind gegeben werden, und wer das Pferd fängt, der soll ein Schock Groschen erhalten von demjenigen, welcher den Feind tödtete, gleichviel ob er das Pferd behalten will oder nicht.“

„Wird Jemand betreten, daß er gemachte Gefangene entwißchen läßt oder Beute zuenehmet, ohne Erlaubniß der betreffenden Hauptleute, der soll kriegsrechtlich bestraft werden.“

„Zur Besetzung der Nachtwachen bei den Wägen soll von jedem Wagen je ein Mann gestellt werden, und wenn es erforderlich wäre, sollen ihrer, auch ohne Wissen des Hauptmannes, noch mehr gestellt werden. Wer dieses zu thun unterlasse, dem Hauptmann, welcher diese Wachen besorgt, einen Strafbetrag von zwei Groschen bezahlen.“

„Nach Anordnung soll Wein, Bier und andere Erfordernisse dem Heere zugeführt und zugetragen werden, und Wir befehlen, daß denen, welche dies besorgen, auf dem Wege noch beim Heere etwas ungebührlich abgenommen oder ein Hinderniß gelegt werde. Wer ihnen etwas nimmt, oder sie an der Zufuhr hindert, der soll als Dieb bestraft werden.“

„Den über die Reiterei und das Fußvolf zu bestellenden Hauptleuten, sowie denen, welche zur Leitung der Wägen ernannt werden, soll von Jedermann Gehorsam zu leisten sein, und kein Untergebener darf sich ihnen widersetzen oder sich durch Worte oder Thaten an ihnen vergehen. Sollte Jemand den Gehorsam gegen seinen Vorgesetzten wissentlich unterlassen, so haben die anderen Hauptleute kriegsrechtlich über ihn zu urtheilen.“

„Weiters wollen Wir, daß Niemand einem Kriegsschreiber hinderlich sei, auf irgend eine Weise ihn belange, außer wenn er bei etwas Unwürdigem ertappt würde, wo sodann der Hauptmann einzuschreiten und zu urtheilen hätte.“

„Wenn was immer für ein Kriegsschreiber von welchem Herrn oder Hauptmann in welcher Stadt immer eingesetzt worden ist, so soll er, wenn den Söldnern der Sold ausbezahlt wird, von jedem Schock einen Groschen beziehen, es mag nun die Auszahlung im offenen Felde, in einer Festung und Stadt vor sich gehen, im Lager oder während Belagerungen; hiebei soll ihm Niemand, so lange der Krieg dauert, hinderlich sein, außer bei Zahlung von Strafen und Schadenersätzen, von denen er nichts zu fordern berechtigt ist.“

„Bei was immer für einer Beute soll der Hauptmann mit dem Kriegsschreiber eine Theilung vornehmen, und dieser als Anthell einen Groschen vom Schock erhalten.“

„Wenn ein Söldner aus wichtigen Ursachen Urlaub nimmt und statt seiner einen anderen tauglichen Mann stellt, so soll der Abgehende dem Schreiber einen Groschen und der Eintretende einen halben Groschen als Schreibgebühr zahlen.“

„Jeder Befehlshaber von Hundert und von Fünzig, oder jeder Rottenmeister, welcher er immer Mannschaft unter sich haben mag, soll dieselbe bei der Soldzahlung dem Schreiber vorführen und Jeden persönlich dem Schreiber zeigen, so auch bei

Bestimmung der Wachen. Wer dies dem Schreiber verweigert, soll von den Hauptleuten als Widerspenstiger bestraft werden."

"Der Kriegsschreiber hat die Waffen und Hand-Geschütze jeden Monat einmal zu untersuchen, damit sie in solchem Zustande befunden werden, wie beim Ausmarsch. Ein dieses Verweigernder soll als Widersetzlicher bestraft werden."

"Bei Fouragirungen oder andern wie immer gestalteten Begegnungen stärkerer oder schwächerer Heeresabtheilungen soll die stärkere der schwächeren nicht abnehmen, sondern sie ungehindert ziehen lassen. Wenn gegen diesen Befehl eine stärkere Abtheilung einer schwächeren etwas abnehmen oder sie an der Ausführung ihres Vorhabens hindern sollte, so werden die erstern als Diebe betrachtet werden."

"Wo sich bereits Mannschaft gelagert hat, soll Niemand sie mit Graben oder anderem Unfug necken, sonst müßte er deshalb gestraft werden."

"Vienen soll Niemand verderben oder verjagen, er würde nicht ungestraft bleiben."

"Wenn das lagernde Heer in der Nacht aufgerufen oder zusammengeblasen würde, so soll Jeder mit seinen Waffen auf den Värmplatz zulaufen und nicht anderswohin. Sollten die Feinde irgendwo bei den Wägen eindringen wollen, so soll Jedermann sich dahin wenden."

"Zwischen den Wägen soll man nur mit äußerster Vorsicht das Feuer brauchen und brennen, damit Niemandem ein Schaden zugefügt werde."

"Wo immer, in Feindes- oder Freundeslande, die Weiber sich Bündel oder Kleider forttragen, so soll Niemand es anrühren oder diesen Weibern es wegnehmen oder sie durchsuchen. Wer dies nicht befolgt, wird wie jeder andere Dieb bestraft werden."

"Sollte unter den Herren, Mittern, Edlen und Freien oder Städten oder wem immer eine Feindschaft, ein Haß oder Uneinigkeit herrschen, welche entweder während des Feldzuges ausgebrochen wäre oder schon früher bestanden hätte, so soll sie gleich wohl aufhören und keiner derselben gedenken oder dieserhalb sich rächen, bis nach Zurückkehr aus dem Feldzuge, und wäre es beim Scharmutiren, Stürmen oder sonst nothwendig, so sollen sie vielmehr einander treulich beistehen und der gegenseitigen Gehässigkeit keineswegs eingedenk sein. Wer einer Uebertretung dieses Gebotes überführt wird, der wird nach dem Kriegsrechte bestraft werden."

"In Betreff der Mühlen befehlen Wir, daß keine verbrannt, zerstört und unbrauchbar gemacht, oder eisernes Mühlengeräth genommen, sondern vielmehr zum Gebrauch für unsere Mannschaft erhalten werden sollte. Wer dagegen handelt, dem wird unnachsichtlich die Hand abgehauen werden. So sollen auch an anderen Orten, wie in Höfen und Hütten, besonders in Freundesland, keine Schlösser, Ketten und anderes Eisengeräth, auch Radschienen oder Thornägel ausgeschlagen, zerstört und genommen werden, so auch nicht auf dem Felde von den Pflügen und andern Wirtschaftsgeseräthen."

"Wo man durch Freundesland zieht, sollen dergleichen unchristliche Ausschreitungen an armen Leuten nicht verübt, noch sie in ihrem Verkehr gehindert, die Hütten nicht ausgeplündert, das Vieh und die Pferde nicht weggeführt, die Weiber nicht beunruhigt werden. Wo die Truppen sich lagern, sollen die Höfe und Hütten nicht niedgerissen und zerworfen, so auch in All und Jedem sich unchristlicher Verfahren gegen die Menschen unterla-

„Entläuft Jemand ein Reitpferd im Feld oder sonstwo, so soll dann, wer es fängt, ein Groschen bezahlt werden und von einem Wagenknecht ein halber Groschen.“

„An Teichen, groß oder klein, an Fischhältern soll Niemand graben, auch darin nicht fischen oder sie ablassen, außer die Hauptleute befehlen es.“

„Getränke sollen beim Heere gereicht werden von durch die Hauptleute hiezu bestimmten Leuten und nur gegen bestimmte Preise. Nicht blos Getränke, sondern auch Brot und andere Erfordernisse, als Pferdefutter, sollen im Preise so bestimmt werden, daß Alle gewissenhaft theilhaftig werden mögen.“

„Wenn Jemand gegen das, was hier anbefohlen wird, handeln, sich gegen die Leuten verzeihen, oder die bezeichneten Gegenstände entwenden, verbergen, den Leuten versetzen, schenken oder verkaufen sollte, so soll er, so gut wie jene, welche dergleichen Sachen vom Kriegsvolke an sich bringen, wie Diebe bestraft werden.“

„Bei jedem Wagen sollen zwei Knechte sein und jeder Schild und Lanze haben, unter dem Wagen soll ein Brett und eine Kette hängen. Bei jedem Wagen soll ferner eine Hakenbüchse mit allem Zubehör, zwei Beile, zwei Schaufeln, zwei Haken, zwei Radehauen und ein spanischer Reiter (große sechseckige Balken, durch welche mit spitzigem Eisen beschlagene Stäbe gesteckt werden, um der Reiterei den Weg zu einem Orte zu wehren), eine Lanze mit Haken und Fahne sich befinden.“

„Vor jeder Wagenreihe sollen während des Zuges Arbeiter mit Äxten, Rechen, Radehauen, Schaufeln und Beilen einhergehen, um, wo nöthig, die Wege zu repariren und sollen sich von da, bei Kettenstrafe von drei Tagen, nicht entfernen.“

Diese höchst merkwürdigen Kriegsartikel sind wohl als der erste Versuch einer Organisation des Kriegsprachens zu betrachten. Erst um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts stellte man in einzelnen deutschen Staaten ähnliche Reglements auf, welche jedoch unverkennbar auf diesen böhmischen Kriegsartikeln fußen und ihnen nachgebildet sind. Aus den detaillirten und alle Zweige der Heeresverwaltung umfassenden Vorschriften muß man schließen, daß das böhmische Kriegswesen viel früher vollkommen organisiert war und auf Principien fußte, welche theilweise noch heute allen modernen Armeen Geltung haben. Es wird darin Vorsorge für Marschordnung und Marschdisciplin, für unbedingte Subordination und ein strendendes Strafverfahren getroffen; die Vorschriften über Beutevertheilung, Proviantirung, Requisitionen, Schonung der Culturen u. s. w. lassen unschwer das Bestreben erkennen, die Lasten des Krieges zu mildern und dessen unvermeidliche Uebel nicht bis zu Verwüstungen ausarten zu lassen.

Wenn einzelne Bestimmungen dieser Kriegsartikel in ihrer Anwendung unschwer der Kriegführung der Hussiten erkannt werden können, so werden wir leider sehen, daß gerade jene, welche den humanen Anschauungen unserer Zeit entsprechen, von den Hussiten jenes Volkes ganz mißachtet wurden, welches sich rühmen kann, denselben den ersten geschichtlichen Ausdruck gegeben zu haben.

Wir werden uns davon im nächsten Abschnitte überzeugen, der einer kurzen Darstellung der Hussitenkriege gewidmet ist, die nicht allein für das böhmische, sondern auch für das ganze gleichzeitige Kriegswesen von höchstem Interesse sind.



Die Hussitenkriege und ihr Held Johann Žižka von Trocnov.

Für unseren Zweck kann es sich nicht darum handeln, eine eingehende Schilderung der Ursachen und des Verlaufes jener gewaltigen Episode der böhmischen Geschichte zu geben, welche das dritte und vierte Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts zu einer Periode von Heldenthaten und furchtbaren Greueln machte. Es darf ja im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden, daß den Hussitenkriegen eine lange dauernde und tief eingreifende religiöse Bewegung vorausging, die auch andere Länder ergriff, in Böhmen aber durch den gelehrten Magister Johannes Huß (geb. 1373, gest. 1415) zum offenen Ausdruck kam. Der auf dem Concil zu Constanz (1415) verhängte Feuertod des Reformators war umfoweniger geeignet, diese Bewegung gewaltsam zu unterdrücken, als sich nun ein schon von Huß selbst gepflegter reinnationaler Standpunkt bei den Czechen geltend machte, der in der Vertreibung der Deutschen aus Prag seine Befriedigung suchte. Zum Unglück saß in König Wenzel IV. ein Herrscher auf dem böhmischen Throne, der so schwieriger Zeit durchaus nicht gewachsen war; schwankend und unselbstständig, dabei aber doch gewalthätig und starrsinnig, gab er jener nationalen Richtung oft nach und pflegte sie sogar, während er zu anderen Zeiten, erschrocken über die sichtbar zu Tage tretenden Anzeichen der allgemeinen Sährung, an deren Unterdrückung dachte.

Nur aus dem Zusammentreffen so tiefgehender religiöser und nationaler Motive, die auch eines communistischen Beigeschmacks nicht entbehrten, läßt sich eine Bewegung von so elementarer Heftigkeit erklären, wie sie unter den Hussiten zu Tage trat. Die mächtigste Förderung aber erhielt deren Sache dadurch, daß ein Mann an die Spitze trat, der alle Eigenschaften besaß, um ein erregtes Volk weiter und weiter auf der Bahn des Fanatismus zu führen.

Mit König Wenzel's Tod, der in Folge der Ermordung der Prager Rathsherrn durch hussitische Schaaren unter Žižka's Führung (30. Juli 1419) eintrat, sagte sich das Hussitenthum von der königlichen Gewalt los, und wenn von einer landesherrlichen Macht in Böhmen gesprochen werden konnte, so lag sie weder in der Hand Sigismund's, des Bruders von König Wenzel, noch in der des gewählten Schattenkönigs Korybut, sondern es übte sie Johann Žižka von Trocnov (Bild Seite 105) aus.

Von der Abstammung und den frühesten Schicksalen dieses merkwürdigen Mannes ist wenig mehr bekannt, als daß er einer mäßig begüterten Grundbesitzer-Familie entstammte und seine Jünglings- und ersten Mannesjahre auf fremden Kriegszügen zubrachte. Sogar die Nachricht, daß seine Schwester von einem Mönch entehrt wurde und daher sein grimmiger Haß gegen alle katholischen Priester stammte, ist durch nichts nachgewiesen und wahrscheinlich nur die romantisch klingende Erklärung und Verbrämung späteren Thuns. Von ernster, fast düsterer Gemüthsart, im langen Kriegsdienst rauh und erbarmungslos geworden, warf er sich mit Eifer in die religiöse und nationale Strömung, beherrschte dieselbe bald durch sein Talent und mochte durch seine Erfolge bald selbst zu dem Glauben kommen, das Werkzeug Gottes zu einer grausamen Läuterung der Kirche und der menschlichen Gesellschaft zu sein.

Streng gegen sich selbst, von einer Frömmigkeit, die nicht gemacht war, sondern aus dem Herzen quoll und dem Fanatismus den Schein einer ehrlichen Ueberzeugung lieh, dabei von eminenter kriegerischer Begabung, mußte sich Žižka bald im Haupte der ganzen Bewegung aufschwingen. Es war dies umso natürlicher, als eigener Zug und seine Feldherrntalente ihn auf die Benützung jener alten im Lande noch immer wach erhaltenen nationalen Kampfweise führten, durch welche er den Krieg in Wahrheit vollsthumlich zu machen wußte. In dieser Weise ergänzte sich bei der Kriegsführung Form und Inhalt, um die Massen zu begeistern und zu willigen Werkzeugen seiner lenkenden Hand zu machen.

Charakteristisch ist besonders die durch ihn erlassene Kriegsordnung, sowohl die Auffassung, die er von der Sendung des Hussitismus hatte, wie für seine Art der Kriegsführung.

Im Eingang wird betont, daß man das Schwert führe, um „dem Worte Gottes Freiheit zu verschaffen und die Priester dahin zu bringen, daß sie wie Christus und die Apostel lebten“, weiters „um die durch Betrug und Simonie erworbenen Ämter der Geistlichkeit zu vernichten und jeden, ohne Ansehung des Standes, Alters und Geschlechtes, zu strafen“, der nicht nach dem „reinen Gebote des Herrn“ lebe. Dann heißt es:

„Allerwärts herrsche Ordnung, denn Ordnungslosigkeit und Ausschweifung würde große Verluste und den Hohn der Feinde Gottes zuziehen. Wenn wir Brüder im Felde liegen, marschiren oder von einem Orte wegziehen wollen, so darf Niemand sich oder Ordnung trennen, bei Leib und Leben. Sollte Einer ohne Befehl oder ohne Befehl der Hauptleute und Ältesten aus der Reihe treten oder zurückbleiben, oder irgendwo lagern oder vorausreiten in die nächste Stadt um des Quartiers willen, so wollen wir strafen an Leib und Gut, er sei, wer er auch sei.“

„Ergelt der Befehl, das Lager abubrechen, so muß sich das ganze Volk sammt den Weibern auf einmal erheben und an einem Orte gesammelt sein.“

„Feuer anlegen und brennen sollen nur die, welche dazu den Befehl erhalten, nicht Niemand, bei schwerer Ahndung, weder aus dem Lager noch auf dem Marsche.“

„Vor dem Ausbruche des Heeres, vor der Rundmachung eines Befehles, vor der Schlacht, vor einem Ausfall soll das ganze Heer vor dem Leibe des Herrn und dem Angesichte Gottes auf die Knie fallen und ihn anrufen, daß er uns segne in unserem heiligen Krieg. Darauf stelle sich das Volk in Ordnung, jede Schaar nach ihrer Fahne, und wie die Losung verkündigt ist, wird sofort der Marsch angetreten.“

„Die an diesem Tag den Vortrab ausmachen, sollen still fortziehen, jede Schaar geschlossen bleiben, sich nicht unter Andere mischen und ihnen hinderlich sein.“

„Einzelne leichte Haufen müssen wachsam, vorn, hinten und zu beiden Seiten dem Heere herziehen, damit dieses von allem Rundschaff habe, seinen Weg sichern und vor Unfällen beschützt sein möge.“

„Sollte uns Gott so weit verlassen, daß wir durch Schuld der Vorposten oder Hauptleute Schaden litten zu Felde oder in den Stadtquartieren, so sollen die Schuldigen an Hals und Haupt gestraft werden, seien sie auch Fürsten oder Herren.“

„Schlagen wir aber mit der Hilfe Gottes den Feind, und erobern Städte, Dörfer oder Flecken, so soll alle Beute auf einen Haufen zusammengeführt und von den Hauptleuten und Ältesten vertheilt werden, nach Billigkeit unter Alle gleich. Wer

das Verhängnis nur der Strafe verurtheilt oder für sich behält, denn eines kühnen Tades als ein Tath der Ehre Gottes und eines unerschrocknen Muths. Man ist gewiss, was dem Tabor wegen des Kräftiges der kaiserlichen Truppen und wegen des unermesslichen Heerzogs."

"Unter uns kömmt kein Feind aus Böhme, kein Land, kein Handel, kein Lohn. Der man unsere Anwesenheit, trauen schlägt oder kocht, wird nach der Ehre Gottes gethan."

"Der wollen unermesslich unter uns halten Vertheidiger von kaiserlichen, ihre Kugeln, Pfeile, Mäuser, Plünderer, Verleumdung, Trachende der Feinde, ihre Huren von Schmeichler, dieser Männer noch Feinde, so jeder Sünde unwürdig ist, sondern wollen sie verfolgen, zerschlagen, fraßen bis in den Tod, nach dem göttlichen Gesetz mit dem Verhaßte der heiligen Trübsaligen und Schwärzen wir noch sonderer, alle heizen mit lehrhaften Menschen zu verfolgen, zu peinigen, zu schlagen, zu tödten, zu hängen, zu vertreiben, zu erlösen und mit allen Strafen zu belegen, die Gottes Gesetz über die Sünde verhängt. Bringen wir dieses Wort des Herrn in Erfüllung, so wird uns Gott mit seiner heiligen Gnade beistehen; aber das Erhöht um heiligen Krieg, daß man in der Liebe und Furcht des Herrn lebe und nur auf ihn vertraue. Der Herr ist groß und groß sein Lob."

Besondere Verordnungen wurden erlassen über die Wahl der Lagerorte und Ordnung derselben durch Berhane und Wolfgruben, über Anlage von Erdbefestigungen u. s. w., jedoch sind davon nur Bruchstücke bekannt, die Anlaß zur Annahme gaben, Jizla hat ein eigenes Buch über Befestigungskunst (*de castramentatione*) geschrieben. Gewiß war er in derselben erfahren und wußte den Werth fester Plätze zu schätzen. Auf seinen Befehl schufen sich die Hussiten am Tabor einen festen Platz, von dem später sogar den Namen entlehnten.

Jizla's Taktik und Schlachtordnung war in den Grundzügen eine einfache und dadurch ausgezeichnet, daß sie sich leicht an das Terrain und die jeweiligen Verhältnisse anpassen ließ. Und gerade in dieser Ausnützung günstiger oder der Beseitigung widriger Umstände war Jizla ein Meister, er war geradezu unerschöpflich an Ausfunftsmitteln und Kriegsklitten.

Der Grundcharakter aller seiner Schlachten besteht in einer geschickten Vermengung der Defensiven und Offensiven und das Mittel dazu schuf er sich in seinen beweglichen Wagenburgen. Zwar bediente man sich derselben schon früher, wie wir sahen, kein Feldherr aber wußte sie so meisterhaft zu verwenden und sie zum Mittelpunkt der ganzen Kriegsführung zu machen. Durch die verschiedensten Anwendungen in der Aufstellung dieser Wagenburg, wußte er dieselbe bald zu einem undurchdringlichen Schutzwall für seine Schaaren, dann wieder zu einem Labyrinth zu machen, an dem sich die Schaaren der Angreifer zersplitterten und ermüdeten, um dann vom Angriff seiner begeisterten Schaaren um so leichter geworfen zu werden.

Der gelehrte Aeneas Sylvius Piccolomini (später Papst Pius II., geb. 1405, gest. 1465) hat uns eine höchst anschauliche Schilderung dieser Kampfweise hinterlassen: „Schritt man zur Schlacht, so ließ Jizla durch die Wagen, welche mit Bewaffneten gefüllt waren, zwei Flügel bilden, dazwischen das Fußvolk aufstellen und die Reiter schickte er außerhalb der Wagenburg auf die Flanken. Sobald das Zeichen zur Schlacht gegeben war, entfalteten die Wagenbefehlshaber nach gewissen vereinbarten Figuren oder Buchstaben ihre Bewegungen gegen den Feind, bildeten Gassen, die den Taboriten wohlbekannt, dem Gegner aber ein verderbliches labyrinthisches Gewinde

waren, in dem er sich wie in einem Neze fing, aus welchem er den Ausweg nicht mehr fand. Wenn solchergestalt die Feinde abgeschnitten, ihre Reihen durchbrochen und ihre Schaaeren vereinzelt waren, so vollendete leicht ihre gänzliche Niederlage das Fußvolk mit dem Schwert oder mit Dreschlegeln oder die Schützen von den Wagen



Žižka auf seinem Wagen beim Angriff. (Seite 124.)

aus. Žižka's Heer war einem vielarmigen Ungeheuer zu vergleichen, das seine Beute schnell und unerwartet erhascht, erdrückt und die Stücke des Erwürgten verschlingt und vernichtet. Gelang es auch Einzelnen aus dem Wagenlabyrinth zu entkommen, so fielen sie der Reiterei, welche außerhalb der Wagenburg aufgestellt war, in die Hände und fanden so den Tod. Wurde aber die Reiterei von einer zu überlegenen Anzahl

der Feinde bedroht, so öffnete die vorher geschlossene Wagenburg schleunigst alle Gassen, durch welche sie sich gleich Thoren in den Mauern einer Festung zurückziehen konnten.“

Žižka scheint der schwer lenkbaren Wagenmasse durch klug erfundene taktische Formationen eine Beweglichkeit gegeben zu haben, die gestattete, sie allen momentanen Erfordernissen anzupassen. Daher vermochte er auch, selbst als sich in den Heeren seiner Gegner das Feuergewehr einbürgerte, demselben Stand zu halten, und als unter seinen Nachfolgern Büchsen und Geschütze auch im hussitischen Heere gebräuchlich wurden, hielt man doch die alte Kampfweise bei.

Dem überlegenen Feind gegenüber suchte man stets eine Stellung auf, deren natürliche Lage die Verwendung der Wagenburg als Festung begünstigte. Je nach dem Terrain wurden die Wagen doppelreihig, im Viereck, rund, sichelförmig, in einem Haken u. s. w. aufgestellt und mit Ausgängen versehen. Im Lager herrschte strenge Ordnung, Alles hatte seinen bestimmten Raum, in der Mitte oder auf einer Höhe war der Alarmplatz zum Sammeln. Dosters wurde das Lager nebst den Wagen durch Gräben und Erdaufwürfe gesichert, Verhaue von Dornestrüpp angelegt und an den Ausgängen eine Art von spanischen Reitern angebracht. Die Wagen wurden im Lager mit Ketten aneinandergehängt, die Deichsel in den Vorderwagen geschoben und unterhalb ein Brett angehängt, um die Füße der hinterhalb Stehenden vor Verwundungen durch niederfliegende Geschosse und Pfeile zu sichern. Alle Wagen unterstanden stets einem vom Feldherrn bestimmten Hauptmann (Quartiermeister), welcher die Formation und Bewegung angab. Die Zahl der Wagen war sehr beträchtlich. Unter Žižka stieg sie schon über tausend und erreichte unter seinen Nachfolgern häufig das Vierfache. Auch in den gegnerischen Heeren bediente man sich derselben, doch nicht mit dem gleichen Erfolg. Nach der Niederlage des deutschen Heeres bei Taus sollen die Hussiten die gewiß sehr übertriebene Zahl von achtausend Wagen erbeutet haben.

Neben den Waffen, wie sie damals allgemein üblich waren, besaß man im Hussitenheere noch einige nur diesem eigenthümliche. Eine auch in früheren böhmischen Heeren vorkommende, aber erst von den Hussiten besonders bevorzugte Waffe war der Čep (Dreschflegel), der sich häufig durch stärkeren Eisenbeschlag oder eingesezte Stacheln, anhängende schwere Eisenkugeln von dem nützlichen Geräth des Ackerbaues unterschied. Die Flegelträger (Čepnik) standen im Innern der Wagenburg, um eindringende Feinde zu vernichten, und man rühmte ihnen eine so große Gewandtheit in Handhabung ihrer furchtbaren Waffe nach, daß sie zwanzig bis dreißig Streiche in der Minute genau auf einen bestimmten Punkt zu führen vermochten. Ein anderer Theil des Fußvolkes führte eiserne Haken an hölzernen Stielen, mit welchen die Reiter gefaßt und von den Rossen gerissen wurden.

Eine äußerst interessante Sammlung von Waffen aus der Hussitenzeit bewahrt das National-Museum in Prag, welche wir in genauer Abbildung bringen (S. 113). Die charakteristische Hauptwaffe der Hussiten, den Dreschflegel, zeigen die Nummern 12, 13, 14 und 15, welche erweisen, wie derselbe immer mehr vervollkommenet und zu einer gefürchteten Mordwaffe erhoben wurde. Deren größte Ausbildung zeigt die Nummer 12. Nicht minder erfolgreich und furchtbar war der unter Nr. 10 gezeichnete sogenannte Morgenstern, eine stattliche Keule, welche auch eine Hauptwaffe der die österreichische Herrschaft abschüttelnden Schweizerbürger war. Eine echt ritterliche Waffe zeigt uns Nr. 8, den scharfkantigen Streitkolben, welcher im Mittelalter

vorzüglich bei Rittern und Feudalherren beliebt war, wenn Schwert oder Speer ihre Dienste versagt hatten. Nr. 9 zeigt einen anderen Streitkolben, dessen Form seltener ist, als der ritterliche, scharfzantige, und Nr. 17 zeigt eine Haue oder Hackmesser, ähnlich wie es später die Streiligen in Rußland führten. Nummer 1 und 2 zeigen Geschütze in sehr primitiver Form, aus welchen mit Steinugeln geschossen wurde. Die Hussiten müssen auch bereits Spitzkugeln gehabt haben, denn bereits im Jahre 1429 führte ein auf dem Altstädter Ring zu Prag stehendes Haus (C. Nr. 931) die Bezeichnung Spickugl. Aus der gefürchteten Armbrust (Nr. 3) schoss man theils mit dem Pfeil (Nr. 7), theils mit dem Bolz (Nr. 6). Der Helm (Nr. 21) ist sehr mittelalterlich und scheint, seiner Form nach, bis in die Zeiten der Kreuzzüge zurückzugreifen, während die Sturmhaube (Nr. 22) schon diejenige Form trägt, welche noch im dreißigjährigen Kriege üblich war. Die ange deuteten Sporen-, Pfeil- und Speerspitzen (Nr. 4, 4a, 5, 18, 19) waren die dergzeit üblichen, während der Speer (Nr. 11) nur ein mit einem spitzen Eisen beschlagener Stod ist, wie ihn auch im vierzehnten Jahrhundert die schweizer Bauern zur Bekämpfung ihrer Zwingherren schnell herrichteten und zur Hand nahmen. Eine vielbesprochene ebenso furchtbare als unästhetische Waffe der Hussiten war die Baliste oder „Wilde“, mit welcher sie Roth, Unrath, verwesende Thiere und dergleichen in die belagerten Städte und Burgen warfen, um die Insassen durch den Gestank zur Uebergabe zu zwingen, ganz ähnlich, wie in jüngsten Tagen chinesische Seeräuber die sogenannten „Sunkköpfe“ bei Angriffen auf Schiffe gebrauchten, die ihnen als gute Beute erscheinen. Die Baliste wurde bereits (Seite 48) abgebildet.

Wie schon erwähnt, fand das Feuer gewehr auch in das Hussitenlager Eingang, noch mehr Gewicht — und gewiß mit Recht — legte man aber von gegnerischer Seite darauf, da nur in der energischen Anwendung dieser neuen Waffe ein Gegengewicht gegen die Kampfweise der böhmischen Heere zu finden war. In der wegen drohender Hussitengefahr aufgestellten Defensionsordnung von Görlitz (1432) wurde jeder Bürger verhalten, zwei bis drei Feuer gewehre und zu jedem 170 Kugeln zu besitzen.

Die Geistesgegenwart und der Feldherrnblick Žižka's verleugneten sich auch unter den schwierigsten Umständen nicht. Er wußte jede ihm drohende Gefahr in einen Sieg zu verwandeln.

Als das Heer der Prager (welche zwar nicht die königliche, aber die Sache der Mäßigung verfolgten) ihn 1424 hart bedrängte, und endlich bei Malseschau zum Stehen brachte, verschanzte sich Žižka in gewohnter Weise hinter den Wagen. In der Nacht ließ er einen Theil derselben auf einen Hügel auffahren und mit schweren Steinen beladen. Am Morgen rückten die Prager siegesgewiß in geschlossener Masse vor, da sich die hussitische Reiterei zur Seite und von der Höhe rollten mit furchtbarer Wucht die schweren Wagen den Anrückenden entgegen, zerfchmetternd was sich ihnen in den Weg stellte und große Lücken in die Schlachtordnung der Prager reißend. Nun stürzte sich Žižka mit seinem Fußvolk auf den verwirrten Feind und errang einen glänzenden Sieg.

Kaum hatte er 1422 eine Belagerung des erst von ihm tüchtig befestigten Pilsen ausgehalten, als ihn auf dem Zuge nach Tabor ein königlicher Heerhaufe unter dem Großprior der Johanniter, Heinrich von Neuhaus und dem Edlen Peter von Sternberg angriff. Der Uebermacht gegenüber mußte er seine Reute hinter

in die Hagenburg zurückzuziehen, da er nur an einer Seite durch einen Fels überflanscht wurde. Drei Mal waren die Königl. schon in die Hagenburg gedrungen, aber jedes Mal mußten sie weichen, im nächsten Kampfe waren der Herzog von Bayern's treuester Freund Bryals von Schwaben gefallen. Erst die Dunkelheit beendete den Kampf; Jizla aber wußte in der Nacht unbedenklich eine Schaar junger Leute in den Wäldern der Gegend zu bringen, die im Boske ein furchtbares Getöse machten und den hussitischen Schlachtruf anstimmen mußten. Panischer Schrecken ergriß die Königl., welche sich unangesehen glaubten, sie zogen rasch ab und als der Morgen anbrach, war für Jizla der Weg ohne Kampf frei.

War absonderlich war ein bald darauf angewendetes Mittel, um sich überlegenen Heerern vom Halse zu schaffen; durch einen Pfeilregen hielt Jizla dieselbe so lange zurück, bis er ein coupirtes hügeliges Terrain erreicht hatte. Aber auch dahin drangen die Reiter nach und Jizla befahl nun den hussitischen Weibern, ihre Tücher und Schleier um die Stämme zu wickeln und den Reitern in den Weg zu werfen. Wirklich verwickelten sich die vordersten, einzelne stürzten und es entstand eine Verwirrung, welche ihm gestattete, ungefährdet zu entkommen.

In der Masche der Bewegungen that es Jizla den berühmtesten Feldherren der Neuzeit gleich und er wußte sie ebenso gut beim Angriff, der plötzlich wie ein Wetterstrahl erfolgte, zu verwenden, als wenn es galt, sich einer Umzinglung zu entziehen. Im Dezember 1421 schloß König Sigmund mit einem sehr starken Heer die Taboriten auf einer Höhe bei Rutenberg ein. Jizla benützte die dunkle Winternacht, um auf einer Seite die Vorposten abzufangen und zog dann so geräuschlos und rasch von dannen, daß man erst am Morgen im feindlichen Lager das Verschwinden bemerkte und nicht mehr daran denken konnte, die Hussiten einzuholen.

Seit jener großen Schlacht am Witkowoberg bei Prag (seitdem Jizlaberger Schlacht) am 14. Juli 1420, wo Jizla dem achtfach überlegenen Heer eine furchtbare Niederlage beibrachte, eilte er von Sieg zu Sieg und machte den hussitischen Namen zu einem Schlachtruf, vor dessen Entsetzen Niemand Stand hielt. Man konnte es nicht begreifen, man wußte darüber, daß die gepanzerten, trefflich bewaffneten Truppen des Königs und seiner deutschen Verbündeten von Bürgern und Bauern, die meist nur Spieße und Drecksiegeln führten, besiegt werden konnten. Von der Macht, welche Jizla's kraftvolle Persönlichkeit ausübte, von der Begeisterung, welche er durch die nationale und religiöse Idee in seinen Streitern zu erwecken wußte, hatte man im Heere des schwachen Sigmund keine Ahnung.

Wie aus dem beigegebenen Bilde (Seite 121) deutlich erkennbar, fochten in der vorerwähnten Schlacht am Jizlaberger die Hussitenschaaren zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß; die Reiter voraus, dann die Wagen und zwischen und hinterdrein das Fußvolk, so stürzten sie mit gewaltigem Anprall auf den Feind ein und warfen ihn, der dieser Kampfart gänzlich ungewohnt war, gewöhnlich in wilde Flucht.

Vorn auf dem Wagen, den wir erblicken, steht der einzügige Feldherr Jizla selber, ein Bannerträger neben ihm schwingt das den Abendmahlskelch als Heereszeichen tragende Banner. Hinter Jizla sitzt ein Priester, der den Streitenden den Abendmahlskelch zeigt, um sie dadurch noch mehr anzufeuern, für ihre Ehre zu siegen oder zu sterben. Selbst Frauen mengten sich unter die Schaaren der Kämpfenden, die der große Feldherr so siegreich zu führen pflegte.

Die Deichsel des Wagens ist mit einer scharfen lanzenartigen, weit hervorragenden Spitze versehen, zu beiden Seiten sind scharfe Sensen angebracht, so daß die Feinde von dem daherstürmenden Gefährt förmlich niedergemäht werden. In den Händen der Kämpfenden sehen wir die von Žižka eingeführten Waffen: mit Eisenzacken beschlagene Dreischlegel, eigenthümliche Panzerschilde, durch Ketten an kurze Stäbe befestigte, mit Zacken besetzte eiserne Kugeln und feste, schwere Handbeile.

Solche Erfolge konnten zu jener Zeit nicht erzielt werden, ohne den Fanatismus zu entfachen, der übrigens auch in Žižka's Feuerseele lag. Und er lehrte denselben nicht nur gegen seine offenen Gegner, die katholische oder königliche Partei, sondern auch gegen Jene, welche die Aufgabe der Hussiten nicht in der durch Vernichtung des Bestehenden angebahnten Besserung und Reinigung der religiösen und politischen Zustände, in der Herstellung des angeblich reinen Gottesglaubens, einer neuen Vertheilung der Güter u. s. w. sahen. Nicht minder aber verfolgte er auch die zahlreich auftauchenden Sectirer, die in mancher Beziehung noch weiter gingen, als die Hussiten, und dem Christenthum der Entsagung, wie Huz es gelehrt hatte, ganz wunderliche Bräuche anfügten. Wo seine religiöse Ueberzeugung in das Spiel kam, war Žižka unerbittlich und furchtbar grausam, vielleicht nicht aus Blutgier, sondern in der Ueberzeugung, ein Werkzeug Gottes zur Bestrafung derer zu sein, die ihn beleidigen. Die religiöse Seite erlang in Žižka am stärksten, und in deren Namen führte er den Krieg gegen alle Andersdenkenden.

Einer Anzahl von Katholiken und Priestern, die um ihr Leben flehten, antwortete Žižka mit gräßlicher Ruhe: „Nicht nach unserem, nach des Heilands Willens müßt ihr sterben. Wir müssen sein Gesetz als gehorsame Knechte durch euer Blut erfüllen.“

Am längsten unter allen Städten Böhmens leistete Jaromirz den hussitischen Waffen Widerstand. Nachdem es endlich erstürmt war, sollte eine furchtbare Rache geübt, ein warnendes Beispiel gegeben werden. Žižka ließ alle Einwohner ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes wie eine Herde zur Elbe treiben und dort ertränken, 23 Priester aber wurden verbrannt. Der gewöhnliche Scheiterhaufen war noch eine verhältnißmäßig gelinde Todesart, häufig wurden Menschen am langsamen Feuer geröstet oder in mit Pech angestrichene Fässer gesteckt, die dann angezündet wurden.

Als das Zerwürfniß mit der gemäßigten Partei in Prag offenkundig wurde, ließ Žižka ergrimmt seine eiserne Keule gegen die Erde und rief: „Ich will Euch nun zeigen, daß ich mein Vaterland erhalten, aber auch verderben kann.“

Gegen die Adamiten in Mähren, welche die Gütergemeinschaft sogar auf die Frauen ausdehnten, und andere sich vom Hussitismus abzwweigende Secten ging Žižka mit der gleichen kalten und zugleich fanatischen Strenge vor. Er führte eigene Kriegszüge gegen sie, ließ sie einschließen, und was dann im Gemegel den Waffen nicht erlag, wurde verbrannt oder ertränkt.

Hier ist nun eines höchst interessanten und seltsamen Umstandes zu gedenken. Die Greuel der Verwüstung drangen sogar bis zu den Ohren der Heldenjungfrau Johanna d'Arc, des sogenannten „Mädchens von Orleans“, und veranlaßten sie folgenden noch heute im k. k. österreichischen Hausarchive zu Wien befindlichen Fehdebrief an die Hussiten zu schreiben, der übrigens schwerlich an dieselben gelangte. Der Inhalt ist folgender:

„Jesus Maria! — Schon lange hat das Gerücht und der allgemeine Ruf zu meinen, des Mädchens Johanna Ohren gebracht, daß Ihr aus Christen Reher

... die wahre Religion und den Gottesdienst
... and ruchlosen Aberglauben angenommen,
... Ihr Euch jede Grausamkeit, jede
... in Denkmälern des heiligen Glaubens auf-
... Ihr, die Christen mordet Ihr, weil sie die
... ist dieses! Welch eine sinnliche Wuth treibt
... Gott, den der Sohn und der heilige Geist
... Wunder bekräftigt, zu verfolgen, zu unter-
... und nicht Jene, die des Gesichtes und Augen-
... ohne Strafe auszugehen? Wisset Ihr nicht,
... vorwärts schreiten, Euch in Finsterniß und Irrthum
... Eure Schwärmerei und Gottlosigkeit Euch immer
... gefährdet haben, Euch um desto härter zu bestrafen.
... zu reden, würde Euch schon längst heimgesucht
... Kriege beschäftigten; doch wenn ich nicht von
... vielleicht von den Engländern ablassen und gegen
... ist, mit dem Schwerte diesen schändlichen
... und Euch entweder die Kezerei oder das Leben zu nehmen.
... Glauben und Euren vorigen Lichte zurückkehren,
... zu mir: ihnen werde ich sagen, was Ihr zu thun habt;
... widerstrenstig bleiben solltet, so gedenkt des Schadens, den
... die Ihr begangen habt und erwartet mich mit der stärksten
... Macht, um Euch Gleiches mit Gleichem zu vergelten!
... den 3. März. Das Mädchen Johanna."

Der harte Bedrucker thatsächlich von der tapferen Johanna d'Arc an die
... wurde, bezeugt deren Zeitgenosse, der berühmte Professor an der
... Johann Riber (gest. 1438). Wahrscheinlich wurde er unter
... österreichischen Dienstmännern aufgefangen und dem Landesfürsten
... hätte der betreffende Bote sich von Seite der Hussiten einer
... Ausnahme erfreut und es wäre vom gereizten Grimme der Bedrohten
... die Botschaft sammt dem Träger derselben vernichtet worden.

... war nur mittelgroß, aber überaus stark und kräftig gebaut, mit Brust
... von seltener Breite. Das eine Auge hatte er wohl schon in seiner Jugend
... und trug auch das andere gewöhnlich halbgeschlossen, wenn er es aber aufschlug,
... Ausdruck ein furchtbarer gewesen sein, „eine Hölle leuchtete daraus“, sagt
... Die Gesichtsfarbe war dunkel, Bart und Haar schwarz und dicht. In
... wie in der Kleidung bewahrte er die größte Einfachheit, fast
... war die letztere zu nennen, aber stets der altslavischen Sitte entsprechend.
... trug er ein kurzes Schwert, mit Vorliebe aber eine schwere mit Eisen
... Keule. Nur sehr selten ritt er, in den Kampf ging er immer zu Fuß,
... hauptsächlich nach seiner völligen Erblindung, fuhr er auf einem Küswagen.
... der Belagerung der Burg Rabů (1421) verlor Jizla durch einen Pfeilschuß
... ein zweites Auge.

Jizla hatte das hunderttausend M... aufgeboteene Kreuzbeer,
... 1420 in Böhmen eingerückt war, ... anten Berge geschlagen
... aus dem Lande gejagt, und da Kaiser ... iche Wort gesprochen

hatte oder doch gesprochen haben sollte: „Werne gäbe ich mein Ungarn darum, wenn in Böhmen kein Böhme mehr lebte“ — ein Wort, das auf den Flügeln der Verwünschung über den Sprecher desselben von Mund zu Mund durch ganz Böhmen flog — so gewann der finstere Rächer der Anhänger mehr und mehr. Beinahe ein halbes hundert Klöster wurde vernichtet, ihre Schätze geraubt, Mönche und Nonnen ermordet und verbrannt, sammt den heiligen Stätten. Aus den Steinen der zerstörten Stadt Außin wurde die Bergveste Tabor erbaut.

Auf dem ebenfalls von einer sichern Feste gekrönten Berge Rabů, den die Sage mit mannigfachen Kränzen schmückt, hatten viele Flüchtlinge, geistliche wie weltliche Personen, sich und ihre Schätze geborgen und hofften dort auf Sicherheit. Eille Hoffnung! Žižka erschien mit seinem Taboritenheere, der Schrecken wandelte vor ihm her, Feuer- und Wollensäulen von brennenden Dörfern bezeichneten gleichzeitig seinen Weg und Rabů ergab sich ohne Sturm. Die Burgherren, zwei Brüder, Johann und Wilhelm Šarčowsky von Kiesenberg, wurden, obschon sie die Feste freiwillig übergeben, gefangen fortgeführt, die Besatzung ermordet und sieben Priester wurden vor dem Schlosse lebendig verbrannt. Später entkam Wilhelm Šarčowsky, lehrte nach seinem von den Taboriten verlassenen Schlosse zurück, befestigte und benannte dasselbe auf's Neue und da Žižka abermals heranrückte, beschloß jetzt die Besatzung, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen; daher Verwerfung der Uebergabe-Aufforderung, darauf ein heftiger Sturm und Zurückwerfung der Vürmenden Taboriten.

Erzürnt über dieses Zurückschlagen umritt Žižka die Burg, um eine Stelle zu aermaligem Angriff zu ersehen. Ein Ritter der Besatzung von Rabů, Pržibůl von Kocow (Kocowsky), sah den feindlichen Heerführer, legte einen gewichtigen Pfeil mit eisernem Bolzen auf seine Armbrust, zielte nach dem Haupte des Hussitenführers, drückte ab und — der Pfeil flog hart über das einzige noch taugliche Auge Žižka's.

Unter Žižka's Streitern war ein Mann, Namens Hajis, welcher den verdamnißvollen Pfeil, der des Feldherrn Stirn verwundet hatte, an sich nahm und dessen Spitze zu sich stecte. Žižka hob die Belagerung von Rabů auf und ließ in Prag die empfangene Wunde heilen, das zweite Auge aber war unwiederbringlich dahin, und der gefürchtete Hussitenführer war nun stob blind. Burg Rabů aber war gerettet.

Der Burgherr ließ zum Andenken dieses wichtigen Ereignisses ein großes Wandgemälde nächst dem Schloßthor ausführen. Darauf erblickte man zur Linken Žižka mit seiner Eisenkeule hoch zu Roß und in voller Rüstung, von Wappnern umgeben, doch mit aufgeschlagenem Helmsturz; gegenüber stand Ritter Pržibůl vom Thurme den Pfeil entsendend. Unter diesem von der verheerenden Macht der Zeit längst hinweggetilgten Bilde standen in böhmischer Sprache folgende Worte: Pržibůl: Bist du es, Bruder Žižka? Žižka: Ich bin es! Pržibůl: Bedede deine Blöße! Darunter standen dann noch einige lateinische Verse.

Schloß Rabů fiel in Trümmer, die Kämpfer der Vorzeit bedeckten längst eingestülpene Grabeshügel, jene Pfeilspitze aber blieb erhalten und erbte im Geschlechte desjenigen Hajis, welcher sie aufbewahrte, vom Vater auf den Sohn durch vier Jahrhunderte und gelangte endlich auf eine eigenthümliche Weise in den Besitz des Gennarberg'schen alterthumsforschenden Vereins zu Meiningen, der sie noch heute aufbewahrt. Dieser Verein nämlich zählte auch im österreichischen Kaiserstaate eine Anzahl samhafter Männer der Wissenschaft unter seine Mitglieder und stand mit den öster-

reichlichen Geschichts- und alterthumsforschenden Vereinen zu Linz, Raibach, Junsbrunn und Graz in wissenschaftlicher Verbindung und Schriftenaustausch. Nun wollte es der Zufall, daß ein zu Prag wohnendes Mitglied dieses Vereines auf einer Geschäftsreise aus dem Orte Budešchitz kam, daselbst erfuhr, daß in der Familie eines dortigen Einwohners jene Pfeilspitze seit langen Jahren aufbewahrt werde und dieselbe als freundliches Andenken erlangte, worauf er sie dem Henneberg'schen Verein übereignete, von der Ueberzeugung geleitet, daß werthvolle Fundstücke besser in größeren Sammlungen erhalten werden als in Privathänden. Bei der Uebergabe der Pfeilspitze wurde zur Beglaubigung, soweit dieselbe möglich war, ein Document aufgenommen, welches der Ortsvorstand, Herr Thomas Měk, bestätigte. (Siehe unten das Bild.)

Aber auch völlig erblindet, blieb Žižka der Schrecken seiner Feinde, der genialer Feldherr von nie zu erschütternder Geistesgegenwart, und im selben Jahre noch zwang er das gegen ihn gesendete Reichsheer zum eiligen Rückzug. Wenn eine Schlacht bevorstand, ließ er sich die Gegend und die Stellung des Feindes genau beschreiben; dann versammelte er seine Hauptleute, entwickelte den Schlachtplan und wies jedem seine Aufgabe so genau zu, wie es kaum ein Sehender vermocht hätte. Man wird dabei unwillkürlich an jene Meister des Schachspiels erinnert, welche mehrere Partien zugleich spielen, ohne auf die Bretter zu blicken und doch die einzelnen Spiele zu verfolgen.



Die Pfeilspitze für Žižka.

wissen. So leitete der blinde Žižka die Schlacht in einem Terrain, das er oft nur aus der Beschreibung kannte, er wußte den Zwischenfällen des Gefechtes zuzukommen und zu begegnen und errang Sieg auf Sieg, während ewiges Dunkel ihn umhüllte. Kein Wunder, daß man eine so merkwürdige Feldherrn-Begabung auf Seite der Hussiten durch den Beistand Gottes, durch eine göttliche Inspiration erklärte, während die Gegner einen Bund mit dem Satan voraussetzten.

Im Herbst 1424 brachte er dem königlichen Heer bei Elbekosteletz eine schwere Niederlage bei und schritt dann zur Belagerung der Feste Pribislau. Während derselben erkrankte er am Fagereieber oder einer anderen contagiösen Krankheit und starb am 12. October — eine der merkwürdigsten und imponirendsten Erscheinungen der Geschichte, deren Eindruck selbst durch die seiner Zeit und seiner Mollathängenden Härten nicht abgeschwächt werden kann.

Die über den unerseßlichen Verlust tief gebeugten Hussiten ließen ihren Grimm an der unglücklichen Stadt aus; unmittelbar nach Žižka's Tod wurde Pribislau erstürmt und durch Feuer vernichtet, „als eine des Todten würdige Trauerfeier“. Als weiteres Zeichen des Schmerzes nannten sich die Hussiten nun „Waisen“ (Orphaniten).

Der Stammbaum der Familie Žižka von Trocznow (Trojanau) wäre gewiß von Interesse, obwohl es schwer sein möchte, die directe Abstammung der im Jahre 1847 erloschenen Familie von dem Feldherrn Žižka nachzuweisen. Weiß man doch sehr wenig Sicheres von dessen Verwandtschaft, da sein Bruder Jaroslav von

Trocznow bald nach des blinden Helden Tode aus den Urkunden verschwindet und außer ihm nur eine Tante Žižka's, Namens Anna, beglaubigt erscheint, welcher der Rath der Neustadt Prag im Jahre 1428 ein Haus schenkte. Wie aus einem zu



Burg Karlstein. (Seite 102.)

Schweinsburg aufbehaltenen Actenstücke hervorgeht, war Johann Žižka verheiratet. Eine gräfliche Familie in Brünn besitzt ein Diplom Kaisers Karl VI., worin derselbe dem Johann Max Žižka von Trocznow seinen rittermäßigen Adel, Prädicat und Wappen unterm 17. Februar 1753 mit folgendem wörtlichen Beisatz bestätigt:

„wasmassen seine Voreltern in unserm Erbkönigreiche Böhmen bereits vor vielen hundert Jahren des Adelsstandes sich zu erfreuen gehabt und alle denselben anlebenden Vortheile ruhig genossen, gestalten die böhmische Chronika solches überflüssig bewäbret.“

Der Sohn des vorerwähnten Johann Max Žižka, welcher auf seinem Gute Weißbühlitten am 6. Jänner 1754 starb, war der kaiserliche Oberst Johann Žižka von Trozenau. Dessen einziger Sohn Franz starb 1824 unvermählt als I. I. Schiffscapitän zu Agram; dessen Tochter Elementine starb in Graz und wurde daselbst auf dem St. Petersfriedhofe beigesetzt. Deren Grabchrift lautet: „Hier ruht in Gottesfrieden Elementine Gräfin Szluha von Žlbad, geborene Freifrau Žižka von Trozenau, geboren zu Prag 16. Februar 1762, gest. hier den 16. März 1847. Mit ihr endete im katholischen Glauben, in weiblicher Milde und Demuth der Stamm des titanischen Hussitenfeldherrn Johann Žižka von Trocznow. Liebend ehren ihr Andenken die Tochter Elementine Gräfin Braida und ihr Enkel Eugen und Stefanie Gräfin Braida.“

Was das Wappen im Diplome Karl VI. anbelangt, stimmt dasselbe allerdings nicht mit dem des Hussitenfeldherrn überein. Žižka's Familienwappen hat sich am deutlichsten auf einer lateinischen Burghausurkunde im Budweiser Stadtarchive erhalten, welche Johann Žižka von Trocznow gemeinschaftlich mit den Rittern Jaroslav von Krupna und Johann von Mysletin am Sonntage vor dem Margarethstage 1378 ausstellte. Das daran hängende, in weißem Wachs abgedruckte Sigill Žižka's enthält einen schief liegenden, dreieckigen Schild und in demselben einen Krebs, über dem Helm als „Kleinod“ (Helmzier) wieder einen Krebs und die Umschrift „S(igillum) Johannis de Trocznow“. Später, als Feldherr, siegelte Žižka mit einem Wappen, dessen Schild einen Kelch zwischen sternartigen Arabesken enthielt. Die Arabesken sind an dem einzig bekannten Abdruck, welcher an einer böhmischen Waffenstillstandsurkunde Žižka's vom Montage der Octav des heiligen Martin 1420 (im fürstlich Schwarzenberg'schen Archive in Wittingau) hängt, nicht deutlich zu bestimmen. Das vom Kaiser Karl VI. dem Johann Max von Žižka bestätigte, von demselben bisher geführte Wappen unterscheidet sich völlig von des Feldherrn Žižka Siegel; es enthält drei Lilien im blauen und ein zum Gang vorwärtsgekehrter Löwe zur Halbscheide im goldenen Felde. Es fragt sich nun, ob die Gräfin Szluha von Žlbad wirklich die Letzte des Stammes Žižka von Trocznow gewesen sei.

Johann Žižka's Grabstein befindet sich in der Stadt Gzaslau in der Kirche zu St. Peter und Paul bei einer Säule. Obenauf ist sein Bild ausgehauen in ganzer Rüstung, auf dem Haupte einen offenen Helm mit einem Kämme tragend, in der rechten Hand eine Keule, in der linken Schwert und Schild mit eingehauenenem Kelche haltend. Ueber dem Grabe hängt eine große Eisenkeule an einer Kette, sie wurde in demselben Grabe bei seinem Körper gefunden, als dasselbe 1523 nach der Zerstörung der Stadt Gzaslau erbrochen wurde. Dem Grabe gegenüber an einer Säule wurde ein steinerner Zeller an einem Kettengliede aufgehängt. Nach Einigen soll Žižka aus ihm gegessen haben, Andere berichten, daß sein Seelsorger auf ihm das Altarsacrament unter beiden Gestalten zu wahren pflegte. — Zu Horbes (Budweiser Kreis), in dessen Nähe sich der Hof Trocznow befindet, war Žižka unter einer Eiche zur Welt gekommen, welcher Ort durch eine kleine Capelle bezeichnet wurde. Im Jahre 1867 stürzte diese letztere vollständig zusammen, und ein Comité in Budweis bildete sich, um an jenem Orte dem berühmten Feldherrn ein neues Denkmal zu errichten.

An Männern von gleichem militärischen Talent wie Feldherr Žižka hätte es vielleicht im taboritischen Heer nicht gefehlt, wohl aber an solchen, die das gleiche Ansehen, die gleiche Macht über die Gemüther besaßen, um gleich Žižka selbst den wüthendsten Fanatismus dem eisernen Zwang der Disciplin zu unterwerfen. Wenn sein Nachfolger Prokop der Große, ein früherer Mönch, auch die Siege Žižka's fortsetzte und halb Europa vor dem bloßen Namen der Hussiten erzittern machte, so verfiel doch jene strenge Zucht, welche Žižka geübt hatte. Der Kampf für Volksthum und Glauben entpuppte sich nunmehr vollständig als blindes Wüthen gegen jede Cultur, man trug Mord und Brand in friedliche Länder und in Zukunft waren die hussitischen Heerzüge nichts als Raubzüge, deren Spuren den unglücklichen Ländern durch Greuel und Verwüstung eingeprägt waren. Volle zehn Jahre dauerte diese zweite an wunderbaren Erfolgen reiche Periode des Hussitenkrieges, die trotzdem an Großartigkeit den vorausgegangenen vier Jahren unter Žižka's Führerschaft weit nachsteht.

Uebrigens wirkte seine Kriegskunst und sein bloßer Name nach. Insoferne liegt ein tiefer Sinn in der Sage, der sterbende Žižka habe befohlen, seine Leiche den Vögeln zum Fraße zu überlassen, mit seiner Haut aber eine Trommel zu bespannen, deren furchtbarer Ton die Feinde in die Flucht schlagen werde.

In der That bedurfte es oft nur des hussitischen Schlachtrufes oder des Tones ihrer Feldinstrumente, um starke und wohlgerüstete Heere zu verwirren und aufzulösen.

Der geänderte Charakter des Krieges führte den Taboriten viel Verstärkung in zahllosem Gefindel zu, das sich wenig um die ursprüngliche Glaubensbegeisterung für den Genuß des Kelches beim heiligen Abendmahl kümmerte, sondern an Mord und Brand, Raub und Gewaltthat Gefallen fand. In der That gab es oft gleichzeitig zwei oder drei hussitische Heere, die selbstständig operirten. Damit war aber auch die Einigkeit in Leitung und Grundsätzen verloren. Während sich zahlreiche milder Gesinnte der Prager Partei anschlossen, huldigten Andere unter Führung des Unterfeldherrn Prokop des Kleinen den extremsten Tendenzen, die in blinde Mäseerei ausarteten. Und dieser Uneinigkeit, nicht den vielen wider ihn aufgegebenen Kreuzzügen, sollte der Hussitismus endlich erliegen.

Bis zum Jahre 1426 blieb der Kampf auf Böhmen und Mähren beschränkt. In diesem Jahre aber machte Kurfürst Friedrich I., der Streitbare (geb. 1369, gest. 1428), von Sachsen aus einen Einfall in Böhmen, erlitt jedoch am 16. Juni in der Schlacht bei Aussig durch den Hussitenführer Jakubek von Bilin eine furchtbare Niederlage, in welcher 12 Grafen, 500 Ritter und 12.000 andere deutsche Streiter fielen. Beim Dorfe Hrbowize waren 24 Fähnlein deutscher Reiter eingeschlossen und die Hauptleute stießen ihre Schwerter in den Boden und baten um Pardon. Aber die Hussiten verweigerten denselben und setzten das Gemetzel fort, erzürmt darüber, daß man ihnen vor der Schlacht gemachten Antrag, gegenseitig Pardon zu gewähren, hochmüthig mit dem Bedeuten zurückgewiesen hatte, man dürfe so „versuchte Keger“ nicht schonen.

Nun trugen auch die Hussiten ihre Waffen außer das Land und machten Raubzüge nach Sachsen, aber auch Niederösterreich wurde schwer heimgesucht. Um ihnen begegnen zu können, erfolgte 1426 ein allgemeines Aufgebot, das erste ähnliche Document, das uns erhalten worden ist.

Aus der Bauernschaft wurde jeder zehnte Mann, der die nöthige Geschicklichkeit und Kraft besaß, für den Kriegsdienst bestimmt, und zwar derart, daß die übrigen neun ihn ausrüsten und erhalten mußten. Je zwanzig dieser Leute mußten mit einem guten starken Wagen nebst vier Pferden und allem Zubehör an Ketten und Werkzeugen versehen sein. Drei von diesen zwanzig mußten mit Büchsen, acht mit Armbrüsten, vier mit Spießen und vier mit Dreschflegeln bewaffnet sein. Sonst hatte jeder ein Koller, einen Eisenhut, ein Schwert oder kurzes Messer und zwei Blechhandschuhe zu besitzen. Für je zwanzig Mann, also bei jedem Wagen, gab es zwei Vorgesetzte, einen Hauptmann und einen Vormann, dann gab es Hauptleute über 10, über 50 und 100 Wagen. An Löhnung erhielt jeder Wehrmann monatlich sechs Schilling Pfennige. Für jeden Wagen mußten vorrätzig sein: um vier Schilling Brot, um sechzig Pfennige Käse, von geräuchertem Fleisch eine ganze Seite, von frischem ein Rindsviertel und endlich ein Eimer Wein. Nur wenn an einem Orte sonst nichts zu haben war, durften diese Lebensmittel verwendet werden. Sie glichen also dem sogenannten „eisernen Bestand“, welchen jetzt der Soldat für den äußersten Nothfall mit sich trägt.

Es ist unschwer zu sehen, daß man die Kriegsführung der Hussiten adoptirte, sie mit dem eigenen System schlagen wollte. Auch die im Jahre 1427 vom Reichstag zu Frankfurt erlassene Kriegsordnung hatte denselben Zweck und copirte ziemlich genau die oben erwähnte von Žižka. Von wie wenig Erfolg diese Nachahmungen begleitet waren, werden wir sofort sehen.

Im December 1426 fiel Heinrich von Plaz mit 4000 Hussiten in Oesterreich ein, plünderte und verbrannte viele Ortschaften, mußte aber nach fruchtloser Verrennung Zwetlts mit großen Verlusten abziehen. Schon im März 1427 kamen sie in dreifacher Zahl wieder, und nun zog ihnen eine Armee des endlich auf die Beine gebrachten Aufgebotes unter Leopold von Kravdg entgegen. Nach ihrer Gewohnheit täuschten die Hussiten die Gegner durch eine verstellte Flucht, und als die deutschen Wehrmänner sich, froh des billigen Sieges, der Plünderung der Küstwagen überließen, kehrten jene zurück und bereiteten den Unvorsichtigen eine blutige Niederlage. Nur ein kleiner Theil der österreichischen Reiter und Fußgänger fand hinter den Mauern von Zwetl Schutz.

Noch viel kläglicher erging es den auf Betreiben des Kaisers und des Papstes aufgetriebenen Heeren des deutschen Reiches, welchen man den tönenden Namen der „Kreuzheere“ gab.

Unter dem eifrigen Betreiben eines besonderen päpstlichen Legaten, des Cardinals Heinrich von Winchester, Bruder Königs Heinrich IV. von England, sammelte sich 1427 ein gewaltiges deutsches Heer, das 160.000 Mann, darunter die Hälfte Reiter, zählte. Im Juli rückte dasselbe unter Commando des Kurfürsten und Erzbischofs von Trier, Otto Graf Ziegenhain (gest. 1430), in Böhmen ein, nachdem die beim Heere anwesenden Fürsten einen Schwur gethan, treu zusammenzuhalten. Während der Belagerung von Mies traf am 2. August die Kunde ein, daß sich das Hussitenheer unter Prokop dem Großen nahe. Sofort hatte die Belagerung ein Ende und das Heer zerfloß, um die sächsische Grenze zu erreichen. Dem Cardinal-Legaten gelang es, einen Theil zum Stehen zu bringen, indem er auseinandersetzte, wie gering an Zahl die Hussiten wären. Aber der Schrecken ihres Namens machte alle Berechnungen zu Schanden, und bevor noch am 4. August der Kampf bei

Tachau begann, nahm der Rest des Reichsheeres nochmals Reißaus. Erbittert zerriß der Cardinal einzelne Fahnen und warf sie den rathlosen Fürsten vor die Füße — aber endlich mußte er sich mit ihnen der Flucht anschließen, um nicht gefangen zu werden.

In den nächsten Jahren, in welchen es trotz aller Bemühungen nicht gelang, ein neues Kreuzheer auf die Beine zu bringen, dauerte der Parteilampf in Böhmen fort, Prokop der Große aber fand noch Zeit, jene verheerenden Züge in die Nachbarländer zu unternehmen, durch welche der Hussitenschrecken bis in das Herz Deutschlands getragen wurde und die Greuel der Magyaren und Mongoleneinfälle neu gekommen zu sein schienen. Es lag eine traurige Wahrheit in den Versen, durch welche der Volksmund die ganze Trostlosigkeit der Situation ausdrückte:

„Meißen und Sachsen verderbt,
Schlesien und Lausitz zerkerbt,
Baiern ausgehärbt,
Österreich verheert,
Mähren verzehrt,
Böhmen umgekehrt!“

Bis in die Nähe von Wien drangen 1428 die Haufen der Hussiten, und nur ein hochangeschwollene Donau hielt sie ab, vor den Mauern der Stadt zu erscheinen. Die Vorstädte von Preßburg wurden niedergebrannt, der östliche Theil von Oberösterreich, die Oberpfalz und Baiern blieben nicht verschont. Am furchtbarsten wütheten sie 1430 auf einem Zug, der bis nach Thüringen reichte. Siebzig feste Plätze und eine Menge von Dörfern wurden zerstört, und so groß war der Schrecken, daß selbst mächtige Fürsten nicht wagten, diesen Raubzügen entgegenzutreten, sondern durch große Geldsummen die Verheerung ihrer Gebiete hintanzuhalten suchten. So thaten unter Anderen der Markgraf Friedrich von Brandenburg und der Bischof von Bamberg, Friedrich von Ruffsch.

Erst im Jahre 1431 entschloß man sich, auf Drängen des vom Papste gesendeten Cardinals Julian Cesarini, auf dem Reichstage zu Nürnberg zu einem neuen Kreuzzug gegen die Hussiten. 90.000 Mann zu Fuß und 40.000 Reiter, 9000 Kriegswagen und 150 Geschütze zählte das Reichsheer, welches im August 1431 unter Führung des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg in Böhmen einbrach, während gleichzeitig eine österreichische Armee über Mähren, eine sächsische gegen Saaz vordrang.

Während aber im deutschen Heere Eifersüchteleien, Mangstreitigkeiten, Sorge um die Kriegskosten und die erst zu machende Beute die Einigkeit störten, sammelte Prokop alle Heerhaufen der Taboriten zum Zuge gegen die eingebrochenen Feinde. Nur 30.000 Fußgänger, 5000 Reiter, 3600 Wagen und einige Geschütze befehligte Prokop, als er am 14. August bei Miesenburg dem Reichsheer gegenüberstand. Doch es kam zu keiner Schlacht; der alte panische Schrecken ergriff das Kreuzheer beim bloßen Anblick der Feinde, und in schmachlicher Flucht stob es auseinander. Viele wurden von den nachziehenden Hussiten erschlagen, welchen das ganze Lager, riesige Vorräthe an Lebensmitteln und Munition, viele Wagen und alles Geschütz in die Hände fiel. Die päpstliche Bulle, in welcher zum Kreuzzug aufgefordert wurde, die geistlichen Insignien des Cardinal-Vikars wurden gleichfalls erbeutet und durch zwei Jahrhunderte in Taus als Siegestrophäen aufbewahrt. Natürlich lehrten auch die anderen Heere um und beschränkten sich auf den Schutz ihrer Grenzen.

Nach dem wiederholten Fehlschlagen von Gewaltmitteln versuchte man am Basler Concil (1431) durch gütliche Mittel den Hussitismus zu besiegen. Doch mußte dies vergeblich sein, denn es handelte sich schon längst nicht mehr um die Zuerkennung des Kelches beim heiligen Abendmahl an die Laien und um andere theologische Streitpunkte, und als endlich die sogenannten „Compactaten“ vereinbart wurden, nahm zwar das des Jammers und Greuels müde böhmische Volk sie an, das an Raub und Blutvergießen gewöhnte taboritische Heer aber lehnte sich dagegen auf und bestand auf Fortsetzung des Kampfes.

In jenen Tagen soll die absonderliche Begebenheit stattgefunden haben, welche der fruchtbare Schauspieldichter August von Rokembue durch seine „Hussiten vor Raumburg“ erst allgemein bekannt gemacht.

Wie erwähnt, waren die Hussiten nach dem Tode ihres Feldherrn Žižka unter Prokop dem Großen, der auch Rasus beige nannt wurde (nach Einigen, weil er einst Mönch gewesen, nach Andern, weil er sich und allen seinen Soldaten, als Zeichen der Verachtung aller Geistlichen, eine Platte habe scheeren lassen), in Sachsen mit großer Macht eingefallen und hatten solchen Schrecken verbreitet, daß in der Stadt Zeitz kaum zwanzig Menschen geblieben waren. Nur die gut besetzte Stadt Raumburg war entschlossen, sich tapfer zu vertheidigen. Sie hatte schon früher aus Magdeburg zweiundzwanzig Pechschleudern kommen lassen, welche auf die stürmenden Feinde heißes Pech wie Wasser spritzten. Wenn sie gebraucht wurden, so mußte ein starkes Feuer unter ihnen gemacht und fortwährend Pech zugefetzt werden.

Am 27. Juli 1432 erschienen die Hussiten vor Raumburg und besetzten die Höhen von Meutendorf und Kaisch. Prokop selbst stand auf dem Gerichtsberge, von wo er zwei gefangene Bauern mit folgendem lakonischen Schreiben an den Bischof von Raumburg, Gerhard von Joch, sandte: „Dir zur Raumburg soll keine Gnade zukommen und angedeihen.“ Eben diesem Bischofe muß die große Erbitterung der Hussiten gegen Raumburg zugeschrieben werden, denn er hatte, als er der kostniger Versammlung bewohnte, viel zur Verurtheilung des Huz beigetragen; daher hatte auch die Stadt von den Feinden das Schrecklichste zu erwarten. Um nun Prokop's Zorn zu befänstigen, schickten ihm die Bürger ein demüthiges Schreiben, worauf sie in kurzen Worten den Bescheid erhielten: „Ihr werdet mit Feuer und Eisen von der Erde vertilgt werden.“

Damals wurde das Viertelmeisteramt der Stadt von einem Manne verwaltet, der, Schlosser seines Gewerbes, zugleich ein lustiger Kumpan und seiner guten Einfälle wegen allgemein beliebt war. Diesem, Namens Wilhelm Wolf, ging die Gefahr seiner Vaterstadt sehr zu Herzen, und er versiel auf den Gedanken, alles zu versuchen, um dieselbe abzuwenden. Nachdem er die verschiedensten Mittel in Erwägung gezogen, erschien ihm endlich eines als das fruchtbringendste. Er that also dem Rathe den Vorschlag, an einem der nächsten Tage alle Kinder der Stadt zwischen sieben und vierzehn Jahren, in weiße Hemden gekleidet, in das Hussitenlager zu schicken, um vor des Heerführers Zelt einen Fußfall zu thun und der Stadt Gnade zu erbitten. Um zu diesem Vorhaben Zeit zu gewinnen, ging Meister Wolf selbst in das feindliche Lager und bat um einen Tag Frist, was ihm bewilligt wurde.

Am folgenden Tage mußten die Kinder um ein Uhr vor dem Rathhause sich versammeln; es waren 238 Knaben und 321 Mädchen, zusammen 559 Kinder. Zweihundert städtische Büchsenjüngen mußten zum Jakobsthor hinaus sich an dem

Kniefänger aufstellen, um die zitternden Kinder vorbeiziehen zu lassen und ihnen kurz zuzusprechen, denn die meisten Kleinen weinten sehr und waren nur mit Mühe herzubringen. Man hatte ihnen gesagt, sie sollten im Lager ein Jammergeschrei heben, auf die Knie niederfallen und mit emporgehobenen Händen -- „Gnade! Gnade!“ rufen, auch damit nicht eher aufhören, bis sie sehen würden, daß die kühnen böhmischen Männer freundlich würden. Sollten aber die Feinde zum ersten schreiten, so möchten die armen Kleinen „sich alle gutwillig umbringen lassen, ihr Hälselein und Schleier willig aufmachen und hinhalten.“

Während des Auszuges der Kinder erhoben die Mütter ein herzzerreißendes Schreigeschrei; sie wollten durchaus nicht in der Stadt bleiben, sondern gingen hinaus und begaben sich an einen Ort, wo sie die Kinder im Auge behalten konnten.

Inzwischen waren die Kindlein im Lager angekommen und von einigen hussitischen Hauptleuten vor Prokop's Zelt geführt worden, wo sie thaten, was ihnen vorgesagt worden war. Der wilde Prokop überschaute abwechselnd die weiße Kindertruppe und die sie umgebenden Kriegerhaufen, befahl den Kindern Stille und sprach sich eine halbe Stunde lang mit den übrigen hussitischen Führern. Endlich ließ er den Kindern die Versicherung, daß ihnen kein Leid widerfahren sollte. Er ließ darauf seine Spielleute vortreten, um den Kindern zum Tanze vorzuspielen. Diese waren aber nicht gelaunt zu tanzen, der wilde Prokop ließ daher unter sie Obst und Wein austheilen, wodurch sie nach und nach so fröhlich wurden, daß sie in ihrem den Stuhl, worauf sich Prokop in ihre Mitte gesetzt hatte, in ausgelassener Freude umsprangen.

Um die siebente Abendstunde entließ er die Kleinen mit der Weisung, wenn sie das Stadthor sähen „Victoria Hussiata!“ zu rufen und ihren Eltern Gnade und Schonung zu vermelden. Er hielt Wort; am folgenden Tage, den 29. Juli 1432, um drei Uhr Morgens, zog das furchtbare Heer ab. Der Bischof ließ dem Ratelmeister Wolf für seinen guten Einfall zweihundert Silbergulden auszahlen.

Den Vorfall berichtet die sogenannte „Laurische Chronik“, und es wird die nächtliche Abhaltung des sogenannten „Schul-Kirchfestes“ zu Raumburg dem Andenken an diese Begebenheit zugeschrieben. Andere dagegen meinen, daß das Fest mit einer andern späteren Begebenheit im Zusammenhange stehe. Im sächsischen Bruderkriege sollen die Raumburger Kinder einst bei dem Führer eines beim Buchholz tagerten, die Stadt bedrohenden Heerhaufens um Schonung gekämpft und dort mit Feinden bewirthet worden sein. Nun, es können wohl beide Vorfälle stattgefunden haben, ohne daß die eine Begebenheit die andere aufhebt.

Hussitische Züge bis an die Ostsee und Ungarn, wo Kremnitz eingenommen und die reiche Zips verwüstet wurde, füllten das Jahr 1433, während sich in Böhmen selbst unter Führung des Adels der Widerstand gegen die weitere Herrschaft der taboritischen Schaaren organisirte. Nun war wirklich der Moment gekommen, wo der Kaiser Sigismund sagte, die Böhmen durch die Böhmen selbst besiegt wurden.

Nach einer neunmonatlichen fruchtlosen Belagerung Pilzen mußte sich Prokop der Große gegen das vom böhmischen Adel und vielen Städten aufgebrachte Heer wenden. Am 30. Mai 1434 kam es bei den Dörfern Przib und Lipan unweit böhmisch-Brod zur Schlacht, in welcher Meinhard von Neuhaus und der Landeshauptmann Alsech von Kiesenburg das taboritische Heer fast vollständig vernichteten. Am ganzen Tag dauerte der mörderische Kampf, bis die Wagenburg erstürmt und

die so oft bewährte Schlachtlordnung der Hussiten gebrochen war. Prokop der Große und der Führer der extremen Partei der „Waisen“, Prokop der Kleine (Prokopsek), waren unter den Gefallenen, deren Zahl 13.000 Mann, den Kern der tabornischen Macht betrug. Einzelne zerstreute Haufen wurden noch geschlagen und aufgerieben, und nach einer Periode vierzehnjähriger Kämpfe endete nahezu resultatlos diese furchtbare Erhebung, in welcher der alte kriegerische Geist des böhmischen Volkes zu solcher Macht sich erheben hatte.

Natürlich blieb eine so gewaltige Katastrophe nicht ohne nachhallige Einwirkung auf den Volksgest. Mit der Niederlage bei Lipa war der Hussitismus äußerlich besiegt, dessen Idee aber lebte im Volke noch fort. Und so erlosch auch der kriegerische Geist nicht sofort, sondern er bewirkte, daß bis in das kommende Jahrhundert die Böhmen mit Vorliebe dem Kriegshandwerke nachgingen. Fast in allen Kriegen an der Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts nahmen böhmische Soldner theil, die aus den Nesten der Hussiten entstanden waren und an deren kriegerischen Traditionen festhielten.

Als König Georg Podiebrad die letzten Reste der Taboriten mit Strenge verfolgte, schlossen sich dieselben zu jenen Banden zusammen, die wir schon als „Rebraken“ erwähnten, die im Lande selbst aber als chudina (Wettlergesindel) bezeichnet wurden, obwohl sie viel gefährlicher waren. Aus ihnen recrutirten sich dann die kriegsgewöhnten Soldner des Jizka von Brandeis (Seite 33) und anderer böhmischer Condottieri, namentlich aber die „schwarze Legion“ des Königs Matthias Corvin (Seite 72), deren schon näher gedacht wurde. So bildete sich in einem merkwürdigen Kreislauf aus den letzten Nesten der für die religiöse und nationale Idee unter der strammen Disciplin eines Jizka fechtenden Hussiten schließlich der Kern für zuchtlose, nur um Sold und Beute fechtende Freibeuter, die kein Bedenken trugen, auch gegen das eigene Vaterland zu dienen.

Noch möge hier einiger hervorragender Waffenthaten der Prager gedacht werden.

Vor dem Hauptthore des festen Vyšehrad, der damals noch „die Sonne Böhmens“ in seiner ganzen Größe, Pracht und Stärke, „stolz und hehr“ auf seinem Felsenstige stand, „den Feinden zum Schrecken“, breitete sich schon im Jahre 1205 das Dorf Krusina aus, in welchem sich bereits in jenem Jahre eine Kirche des heiligen Pantkraz befand, dessen Stifter der erste Probst des Vyšehrad, Benes (1088 - 1107) gewesen. Im Jahre 1376 bestand das Dorf Krusina noch und dessen Pantkrazkirche hatte ihren eigenen Pfarrer; während der Hussitenkriege aber verschwand dieses Dorf und nur die Kirche erhielt sich bis auf unsere Tage als Filiale der Pfarrkirche zu Michle.

Welche Stürme mag das Dorf Krusina überdauert haben, ehe es die blutigen Wogen des Hussitenkrieges verschlangen! Welche Kriegsheere sah das unscheinbare Kirchlein des heiligen Pantkraz seit seinem unbekannten Gründungsjahre an sich vorüberziehen! Wie oft mag dasselbe vermöge seiner Lage auf einer mäßigen Höhe, unter welcher sich einst ein versumpfter Weiher hinzog, der Standort von Heeresabtheilungen gewesen sein, welche während der häufigen Kämpfe der Přemysliden unter sich den Vyšehrad bedrohten und belagerten!

Am heißesten und blutigsten ging es bei Pantkraz im Jahre 1420 her; damals scheint auch das Dorf Krusina für immer zu Grunde gegangen zu sein. Am 15. September 1420 begannen nämlich die Prager die Belagerung des alten Fürstenthums Vyšehrad, dessen starke Besatzung der tapfere Johann Šembera von



Der böhmische Feldhauptmann Wenzel Wlazel. (Seite 144.)
(Nach dem Gemälde J. Matejko's zu Sebatn.)

Bozkowicz, der Sprosse eines uralten Geschlechtes und Herr auf Brandeis am Adlerflusse, als königlicher Kastellan befehligte. Sie stellten einige Geschütze zu der Marienkirche am Botičbache und zum Servitenkloster am Slup, ihre Hauptmacht ablagerte sich um das Kirchlein Sanct Pantraz unter Zelten, Strohhütten und Holzhütten, von der Moldau bei Podol bis zurück an den Botičbach wurden Gräben ausgeworfen, in welchen die Belagerer sicher stehen und ruhen konnten.

Zwei edle Herren, Hynko (Heinrich) von Krusina von Lichtenburg und Victorin Bořek von Poděbrad, und ein starker Zuzug aus Tabor kamen sofort den Pragern zu Hilfe, und ihnen folgte Hynko von Waldstein, zubenannt von Kolstein, Protop von Oustj und Divis Bořek von Miletjnel mit einem Haufen Orebiten (Horebiten, Bauern, die nach einem Berge Oreb, Horeb, auf dem man vormals Gottesdienst hielt, benannt waren und besonders gegen die Mönche wütheten). Diese schlugen ihre Lager im Halbkreise bis zu dem alten Dorfe Pšat auf, aus welchem Dorfe die jetzige Bergstadt Vyšehrad unterhalb der Festung entstand. Dem tapferen Hauptmann Janůš Bradačy mit den Saazern und Lannern wies man die Gegend unter dem Karlshof zum Standpunkte an. Obwohl sich Nicolaus von Hus in eigener Person bei dem Taboritenzug eingestellt hatte, wurde doch Hynko von Krusina zum Oberbefehlshaber der zur Belagerung des Vyšehrad vereinten Heere ernannt.

Der Kirchhof bei St. Pantraz war gewissermaßen das Hauptquartier der Hussiten. Welch ein reges Leben mag damals über den Gräbern der schlachten Bewohner des Dorfes Krusina geherrscht haben! Denke man sich die große Kelchfahne mit dem Spruch „Veritas vincit“ (die Wahrheit siegt) vom Glockenthurm der Pantrazkirche und vom Zelte des Feldherrn wehen, dann die bunte Mischung der Rüstungen, Helme, Wämser und Waffen, vom goldglänzenden Harnisch bis zum braunen, mit Platten von rohem Eisenblech beschlagenen Lederwams, vom geschlossenen Turnierhelm mit dem stolz nickenden Pfauenbusch, bis zu der legelförmigen Sisak (Blechhaube), vom seidenen Wappenrock des Herrn, auf welchem bald die gekreuzten Eisenäste des Hauses Hron (zu diesem Stamme gehörten außer den Herren von Lichtenburg alle Herren von Křpa, die Berka von Duba, die Herren von Konow und die Herren von Machod), bald die Löwen der Waldstein, bald die Rosen der Sezimov-Oustj, bald die drei Sparren der Kunststadt Poděbrad oder das ritterliche Schild der Bořek-Dohalský glänzten, bis herab zum groben Lederrock des aufgegebenen Bauers.

Und welche Verschiedenheit in den Waffen! Aus den hussitischen Verhasen und Bollwerken gähnt eine tüchtige Anzahl großer Feuereschlünde, welche die Böhmen, seit sie dieselben in der Schlacht bei Kressv kennen gelernt, bedeutend vervollkommnet und durch die Erfindung der Houšnič (Haubige) und der Švikovka (Feldschlange) wesentlich bereichert hatten. Dazwischen startt manche tüchtige Hakenbüchse; man saante schon halbe, ganze und doppelte Haken. Und an den Gürteln mancher Fußgänger und an den Sattelknöpfen mancher Streitröffe, selbst der Ritter, sieht man nicht selten eine Armbrust und einen Köcher voll befiederter Pfeile hängen.

Die buntbewimpelten Kennlanzen der Bannerführer erheben sich hier über einen Wald von Spießen verschiedener Form, deren die Saazer ganz eigenthümliche und besonders praktische führten (es blickten die „Saazer Panzen“ auch beim böhmischen Kriegsvoll bis ins siebzehnte Jahrhundert im Gebrauch), dort wieder über einem noch

treibenderen Wald von stacheligen „Morgensternen“ (spitzenbesetzten Streitkolben) und wuchtigen, schwerbeschlagenen Dreschflegeln. Dazwischen so manche eigenthümliche Waffe, wie sie eben der Scharfsinn eines Führers oder die Phantasie eines Wandermüllers erfand, z. B. Kettenkugeln oder bloße Kettenstücke an eisenbeschlagenen Stangen, aufgerichtete Sensen, lange, eigens geschärfte Schiffshaken und ganz absonderlich geformte, dem Dachseisen nicht unähnliche Inventionen zum gewaltsamen Ziehen und Heranziehen von Zuckämpfern. Das Modell eines solchen hussitischen Hängeeisens wird noch im Prager Nationalmuseum von dessen zahlreichen Besuchern häufig angestaunt. (Auf unserer Abbildung Seite 113 unter Ziffer 4 ersichtlich.)

Zwischen den Reihen sieht man Priester mit dem Kelche oder einer auf einer langen Stange befestigten Monstranz rührig anfeuernd wandeln, und aus dem Hussitenlager schallt manch frommer Choralgesang und abwechselnd dazwischen manch schauriges Kriegslied. Am häufigsten ertönt der Lieblingsgesang Žižka's, der damals im südlichen Böhmen operirte, der eigenthümliche Gesang: „Kdož jste Boží bojovníci a zákona jeho“ (Ihr, die Ihr Streiter Gottes seid und seines Gesetzes), dieses fanatische Lied, dessen Schlusstropfen: „Schlagt nieder, schlägt todt! Laßt Niemand am Leben!“ schauerlich an den Wällen des Wyšhrad und an den entgegengesetzten Uferhöhen wiederhallten und gar bald zur blutigen Wahrheit werden sollten.

Die Besatzung des Wyšhrad hielt sich tapfer und machte manchen Ausfall; bei einem solchen wurden 200 Hussiten erschlagen. Aber schnell waren die Vorräthe in der Burg verzehrt, die Pferde der Ritter und Knechte mußten geschlachtet werden, doch bald fehlte es auch an dieser Nahrung. Von außen war nichts zu erwarten, die Burg zu scharf cernirt, sogar die Moldau bei Podol und Modřal mit Ketten gesperret, jede Zufuhr scharf abgeschnitten. Wohl stand Kaiser Sigmund nahe genug, um den Belagerten-Lust zu machen, allein sein Heer, dessen Kern die Ungarn waren, zog zögernd und plündernd im Lande herum und mußte erst gesammelt werden.

In Erwartung des nahen, wiederholt versprochenen Entsatzes durch das königliche Heer, vermochte doch die Besatzung des Wyšhrad nicht länger zu trohen als bis zum 28. October. Hunger und Krankheit hatten die Reihen der Mannschaft Zembera's gelüftet, und die Gesunden wankten matt und kummervoll einher, kaum mehr fähig, die Wehr zu schwingen, denn schon war das letzte Pferd geschlachtet und aufgezehrt, aber noch konnte, ja mußte jeden Augenblick Sigmund's Heer zum Entsatz erscheinen. Am 28. October endlich schloß Johann von Zembera mit den Hussiten den Vertrag, er würde, wenn ihm nicht bis zum 31. October vom König Hilfe käme, am 1. November früh die Burg Wyšhrad gegen freien, ehrenvollen Abzug übergeben.

Am 31. October Mittags langte Sigmund mit einer Heeresabtheilung auf der Burg seines Bruders und Vorgängers, Königs Wenzel IV., an, blieb aber die Nacht über stehen, um die Ankunft mährischer Truppen zu erwarten, welche auch wirklich im Verlauf der Nacht eintrafen. Von Kundrač aus traf Sigmund selbst seine Dispositionen zu dem am nächsten Tage zu führenden Entscheidungsschlag.

In der zehnten Morgenstunde des 1. November kam Sigmund mit 20.000 Mann von Kundrač her angezogen. In seinem Heere befand sich die Blüthe des böhmischen Adels von der katholischen Partei und auserlesenes Kriegsvolk aus Mähren und Ungarn. Vor dem der Kirche St. Pantaz gerade gegenüber liegenden Hügel wurde stillgehalten, der Monarch sprengte den Hügel hinan und schwang sein blankes Schwert in der Sonne, daß es weithin bligte, zum Zeichen der Wyšhrader Besatzung

ie in den Rücken der zur Gegenwehr aufgestellten hussitischen Heerhaufen aus-
 aß. Einige Kriegsknechte wollten diesem Zeichen folgen, allein der eben-
 so als Luge Herr Žembera von Bozlovic hielt sie davon mit Gewalt
 ab. „Ich habe mein Ritterwort gegeben“, sagte er, „die alte Königsburg den
 Feinden zu überliefern, denn die pactirte Frist ist abgelaufen und Kaiser Sigmund
 hat zu dem Zeitpunkt des Entlages versäumt.“

Sigmund ließ die Ungarn geradeaus, die Straße entlang, die feste Stellung
 der Hussiten bei St. Pantraz angreifen, den Mähren hatte er die gefährlichere
 Lateralenlinie gegen die durch einen sumpfigen Weiher gedeckte Seite des Pantraz-
 kirchhofs zugewiesen. Ein blutiges Schlagen entbrannte; die Prager wurden geworfen
 und fielen in unordentlicher Eile dem Pantrazkirchhof zu: hier aber empfing und
 sammelte sie der Oberfeldherr Hunko von Krusina. Auf diesem Kirchhofe feuerte
 er die Seinen in begeisterten, den Sieg versprechenden Worten an. Eine andere
 Stimme rief: „Sie fliehen! Die Feinde fliehen!“ und die Prager warfen sich mit
 verdoppeltem Muth von Neuem in das Kampfgetümmel.

Ihrem Anprall vermochte die gegen die Laufgräben der Hussiten anstürmende
 Masse nicht zu widerstehen. Der Obermünzmeister Wileš Divučel von Zemanitz
 mit 1500 Reitern wendete sich der erste zur Flucht und brachte die verderblichste
 Unordnung in das kaiserliche Heer, welches bald darauf, auf das Haupt geschlagen,
 nach allen Seiten zerflog. Auf der Flucht wurden viele in den Feldern und Wein-
 bergen, besonders aber im Sumpfe unterhalb der Pantrazkirche niedergebauen. Am
 schonungslosesten schlugen die Bauern, welche im Hussitenheere standen, mit ihren
 Morgensternen und Dreschlegeln drein, sie gaben keinen Pardon, und am verderblichsten
 wütheten ihre Mordwaffen unter den katholischen Rittern aus Böhmen und unter
 jenen mährischen und ungarischen Edelleuten, welche in der allgemeinen Flucht noch
 mannhafte Stand zu halten suchten.

Masch wechselte die Scene auf dem Pantrazkirchhofe. Hierher wurden die gefan-
 genen Ritter vom Heere des Kaisers gebracht, die meisten mit Wunden bedeckt; hier
 starb an seinen schweren Verletzungen, selbst von seinen Feinden bedauert, der Landes-
 hauptmann des Markgrafenthums Mähren, der junge Held Heinrich von Plumlou,
 nachdem er noch auf dem Kirchhofe selbst gebeichtet und das letzte Abendmal unter
 beiden Gestalten empfangen hatte. Er war mit reichem Gefolge nach Böhmen gekommen,
 um eine Frau heimzuführen; unterwegs stieß er auf den Heerhaufen des Kaisers und
 schloß sich, wiewohl selbst ein Anhänger des Keldes, den kaiserlichen Fahnen an.
 Auf ein Wort des Mißtrauens, welches Sigmund ihm gegenüber wegen der Tapfer-
 keit und Treue der Mährer geäußert, hatte sich der junge Held in das dichteste
 Kampfgetümmel, den Tod herausfordernd, gestürzt, ein leuchtendes Beispiel der so un-
 gerechtfertigt angezwungenen Tapferkeit und Treue.

Auf dem Pantrazkirchhof starb auch, todtwund in ein hussitisches Zelt gebracht,
 Heinrich Vst von Vazan, Herr auf Bochyn, der berühmte Wülfiling Wenzel's IV.
 Unter den gefallenem Helden der geschlagenen Partei, welche über 600 Tödt auf der
 Wahlstatt ließ, befanden sich drei Sternberg, drei Kaunice (von der schlesischen
 Linie Hvos Kaunice), der russische Fürst Georg von Smolensk, der Polenheld
 Andreas Balicki und eine solche Menge böhmischer, mährischer und ungarischer
 Ritter, daß ein gleichzeitiger Berichterstatter und Augenzeuge, selbst der hussitischen
 Partei angehörend, in die Worte ausbricht: „Wer, der nicht roher als ein Heide

wäre, müßte nicht trauern, wenn er, durch die Felder und Weingärten gehend, die harten Leiber liegen sah?! Welcher Böhme wäre so unweise, daß er die Leichen so vieler erlesener und muthiger Streiter, so jung, so üppig gelodt, so schön, sehen könnte ohne große Nübrung seines Herzens?! Zumal, da viele in den Weingärten und auf den Feldern auf den Befehl der (hussitischen) Priester unbeerdigt liegen bleiben mußten, den Hunden, Wölfen und Raubvögeln zum Fraß und Allen, die sie sahen, zum Schrecken!“

Die Besatzung des Wyšehrad zog friedlich ab und übergab die Königsburg, welche leider am anderen Tage schon ein Opfer der Volkswuth und seines stolzen Schmuckes, des alten Herrscherpalastes und der meisten seiner Kirchen beraubt ward. Am 3. November führte die hussitische Geistlichkeit eine feierliche Procession aus Prag nach St. Pankraz, bei welcher ein hussitischer Priester mit dem Kelche unter dem kostbaren Baldachin ging, der sonst über dem König und der Königin getragen ward. Eine ungeheure Volksmenge beiderlei Geschlechts strömte nach dem Schlachtfelde, und in der Pankrazkirche erschallten feierliche Dankgebete und Hymnen für den erfochtenen Sieg.

Die Gefallenen lagen bis dahin meist noch unbegraben auf der Wahlstatt, obwohl sich einzelne Barmherzige gefunden hatten, welche mehrere derselben bei Nacht heimlich in den Gräbern verscharften. Die Ausdünstung so vieler Leichen begann schon die Luft zu verpesten, da befahl Hynko von Krusina eine Beerdigung derselben auf dem Kirchhofe St. Pankraz. Hundert Männer mit sechsundzwanzig Wagen wurden zu diesem Ende entboten. Die Verwandten der gefallenen Ritter kamen später häufig an die Gräber der Erschlagenen und ehrten deren Andenken theils durch Grabmäler, theils durch Seelenmessen. Eine besonders reiche Stiftung machte die ungarische Nation dem Gedächtniß ihrer am 1. November 1420 gebliebenen Vandsleule, für welche alljährlich am Schlachttage und zu vielen anderen festgesetzten Zeiten zahlreiche Seelenmessen in der Pankrazkirche gelesen werden sollten.

Das Kirchlein St. Pankraz blieb bei den Pragern, so lange sie aus dem Kelche tranken, als eine merkwürdige Siegesstätte in hohen Ehren, und auch später (St. Pankraz wurde 1624 wieder für den katholischen Glauben eingeweiht) verklang das Andenken an die dort vorgefallenen Schlachtscenen lange nicht im Munde des Volkes, welches in seiner Sucht nach Geheimnißvollem und Uebernatürlichem jene Stätte zum Schauplatz mancher Sage, manches Geistesspuktes machte. Man wollte Nachts in der Nähe von St. Pankraz häufig geharnischten Reitern begegnet sein, welche bald vom Blute triefen, bald ohne Köpfe einhertrabten und bei der Kirche sofort verschwanden. Bald hieß es wieder, in der Nacht zwischen den Tagen Allerheiligen und Allerseelen — zufälligerweise gerade die Nacht nach jener blutigen Schlacht — wäre die Kirche St. Pankraz beleuchtet und die Geister der gefallenen Ungarn versammelten sich in derselben, die „Todtenmette“ zu hören. Am verbreitetsten aber war der Aberglaube, die Mießglocke der Kirche St. Pankraz fange gar oft von selbst zu läuten an, was immer das Vorzeichen eines die Stadt Prag bedrohenden großen Unglückes sei. Als im Jahre 1648 die Schweden gegen Prag zogen, soll die Glocke von St. Pankraz zum letztenmale von selbst geläutet haben. Der Aberglaube fand durch die Soldaten, welche nichts weniger als frei von solchem Wahne waren, noch größere Verbreitung und Vermehrung.

Nach dem Abzuge der Schweden, welcher erst 1649 erfolgte, wurde zu einer neuen Befestigung des Wyšehrad geschritten, um welchen neue Gürtel von Wällen

und Mauern gezogen werden sollten, von deren Errichtung es wohl später allein schon 1650 hatte der damalige Stadtkommandant und Großprior des ritterlichen Johanniter-Ordens, Rudolf Graf von Colloredo-Walsee, die Abtragung der Pankrazkirche aus fortificatorischen Gründen beschlossen und ins Werk setzen lassen. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die letzten noch übrigen Häuser des ehemaligen Dorfes Krusina demolirt. Die große Messfestigung für die im Jahre 1420 gefallenen ungarischen Krieger wurde von St. Pankraz in die Metropolitankirche St. Viktor übertragen, wo dieselbe noch heute persolvirt wird. Die vom Volks- und Soldatenglauben für prophetisch gehaltene Glocke wurde von der Universität, als dem Hauptpatron, reclamirt und der St. Clemenskirche im Altstädter Jesuitencollegium geschenkt, wo ihr Klang unter den vielen hundert Glocken Prags verhallte und sie bei weitem mehr nach und nach in Vergessenheit gerieth.

Eine andere Belagerungsgeschichte aus der Zeit des Hussitenkrieges bedarf keiner Erwähnung; dieselbe bietet indeß in ihrer Pointe ein heiteres Seitenstück zu den vorher erzählten.

Einer der festesten Plätze in Böhmen war während des Hussitenkrieges Karlstein, das königliche Schloß (Bild S. 129), in welchem die Landeskrone von den Landesherren, welche Sigmund treu geblieben waren, behütet wurde. Befehlshaber daselbst war der kaiserliche Hauptmann Johann Polenz, ein Meißner Edelmann, 24.000 Mann Prager umringten das feste Schloß, mit großem und kleinem Geschütz versehen. Die Belagerung begann mit dem 28. Mai 1422, dauerte volle sechs Wochen und es wurde den Belagerten Tag und Nacht zugesetzt. So wurden auch, nach fortwährenden Beschießung mit Kugeln und großen Steinen aus Schleuderkübeln, das Schloß 2000 Tonnen voll Unrath und Leichen geworfen, vor welcher stinkenden Ausdünstung der Besatzung die Zähne faulten und ausfielen, wobei ein Chronist bemerkt, es habe die Besatzung endlich im Herbst heimlich aus Prag Arznei bekommen, durch deren Gebrauch die Zähne wieder fest wurden und geblieben.

Glücklicherweise war an Wasser kein Mangel, denn außerhalb der Mauer auf der Spitze eines steilen Felsens ein Brunnen, aus welchem die Belagerten nöthige Wasser schöpften, und war über demselben ein Thurm gebaut, so daß die Wasserholenden geschützt waren.

Die Belagerten wehrten sich auf das tapferste und wagten sogar mehrere Ausfälle, den Feinden mancherlei Schaden zufügend. Bei einem dieser Ausfälle gelang es den Belagerten, einen Prager Bürger gefangen zu nehmen, den sie an einem Seile befestigten und ihn an einem Thurme aufhängen, der am meisten beschossen wurde. Sie gaben ihm einen langen Stab in die Hand, woran ein Eisenblech festgebunden war, damit er gleichsam die Kugeln gleich fliegen davon wehren sollte. Es geschah dies theilweise aus Spott, theilweise in der Meinung, die Prager würden nun den Thurm mit fernerer Beschießung verschonen; aber nahmen darauf keine Rücksicht, sondern schossen wader darauf zu. Als der Gefangene einen ganzen Tag in dieser schrecklichen Lage zugebracht hatte, glücklichlicherweise getroffen worden zu sein, holten ihn endlich die Kaiserlichen aus dem Thurm von seinem schauerlichen Posten herab und schenkten ihm das Leben.

Der kaiserliche Hauptmann Johann Polenz war ein ebenso beherzter als kaiserstreu Mann; er und die ihm untergebene Besatzung, unter welcher Vie-

sich befanden, hatten sich fest entschlossen, entweder für den Kaiser eines ehrenvollen Todes zu sterben oder die Feste zu erhalten; aber zum letzteren war wenig zu hoffen. Das Schloß ward von vier Bloßhäusern aus angegriffen, die Mauern wurden ohne Unterlaß beschossen und Feuerkugeln und Pechkränze in großer Menge auf die Dächer geworfen. Dazu kam noch eine große Hungersnoth und Mangel an Nahrung, so daß nur noch ein einziger Ziegenbock vorhanden war.

Zur selben Zeit kam man über einen Waffenstillstand überein, bei welcher Gelegenheit die Belagerten zu den Pragern auf einen Schmaus eingeladen wurden. Reichlich aber diesen das Mahl trefflich mundete, ließen sie es doch nicht merken, daß im Schlosse oben bereits die höchste Noth eingetreten, sondern rühmten sich vielmehr, einen großen Vorrath an Lebensmitteln aller Gattung zu besitzen, worüber die Belagerten sehr stutzig wurden und größtentheils bereits der Meinung waren, unter den Umständen lieber die Belagerung aufzuheben.

Die Besatzung des Karlstein erfuhr bald diese veränderte Gesinnung und beschloß, durch eine Kriegslist noch zu erhöhen. Sechs Tage nach dem bei den Pragern gehaltenen Mahle baten die Belagerten abermals um einen Waffenstillstand auf den folgenden Tag, mit dem Vorgeben, daß in der Burg eine fröhliche Hochzeit stattfinden würde. Die Prager gewährten den erbetenen Ruhetag und an diesem Tage nun auch in der Burg eine rauschende Musik und ein großes Jubiliren, obwohl weder ein Brautpaar vorhanden war, noch Mahlzeit und Tanz stattfanden, die Besatzung war schon auf das Aeußerste gebracht und hatte soeben den letzten Aushungerung erlitten und ihm das Fell abgestreift.

Nun ließ Hauptmann Polenz ein Viertel vom Bock mit Blut bestreichen, und Rehhaare darauf, die er einem Sattel entnommen, und damit die Prager glauben sollten, daß noch viele Speise in der Burg wäre, sandte er dieses Bockviertel zum Hauptmann der Prager, den Schneider Johann Hedwiska, mit der Bitte, es aufzufressen — als Theil des Hochzeitschmauses — als Geschenk anzunehmen. Der feindliche Anführer dachte nun mit den Anderen, die Belagerten müßten unter der Erde einen heimlichen Gang aus dem Schlosse haben, aus welchem sie auskommen konnten und jagen, und als endlich die Handwerker, welche daheim gewohnt waren, die Kälte nicht ertragen konnten und wollten, zog er am nächsten Tage mit seinem Volke von der Belagerung des Schlosses ab.

Nachdem die Karlsteiner dies gesehen, thaten sie sogleich Freudenschüsse und schrien ihren Spott damit, „daß ein Weisbock den Schneider von dem Schlosse weggeführt habe“, welcher Späß in späterer Zeit immer mehr und mehr verbreitet wurde, und worin der noch heute gang und gäbe Scherz der Vergleichung der Hussiten mit Weisböcken und des Scherzrufes „Weck, Weck!“ den Ursprung hat.



Der Feldhauptmann Wenzel Wlček und seine Kriegsordnung.

Schon um die noch immer im Verbergehen lebendigen taboritischen Ideen neu zu beleben, vermied man es nach Niederwerfung der Hussiten in Böhmen ein allgemeines Aufgebot ergeben zu lassen. Man griff zu Soldnerheeren und benutzte auch in Böhmen den gewaltigen Umschwung im Kriegswesen vor, welchem zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts alle europäischen Armeen entgegen gingen.

Selbst König Georg Podiebrad (Bild Seite 73), vielleicht der nationale Herrscher, welcher je die Wenzelskrone trug, machte nur geringen Gebrauch von seinem Recht, das Volk selbst zur Heerfolge aufzurufen, sondern bediente sich in seinen Kriegen meist der Miethstruppen, ja, wir werden finden, daß man daran dachte, besondere Abtheilungen aus den Ausländern zu formiren.

Unter den böhmischen Heerführern jener Periode ragt weit hervor der Feldhauptmann des Königs Wladislaw, Herr Wenzel Wlček von Genowa, der Stammvater der heutigen Grafen Wlček (Bild Seite 137). Er hatte seine kriegerische Vorbildung in einer jener merkwürdigen Vereinigungen erhalten, über welche Palafox folgendes erzählt: „Im Jahre 1448 begann sich im Tatragebirge in Ungarn ein Waffenbund nach Art einer Räuberrotte zu bilden, der, unter dem Namen „Brüder“, auch „Kriegsbrüder“ oder „Buben“ aus Böhmen, Mähren, Polen, Schlesiern und Ungarn bestehend, bald eine solche Bedeutung erlangte, daß er in seiner höchsten Blüthe einige Jahre hindurch als selbstständige Macht in Europa galt. Seine Grundlage war alltaboritisch; die Hefe obgenannter Nationen, welche das Kriegshandwerk gegen Sold unbedenklich und zügellos trieb, strömte diesem Waffenbund zu.“

Auf diese immerhin etwas bedenkliche Art begann Wenzel Wlček, gleich vielen berühmten Kriegern seiner Zeit, die militärische Carrière. Er diente als Unterbefehlshaber unter dem Anführer der „Brüder“, Peter Alfami von Liderowitz, trat mit diesem 1453 in die Dienste des Königs Wladislaus Posthumus und gehörte zu jenen dreißig Hauptleuten, welche nach Alfami's Tod die „Brüder“ ohne gemeinsames Oberhaupt befehligten. Damit war die Ursache der Trennung gegeben, die Macht der „Brüder“ sank, und 1466 trat Wlček unter Georg von Podiebrad in böhmische Kriegsdienste, um fortan denselben anzugehören. Er stieg zu hohen Ehren empor, focht unter König Wladislaw ruhmvoll gegen die Türken und stand wegen seiner Kriegserfahrung in großem Ansehen. In der That schenkte Herr Wlček die Kriegswissenschaft auch als Theoretiker betrieben und eine über das Durchschnittsmaß damaliger Feldhauptleute weit hinausgehende Bildung besessen zu haben.

Zeugniß gibt davon ein höchst interessantes, im fürstlich Schwarzenberg'schen Archiv erhaltenes Document, das Herrn Wenzel Wlček von Genowa zum Verfasser hat und von der größten Wichtigkeit für die damalige Kriegsführung ist, und zwar, da um diese Zeit nationale Einflüsse schon weniger wirkten, nicht allein für die böhmische

Wir haben in diesem Schriftstück eine um 1490 verfaßte Kriegsordnung vor uns, die an König Wladislaw gerichtet und wohl in dessen Auftrag abgefaßt wurde. Sie enthält höchst interessante Normen über die taktische Aufstellung und Verwendung der verschiedenen Waffengattungen. Deutlich läßt sich erkennen, wie die alt

tionale Kampfweise, welche durch Žižka in ein System und zur höchsten Blüthe gebracht wurde, hier so benützt und angepaßt war, um der Kampfweise der Türken entgegen zu können. Es ist dies hauptsächlich daraus zu entnehmen, daß Wlček die Reiterei bevorzugt, welche bei den Hussiten nur eine bescheidene Rolle spielte, ohne deshalb die den böhmischen Truppen eigenthümlichen Formirungen, die Wagenkrieger u. s. w. ganz aufzugeben. Wenn wir die Kriegsartikel des Havel von Lobkowitz das erste „Dienstreglement“ nannten, so ist wohl der Vortrag des Herrn Wlček von Genowa als die erste „Manöver-Vorschrift“ zu bezeichnen.

In ganz detaillirter Weise ordnet Wlček an, wie ein Heer von 40.000 Mann Reiterei eingetheilt und formirt werden soll, um der leichten Reiterei der Türken Widerstand leisten zu können und vor Ueberraschungen sicher zu sein. Jede Abtheilung soll aus einem „Haupthaufen“ zu bestehen und erhält Tirailleurs, Nachhut und Seitenkrieger.

Dann fährt Herr Wlček in seiner Belehrung fort:

„Die zwei oder drei letzten Abtheilungen (zu 6000, 7000 und 8000 Mann) sollen mit Fußgängern und Schildträgern, Lanzenreitern und Flegelträgern gehörig ausgerüstet und dabei auch mit Handbüchsen Bewaffnete sein. Und diese drei Haufen sollen geordnet sein auf dem Plage zwischen den Wagen und daraus nicht eher gelassen werden als im Nothfalle. Die Fußgänger sollen vorn und hinten und mitten zwischen den Wagen aufgestellt sein. Der Rest des Fußvolkes befinde sich bei den äußeren Wagenreihen zu beiden Seiten des Heeres und auf jedem äußeren Wagen sollen sich zwei Handbüchsen befinden, vorn aber an den Enden sollen wenigstens zehn Haubitzgeschütze und zehn andere leichte Geschütze, ebenso an den hinteren Enden und an den Flanken ebenfalls einige derselben, um sie überall wo nöthig, vorzüglich in Kämpfen wider die Feinde, auffahren lassen zu können.“

„Diese Einrichtungen, lieber König, gelten vorzüglich gegen die Türken, wo viel die Reiterei erforderlich ist, damit die Abtheilungen dreifach getheilt werden können. Diese Haufen können dann selbst wieder Tirailleur-Abtheilungen bilden, so daß man gegen die Türken auch versünffachen könnte. Und was sich etwa an Italienern und dergleichen Völkern beim Heer befindet, die sich in die übrigen Haufen nicht wohl einreihen lassen, diese verwende man alle als Plänkler unter dem Kommando eines Fähnleins, damit er mit ihnen immer den Feind im rechten Augenblicke drängen und zur rechten Zeit auch wieder sich zurückziehen möge und soll derselbe vorzüglich auf bedacht sein, daß sie auf das Zeichen der Drommäte (von Trumbe, stark reitendes Instrument von dumpfigem Tone, daraus später das Wort Trompete) zum Feind zu Leibe gehen und auf den Trommelschlag von ihm ablassen, jedoch ihren Posten behaupten und stets mit den übrigen Heerhaufen zwischen den Wagen zugleich vordringen. Solcher Art werdet Ihr die Feinde überwinden und wäre ihre Anzahl noch so groß. Solltet Ihr aber ohne Beihilfe von Wagen Euch mit den Türken schlagen müssen, so greifet sie an mit Gott in nachfolgender Ordnung und unter dem Schutze: „Gott und der heilige Michael mit uns!“ und Ihr werdet hoffentlich erfahren, Euch nichts widersteht.“

„Dem Haupthaufen der Abtheilung von 8000 Reitern gebt die ungarische Fahne; vor dem Haupthaufen mit 7000 Reitern die böhmische Fahne*); dem

*) König Wladislaw II. vereinigte seit 1490 auf seinem Haupte die Kronen von Böhmen, Ungarn, zu welchem damals, wenn auch nur eventuell, Bosnien gehörte.

Haufen von 6000 Mann die mährische Fahne; dem von 5000 die schlesische, dem von 4000 die Krennfahne; dem von 3000 die Fahne des Königs von Bosnien, dem Haufen von 2000 die Fahne irgend eines Fürsten; jenem von 1500 die Fahne irgend eines Herrn, der die Schlacht beginnen soll; dem Haufen von 1000 die Fahne irgend eines Hauptmanns, der gleich hinter den Plänklern vorrücken soll; auch die Plänkler sollen als Wahrzeichen eine Fahne haben.“

„Im Haupthaufen, wo der König sein wird, soll vor der Fahne ein Trupp mit gezogenen Schwertern einhermarschiren oder soll die Fahne eigens von 50 oder 100 Reitern bewacht werden; ebenso soll in den andern zwei Haufen vor dem königlichen in der Nähe der Fahne Reiterei oder Fußvoll mit gezogenem Schwerte bleiben. Die Schützen, welche vor den Knappen reiten, sollen, wenn es zum Handgemenge kommt, zu beiden Seiten der Plänkler voraustrücken und auf den Feind schießen, noch ehe man mit ihm handgemein wird, und zwar ist es am besten, auf die Pferde zu zielen, damit letztere verwundet, Unordnung in den feindlichen Reihen verursachen. Sollten unsere Vorderhaufen zurückgedrängt oder gar gesprengt werden, was Gott verhüte, so soll ihnen eingeschärft werden, nicht weiter als zum Haupthaufen zu retiriren, hier soll die Mannschaft stehen und so kämpfen, wie es tapferen Leuten zukommt. Bei jedem Haupthaufen sollen rückwärts zwei Abtheilungen Lanzenträger und drei Abtheilungen guter Schützen sich befinden. So werden die verschiedenen Trupps hoffentlich genügend ausgerüstet und gedeckt sein.“

„Kieber König! Damit mache ich Ew. Majestät wieder einen andern Plan zur Einrichtung der Schlachtordnung.“

„Wenn Ihr im Krieg den Feind vor euch habt, so suchet stets für eure Stellung einen geeigneten gesicherten Ort, am besten an einem mäßigen Berg oder an einer solchen Anhöhe, damit die Wagenreihen mit den Hinterenden oben am Berg, die Reute aber längs des Berges abwärts zu stehen kommen. Rückte nun der Feind gegen euch, so empfanget ihn kräftig mit Geschütz. Ihr werdet ihn in solcher Stellung scharf fassen können, er hingegen wird das nicht vermögen. Wäre der Feind stärker als Ihr und wollte euch umgehen, so könnt Ihr euch leicht auf die andere Seite des Berges ziehen und die Wagenreihen werden mit ihren Flügeln gleichwohl wieder zu oberst des Berges kommen und so wird euch dennoch der Vortheil der besseren Stellung bleiben.“

„Eine zweite wesentliche Regel besteht darin, wenn bemerkt wird, daß die Feinde stark auf Jouragirung ausgezogen sind, so suchet sie durch raschen Ueberfall zu trennen; sie werden dann einander nicht unterstützen können und Ihr werdet immer einen Theil, vorzüglich der Jouragirer schlagen, indem sie zu den übrigen zurückzuleben versuchen oder auch Jene, welche ihnen helfen wollen, sich durchzuschlagen.“

„Eine dritte wesentliche Regel ist folgende: Wo der Feind in mehreren Haufen gegen euch heranziehen wird, um euch zu erkundschaften oder zu necken, so suchet euch hinter einem Berg oder sonst versteckt zu ordnen. Wären der Feinde z. B. tausend, so sendet gegen sie hundert bis zweihundert Reiter aus; der Feind wird vor dieser geringen Zahl keine Furcht hegen und sich nicht flüchten. Wenn dann der Feind nahe genug ist, so möge der von euch gesendete Haufen stehen, als wolle er scheinbar den Kampf mit dem Feinde aufnehmen, und indem er zurückgedrängt wird, bringt er den Feind in eure Nähe; dann laßt schnell Haufen auf Haufen zur Hilfe heranstürmen. Dadurch werdet Ihr den überraschten Feind bald in die Flucht jagen; der von euch

gegen ihn gesendete Haufen fällt ihm sogleich in den Rücken, während Ihr inzwischen selbst herangerückt sein und ihn vernichten werdet."

In dieser Weise ertheilt der kundige Feldherr, in dem noch die Traditionen der hussitischen Kriegsführung nachwirken, viele Rathschläge behufs Führung und Formation des Heeres, Einleitung von Hinterhalten, Umgehungen und Ueberfällen. Es ist aber immer ersichtlich, daß er die nationale Kampfweise möglichst jenen Umständen anpaßt, welche mit der stets drohender auftretenden Türkengefahr unabweisbar auf die Kriegsführung einwirkten. Dies zeigt sich — wie schon erwähnt — in der Bevorzugung der Reiterei, welche im hussitischen Heere nur eine Nebenrolle spielte, und in dem Bestreben, die Aufstellung mit möglichst kleinen Fronten von großer Tiefe zu wählen, um dem stürmischen ersten Anprall der Türken nicht so leicht zu erliegen. Die Kriegswagen, die ein so wesentliches Requisit der hussitischen Schlachtordnungen und Taktik bilden, spielen auch in den Rathschlägen des tapferen Wlczek noch eine Rolle, aber er ist kriegsfundig genug, um zu ahnen, daß die Zeit derselben dem Ablauf nahe ist, und er berichtet dem König auch über eine „Ordnung des Fußvolkes ohne Beihilfe der Wagen". Ebenso erinnert die Eintheilung in ein Gros und die „Harzelirer" oder „Hurkowniki" (Tirailleurs, Plänkler), welche das Gefecht zu eröffnen hatten und entweder vordrangen oder sich auf die Haupttruppen zurückzogen, an gewisse Regeln der modernen Taktik, welche in anderen Heeren sich erst viel später eingebürgerten.

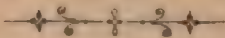
In der Kriegskunst Wlczek's zeigt sich schon das Bestreben, durch taktische Maßregeln den Sieg zu gewinnen, der bisher stets nur als die Frucht persönlicher Tapferkeit erachtet wurde. Seit den Römern vielleicht legte man zum erstenmale wieder Gewicht auf die Leitung und Beherrschung der Massen in der Schlacht, die durch das ganze Mittelalter wenig mehr als ein Nebeneinander von Einzelkämpfen war.

Auch in der Bewaffnung unterschied sich das böhmische Heer zur Zeit Wlczek's schon von den älteren, woran die Ausbreitung der Feuerwaffen natürlich den meisten Antheil hatten. Die Reiterei führte Lanzen, Schwerter und Streitkolben oder Aexte. Aber auch berittene Schützen gab es schon, welche neben den „Verlorenen", wie jene Reiter genannt wurden, die zum ersten Angriff bestimmt waren, ritten.

Wir haben gehört, daß Wlczek den Schützen empfiehlt, auf die Pferde der Gegner zu zielen, da der mit dem Panzer beladene Reiter zum Fußkampf zu unbehilflich war und der wuchtige Anprall der schweren Reitergeschwader durch solche Lücken in seiner Kraft gebrochen wurde.

Das Fußvolf führte die Partisane, den Speer und auch wohl Streitkolben und Lanze. Neben der Armbrust tauchte schon immer mehr die Handfeuerwaffe, das Faustrohr, auf und waren die Schützen, welche Schilder trugen, an den Flügeln der Abtheilungen postirt, um Schutz vor feindlichen Geschossen zu bieten und selbst im Feuer nicht behindert zu sein.

Mehr und mehr war auch das böhmische Kriegswesen des exclusiv nationalen Charakters entkleidet worden, obwohl es denselben so lange treu gehegt und gerade durch ihn Perioden höchsten kriegerischen Glanzes erzielt hatte. Und um dieselbe Zeit bereitete sich der Anschluß Böhmens an das mächtvoll aufstrebende Oesterreich vor, in dessen ruhmvollem Heer bei hoher kriegerischer Ausbildung der vereinigende und ausgleichende Rahmen für alle nationalen Eigenarten gegeben war.



Hau
von
Hau
eine
ix
Pl

... im Mittelalter.

... die ersten Fortificationen sein
... Erfindung besonderer Vorrichtungen,
... aus dem Alterthum zurück und wir
... in den Wurfmaschinen des Mittelalters
... ging auf eine Art derselben als

... unzugänglichen Höhen gelegenen Festen
... zahlreichen tapferen Bevölkerung ver
... im Mittelalter schwerfällige und häufig
... deren Größe und Last sie sehr schwierig

... Darstellung dieser Kriegsmaschinen ist mit nicht
... Die Schriftsteller des Mittelalters bedienen sich,
... Darstellung, sehr verschiedenartiger Benennungen;
... unter ganz verschiedenen Namen vor, dann
... Maschinen, die nach Construction und Anwendung
... dieselbe Benennung. Eine Sichtung wird um so
... fast nie eine Beschreibung dieser Maschinen
... als bekannt voraussetzen und begnügten sich
... oder jenem Kriege zu erwähnen.

... eine übersichtliche Darstellung zu gewinnen, theilen wir
... Mittelalters in Wurfmaschinen (und zwar für geraden
... Stößmaschinen zur Erschütterung der Mauern und Her
... (Vgl. Seite 152 u. 153.)

... werden uns in den Chroniken des Mittelalters genannt
... Mangel, Mangel, Pechtreter und Kuten. Sie waren
... gegenwurf construirt, wie schon aus ihrer Anwendung gegen
... geschlossen werden muß, und dürften als gemeinsame
... der Alten haben. Diese bestand aus einer ziemlich compli
... welche den Zweck hatte, Steine oder andere Gegenstände, die auf
... gespannten Hebelarm gelegt wurden, mit großer Geschwindigkeit
... Kraft gegen bestimmte Ziele zu schleudern. (Bild Seite 48.) Es
... zu diesem Zwecke eine große Menge mechanischer Vorrichtungen denken
... Zeit scheint man auch sehr verschiedene Maschinen construirt zu haben,
... auf einer gemeinsamen Grundlage beruhten.

... Abbildung (Seite 152) zeigt eine der anders gestalteten mittelalterlichen
... Maschinen, welche die Stadt Basel hatte 1424 anfertigen lassen, und wozu
... folgende Erläuterung gibt: „Das Hintertheil des Wagbaumes a
... so etwas tiefer und mit einer unsäglichen Last in einem angebundenen
... wird mit einem Haspel c in die Höhe aufgezogen, hiermit das
... des Baums d, daran die Schlinge gemacht ist, zur Erden gebracht, dar
... mit einem Seil e angespannen, bis der Stein viel Zentner schwer in die Schling f

gelegt. Wenn dann das Hebeil e gezuht wird, schwingt der Baum durch Mischführung des angenehnten Kasts den Stein in die Luft, welcher im Niederfall Alles, was er antrifft, zertnirschet.“

Seltamerweise findet sich eine von französischen und italienischen Schriftstellern des Mittelalters oft erwähnte und sehr gerühmte Wurfmaschine, die Bombarde, in deutschen Chroniken gar nicht genannt. Da uns aber die Geschicklichkeit der heimischen Künstler wiederholt gerühmt wird und derlei Erfindungen sich schon damals rasch verbreiteten, so ist wohl anzunehmen, daß sich die Bombarde der romanischen Völker hinter einer der obenangeführten Wurfmaschinen verbirgt; wahrscheinlich ist sie eins mit dem Tummeler, dessen Wirkung als sehr verheerend geschildert wird.

Häufig erwähnt werden die Antwerke oder Anteriche, welche schwere Steine gegen die Mauern und Erker schleuderten, aber auch in hohem Bogen Brennstoffe in das Innere des belagerten Ortes warfen. Von der Mutte berichtet uns der Heimchronist Ottokar von Hornek:

„Der Maister saczt an der stet
Ain Hutten an dem Berch (Berg),
Dahinter ain Antwerch
Von Swebel ain Feuer
Warf er hinauf mit der Hutten
Daz begund sich schütten (zu schütten)
Und praitten auf daz Dach.“

Da er nun weiter erzählt, daß die zum Köschen Herbeieilenden durch Steinwürfe aus einer anderen Maschine vertrieben wurden, so geht daraus hervor, daß die Mutte leichter construirt war und nur Gegenstände von geringem Gewicht zu werfen vermochte.

Wie schon erwähnt, wird die Wirkung der Tummeler als die furchtbarste geschildert. Hornek sagt davon:

„Und die Tummelere
Daz ist ein Berich also getan
Daz man halten dazfür chan,
Geczumere noch gemawen,
Daz dazfür mög getawen.“

Da er an einer anderen Stelle erzählt, man habe „Tummever und Mangen, Hutten und Pechtrer aufgericht“, so ist wohl anzunehmen, daß die Verschiedenheit dieser Wurfmaschinen hauptsächlich in der Größe und dem Gewicht der Geschosse bestand. Die stärker construirten warfen Steine zur Erschütterung und Niederwerfung der Mauern, die schwächeren Brandstoffe. Neben brennendem Schwefel und Pech werden auch die Feuerpfeile erwähnt, wie wir schon bei der Belagerung von Krems durch Rathias Corvin sahen. Es waren das stärker construirte mit Widerhaken versehene Geschosse, die mit brennbaren Stoffen umwickelt, oder wenn sie hohl waren, gefüllt wurden. Während die Römer sie auch in offener Feldschlacht gegen die ihnen gefährlich werdenden Kriegselefanten gebrauchten, fanden sie im Mittelalter nur bei Belagerungen Anwendung, um Gebäude oder hölzerne Bollwerke und Maschinen zu entzünden. Wiederholt werden auch Feuerkugeln erwähnt, und bei der Belagerung von Rutenberg versprach ein Zeugmeister dem Kaiser Albrecht I., Feuerkugeln von besonders furchtbarer Wirkung anzufertigen, die „Holcz und Gemewr Brennen

aus den Grunt". Der Versuch wurde auch gemacht, die Wirkung scheint aber den Erwartungen nicht entsprochen zu haben.

Nicht selten bediente man sich der Wurfmaschine auch, um verfaulte Aeser, alle Arten Roth und ähnliche unsaubere Substanzen in Fässern gegen die belagerten Orte zu schleudern. Man suchte dadurch Seuchen zu erregen, welche die Vertheidigungskraft lähmen und zur Uebergabe nöthigen würden.

Während Herzog Albrecht 1380 den Grafen Heinrich von Schaumberg in seinem Schlosse (Oberösterreich) belagerte, that ihm dieser den Schimpf an, ein mit Excrementen gefülltes Faß gegen das herzogliche Zelt werfen zu lassen. Auch erst wendete man dasselbe unsaubere Mittel gegen das Schloß an, das jedoch trotz dem nicht bezwungen wurde. Die Hussiten warfen, wie schon erwähnt, 1422 bei der Belagerung von Karlstein 2000 Fässer mit solcherlei Inhalt in die Feste.

Mit Erfolg wendeten die Bürger der rheinischen Städte das Mittel an, als sie 1334 die Hauburg Schwannau im Elsaß lange vergeblich verannt hatten. Die herrschenden Seuchen zwangen die Besatzung zur Uebergabe und mit Ausnahme der Adeligen wurden die Räuber gehängt; den Zeugmeister der Burg aber, der den Belagerern viel Schaden zugefügt hatte, legte man statt eines Steines auf die Wurfmaschine und schleuderte ihn in die Luft, wozu der Chronist naiv bemerkt, „er werde wohl schon todt gewesen sein, bevor er sich beim Sturz aus der Höhe zerschmetterte“.

Für den geraden Wurf dienten die Bleiden, welche den Katapulten der Alten entsprachen. Sie bestanden aus einer bankartigen Vorrichtung mit einer Rinne, in welcher das Geschöß lag, das durch die Schnellkraft eines mit Strängen zurückgedrehten Bodenstückes auf ziemlich große Entfernungen geschleudert wurde. Als Geschosse wurden sehr starke, zweidrittel Fuß im Quadrat haltende und 18 Fuß lange Balken mit eisernen Spitzen benützt oder auch ganze Pfeilbündel, welche dann einen größeren Raum bestrichen, also die Vorläufer der Kartätschen waren. Natürlich gab es auch Bleiden von verschiedenen Größen, indessen beruhte ihre Construction stets auf dem Principe der Armbrust. Hieher sind auch die Wagenarmbrüste zu zählen, die auf einem besonderen Gestell ruhten, starke stählerne Bogen hatten und eine eigene Gattung schwerer Pfeile — besonders zum Zünden — schossen, welche Musketten genannt wurden.

Sehr häufig aber reichte man mit diesen Wurfmaschinen nicht aus, um die Mauern eines festen Places zum Falle zu bringen oder einen Sturm mit Hoffnung auf Erfolg vorbereiten zu können. Man construirte daher verschiedene Belagerungsgeräthe, um die Befestigungen durch directen mechanischen Stoß zu erschüttern und eine gedeckte Annäherung zu gestatten.

Allen diesen Zwecken zugleich diente ein im Mittelalter vielgenanntes, besonders complicirtes Gerüst, der Balfried oder Berfried, von den heimischen Schriftstellern seinerzeit treffend „Ebenhoch“ genannt. Dasselbe war sehr fest aus Balken gezimmert, mehrere Stockwerke hoch und war auf Rädern beweglich, um gegen die Mauern geschoben werden zu können. Zu diesem Zwecke mußte oft mit langwieriger Arbeit und unter großen Verlusten eine besondere Straße oder eine Bahn aus Bohlen hergestellt werden. In den unteren Etagen dienten sie als Wurfmaschinen gleich dem Widder der Alten, um die Mauer zu durchbrechen. In den oberen Etagen dienten sie zur Beobachtung des Feindes, Beunruhigung

ren sie mit Fallbrücken versehen, um den Stürmenden den Uebergang auf die Mauern zu gestatten. (Bild Seite 153.)

Da die einfachste Weise, sich dieses Angriffsmittels zu erwehren, sich in der Landsegeung desselben bot, war der Balfried von Außen mit glatten Thierhäuten, flachen Stoffen oder anderen Schutzmitteln verkleidet. Außer den Feuerpfeilen bedienten sich die Belagerten, um den Balfried anzuzünden, auch der Brandtücher oder Feuerbälle, etwa ellenlange Stücke Leinwand, mit brennbaren Substanzen bestrichen und an Widerhaken zum Anhängen versehen.

Eine andere vielgebrauchte Belagerungsmaschine war die Kage. Sie hatte eine zweifache Aufgabe: die gedeckte Annäherung an die Mauern und die Zerstörung derselben durch Unterminiren oder Stoßwerkzeuge. Für den ersteren Zweck bestand die Kage aus einem oft sehr stark gebauten Schirmdach, das den Minirern, den Stoßwerkzeugen und auch den Stürmenden Deckung gegen die Geschosse der Belagerten wabte. Auch die Kage wurde auf Räder gesetzt oder mittelst untergeschobener Rollen fortbewegt; da sie knapp an die Mauern geschoben werden mußte, so machte die Ausfüllung der Gräben oder bei Schlössern die Herstellung eines Weges zur Kage große Schwierigkeiten.

Die Belagerten suchten sich der Kage gleichfalls durch Feuer oder durch Zerstreuung mittelst großer Kisten zu erwehren.

Als die Eidgenossen unter dem wilden Vandalen Zitel Meding das vom reichthümlichen Adel verteidigte Schloß Greifensee belagerten, kam auch die Kage zur Anwendung. Zweimal gelang es dem Befehlshaber Herrn Hans von Zetenschwandberg, der „Wildhans“ genannt, das Schirmdach durch einen Altarstein und andere Kisten zu zertrümmern, wobei die darunter befindlichen Arbeiter den Tod fanden. Aber endlich bauten die Schweizer ein so starkes Dach, daß es allen Angriffen trotzte, und damit war der Fall der Festung entschieden, welcher nach der Übergabe zu dem „Bluttag von Greifensee“ führte, da Zitel Meding alle Gefangenen enthaupten ließ.

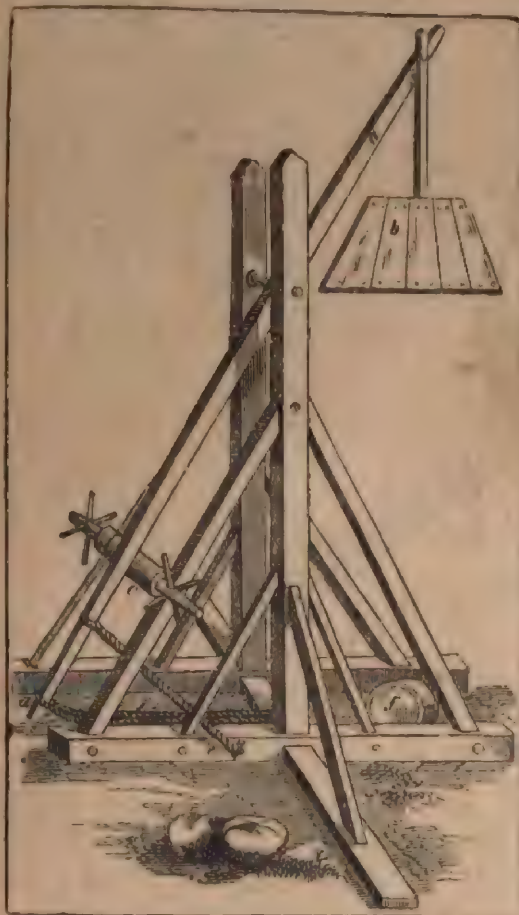
Zu der alten Befestigungskunst nannte man auch jenes Werk, welches alle Höhen an Höhe überragt oder beherrscht, die Kage, später wurde dafür der Ausdruck „Cavalier“ üblich.

Ähnlicher Construction, nur durch die Größe unterschieden, mag wohl der „Krebs“ gewesen sein, ein Zerstörungsinstrument, von dem gerühmt wird, daß keine Mauer und kein Thurm widerstehen konnte. Zur Fortbewegung des Krebses waren hundert Menschen auf ebenem Boden erforderlich.

Vollkommen unklar ist es, zu welcher Gattung von Belagerungsmaschinen der Hornet genannte „Egelswer“ gehört; nur aus der Zusammenstellung mit der Kage läßt sich schließen, daß es eine Stoßmaschine war, welche Maschinen wohl ähnlich gleich dem Widder der Alten darauf beruhten, daß ein mit Eisenstacheln besetzter Stamm durch Menschenkraft auf Rädern oder Rollen gegen die Mauern losgerollt wurde, um das Gefüge zu erschüttern, Steine auszubrechen und endlich eine Breche zu schaffen oder den völligen Zusammensturz herbeizuführen.

Sollte ein solcher Zweck im geringeren Umfang von einem Einzelnen erreicht werden, bediente man sich der „Weisfüße“, gespaltener Brecheisen zum Kockern von Steinen, oder des Anlegens von Sturmleitern und Hinaufklimmen an der Mauer zu erleichtern. Die „Weisfüße“ werden 1444 unter den Waffenvorräthen der Stadt Wien angeführt.

Wer den Bau, die Aufstellung und Bedienung solcher Kriegsmaschinen oder gar daran Verbesserungen anzubringen wußte, genoß hohe Ehren und Gezeugmeister oder auch kurzweg Meister genannt. Bei der Schilderung der Belagerung von Bingen rühmt Horneß die Kenntnisse und Verdienste des „Rot Ermeleyn“ (etwa Roth-Armel), der in hohen Gnaden bei Kaiser Albrecht stand. Diese Meister waren nicht immer Kriegsleute, sondern häufig wirkliche oder Gelehrte, welche ihre Kenntnisse in der Mechanik und Mathematik dem



Mittelalterliche Wurfmaschine.

(Seite 148.)

Anwendung beschränkten Maschinen selbst starke Festungen in nahezu unnahbaren bezwungen werden konnten. Allerdings war damals eine Belagerung eine viel unlichere und langwierigere Sache, als dies heute der Fall ist. Man mußte oft nahezu die verschiedensten Mittel anwenden, um zum Ziele zu gelangen; nur der Zwang endlich die auf steiler Felsenhöhe und hinter klasterdicken Mauern Angriffe spottenden Vertheidiger, und der Beispiele, wo die Belagerer trotz Mühe resultatlos abziehen mußten, sind im Mittelalter sehr viele.

Für die Stärke der Mauern ist ein Beispiel aus der Fehde Herzogs Albrecht mit dem Bischof von Konstanz bezeichnend. Der Erstere belagerte den

lande widmeten. Wir wissen nach dem Beispiele des Archimedes bei der Belagerung von Syrakus auch Galilei und Benvenuto als Kriegstechniker bei den Angriffen auf Florenz und Rom hervorgetreten. Ebenso beschäftigten sich Leonardo Vinci und unser Albrecht Dürer übergehend mit dieser Wissenschaft.

Man gab daher diesen Meistern auch gar wohlklingende Ehren titles. Ingeniari, Ingeniosi, Artillieri, das heißt so viel wie sinn- und erfahrungsreiche Künstler, Bezeichnungen, die in dem heutigen Ingenieur- und Artilleriewesen noch fortleben. Artillerie stammt von arcus (Bogen), da man verstand darunter jenen Zweig der Kriegskunst, der sich mit den Wurfmaschinen befaßte. Er verschwand endlich mit dem Ueberhandnehmen der Feuerwaffen ganz und an seine Stelle trat die „Arctley“, „Arct“, „Artillerie“, was von ars (Kunst) abgeleitet ist und stets nur von Feuerwaffen verstanden wurde.

Nur weil die Vertheidigungsmittel fast noch mangelhafter als jene zum Angriff, ist es erforderlich, daß mit so schwerfälligen und in

ld von Nellenburg auf dem gleichnamigen Schlosse bei Stodach. Da Geschosse nichts gegen die riesigen Mauern vermochten, untergrub man mit Hilfe den auf einen Fels gebauten großen Thurm, bis die eine Hälfte des Thurm mehr auf untergestellten hölzernen Stützen ruhte. Als diese dann angezündet und abbrannten, stürzte der Thurm nicht, wie man erwartet hatte, in sich zusammen, sondern das Mauerwerk war so fest, daß er als Ganzes berg hinabrollte, wobei sechs Mann der Besatzung mitgerissen wurden.

Am besten waren die Belagerer sehr stark, da die Schwierigkeiten der Verpflegung die Belagerer nicht ge-
nügen als für die Ver-

Die letzteren wendeten ergötzliche Kriegslisten während der Belagerung. Noch Osterreichern durch die Herzogin Margaretha (Maultasch) schwand der Proviant in der Burg auf einen Mägen und ein mageres Stück zusammen. Nun erzählt uns weiter: „Solches und ließen sie schlagen schmecken, folgendes solche mure Haut mit dem Korn's füllen und ernähren, hernach solches den Berg hinabrollen. Dann schaute unten mit Verwunderung zu, und als man die Thüre eröffnete, bildeten sie sich ein, die Belagerten noch mit Proviant versehen sein. Als aber die Herzogin Margaretha vernahm, schrie sie mit Stimme: „Ha, das sind die halsstarrigen Clauswappen, so ihnen schon lange Rath in die Kluft zusammengetragen und auf dem hohen Felsen sich versteckt die wir nicht wohl werden in unsere Klauen bekommen können. Darum laßt sie in ihrem Nest sitzen lassen und andere gemästete Vögel suchen.“ Hernach auf ihren Befehl Jeder seine Sturmhaube mit Erdbreich füllen und solches auf das Feld — gleich gegen Osterreich über — ausschütten, daraus denn endlich ein Hügel und demselben der Name die Maultaschschütt erwuchs.“

Die erste Sorge beim Beginne jeder Belagerung war die vollkommene Ein-



Mittelalterliche Sturmmaschine.

(Seite 151.)

ung. Zu diesem Zwecke und zum Schutze gegen Ausfälle oder Entsatzversuche

wurde um das Lager nach Innen und Außen zu Wall und Graben aufgeworfen und Schanzen errichtet. Auf deren Zerstörung zielten die häufig unternommenen Ausfälle ab. Bevor man sich zu einer regelrechten Belagerung entschloß, versuchte man stets, durch einen Sturmangriff des Plazes Herr zu werden. Die Pfeil- und Armbrustschützen suchten durch möglichst viele Geschosse die Verteidiger von den Wällen zu vertreiben und das Anrücken der Stürmenden zu sichern, die ihrerseits an der Erstiegung der Mauern mittelst Leitern gingen, um ein Thor für die Masse des Belagerungsheeres zu öffnen. Nur selten gelang dieser erste Angriff, und wenn es geschah, waren meist Verrath oder Faghaftigkeit der Besatzung daran schuld.

Bei befestigten Orten und Städten spielte schon frühe das Minenwesen eine besondere Rolle. Man suchte die Mauern durch Untergrabung zum Einsturz zu bringen oder sich unter denselben einen Weg in die Stadt zu bahnen, wobei Alles darauf ankam, die Belagerten in Unkenntniß über die Richtung der Minen zu lassen. Man arbeitete daher von verschiedenen Stellen aus und warf sogenannte „Hädelwerke“ auf, ein System von Erdaufwürfen und Verpalissadirungen, zu welchen die Minengänge das Material gaben. Nach und nach rückte man mit diesen Werken näher, um die Wurfmaschinen postiren, „Balsfried“ und „Rage“ möglichst ungefährdet an die Mauern bringen zu können. Ein beliebtes Verteidigungsmittel, das mit glänzendem Erfolg Hunyady bei Belgrad gebrauchte, war das Anzünden von Reisigbündeln in der Bresche; auch Fässer oder Sandsäcke schob man rasch in eine Mauerlücke. Den besten Schutz indessen sah man in der Tapferkeit der Besatzung, die ja meist nicht bloß um Freiheit und Gut, sondern auch um das Leben zu retten, joch. Den Stürmenden goß man von den Wällen brennendes Pech, siedendes Del oder auch Wasser entgegen.

Das Fehlschlagen einer Belagerung war fast immer mit großen Verlusten begleitet. Nur selten war es auf dem Rückzuge möglich, die mit vielen Kosten hergestellten und herbeigeschafften Kriegsmaschinen mitzunehmen, deren oft eine große Zahl war. Oft war man genöthigt, sie selbst anzuzünden, um sie nicht in den Händen des Feindes zu lassen. Oft wurden zur Bezwingung einer einzelnen Feste ungewöhnliche Mittel aufgeboten. Hadmar von Falkenberg betrieb von seinem bei Zwentz gelegenen Schlosse nicht nur das Raubritterthum in frechster Weise, sondern stand auch im Verdachte, Kaiser Albrecht I. nach dem Leben zu trachten. Dieser ließ daher 1299 unter seinem Sohn Herzog Rudolf ein Heer gegen die Burg Falkenberg ausziehen, die nach der Flucht Hadmar's von dessen Bruder Rapoto verteidigt wurde. Vier große Bleiden und mehrere kleine Wurfmaschinen wurden aufgestellt und siebenzig Wagen waren Tag und Nacht beschäftigt, um die Geschosse aus den Steinbrüchen bei Eggenburg herbeizuschaffen, so daß jeder Stein auf sieben Schillinge zu stehen kam. Im Verlauf der Belagerung, die durch den ganzen Winter bis in den März 1300 währte, wurden 7800 große Steine gegen die Feste geschleudert, und auch dann, als Ringmauern und Thürme schon sehr beschädigt waren, willigten die Verteidiger erst in eine Uebergabe, als ihnen freier Abzug mit allem Eigenthum zugestanden wurde.

Eine der merkwürdigsten Belagerungen, in deren Verlauf sich ein anschauliches Bild der damaligen Wehrverhältnisse entrollt, war jene von Güns durch Herzog Albrecht, den späteren Kaiser. Die Grafen von Güns waren weder gute Unterthanen noch bequeme Nachbarn. Pochend auf ihren großen Besitz, beanspruchten sie

vollige Unabhängigkeit, und eine der reichsten Einnahmsquellen sahen sie in den Raubzügen nach Oesterreich und Steiermark. Graf Zwan gehörte zu den Schlimmsten seines gewaltthatigen Geschlechtes. Er trotzte der Macht des Ungarkönigs Ladislaus und fiel wiederholt in die deutschen Nachbarländer ein, die Dörfschaften verbrennend, die Herden raubend, während die männlichen Einwohner erschlagen, Weiber und Kinder, mit Striden gebunden, in Gefangenschaft getrieben wurden. Abt Heinrich von Admont und der Landeshauptmann von Steiermark, Hermann von Vandenbergh, erlitten wiederholte Niederlagen, und man mußte froh sein, sich durch einen unrühmlichen Vertrag für einige Zeit Ruhe zu schaffen.

Das wurmte Herzog Albrecht gewaltig, denn er war nicht der Mann, eine Unbill geduldig hinzunehmen. Als daher Graf Zwan sich neue Räubereien zu Schulden kommen ließ, beschloß der Herzog, gründliche Abrechnung mit ihm zu pflegen. Er erließ im Frühjahr 1289 ein Aufgebot und brach mit einem Heer von 15.000 Mann auf, um Graf Zwan energisch zu züchtigen und seinen Hauptstz Güns zu nehmen. Auf dem Wege dahin lagen aber viele Burgen und befestigte Plätze, welche zuerst genommen werden mußten.

Zuerst kam die starke Burg Martinsdorf an die Reihe, in welcher die Grafen Simon und Michael, zwei Vettern Zwan's, befehligten. Auf hundert Wagen wurden von Neustadt die Kriegsmaschinen herbeigeschafft, „Bleiden“ und „Tunnerer“ fingen an zu spielen, und namentlich vor den Geschossen der letzteren hielten auch die festen Mauern nicht Stand. Ein Entsatzversuch Graf Zwan's wurde siegreich abgewehrt, ohne die Belagerung zu unterbrechen. Immer näher rückten die „Erenboch“ gegen die Mauern, so daß man von den oberen Stockwerken derselben in die Gemächer der Burg sehen konnte und weder darin noch auf den Wällen Sicherheit gegen die Bolzen der Armbrustschützen mehr war. Gegen Bewilligung freien Abzuges mit allem Eigenthum erklärte sich die Besatzung bereit zur Uebergabe, was auch mit Ausnahme der Lebensmittel zugestanden wurde.

Das Schicksal dieser Feste hatte heilsamen Schrecken verbreitet, so daß der Befehlshaber von St. Margarethen keinen Widerstand wagte, sondern auf die erste Aufforderung die Burg übergab und abzog. Nicht so glimpflich ging es bei Burg Edendorf ab, die ein fürchterliches Schicksal traf. Kaum war die Belagerung begonnen, als durch das von einer Rutte geworfene Schwefelfeuer das Dach eines ungemein hohen Thurmes in Brand gesteckt wurde. Ein Steinhagel aus den Antwerpen machte alle Vorschübe unmöglich, und in der Verwirrung hatte man die schweren eisernen Thore so fest verrammelt, daß jede Hilfe oder ein Entweichen in die Burg verhindert war. Graßliches Jammergeschrei drang aus der Burg, und man bat den Herzog, die Unglücklichen retten zu lassen. Doch er erwiderte anfänglich, es sei nur gerecht, daß die Ungarn für die in Oesterreich verübten Grausamkeiten büßen, und erst nach weiterem Drängen gestand er Weibern und Kindern und einem Priester, in Allem 81 Personen, freien Abzug zu. Von den Männern kamen die meisten im Kampf und in den Flammen um, die Gefangenen sendete man in jene Orte, welche am schwersten durch die Raubzüge betroffen waren, zur Hinrichtung.

Nun wagte man fast nirgends mehr Widerstand, nach der Reihe ergaben sich die festen Plätze. Nur das sehr starke Altenburg versuchte sich zu widerlegen, da eröffneten aber die Schützen des Herzogs einen solchen Hagel von Pfeilen und Bolzen,

daß niemand auf den Wehren und Mauern bleiben konnte und man sich auch übergeben entschloß.

Dem Siegeszug schien bis Güns kein Hinderniß mehr entgegenzustehen. Herzog Albrecht im eigenen Lager auf einen Widerstand stieß, der so recht die Kläglichkeit der damaligen Wehrverfassung bewies. Die Edlen aus Oesterreich bestanden nämlich darauf, nach Hause entlassen zu werden, da sie sonst der Ernte und Weinlese verlustig werden müßten. Vergebens war alles Zureden des Herzogs und sein Versprechen, allen erwachsenden Verlust zu vergüten. Wenn sich Einzelne willig zeigten, beharrten die Uebrigen desto hartnäckiger auf ihrem Entschluß, der nach den Privilegien des Adels allerdings nicht anfechtbar war. Viele zogen sogar ab, ohne die Erlaubnis abzuwarten, und Herzog Albrecht mußte endlich gegen das Versprechen, daß sie nach der Weinlese wieder einsinden würden, Alle ziehen lassen, mit Ausnahme der Belagerten in den eingenommenen festen Plätzen. Es war dies eine große Schädigung des ganzen Unternehmens, da inzwischen Graf Zwan Zeit zu neuen Rüstungen gewann.

Mit den Beisteuern reicher Landesherren, besonders des Abtes von Admont, konnte Herzog Albrecht Kriegsvolk aus Steiermark und Kärnten an sich ziehen, und gegen Ende September stellten sich pünktlich auch die edlen Herren aus Oesterreich mit ihrem kriegerischen Gefolge ein. Herzog Albrecht's Beharrlichkeit fand viel Lob und Bewunderung, und Ritter Hornek meint, er habe noch nie von zwei Kriegszügen in einem Jahre vernommen.

Sofort zog das Heer vor Güns, da Graf Zwan nicht den Muth fand, sich im offenen Feld entgegenzustellen. Dagegen hatte er Abtheilungen seiner Kriegsteile in die Umgegend verlegt, wo sie durch den kleinen Krieg den Belagerern viel Schaden thaten. Wiederholt gingen die Provianttransporte verloren und kleinere Abtheilungen, die sich zum Fouragiren aus dem Lager wagten, wurden häufig überfallen. An einem Tage wurden auf solche Art fünfhundert Knechte des herzoglichen Heeres erschlagen und hundert Mann betrug der auf diese Weise entstehende Abgang fast täglich. Den Gefangenen ließ der unmen schliche Zwan Hände und Füße abschlagen.

Elf Tage lagerte das Heer vor der Stadt, als Herzog Albrecht endlich den Sturm auf selbe befahl. Man hatte schon früher die beste Habe in die Feste gebracht und nach kurzem heftigen Kampf öffneten die Bürger die Thore. Wie uns Hornek erzählt, befahl der Herzog, die Stadt zu schonen, aber in ihrer Erbitterung achteten die Soldaten dessen nicht.

„Wie sehr der Herzog hat gegeten,
Daz man die Stat nicht verprant,
So waz es doch unerwant.“

Zuerst plünderten die Kriegsknechte alles rein aus. Als nun der Troß und die Schuttknechte, von welchen so viele getödtet worden, an die Reihe kamen und nichts mehr fanden, zündeten sie aus Rache und Unmuth die Stadt an.

Nun kam erst die schwierigste Aufgabe, die Bezwingung der ziemlich starken Feste. Auf einem besonderen Gerüste wurde über den tiefen und mit Wasser gefüllten Graben eine Rake an die Mauer geschoben, deren Bauart und Ausrüstung so trefflich war, daß weder die schweren Steingeschosse noch das Feuer ihr etwas anhaben konnten. Wohl versuchten einmal kühne Leute aus der Festung, das Gerüst, auf dem die Rake stand, anzuzünden, indem sie zur Nachtzeit auf einer Art Floß sich näherten

von unten Feuer anlegten. Aber die Flamme ward noch rechtzeitig bemerkt und verdrückt, ehe sie großen Schaden gethan hatte.

Unablässig arbeiteten nun die Wurfmaschinen, so daß die Mauerkronen und Thürungen, die Erker und Thürme in Schutt sanken und die Wälle selbst litten. Ein Versuch, die Feste zu untergraben, mußte wegen der Tiefe des wasserführenden Untergrundes aufgegeben werden.

Von beiden Seiten erschöpfte man allen Scharfsinn, um neue Angriffsmittel zu finden oder diesen durch entsprechende Gegenanstalten vorzubeugen. So erzählt uns Ornel:

„Die Meister ließen machen einen Baum,
Der was grozz und lantz,
Nach der der Meister weisen
Ward er beslagen mit Eijen.
Und an dem Tre iberall
Mit rechtem Eidel und Stachel!“

Um die furchtbare Wirkung dieses Stoßbaumes, dem die festesten Mauern wichen, zu schwächen, ließen die Belagerten dicke, geflochtene Hürden an den Mauern herab, an die Stellen, gegen welche der Stoßbaum in Thätigkeit war, zu schütten. Aber im Jahr bereitete man auch diesen Schutz, indem man scharfe Sicheln an langen Stangen befestigte und damit die Seile durchschnitt, woran jene Hürden hingen.

Endlich wurde es klar, daß alle Mittel des Widerstandes erschöpft waren, und auch die Lebensmittel schmal zu werden anfangen, zeigte Graf Jwan seine Bereitwilligkeit zu Unterhandlungen. Herzog Albrecht wollte den frechen Ruhestörer exemplarisch züchtigen und gestand zuerst nur den Weibern und Kindern freien Abzug. Die Männer sollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben oder in der Burg zum Aeußersten bleiben. Erst auf das vielfältige Zureden seiner erfahrensten Ratheleute, die ihn auf den herannahenden Winter und die schon erlittenen schweren Verluste aufmerksam machten, gestand er auch den Männern mit ihren Pferden und viel von der Habe, als jeder tragen konnte, freien Abzug zu. Am 1. November zogen die herzoglichen Truppen in die Burg ein, das Aufgebot aber wurde entlassen. Dem „gemeinen Kriegsvolk“ hatte auf diesem Zuge fast die Hälfte das Leben verloren.

Von anderen Kriegsgeräthschaften haben wir die Wagenburg schon wiederholt in ihrer Anwendung kennen gelernt. Sie findet sich schon bei den alten Germanen, wo sie aber nur als Deckung der Nachhut, als Schutz für Weiber und Kinder erscheint. Im Falle einer Niederlage zog man sich auf sie zurück, wo dann oft eine zweite, noch blutigere Schlacht entbrannte. Unter Karl dem Großen war die Beistellung einer Anzahl Wagen bei jedem Aufgebot des Heerbannes vorgeschrieben, doch scheinen selbst mehr Transportmittel als Kriegswagen gewesen zu sein. Erst im fünfzehnten Jahrhundert finden wir sie wieder zu großer Bedeutung gekommen, und zwar nicht als Defensivmittel, sondern als Grundlage eines besonderen taktischen Systems, wofür sie auch zum Angriff zu verwenden suchte. Wir haben gesehen, welche Wichtigkeit Wagenburgen in der Kriegsführung der Hussiten besaßen und welche Meisterschaft Anders Jizka in deren vielseitiger Benützung eigen war.

Auch die Anwendung von Schiffbrücken kam schon früh, wenn auch sehr selten vor, da die Reiterheere auch ohne solche leicht die Flüsse übersezen konnten. Auch wir scheint von solchen noch nichts zu wissen, obwohl sie für andere als

militärische Zwecke schon viel früher hergestellt wurden. Wo er einen Heerzug beschreibt, erwähnt er des Gedränges und der Verwirrung bei Ueberschreitung von Gewässern: man setzt mit Schifflein, so viel eben zu haben waren, mit Roß und Mann an oder schwamm und watete hindurch. Von König Ottokar II. wissen wir, daß er 1271 auf seinem ungarischen Feldzug eine Schiffbrücke mit sich führte, die auf buntem Wagen verladen war. Auch Rudolf von Habsburg bediente sich im entscheidenden Feldzug gegen Ottokar einer Schiffbrücke, welche das rasche Vordrängen jenes Heeres wesentlich erleichterte. In viel späteren Feldzügen dagegen sehen wir, daß die Heere bedeutende Umwege machen mußten, weil sie keine solchen Brücken besaßen. So mußten 1336 die bairischen und österreichischen Truppen über Passau bis nach Regensburg ziehen, um den Donau-Uebergang zu bewerkstelligen.

Dem Leser wird gewiß sich öfter die Bemerkung aufgedrängt haben, daß, in unbehilflich und schwerfällig auch viele der erwähnten Kriegsgeräthe sind, wie sehr sie auch von den modernen Einrichtungen, welche die Tractheit von Präcisionsinstrumenten haben, abweichen, doch der zugrunde liegende Gedanke derselbe ist. Was damals noch in der Herstellung, unzuverlässig in Handhabung und Wirkung war, ist heute, wo die Kriegswissenschaft sich alle Errungenschaften der Technik, Physik und Chemie dienstbar macht, ein nach unumstößlichen Gesetzen eingerichtetes und wirksames Instrument. Aber entkleidet von diesen Fortschritten bleibt der Grundgedanke meist derselbe, den wir vor sechshundert und mehr Jahren den „sinn- und erfindungsreichen Gezeugmeistern“ vorschweben sahen. So drückt sich auch in dieser Beziehung der alte Erfahrungssatz aus, daß die Erscheinungen an sich immer die gleichen sind und nur die Zeit und ihre Mittel sie in eine wechselnde Form bringen. Wir werden diesen Gedanken auch festhalten können, wenn wir die ersten Feuerwaffen betrachten, die sich neben und mit Hilfe der alten Wurfmaschinen verhältnißmäßig rasch entwickelten — ein Proceß, der trotz des hohen Standes der heutigen Artilleristik gewiß noch nicht abgeschlossen ist.



Die ersten Feuerwaffen.

Die historische Kritik ist ein unbarmherziges Handwerk. Mit grausamem Scharfsinn arbeitet sie an der Zerfetzung liebgewordener Vorstellungen, und was durch Jahrhunderte als festbegründete Thatsache galt, von Mund zu Mund sich fortpflanzte, das löst sie in flatternde Nebelstreifen der Sage auf, durch welche die Wahrheit verhüllt oder in ihren Formen verzerrt wurde. Die historische Kritik verrichtet eine Penelope-Arbeit; eifrig ist sie daran, das dichte Gewebe zu zerstören, in das Ueberlieferung und Sage die Thatsachen gehüllt haben, aber während sie einen Punkt aus der Vergangenheit erhellte und richtig stellt, ist die Phantasie des Volkes eifrig daran, um einen anderen mit dem bunten phantastischen Schleier der Sage zu umgeben.

Uebrigens wäre es sehr einseitig und voreilig, diesen letzteren allen Werth abzuspochen, denn ein gewisser Kern des Thatsächlichen wohnt diesen sagenhaften Ueber-

ungen stets inne. Es gilt da das alte Sprüchlein: „Es geht keine Mede im Kell herum, in der nicht ein Körnlein Wahrheit steckt!“

So geht es auch mit der allgemein verbreiteten Annahme, daß um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein Freiburger Mönch, Berthold Schwarz geheissen, das Schießpulver erfunden habe. In dieser absoluten Form ist die Sache wohl nicht richtig, denn wir werden nachweisen, daß die Zusammensetzung und Wirkung des Pulvers schon vor jener Zeit bekannt war. Aber so ganz ohne Berechtigung ist die Annahme doch auch nicht, und wenn Berthold Schwarz nicht der Erfinder des Schießpulvers war, so dürfte er doch dessen praktische Verwendung angebahnt und es in Deutschland bekannt gemacht haben. In diesem Sinne also verdient er immerhin in Freiburg ein Denkmal.

Verfolgen wir zuerst die spärlichen Nachrichten, welche wir über das Leben dieses merkwürdigen Mannes haben. Selbst sein Name kann vor der historischen Zeit nicht Stand halten und entwickelte sich erst als eine Versinnlichung seines Lebens. In Wahrheit hieß er Konstantin Ankliger und wurde gegen Ende des dreizehnten oder in den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts in Freiburg im Breisgau geboren. Seine gelehrte Bildung, welche das mönchische Durchschnittswissen weit überschritten haben muß, erhielt er in dem berühmten Benedictinerkloster St. Blasien im Schwarzwald, aus dem so viele gelehrte Männer hervorgingen. Er legte in demselben auch die Profess ab und erhielt den Klosternamen Berthold oder Barthel, unter welchem letzterem er am häufigsten vorkommt. Seine eifrigen Studien beschränkten sich jedoch nicht auf die Theologie, sondern mit besonderer Vorliebe warf er sich auf die Naturwissenschaften, die damals in dem lockenden und geheimnißvollen Gewande der Alchemie und Magie verborgen waren.

Bald galt der nunmehrige Berthold oder Barthel nicht bloß im Kloster als ein sehr gelehrter Mann, der in das Geheimniß der Natur, in den „Zusammenhang der wunderbaren Kräfte“ tief eingedrungen war und mehr von der „schwarzen Kunst“ (Alchemie oder Magie) wußte, als eigentlich seinem heiligen Stande ziemte.

Uebrigens scheint man in den Klöstern solchen Studien in jener Zeit eifrig ausgeduldet zu haben, denn päpstliche Bullen aus den Jahren 1131 und 1139 unterbieten dieselben, ja sogar die Ausübung der Medicin. Jedoch scheint dieses Verbot nicht viel gefruchtet zu haben. Einige der größten Gelehrten, die manches heute enthieltene und praktischen Zwecken dienstbar gemachte Geheimniß der Natur schon ahnten oder doch ahnten, gehörten dem Mönchsstande an, so namentlich Albertus Magnus, Thomas von Aquino und der Minorit Roger Bacon, dessen Entdeckungen und Erfindungen seinen geistlichen Oberen so bedenklich erschienen, daß er wegen Keterei verurtheilt und in das Gefängniß geworfen wurde, wo er 1292 starb.

Die Schriften dieser Gelehrten studirte auch unser Berthold eifrig und fühlte sich besonders von Bacon angezogen, der wiederholt das Pulver erwähnt und auch des „griechischen Feuers“ gedenkt. Das erstere scheint sogar schon zu Bacon's Zeiten ziemlich verbreitet gewesen zu sein, denn er erzählt von dem Geheiß, „welchen lustige Knaben in vielen Ländern zu ihrer Unterhaltung“ davon gebrauchten, spricht aber auch davon, daß Donner und Blitz in der Luft dadurch nachgemacht und eine ganze Stadt unter Knall und Peitschen dadurch zerstört werden könne. Bestandtheile gibt Bacon ganz richtig Schwefel und Salpeter an, nur die dritte Eigenschaft, welcher eigentlich der explosive Charakter zukommt, das Kohlenpulver,

verfüllt er durch eine Buchstabenversetzung in den räthselhaften Worten: „luru mop-
can obre“ (carbonum pulvere).

Nicht das Schießpulver an sich und dessen Wirkung, sondern die Zubereitung
dieses damals ein nur Wenigen bekanntes Geheimniß gewesen sein. Ja sogar dessen
Anwendung zu kriegerischen Zwecken kannte man schon, denn ein in der Pariser
National-Bibliothek befindliches Manuscript des Marcus Graecus aus dem Ende
des dreizehnten Jahrhunderts führt den Titel: „Liber ignium ad comburenda
hostes“ (Von dem Feuer, das die Feinde vernichtet) und handelt unter Anderem
auch vom Schießpulver.

Um seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse willen ward Berthold vom Abt
seines Klosters mit der Leitung und Beaufsichtigung von Bergwerken betraut, die in
der Nähe betrieben wurden. Da war ihm nun nicht allein Gelegenheit geboten, seine



Berthold Schwarz unter dem Fallbeil.
(Seite 161.)

Kenntnisse praktisch zu verwerthen, sondern auch
jenen grübelnden Studien nachzuhängen, deren
höchste Kunst man schon zu seiner Zeit — wie noch
nach Jahrhunderten — in der Transmutation
in der Verwandlung der Metalle, in der künst-
lichen Herstellung des Goldes sah.

Von dieser Zeit an wird er, vielleicht weil
seine Beschäftigung am Schmelzofen äußerlich nicht
klar war, oder wegen der „schwarzen Kunst“, der
man ihn verdächtigte, der „schwarze Bartel“
genannt, woraus die Tradition den Berthold
Schwarz schuf. Sehr möglich ist es auch, daß
er die Anwendung des Pulvers als Sprengmittel
für den Bergwerksbetrieb versuchte, das er dann
in dem Bergwerke am Bromberg bei Freiburg in
größerem Maßstabe anwendete.

Im Minoritenkloster zu St. Martin in
Freiburg befand sich nämlich ein Guardian, der
gleichfalls eifrig Alchimie trieb. Dieser bewog
den Berthold zum Eintritt in das Minoriten-
kloster, um gemeinsam forschen und experimentiren
zu können. Nach und nach verfolgte Berthold — besonders nach dem Tode des
Guardians — nur mehr die Zubereitung und Verwendung des Schießpulvers, und
seine Experimente brachten ihn in den Ruf, ein gewaltiger Zauberer zu sein und mit
dem Höllensfürsten, welchen ein Mönch höchstens mit dem Exorcismus bedrohen durfte,
auf ganz intinem Fuß zu stehen. Diesem Wahn fiel er endlich auch — wie Roger
Bacon — zum Opfer, er wurde der Hexerei und Zauberei angeklagt und in den
Kerker geworfen. Wann und wie er gestorben, läßt sich nicht feststellen, doch dürfte
sein Tod der Zeit nach in den Beginn der Fünfzigerjahre fallen; vielleicht ist sogar
jener 15. Mai 1354, an welchem er der Sage nach bei einem Experiment ver-
unglückte, recte unter Getöse und Schwefelgestank nach altem Höllenrecht vom Teufel
geholt wurde, sein wirklicher Todestag.

Auch die erstere Annahme ist durch nichts bewiesen; wahrscheinlich ist er, wie
sein Vorbild Roger Bacon, im Kerker gestorben, wenn nicht andere Quellen Recht

behalten, welche andeuten, daß er hingerichtet wurde, was immerhin auch im Geiste jener Zeit läge.

Alle Chroniken sprechen sich in letzterer Hinsicht sogar recht deutlich aus. Der wackere böhmische Geschichtsforscher Daniel Adam von Welzlau (geb. 1546, gest. 1599) erzählt, daß es der römische und böhmische König Wenzel IV. (geb. 1361, gekrönt 1378, gest. 1419) gewesen sei, welcher den Mönch Berthold Schwarz hinrichten ließ. Auch ein anderes Werk: „Beschreibung der Eidgenössischen Statt St. Gallen. Gelegenheit, Geschicht und Regiment ic. St. Gallen. Gedruckt und verlegt von Jakob Medinger. 1683“, enthält folgende Stelle: „Im Jahre 1380 ist das Schießpulver aus Schwefel, Salpeter und Kohlen gemacht, von einem Franciscaner Mönchen Namens Berchtold Schwarz erfunden worden. Nicht lange Zeit hernach solle man zu Augspurg zum ersten die großen Stück gegossen und selbige beschossen haben. Folgendes hat man in St. Gallen auch einen Anfang gemacht mit dergleichen sich zu versehen, waren nicht aus Liebe dieser Gottlosen Erfindung; sonder zu seiner nothwendigen Beschützung. Neun Jahr hernach (das wäre also 1389) hat gemelter Iose Erfinder seinen wolverdienten Lohn empfangen, indem er von Kaiser Wenceslaw hingerichtet worden.“

Die Kunstgeschichte präcisirt den letztgenannten Umstand noch viel genauer; nicht nur, daß sie derselben Meinung ist, sondern sie behauptet sogar, daß, nachdem König Wenzel der erste war, welcher das uralte deutsche Fallbeil (Panke oder Diele genannt) in Böhmen einfuhrte, der Mönch Berthold Schwarz guillotiniert worden sei. Ja es gilt einer der interessantesten Kupferstiche des berühmten sogenannten Kleinmeisters Albrecht Aldegrevier, den er 1553 aufertigte, und wo eine Hinrichtung durch die bereits ganz regelrecht construirte Guillotine dargestellt ist, für die Abbildung der Scene, wie Kaiser Wenzel der Guillotinirung des Pulvererfinders beivohnt. Das überaus seltene Blättchen, von dem wir hier (Seite 160) eine getreue Nachahmung liefern, ist auch bezüglich der darauf abgebildeten Rüstungen und Waffen hochinteressant.

Eine alte merkwürdige Grabchrift auf Berthold Schwarz lautet:

„Ici git qui des cieux, en imitant la foudre.
N'eut que trop meritè d'en être mis en poudre.“

Zu deutsch: „Hier ruht, der vom Himmel, indem er den Blitz nachahmte, nur allzu sehr verdient hätte, durch denselben in Pulver zermalmt zu werden.“

Ueber den Ort, wo Schwarz in Freiburg das Pulver erfand, und der noch bestehen soll, cursiren verschiedene Meinungen; die Einen behaupten, es wäre in der noch heute bestehenden Pfarrei bei St. Martin geschehen, Andere wieder, der Schau-



Berthold Schwarz beim Pulvermörser.
(Seite 162.)

des Theaters (!) erhalten. Es ist nicht
 eines uralten Klosters, auf dessen Fundamenten
 standen. Wer durch den Hauptzugang in
 der alten oder alte Feindensteine, in welchen
 die Cassa stand auf einer großen Treppe
 In der Mitte der neuen Bühne steht
 im Jahre 1860 lebten greise Leute im Alter
 von 70 Jahren, wo später die Sängerin trillerte, der
 Künstler seine Pöffen trieb. Ende der 18. Jahrh.
 des Klosters Mauern umfassen hatten. Als 1848
 die geschlagenen Insurgenten in Unerwartung
 dem Juge vorüberging, da flüchteten sich
 in die alte Brust, zu welcher
 Conditorei gelangten. Bei dieser Gelegenheit
 Todtenschädel, Pergamentreste, so eiserne Handschellen
 Unter dem Theatergebäude selbst führte von der
 Hof; jenseits desselben erblickte man den alten
 Zuminelplatz von Soldaten der neuen Wache.
 an einem Keller vorüber, der nachmals zum Anstehen
 heute, einst aber auch eine Gruft war; auch hier
 noch daneben — links von der Bühne — wurden
 ehemalige Zellen der Mönche; und gerade in der
 Stelle, wo Täfeln mit Namen die Plätze der Opern-
 coarberin bezeichnen. Da soll der Schwarze Bartel
 standen, da soll ihn das tragische Geschick ereilt haben,
 zu sein, welche Meinung der fremdgläubigen Alten in
 Chronik sogar in einem Polytechnie Ausdruck findet,
 und an einer Kanone beschäftigt, von greulichen
 erscheint, wie hier eine getreue Reproduction zeigt

Im Jahre 1854 wurde zu Freiburg das Denkmal enthüllt,
 errichtet worden und das aus den Händen des
 in Freiburg hervorging. Auf dem freien Augustiner
 Kirche des heiligen Martin und dem alten gothischen
 Kloster des heiligen Augustinus, steht dieselbe hoch auf
 aus Harter Wasser zu allen vier Seiten aus metallenen Röhren
 Röhren sind vier Röhren. In der einen, an der vorderen
 der Mönch in erhabener Arbeit dargestellt, wie er zuerst
 Wirkung seiner Gründung wahrnimmt. Er hatte nämlich (un-
 im Jahre 1340) in einem Kloster eine Mischung von Salz-
 Polykoble zerstampft und denselben mit einem Stein zugelegt.
 dankte fiel zufällig in den Kessel, die Mischung entzündete sich und
 solcher Gewalt gegen die Decke des Zimmers, daß ein Theil dersel-
 herabfiel. Der Mönch suchte nach der Ursache und wiederholte
 der Erfolg war immer derselbe und somit die Kraft und Tragweite
 dem Mönch sofort klar geworden.

In den drei anderen Nischen des Denkmals befinden sich Inschriften über den Namen, das Leben und den Stand des Erfinders. Dieser selbst, aus grauem Stein geschnitten, steht auf der Säule des Brunnens, mit seinem Mönchsgewande angethan, in tiefe Betrachtungen versunken. Seine Rechte hält ein Buch und ruht, leicht gestützt, auf einem Mörser, der zu seiner Seite auf einem Piedestal steht, die Linke hält er sinnend an das Kinn. Auf den rechten Fuß hat sich der ganze Körper gestützt, und sich an den Mörser etwas anlehnd, hat die ganze Gestalt, etwas zur Seite gebogen, jenen Ausdruck des tief in Gedanken Versunkenseins.

Aus der Zusammenfassung aller vorangeführten Daten geht hervor, daß Berthold Schwarz das Schießpulver nicht erfunden hat, denn es war nach Zusammenjektung und Wirkung schon vor ihm in Europa bekannt, ganz abgesehen davon, daß es von Chinesen und Indiern schon im Beginne unseres Jahrtausends verwendet wurde. Aber hergestellt dürfte er es zu technischen Zwecken zuerst haben, namentlich in größeren Quantitäten und in der die Explosivkraft zur höchsten Wirkung steigenden Mischung, und namentlich über die Arten der Verwendung scheint er viele Studien und Experimente gemacht zu haben. Auch die Verwendung für Kriegszwecke, das heißt für die Schußwaffen, scheint von ihm herzurühren, denn im Stadtbuch von Gent findet sich beim Jahre 1313 folgende Bemerkung: „Item in dit Jar war aldererst gbevonden (erfunden) in Deutschland het gebruuk (der Gebrauch) der Buhien (Büchsen) van eenem muenia (Mönch).“ Bei halbwegs eingehender Beschäftigung lag übrigens die Verwendung der Schnellkraft des neuen Explosivstoffes zur Fortbewegung von Geschossen sehr nahe, und wir werden sehen, wie rasch sich dieselbe ausbreitete. Im Grunde verdient also der „schwarze Barthel“ alle Ehren, welche ihm Tradition und Nachwelt erwiesen, indem sie ihn vom Teufel holen ließen und ein Monument errichteten, vollständig, umsomehr, als er ja auch alle Bitternisse gelostet hat, welche die Mitwelt dem Erfinder so häufig bereitet.

Die Kriegskunst scheint sich des neuen Zerstörungsmittels sehr rasch bemächtigt zu haben. Es mag wohl zweifelhaft sein, ob jene Kugel, durch welche 1328 der litthauische Großfürst Gedimin vor Friedberg getödtet wurde, aus einem Feuergewehre geschossen kam, denn wir haben ja gehört, daß man aus Armbrüsten mit Rohren auch Kugeln schoß. Wo die Angaben nicht ganz bestimmt lauten, wird man stets zu Zweifeln berechtigt sein, denn beim Aufkommen der Feuergewehre wird die Unterscheidung sehr schwierig, weil gewisse Bezeichnungen, die früher für Wurfmaschinen angewendet wurden, später auch jenen verblieben und sogar gleichzeitig für beide Arten angewendet worden sind. So ist dies der Fall gewesen mit den Bombarden, und auch der Name der Böller erscheint als „Boler“ hie und da für eine Art des Wurfgeschützes, „die Mänge“, zu einer Zeit, wo von Feuerwaffen keine Rede sein kann. Bolen bedeutet im mittelalterlichen Deutsch überhaupt so viel als Werfen, Schleudern, und das Hauptwort wurde erst später von einer Gattung des Wurfgeschützes auf das bekannte Geschütz, den Böller oder Pöller, übertragen.

Unbestreitbar nachgewiesen ist die Verwendung der Feuergeschütze zum erstenmale im Jahre 1331. Bei der Belagerung von Alicante durch den maurischen König von Granada wurden eiserne Kugeln, welche durch Feuer fortgetrieben werden, gegen die Stadt geschleudert. Aus dem Jahre 1338 sind Rechnungen des Kriegsschatzmeisters Bartholomäus Draach in Frankreich bekannt, in welchen Ausgaben für Schießpulver und andere für die Kanonen nöthige Dinge vorgemerkt werden. Hier

wird auch schon diese Benennung gebraucht, deren Wurzel das lateinische Wort *canna* (Röhre) ist. In Deutschland nannte man auch die Geschütze anfänglich Büchsen, z. B. eine Feuer-, Donner- oder Karrenbüchse.

Bei der Belagerung von Algesiras durch die Spanier (1343) schossen die Mauren mit „krachenden Balisten oder Donnermaschinen“ viele eiserne Kugeln von der Größe eines Apfels auf die Belagerer. Der Chronist berichtet, daß diese Geschosse mit solcher Kraft flogen, daß sie „die Glieder der Menschen hinwegriffen, als wären sie mit einem Messer abgeschnitten, und selbst durch einen völlig geharnischten Mann fuhren“. Wenn wir auch noch nichts Bestimmtes von der Verwendung des Schießpulvers in Deutschland wissen, so lehrt uns doch die im Jahre 1344 erfolgende Errichtung einer Pulvermühle in Spandau, daß es sich auch schon hier Eingang verschafft hatte, und ein um dieselbe Zeit entstandener Tractat Petrarca's spricht so bestimmt von Feuer-
gewehren, daß sie auch in Italien schon bekannt sein mußten.

Schon einige Jahre früher gab es in England besoldete Büchsenmeister. In den Kriegen gegen Frankreich führten die Engländer schon eiserne Geschütze, die bei der Belagerung von Monsegur (1345) erwähnt werden. Auch in der Schlacht bei Grechy im folgenden Jahre schossen sie „mit Feuer“ aus den Bombarden eiserne Kugeln, durch welche die französische Reiterei in Verwirrung gebracht wurde. Eines dieser Geschütze aus der Schlacht bei Grechy ging erst 1841 beim Brande des Tower in London zu Grunde.

In einer Urkunde aus dem Jahre 1346 erhält Meister Peter von Brügge von der Stadt Tournay den Auftrag zur Anfertigung einer der „neuerfundenen Kriegsmaschinen, canoilles genannt“.

Sehr früh bediente man sich in Böhmen des Schießpulvers. Schon 1357 gab es in Prag Gewerbsleute, welche Pulverflaschen anfertigten, woraus auch auf die Verwendung von Feuergeehren geschlossen werden muß, wenn dieselben urkundlich auch erst später erwähnt werden.

Nun wurde der Gebrauch von Feuerwaffen schon sehr allgemein, und zwar nicht bloß für den Land-, sondern auch für den Seekrieg. Ob jene „Feuerströme“, welche 1340 in der Seeschlacht zwischen Tunis und dem König von Sevilla von den afrikanischen Schiffen auf die spanisch-maurische Flotte aus eisernen Tonnen geschleudert wurden, wie Bischof Pedro von Leon erzählt, wirkliche Geschütze waren, ist sehr zweifelhaft. Wahrscheinlich hat man es hier nur mit einer Art von „griechischem Feuer“ zu thun, eine Mischung von Naphtha, Asphalt und Schwefel, welche keine Explosivkraft hatte, sondern nur Holz und andere brennbare Gegenstände entzünden sollte.

Unzweifelhaft dagegen ist die Verwendung von Feuergeschützen auf Schiffen im Jahre 1359 nachgewiesen, wo König Pedro IV. von Arragonien auf seinem Schiffe eine mit Pulver geladene Bombarde gegen die kastilische Flotte gebrauchte. Ein Schiff der letzteren verlor durch zwei Schüsse beide Castelle (die Aufsätze an den Schiffschnäbeln) und den Mastbaum.

In Augsburg bestand 1353 eine dem reichen Juden Tibsiles gehörige Pulverfabrik (weshalb demselben auch irrig von mancher Seite die Erfindung des Pulvers zugeschrieben wird) und 1358 bestand in der kleinen Stadt San Angelo schon eine päpstliche Geschützgießerei, aus welcher gewiß die im gleichzeitigen Kriege mit Florenz von den päpstlichen Truppen geführten Bombarden hervorgegangen waren. In den

odirechnungen von Nürnberg erscheinen 1356 namhafte Summen zum Ankauf von über und Geschützen ausgeworfen, und besonderen Ruf genoß der Büchsenmacher aus von Aarau in Augsburg. Er goß Geschütze, welche Kugeln im Gewichte 50 bis 127 Pfund schossen. In Lübeck entstand durch einen Unfall bei der Überzeugung 1360 ein großer Brand, dem auch das Rathhaus zum Opfer fiel.

Zimmer zahlreicher werden nun die Erwähnungen des neuen Kriegsmittels, in es auch noch mehr als hundert Jahre dauerte, bis sich jene durchgreifende Umwandlung des Kriegswesens vollzog, welche durch den allgemeinen Gebrauch der Feuerwaffen bedingt wurde.

Die erste bekannte Verwendung von Feuergeschützen durch österreichische Truppen fällt in das Jahr 1376. In dem Kriege gegen die Venetianer, welchen Herzog Leopold III. als Bundesgenosse des Herzogs von Carrara führte, kamen auf beiden Seiten Kanonen zur Verwendung, und zwar bei den Venetianern als Belagerungsgeschütz bei der Eroberung mehrerer Bergfestungen, während die Oesterreicher die bedrohten Städte Feltre und Cividale damit armirten.

Den meisten Werth legte man anfänglich auf die Geschütze, weil durch sie oft uneinnehmbar scheinende Burgen bezwungen werden konnten. Einer der ersten, welcher diese unangenehme Erfahrung machen sollte, war der gefürchtete Raubritter Wilhelm Rohrer, der von seiner auf steilem Fels erbauten Feste Leonstein die ganze Umgegend von Steyr brandschatzte und endlich sogar eine vom Erzbischof von Salzburg, Pilgrim II. von Puchheim, an Herzog Albrecht III. gesendete Landtschaft abfiel, um ein Lösegeld zu erpressen. Da Herzog Albrecht sich für dieses Verbrechen verbürgt hatte, konnte er diese Gewaltthat nicht ungestraft lassen. Er führte in eigener Person ein Heer vor Leonstein, bei welchem sich Kanonen befanden, aus welchen riesige Steinkugeln geschleudert wurden, von welchen einige im Schlosse tiefer eingemauert und mit der naiven Inschrift versehen wurden:

„Wie ist zu sehen was Maß und Gestalt
Herzog Albrecht Leonstein mannichfalt,
Die Besten mit solchem Zeug beschuß,
Daß der von Nor sie mußt lassen loß.
Solch Pissul schwerlich zu riechen sein,
Wo die fliegen zumasten in die Besten ein.“

Indessen widerstand Rohrer, der sich verzweifelt wehrte, doch durch drei Monate, und erst als es einem Ritter des Herzogs, Zacharias Haderer, gelang, die nahe Höhe zu erklimmen, von welcher aus die Burg beherrscht wurde, flüchtete Rohrer, und die Besatzung ergab sich.

Nach des Chronisten Havel Zeugniß goß man 1373 in Böhmen schon metallene Kanonen, und in der Kriegsordnung des Herrn von Hódětin haben wir gehört, daß bei jedem Kriegswagen eine Hafenbüchse sein solle. Im Besitze Königs Wenzel von Böhmen befand sich eine ungewöhnlich große Kanone, Ehmelsl genannt, welche später in die Hände der Hussiten fiel. Ueberhaupt scheint deren ganzer Geschützstand in den eroberten Städten und Burgen entnommen worden zu sein, wenigstens finden wir sie im Besitze des „Ehmelsl“ (der Furchenmacher), der „Jaromirka“ (Büchse von Jaromir), der „Praszkla“ (Pragerin) u. s. w. Es war nämlich Sitte, die Geschütze nach der Stadt zu nennen, in deren Besitz sie ursprünglich waren. Aber auch nach Wirkung oder dem Schalle taufte man sie, wie z. B. den schon erwähnten

Chmelyst, die „Rychlice“ (Schnelle), „Trubačka“ (die Schmetternde), „Howerlo“ (Blauderin) u. s. w.

Im Allgemeinen theilte man die Feueergewehre in große und kleine; zu ersteren (weliki puška) gehörte das schwere Geschütz. Später bequeme man sich zur Annahme der gewöhnlichen Bezeichnungen, und in der Schlacht bei Auffig (1424) waren schon Haubizen (Houfnice) und Wall- oder Terrasbüchsen (Tarasnice) vorhanden. Für die Leistungsfähigkeit dieser alten Geschütze ist es bezeichnend, daß bei der früher erwähnten Belagerung von Karlste in durch die Hussiten (S. 142) die „Prach“ und „Zaromirka“ täglich sieben, die „Rychlice“ aber dreißig Schüsse abgeben konnten, was sie allerdings gegen jene zur Führung ihres Namens berechtigte.

Unter Jizla fanden die Kanonen auch in Feldschlachten Verwendung, und mußte sie seiner Kriegsweise trefflich anzupassen. Aber zur wahren Bedeutung kamen die Geschütze erst durch die Anordnungen Wenzel Wlczel's, der auf je tausend Mann zwei schwere Geschütze (Haubizen) und ein leichtes (Scharnbüchse) rechnet.

In Ungarn blieb das Geschützwesen lange vernachlässigt. Es war wohl die Kostspieligkeit und die Schwierigkeit, sie im eigenen Lande herstellen zu lassen, was die Anwendung der Geschütze so lange hinderte. Noch Matthias Corvin gab den Wurfmaschinen den Vorzug und soll selbst welche erdacht haben, welche mit einer Bedienung von vier Mann Steine im Gewichte von einem bis drei Centnern auf bedeutende Entfernungen schleuderten, eine Leistung, welche jener der ersten Geschütze weit überlegen war. Indessen besaß das ungarische Heer unter ihm doch schon Kanonen, und wir wissen ja, daß bei der Belagerung von Krems sechs große Stücke thätig waren, welche täglich dreißig Schüsse abgaben und den Mauern und Thürmen sehr gefährlich wurden.

Aus einem Verzeichniß der Waffenvorräthe Wiens in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ersehen wir nicht nur, daß sich rasch eine große Zahl von Geschützarten herausgebildet hatte, sondern daß die Städte auch sehr bemüht waren, sich stark damit auszurüsten. Da gibt es eiserne und kupferne Handbüchsen, eiserne und kupferne Hakenbüchsen, doppelte Hakenbüchsen (Doppelhaken), Terras- oder Wallbüchsen, Haufnizen (Haubizen), eiserne und kupferne Viertelbüchsen (Kanonen), Schlangen (Falconets) und „große Büchsen“.

Wien war eine der ersten Städte, welche sich eine eigene Gießhütte erbaute, dieselbe wird schon 1472 erwähnt und stand im Tiefen Graben. In den Rechnungen von 1444 erscheint schon der Anlauf von Geschützen aus Bronze ausgewiesen.

Die Geschosse lieferten die nahen Steinbrüche, so z. B. 1441 jener zu Piesing, 1495 der zu Rodaun. Je nach der Größe werden diese Geschosse als „Viertelbüchsensteine“, „Haufnizsteine“, „steinerne Büchsenkugeln“ u. s. w. in den Inventarien geführt.

Auch Schießpulver verfertigte man 1444 in Wien und 1347 erscheint eine Rubrik „Ausgaben für das Pulvermachen“ in den Rechnungen. Die erste städtische Pulverstampfe stand zwischen dem Judenthurm und dem Werderthor beim Arsenal (Eck der Mennagasse und Wipplingerstraße) und wurde 1475 neu eingerichtet. Das hier erzeugte Pulver scheint aber nicht allen Anforderungen entsprochen zu haben, denn man bezog es wiederholt „für die Büchsen der Bürger“ aus Nürnberg, was bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts andauerte.

Man scheint einen Ehrenpunkt darein gesetzt zu haben, viele, besonders aber große Geschütze zu besitzen. Fürsten und Städte wetteiferten in der Herstellung Erwerbung solcher Ungethüme, deren Hauptwerth in dem furchtbaren Getöse und, das sie beim Abfeuern machten. Man hatte die Meinung, durch ein starkes Galle den Gegner einschüchtern zu können, und in vielen Fällen mag dies zugetroffen

Die eigentliche Wirkung stand jedoch nur selten im Verhältniß zur Größe und Kosten eines solchen Geschützes, und es werden Fälle berichtet, in welchen dasselbe Bedienenden gefährlicher wurde, als den Feinden, indem es schon nach fünf oder Schüssen zersprang.

Auch im Deutschen gab man den Geschützen Namen, und zwar oft recht absonderliche. finden in alten Geschützenverzeichnissen die Namen: „Narr“, „Nerrin“, „wunderlich“, „Basilist“, „Leopard“ (Leopard)“, „Hirngrillen“, „Puelerin (Duhlerin)“, „Enassin“, „Turnasserin“, „Humserin“, „Nerrerin“ u. s. w. Besonders Kaiser Max, man wohl den Schöpfer der nachmals so berühmten österreichischen Artillerie nennen darf, war sehr ersfinderisch in solchen Namen, und wird davon in einem späteren Hefte zu sprechen sein.

Es mag hier besonders hervorgehoben werden, daß die vielen Sagen, welche an sogenannte „Mäusetürme“ knüpfen, ebenfalls ihre Benennung von den Mäusen führen, die auf denselben aufgepflanzt waren; insbesondere ist dies der Fall dem berühmten „Mäuseturm“ bei Bingen am Rhein. Von demselben erzählt Sage, daß Erzbischof Hatto II. von Mainz bei einer Theuerung im Jahre 967 seinen Unterthanen ersucht worden sei, ihnen Korn zu geben; statt dessen aber ließ er sie in eine Scheune und ließ dieselbe anzünden. Bei dem erbarmungswürdigen Tode der armen Leute sagte er: „Hört Ihr die Kornmäuse pfeifen?“ Der grausame Herr wurde nun von den Mäusen verfolgt, so daß er sich nicht anders mehr retten konnte, als dadurch, daß er in den Rhein einen Thurm bauen ließ, um dahin zu flüchten; allein auch dort wurde er von den Mäusen verfolgt und ohne Gnade aufgefressen. Daher soll der Mäuseturm bei Bingen den Namen erhalten haben.

Vängst wurde diese Geschichte als ein Märlein verworfen, denn nicht nur, daß berühmte Abt Johann Tritheim (gest. 1516) sie für eine „unsichere Erzählung eines Einwohner jener Gegend“ hielt, wissen die sämtlichen Chroniken, selbst die der nächsten, nichts von einer damaligen Hungersnoth, und sie schildern den Erzbischof Hatto als einen ebenso sanften als weisen Mann, so daß eine derartige Grausamkeit bereits höchst unwahrscheinlich ist. Die Namensentstehung wurzelt demnach viel tiefer. Das Geschütz hieß in alter Zeit Mus, Muese, Maus (daher kommt auch der Ausdruck Musketen); jene Rathsherren, denen die Geschütze anvertraut waren, hießen Musmeister (vielleicht kommt daher auch die Bezeichnung Mäuser für ein solches Geschütz), und so erklärt es sich, daß Maus- oder Mäuseturm einen Namen bedeutet, der mit Geschütz versehen ist.

Die Freude an übergroßem Geschütz verpflanzte sich auch nach dem Orient, und Peere, das Sultan Mohammed im Jahre 1456 gegen Belgrad führte, waren Kanonen mit der fast unglaublichen Länge von 27 Fuß.

Schon im fünfzehnten Jahrhundert galt als Patronin der Artillerie die heilige Barbara, Jungfrau und Märtyrin zur Zeit des Kaisers Maximilian, die einem ihr aufgedrungenen heidnischen Bräutigam floh, sich als Christin bekannte

und im Jahre 230 von ihrem eigenen Vater enthauptet wurde. Ihr Festtag fällt am 4. December und wird in der Artillerie stets gefeiert. Den Grund zum Patronat legte der Umstand, daß die Legende von ihr erzählt, sie habe sich den Verfolgern, die sie in eine von Felsen umschlossene Gegend getrieben, dadurch entzogen, daß sie mit einem Palmzweig an einen Fels gestreift, worauf sich dieser für sie getheilt, dann aber sich wieder geschlossen und so ihren Verfolgern den Weg abgeschnitten habe. Sanct Barbara gilt also für die erste Breschelegerin. Die Franzosen nennen daher die Pulverklammern ihrer Schiffe „la Sainte Barbe“.

Sehr früh machten sich auch große Herren gegenseitig zarte Geschenke mit verben Kanonen. König Karl VI. von Frankreich dankte den sechs Kanonen, welche ein deutscher Fürst ihm geschenkt hatte, 1382 den Sieg in der Schlacht bei Moosbrunn gegen die Flämänder.

Die „Artolen“, wie die erste Bezeichnung für Geschützwesen lautete, wurde anfänglich wie eine besondere Kunst betrieben. Es gehörte dazu nicht bloß Kenntniß in der Bedienung der Geschütze, sondern auch in deren Herstellung. Es gab daher unter den Artilleristen der ersten Zeit meist solche Leute, die mit der Bearbeitung der Metalle vertraut waren, Schmiede aller Art, Schlosser, Münzscheider, besonders aber Glockengießer. Später aber mußte Jeder, der bei der „Artolen“ unterkommen wollte, förmlich in die Lehre treten, und erst nach Erlangung der nöthigen Fertigkeiten, die durch eine Probe nachgewiesen werden mußten, wurde er freigesprochen. Dann suchte Jeder seinen Erwerb, wo er ihn fand, und zog von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, wo eben Handel waren und man seiner Dienste benöthigte. Ja es gab sogar Büchsenmacher, welche selbst Geschütze besaßen und sich mit denselben für bestimmte Zeit zu Kriegsdiensten verdingten. Zuerst hatte man in den Städten ständig angestellte Büchsenmeister, die dann dem Kriegsvolk zugezählt wurden.

Nach und nach faßte man die zur Bedienung der Geschütze erforderliche Mannschaft in ein besonderes Corps zusammen und nannte sie Constabler, angeblich weil sie im Frieden Anspruch auf ein besonderes Quartier (stabulae) hatten. Sie mußten mit Lehrbriefen versehen sein und wurden vor der Aufnahme vom Zeugmeister geprüft, ob sie laden, richten, abfeuern, das Geschütz zerlegen und wieder aufrichten konnten. Wer Munition verfertigen konnte und im Luftfeuerwerk erfahren war, hieß Feuerwerker. Beim Austritt aus einem Dienste wurden Verhalten und Befähigung, sowie die mitgemachten Kriege und Belagerungen im Lehrbrief eingetragen. Die Constabler hatten allerlei Privilegien. Wer im Zweikampf seinen Gegner tödtete und bei der Artolen Schutz und Aufnahme fand, durfte nicht ausgeliefert werden, sondern war straffrei; in einer eroberten Stadt gehörte den Constablern die in den Geschützen befindliche Munition, jedes angebrochene Pulverfaß, ferner erhielten sie einen Monatslohn und die größte Glocke des eingenommenen Ortes.

Als Handlanger waren den Constablern „Guaftadoren“ (wörtlich Verwüster) beigegeben, welchen zugleich die Herstellung der Schanzen und Wege oblag und an welche noch heute der in der portugiesischen Armee, statt Pionier, übliche Name Gastador erinnert.

Bei größeren Heeren war den sämmtlichen Constablern ein gemeinsamer Befehlshaber, der Feldzeugmeister, übergeordnet, dem die Aufsicht und das Disciplinarrecht zustand. Das Amt ging später auf die Artillerie-Directoren über, der Name Feldzeugmeister blieb in der österreichischen Armee erhalten, wo er die zweithöchste Charge, entsprechend den „Generälen der Infanterie“ im deutschen Heere, bezeichnet.

Die ersten Geschütze stellte man durch Zusammenschmieden eiserner Stäbe her, über welche noch besondere Ringe geschweißt wurden. Dieser Construction ist auch ein vor dem Hof-Waffenmuseum im Arsenal zu Wien liegender riesiger Mörser. Bald fiel man jedoch darauf, sie aus Kupfer oder Eisen und endlich aus verschiedenen Legirungen von Kupfer zu gießen, woraus dann endlich die lange Zeit allein angewendete Geschützbronze (Kupfer und Zinn) hervorging. Sehr förderlich für die Entwicklung der Geschützgießerei war es, daß sie häufig in den Händen von Glockengießern lag. Der Guß geschah anfänglich immer „über den Kern“, das heißt, die Form war so gestaltet, daß sich mit dem Guß gleich die Form einer Röhre ergab, während später der Hohlraum (die „Seele“ des Geschüzes) erst durch eine besondere Bohrung hergestellt wurde.

Im Geiste jener Zeit war es nicht gleichgiltig, wann der Guß eines Geschüzes vorgenommen wurde. Es gab günstige und ungünstige Tage, Stunden und Zeichen. Als besonders empfehlenswerth galt es, den Geschützguß vorzunehmen, wenn die Sonne im Zeichen des Löwen stand.

Als Geschosse wurden fast immer Steine angewendet, theils aus Gewohnheit, in der Hauptsache aber gewiß um der Billigkeit halber. Diese Einführung wirkte noch lange nach, denn die Geschosse wurden bis in unsere Zeit nicht nach dem wirklichen Gewichte, das weit höher war, sondern nach jenem benannt, das eine Steinkugel von gleichem Kaliber befehlen hätte. Man warf große einzelne Steine oder mehrere kleine mit einem Schusse, die letzteren wirkten dann wie Kartätschen. Man umwickelte die Steinkugeln auch mit Brennstoffen, um zugleich zu zünden; dann glichen sie nach Beschreibungen den Kometen und bildeten in der Luft einen feurigen Schweif, der von dem während des Fluges abtropfenden Schwefel oder Pech gebildet wurde. Auch glühende Steine schloß man gegen belagerte Städte.



Hakenbüchsen-Schütze.
(Seite 170.)

Indessen bediente man sich hie und da doch schon der Kugeln aus Eisen oder Blei. Aus Mörsern warf man auch Hohlkugeln, die mit Pulver oder Brennstoffen gefüllt waren; die Erfindung von Bomben, die mit einer besonderen Zündvorrichtung von gedörtem Schwamm zum Explodiren (Erepiren) gebracht wurden, soll um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ein Fürst von Rimini gemacht haben. Indessen waren diese Geschosse bald so verbreitet, daß sich die Türken 1522 vor Rhodus bereits der Bomben bedienten.

Schon die Schwerfälligkeit der ersten Geschütze machte deren Verwendung zu anderen Zwecken, als jenen der Belagerung oder Vertheidigung, sehr schwierig. Und auch als sie später im offenen Felde vorkamen, ist von keiner eigentlichen taktischen Verwendung zu sprechen, da sie noch immer viel zu wenig beweglich waren, um die Stellung wechseln und je nach dem Gange des Gefechtes verwendet werden zu können. Die Geschütze erhielten ihre Stelle meist in der ersten Linie, um das Gefecht einzuleiten, auf den weiteren Verlauf konnten sie nur in seltenen Fällen Einfluß üben. Auf dem Marsche wurde die Artillerie stets mit einer entsprechenden Deckung anderer Waffengattungen versehen und befand sich als der kostbarste Theil des Heeres gemeinlich in der Mitte desselben.

Es dauerte offenbar einige Zeit, bis man von den ersten Geschützrohren, die wohl alle den Charakter von Böllern und Bomben hatten, bis zur Construction von Handfeuerwaffen kam. Ganz abgesehen, daß deren Abfeuerung anfänglich wie ein Wagstück des Schützen erschien und eine größere Vertrautheit mit der Wirkung des Schießpulvers voraussetzen ließ, erforderte die Herstellung von Handfeuerwaffen noch viel geübtere Handwerker. Dem allgemeineren Gebrauch derselben stand dabei noch lange die Plumpheit und Schwere entgegen, und erst nach und nach erlangten die Waffenschmiede die nöthige Uebung, um handsame Gewehre herzustellen.

Von den Geschützen schweren Kalibers schritt man zuerst zu den Halenbüchsen, dann zu den Musketen u. s. w., bis herab zu den Pistolen.

Die vielgenannten Halenbüchsen waren wohl Handfeuerwaffen, jedoch noch so schwer, daß keine Kraft hingereicht hätte, um sie im Anschlag zu halten und abzufeuern. Man bedurfte also dazu einer Stäbe, die „Bock“ genannt wurde, weil der Theil, auf welchen das Rohr gelegt wurde, in zwei Krümmungen auslief, welche hörnerähulich waren. Zwischen diesen Hörnern wurde die Büchse mit einem Halen befestigt, der jedoch das Zielen und die Bewegung der Büchse nach allen Seiten gestattete. Solche Büchsen schwereren Kalibers hatten zwei solcher Halen und hießen daher Doppelhalen. Diese hatten einen Lauf von 7 Schuh Länge, ein Gewicht von nahezu 50 Pfund und schossen Projectile von 6 bis 12 Roth Schwere. Sie wurden des Gewichtes wegen, welches ein besonderes eisernes Gestell nothwendig machte, meist nur bei Verteidigung fester Plätze verwendet, während aus der eigentlichen Halenbüchse sich die Flinten entwickelten. (Bild Seite 169.)

Schon 1381 waren sie ziemlich verbreitet, und Augsburg stellte in diesem Jahre dreißig Schützen mit Halenbüchsen zum Heere des schwäbischen Städtebundes. Im Jahre 1389 sollen sie auch schon in Rußland verwendet worden sein und 1431 besaß Stockholm schon eine aus Halenschützen bestehende Stadtmiliz. Noch im fünfzehnten Jahrhundert wurde die Handfeuerwaffe ein wesentlicher Bestandtheil der Heere. Im Schweizerheer bei Murten gab es unter 31.000 Mann Fußvoll schon 3000 Halenschützen, und Karl der Kühne verlor in dieser Schlacht 800 solcher Soldaten.

Um handsamere Gewehre zu schaffen, ging man gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu den Musketen über, welche vier Roth Blei schossen und daher auch halbe Halen genannt wurden. In dieselbe Zeit fällt auch die Einführung der Streubüchsen und der Ziel- oder Pirschbüchsen. Die ersteren hatten nur $1\frac{1}{2}$ Schuh lange Läufe, deren Bohrung aber 2 Zoll im Durchmesser hatte. Sie hatten einen besonderen Pulversack (Kammer) und schossen 12 bis 18 Bleikugeln zugleich. Die Zielbüchsen sollten, wie schon der Name andeutet, größere Treffsicherheit ermöglichen und hatten daher gezogene Läufe, als deren Erfinder Kaspar Zollner aus Wien genannt wird.

In Frankreich und Italien gestaltete man das deutsche Wort Halenbüchse in „Arlebusse“ um und nannte die damit bewaffneten leichten Reiter Arlebusiere. In dieser Form gelangte dann in einem nicht seltenen Kreislauf das Wort wieder in das Vaterland zurück, wo man bis zum dreißigjährigen Krieg einzelne Abtheilungen leichter Infanterie und Cavallerie Arlebusiere nannte.

Namentlich in Städten verlegte man sich bald eifrig auf die Uebung im Büchsen-schießen und allenthalben entstanden Schießstätten und Schützenhöfe, die übrigens anfänglich meist gemeinsam mit den Armbrustschützen benützt wurden. Die ersten

großen Zielschießen auf Scheiben wurden 1429, 1430 und 1456 in Nürnberg, Augsburg und Braunschweig abgehalten. In Oesterreich genoß besonders der Schießstand in Krems großes Ansehen.

Die Tragfähigkeit und Kraft der ersten Handfeuerwaffen muß eine sehr verschiedene gewesen sein, besonders so lange man das Hauptgewicht auf die Länge des Rohres und das Gewicht des Geschosses legte, statt auf Treffsicherheit und Kraft. Indessen leisteten schon früh einzelne Büchsenmacher ganz Vorzügliches, und 1364 wurden in Perugia 500 Faustrohre, wie man längere Halenbüchsen, die keiner Stütze bedurften, nannte, gefertigt, welche auf bedeutende Entfernung Harnische durchschlugen.

Die ursprünglichste Einrichtung zum Entzünden des Pulvers bestand darin, daß am Ende des Rohres ein Stein angebracht war, über welchen mit einer Kette eine Raschel gezogen wurde, die dem Stein Funken entlocken und so die Zündung herbeiführen sollte. Diese sehr unverlässliche Construction wird dem Berthold Schwarz zugeschrieben, und in einzelnen Rüstkammern werden Flinten solcher Art, als von ihm herrührend, von trinkgeldlästernen Castellanen gezeigt. Daß damit dem Erfindungsgeist des gelehrten Mönches und der historischen Wahrheit gleiches Unrecht geschieht, braucht nicht besonders betont zu werden. Bald kamen aber die Funkenflinten auf, welche gar kein Schloß, sondern nur an der Seite die Pfanne oder sogenannte Batterie hatten, auf welche das Zündkraut aufgeschüttet und mit einer Zunte entzündet wurde. Ein wesentlicher Fortschritt war es, als über der Pfanne ein beweglicher Hahn angebracht wurde, in dessen oberen Theil die brennende Zunte eingesetzt und durch einen Fingerdruck in Berührung mit dem Zündkraut gebracht werden konnte. Die nach heutigen Begriffen noch immer sehr schwerfälligen Radschlösser bewirkten die Entzündung schon durch einen Feuerstein, der, an das bewegliche Rad angelegt, beim Ablauf desselben das Zündkraut und die Ladung des Rohres fast gleichzeitig entzündete. Die Radschlösser wurden im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland erfunden und erhielten sich sehr lange.

Die Pistole tauchte erst gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf. Daß man solche schon 1334 zu Pistoja verfertigt haben soll, ist durch nichts erwiesen und wohl nur eine willkürliche Annahme, um den Namen zu erklären, der vom lateinischen *Fistula* (Röhre) herzuweisen ist. Gewiß ist, daß um 1364 von den berühmten Büchsenmachern von Perugia auch schon Pistolen (Knallröhren, Schlüsselbüchsen) erzeugt wurden. Indessen scheint auch die erste Einführung dieser Waffe Deutschland anzugehören, denn französische Schriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts erwähnen ausdrücklich, daß man sich der Pistole zuerst in Deutschland bediente, und Dellar theilt die deutsche Cavallerie in bloße reitres (Reiter) und Pistoliers. Auch die Pistolen hatten ursprünglich Funkenzündschlösser und kamen erst mit den Radschlössern, welche die Führung mit einer Hand ermöglichten, in allgemeineren Gebrauch. Aus dem sechzehnten Jahrhundert gibt es sogar Pistolen mit einem Hinterladungs-Mechanismus, und es besitzt das Hof-Waffenmuseum in Wien mehrere solcher Exemplare. Carabiner kommen zuerst 1480 bei den Spaniern vor, und sollen bei dieser Waffe, um die Handhabung zu Pferde zu erleichtern, die ersten Patronen angewendet worden sein.

Wenn der „schwarze Barthel“ wirklich der eigentliche Erfinder des Schießpulvers gewesen wäre, so müßte man von ihm sagen, daß er eine der folgenschwersten Wandlungen in der Kriegskunst und in den allgemeinen politischen Verhältnissen angebahnt habe.

... wurde dem Kriegswesen des ... der Boden entzogen. Körperliche Gewand ... Bedingungen für kriegerische Erfolge ... und diese beruhte auf der ... und der gleichmäßigen Ausbildung der ... Feuerwaffe möglichst auszunützen und ... darin lag der Kern aller Kriegs ... auf unsere Tage. Zu diesem Zwecke mußte ... in einer förmlichen Wissenschaft werden, welche ... sich dienstbar machte, im Welt ... durfte, sondern im Gegentheile jede neue ... mit den besonderen Verhältnissen des Heeres ...

... schildert ein angesehenener moderner Historiker ... der Kriegsführung auf die allgemeinen Ver-

... einer Ritterschaft allein, sondern der Geist der ... den Ausschlag geben. Dadurch sank die Bedeutung ... den länglichen Rest seines Einflusses zuletzt ... die Wirksamkeit des Fußvolkes, mit ihr die ... es größtentheils hervorging, und eine große ... sich damit aus. Der Adel, dadurch seines ... Wirkungskreisen zu, die er früher ver ... hatte. Die Wissenschaften böten ihm ein bisher unbekanntes ... und Gelegenheit zu einem friedlichen, einem geistigen ... nur ein physisches gesucht und erstrebt hatte. Der ... Gelegenheit zur Fehde, zur rühmlichen Schaustellung ... ritterlicher Gewandtheit aufgesucht hatte, machte bei dem ... der Donnerbüchsen friedlicheren Gedanken Platz, sanftere ... an die Stelle der alten Wildheit, des kampfs ... Ja, im Kriege selbst, den jetzt die Erfahrung aus den Händen ... übernahm, machte sich ein milderer Geist bemerkbar, seitdem ... auf Schutzweite, selten mehr Mann gegen Mann geführt ... die persönliche Erbitterung ausschloß, die früher jede Schlacht in eine ... Zweikämpfen auf Leben und Tod verwandelt hatten.

... machte sich nunmehr geltend und verdankte ihre Siege mehr ... als dem endlosen Gewürge der Massen. Das Faustrecht ... offenen Grabe. Räuberwesen und Plackerei konnten den furchtbaren ... sich nicht länger halten, denn der Raubritter, der auf seinem ... früher der Verfolger gespottet hatte, wurde von dem Donner ... auf seiner trotzigen Höhe ereilt, und die Kugeln trugen ihm Tod ... auf die Gipfel seiner Felsen.

... vermochte jetzt überall und immer mit siegreicher ... Der vorher seinem Lehensherrschaft so gern Trost bietende, ... Basall ward geschmeidiger, der auf seine Volkszahl und seine ... Städte biegsamer, ... Alles weniger streitlustig, weil man

es beinahe für einen Selbstmord hielt, sich ohne überwiegende Gegenwehr den unter allen Umständen, in der Ferne so gut als in der Nähe, auf den gepanzerten so gut als auf den ungepanzten Körper, immer gleich schnell und schrecklich wirkenden Feuerschländen entgegenzustellen, die man nicht einmal zu sehen brauchte, um ihre tödtende Wirkung zu empfinden.

Der ausreichende Besitz dieser neuen Kriegsmittel war für den Einzelnen, mochte er auch noch so begütert sein, ja bald selbst für die Städte zu kostspielig, nur die Gesamtheit — der Staat — konnte die Mittel zur Anschaffung und Unterhaltung aufbringen. Der Kampf, bisher so häufig die Sache Einzelner, wurde nun jene der Allgemeinheit, man führte ihn nicht mehr aus Streitslust und Raubsucht, sondern um tieferer politischer Gründe willen, die Fehde wurde zum Krieg. Darin lag aber ein neuer Anstoß zur Umwandlung der bisherigen Verhältnisse, denn der Krieg wurde dadurch aus den Gewohnheiten des Einzelnen entfernt, dem persönlichen Gesichtskreise mehr entrückt, und damit erlosch auch die Lust und der Zwang zur persönlichen Theilnahme am Kriege.

Adel und Bürger sahen es bald gerne, wenn der Fürst sie vom Kriegsdienste befreite, und zahlten willig die erhöhten Steuern, welche jenem die Mittel gewährten, den Krieg mit gemiethten Truppen zu führen; freilich ahnten sie nicht, daß sie mit dieser Befreiung von einer drückenden Verpflichtung auch die bisher so ängstlich debütete Unabhängigkeit aufgaben. Denn die geworbenen Heere wurden das Werkzeug, mit welchem die letzten Reste der alten Freiheit, die freilich nur mehr in Sonderrechten einzelner Stände fortlebte, beseitigt wurden. An die Stelle des alten, allgemein verbindlichen Heerbannes, an die Stelle des folgenden Vasallenthums trat nun das bloße Soldverhältniß, die ganzen Heere von Oben bis Unten bestanden aus Miethlingen. Zur gleichen Zeit, wo die Wissenschaft sich des Kriegswesens bemächtigte, wurde es für sehr Viele zum bloßen Handwerk, das man in der Hoffnung auf Ruhm und Ehre, aber auch oft aus Lust zu einem ungebundenen Leben, aus Abscheu vor geregelter Thätigkeit oder bloß um des oft reichlichen Soldes und der zu erwartenden Beute willen ergriff.

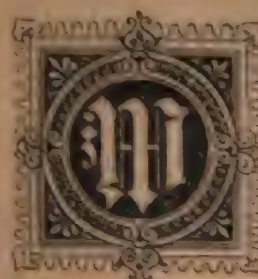
Für mehr als zwei Jahrhunderte blieb diese Form der Heeresverfassung auch für die österreichische Armee maßgebend, und mit dieser Periode — reich an interessanten Vorkommnissen und militärischen Großthaten — werden wir uns in dem nun folgenden zweiten Buche, der zweiten großen Abtheilung unseres Werkes zu beschäftigen haben.



Zweites Buch.

Das österreichische Heerwesen im XVI. Jahrhundert.

Kriege und Kriegswesen unter Maximilian I.

ie eine weithin leuchtende Säule steht die Gestalt des Kaisers Maximilian I. (Bild Seite 177) am Ausgange des Mittelalters — alle Vorzüge der scheidenden Zeit in sich vereinigend und doch der neuen mit hellem Blick entgegenehend, ihrer Bedürfnisse und Ziele voll in sich aufnehmend. Als Ausnahme der großen Regenten des achtzehnten Jahrhunderts ist kaum ein anderer Fürst aus dem Hause Habsburg so gelannt und geehrt wie Maximilian I., so verklärt dem poetischen Zauber und doch dem lebendigen Empfinden des Volkes so nahestehend.

Es ist hier nicht der Platz, um nachzuweisen, warum Maximilian I. eine so bevorzugte Stellung im Gedächtniß der Nachwelt einnimmt, denn hier soll nur eine Seite seines nach allen Richtungen fruchtbringenden und anregenden Werkes besprochen werden.

Allein vielleicht wird der Leser auch aus der Darlegung dessen, was Maximilian I. für die Heeresmacht Oesterreichs leistete, zu erkennen vermögen, warum er sich so dauernd im dankbaren Gedächtniß des Volkes erhalten hat. Wir glauben den Grund davon darin zu finden, daß Maximilian nie ein Freund abstracter Theorien, politischer Künste und Pläne war, sondern stets resolut agierte, sein Schöpfungen dem vollen Leben entnahm und sie auch in dasselbe mitten hinein stellen wie es eben der Zeit und dem Bedürfniß entsprach. Nichts von Allem, was er unternahm oder förderte, blieb ihm innerlich fremd, sondern er war überall demüthig, bis Kern zu erfassen und auch die Details zu beherrschen. So wie er sich mit dem Spieß auf der Schulter unter seine Langknechte stellte und deren Exercitien mitleidend mit den Büchsenmeistern über die Montirung der Geschütze berath und mit kriegsbesten Büchsenjägern Georg Furlhard erfolgreich weiterföhrte — so ist er auch er mit allen Fellen und Finten des Waldwerths ausgerüsteter Jäger, so verhielt er sich in seiner Kuchhammer auf die Anfertigung des Wessens und Hornissen und ist er

der Mäcen der Maler, Dichter und Gelehrten, sondern er stellt sich unter sie Gleicher, mitwirkend, schaffend und rathend, daß sofort das warme Interesse klar wird, das er jedem menschlichen Thun und Schaffen entgegenbringt.

Man hat Maximilian I. den „letzten Ritter“ genannt, weil er die kriegenden Ueberlieferungen einer versinkenden Zeit in sich vereinigte; wenn man, wie häufig geschieht, das Ritterthum als Repräsentanten des Mittelalters betrachtet, ihm das in der neuen Zeit mächtig aufstrebende Bürgerthum entgegenstellt, so ist es vielleicht nicht ganz unrichtig, Maximilian auch den „ersten Bürger“ zu nennen. Was ihn aber dem Oesterreicher besonders werth macht, das ist die nie ermüdende Sorgfalt für das Gedeihen seines Hauses und dadurch auch des Reiches, dessen Größe und Macht er klar vor Augen sah und dem er unerschrocken diente, in seiner Richtung aber so erfolgreich als durch die Neugestaltung des Kriegswesens. Kaum wird es irgend einen noch so blühenden und reichen Zweig desselben geben, dessen Wurzeln nicht in den Einführungen dieses Monarchen lägen, und wenn von einer eigentlichen „österreichischen Armee“ lebendigem fortbestehenden Organismus gesprochen werden soll, so kann man nicht anders als auf Maximilian I. zurückgreifen.

Diese allgemeinen Betrachtungen, welche im Nachfolgenden ihre Bestätigung finden sollen, rechtfertigen es gewiß, wenn dem Lebensgang und kriegerischen Wirken dieses Monarchen besondere Beachtung in unserem Werke entgegengebracht wird.

Maximilian I. wurde am 22. März 1459 als der einzige überlebende Sohn Kaisers Friedrich III. und der hochsinnigen Eleonora von Portugal geboren. Die Regierung seines Vaters war, obwohl Friedrich III. aller kriegerischen Neigungen bar war, doch eine stürmische, und Maximilian's Jugend nicht ohne merkwürdige Eindrücke. Drei Jahre zählte er, als die zur Partei des Herzogs Albrecht gehörenden Bürger den Kaiser und seine Familie in der Wiener Burg belagerten, und den Beginn seiner Mannesjahre fiel der schmerzliche Schlag, das Stammland der Monarchie an den Ungarkönig Matthias Corvin verloren gehen zu sehen.

Durch solche Wechselfälle wurde ihm der Werth einer zweckmäßigen Kriegsausbildung, eines stets schlagfertigen Heeres schon in der frühesten Jugend vor Augen gestellt, und während er emsig an seiner körperlichen und geistigen Ausbildung arbeitete, wurde er zum Meister in allen ritterlichen Uebungen ward, sann schon sein beweglicher Geist auf Mittel, um die so klar zu Tage tretenden Mängel des Kriegswesens zu beheben.

Durch die Vermählung mit Maria, Tochter des bei Nancy gefallenen Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, ward Maximilian für einige Zeit seinem Vaterland entfremdet. Dagegen aber bekam er Gelegenheit, sich im Kampfe mit Frankreich, dessen König Ludwig XI. Anspruch auf das burgundische Erbe erhob, die kriegerischen Ehren zu holen.

Als der Krieg im Jahre 1479 ausbrach, stellten die Flämänder eine Armee von 27.000 Mann auf, mit welcher Maximilian an die Belagerung Terouennes ging. Die zum Entsatz heranziehende französische Armee unter Sire d'Esquerdes war an Zahl nicht größer, aber die Reiterei, die berühmten Gensdarmes, war der Maximilian doppelt überlegen. Darum riethen auch seine Hauptleute dazu, den Angriff der Franzosen abzuwarten, aber die eigene Kampfbegierde und das Vertrauen der Truppen bewogen Maximilian, die Belagerung aufzuheben und dem Feinde entgegen zu gehen. Bei Guinegate stellte Maximilian sein Heer in

Schlachtordnung — die tapfere, mit langen Pikeen bewaffnete flämische Infanterie im Haupttreffen, vor demselben 3000 deutsche Büchsenjäger und 500 englische Araber (Armbrustschützen), die Reiterei stand an den Flügeln. Einem galanten Gelübde zufolge hatten alle Ritter die Schienen am rechten Arm abgelegt und führten das Schwert und die Lanze mit unbewehrtem Arm.

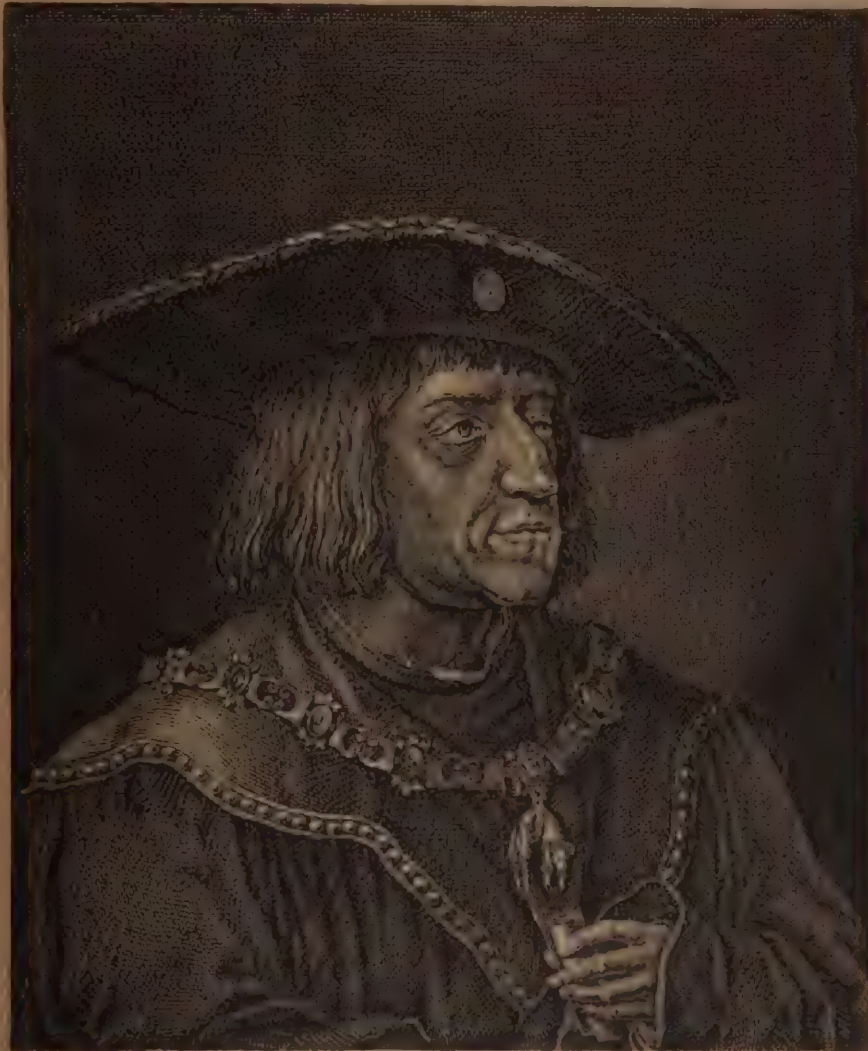
Am 7. August näherte sich das französische Heer so langsam, daß es erst am Mittag an den Fuß der Höhe gelangte, auf welcher Maximilian's Heer stand und erst um zwei Uhr entspann sich der Kampf.

Die burgundische Reiterei war dem stürmischen Angriff der weit überlegenen Gensdarmes nicht gewachsen und wurde geworfen. Statt aber nun den Kampf zwischen dem beiderseitigen Fußvolf zur Entscheidung zu bringen, setzten die französischen Reiter den Fliehenden nach, um möglichst viel Gefangene zu machen und sich reiche Beute zu sichern. Eine ähnliche Veräumnis war schuld, daß die Besatzung von Terovent nicht auf dem Schlachtfeld erschien, sie stieß nämlich auf die Bagage der Flämänder und fand das Plündern einträglicher und gefahrloser als den Kampf. Diese Umstände wußten der Erzherzog und seine beiden Unterbefehlshaber, die Grafen von Nassau und Remond, trefflich auszunützen und gingen, nachdem mehrere Angriffe abgeschlagen waren, selbst gegen das französische Fußvolf vor, das sich bald zur Flucht wendete. Als d'Esquerdes mit den Gensdarmes zurückkehrte, fand er die Schlacht zu seinen Ungunsten entschieden und mußte sich gleichfalls zurückziehen. Indessen schrieben sich die Franzosen, weil sie das feindliche Lager erbeutet hatten, wobei sie auch Weiber, Kinder und Priester nicht schonten, gleichfalls den Sieg zu. Die Schlacht galt für eine der blutigsten jener Zeit, denn sie hatte 12 bis 14.000 Mann das Leben gekostet und beide Theile so erschöpft, daß der wirkliche und der vermeintliche Sieg nicht ausgeübt werden konnten.

Der Tod seiner theueren Gattin war ein schwerer Schlag für Maximilian in jeder Beziehung. Die auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen Stände wollten ihn nicht als Vormund seines Sohnes anerkennen und schlossen ohne Maximilian's Zustimmung den Frieden von Amiens (1482). Noch waren diese Zwistigkeiten nicht beendet, als Ludwig's XI. Nachfolger, Karl VIII., neuerdings in die Niederlande einfiel, was man Maximilian zur Last schrieb. Die Stände von Brügge empörten sich gegen ihn, setzten ihn gefangen, und der Pöbel bedrohte sogar sein Leben, während mehrere seiner deutschen Hauptleute wirklich umkamen (1488). Erst beim Herannahen eines von Kaiser Friedrich III. aufgebrachten Reichsheeres wurde er gegen das Versprechen, der Vormundschaft zu entsagen und das fremde Kriegsvolf aus den Niederlanden zu ziehen, der Haft entlassen. Bei diesem Anlasse sammelte sich ein später hochgefeierter österreichischer Kriegsheld, Graf Niklas Salm, seine ersten Verdienste. Denn als der rasende Pöbel Brügge's sich zum Haftlocale Maximilian's drängte und dessen Leben in der größten Gefahr schwebte, warf sich Salm unter die Thüre und wehrte mit seiner Riesenkraft den Anfall der Wüthenden ab.

Nachdem Maximilian 1488 zum römischen König gewählt war, fand er Gelegenheit, seine kriegerischen Tugenden auch in der Heimat zu verwerten. Der Tod des Königs Matthias Corvin (1490) machte der ungarischen Herrschaft in Oesterreich ein Ende; nachdem die Burg in Wien unter Maximilian's Führung erobert war, säuberte er das Land so rasch von ihnen, daß der Volkswitz meinte, die Ungarn seien hinweggeschmolzen wie der Schnee oder gelaufen wie die Hasen.

Schon in jene Zeit fallen die ersten Spuren von Maximilian's Reformen im Heerwesen, deren Dringlichkeit allerdings seinem scharfblickenden Geist nicht verborgen bleiben konnte. Zwei große Gefahren für Oesterreich und das Haus Habsburg waren schon jetzt, wenn auch erst in dämmernden Umrissen, deutlich erkennbar. Die erste war das den ganzen civilisirten Westen bedrohende unaufhaltsame Vor-



Lebens von Leuten fecit. 1620.

Jacob Adam sculp. 1783.

Kaiser Maximilian I. (Seite 171.)

dringen der Türken, die schon Ungarns Grenzen überschritten, das zwar noch unabhängig war, aber doch schon in tausend Verbindungen mit den deutschen Erblanden stand; die zweite aber lag in der Eifersucht Frankreichs, das die wachsende habsburgische Macht überall bekämpfte und ziemlich offen für sich selbst die Oberherrschaft in Europa beanspruchte.

Zur Abwehr der türkischen Einfälle, die sich auch schon auf deutsches Gebiet erstreckt hatten, wurde noch bei lebzeiten Kaiser Friedrich III. die St. Jörgens-

brüderschaft gestiftet, die in ihrer ursprünglichen Bedeutung wohl die Grundlag für einen förmlichen Kreuzzug gegen die Türken liefern sollte. Bald in einen förmlichen Ritterorden umgestaltet, sollte dieses Institut die „fortwährende Vertheidigung“ gegen die Türken begründen, wofür den auf eigene Kosten dienenden Mitgliedern verschiedene Ehren und Vorzüge zugesichert waren. Doch die Zeit der Kreuzzüge mit ihrer aufstimmenden Glaubensbegeisterung war vorüber, und Maximilian suchte daher nach seines Vaters Tod (1493) der St. Jörgensbrüderschaft eine Form zu geben, welche den Anschauungen und Neigungen der Zeit mehr entsprach, ohne den Zweck zu gefährden. Er machte dieselbe nämlich allgemein zugänglich und verordnete, daß denjenigen „nicht edlen oder rittermäßigen Leuten, so aber zur Beschirmung des christlichen Glaubens auch kommen und ein Jahr lang auf ihre Kosten und Gehorsam der Hauptleute ziehen und streiten wollen, auch ein äußeres Abzeichen zugestanden werde, und zwar dem, der zu Pferd dient, ein „goldenes Kreuzlein in einem halb weißen, halb goldenen Zirkel“, dem, der zu Fuß dient, aber das „goldene Kreuz in einem weißen Zirkel“, das sie als ein Kleinod vor Allen kennlich auf ihrem Gewande tragen dürfen“.

Nebstbei bemerkt, hätten wir also in diesem Abzeichen den ersten eigentlichen militärischen Verdienst-Orden in Oesterreich vor uns, denn die Besitzer desselben sollen „in allen öffentlichen Händeln und Sachen höher und ehrlicher als andere ihres Wesens und Standes geachtet werden“. Allein trotz dieser Vortheile scheint der „St. Jörgen-Orden“ nicht recht prosperirt zu haben, denn 1503 versprach Maximilian „als das Oberste Haupt der Christenheit“ für jeden, der einen ganzjährigen Zug gegen die Türken mitmacht, die halben Kosten beisteuern zu wollen. Aber auch dies fruchtete nichts, der Orden erlangte nie besondere Bedeutung und verlief bald ganz im Sande.

Maximilian's fruchtbarer Geist war aber um andere Auskunftsmittel nicht verlegen und ging an eine radicale Umgestaltung des Kriegswesens. Zur Aufstellung eines kriegsgeübten und schlagfertigen Heeres konnte das Werbesystem nicht mehr entbehrt werden; aber er suchte dasselbe mit den Einrichtungen früherer Zeiten zu verbinden und seiner größten Uebelstände zu entkleiden. Seine wichtigste Schöpfung in dieser Richtung waren die Lanzknechte, deren Entstehen nicht auf einen bestimmten Act zurückzuführen ist, deren erste Spuren sich aber schon im letzten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts finden. Sie waren bestimmt, als ein bloß aus Deutschen geworbenes Fußvolk mit strammem militärischen Verband an die Stelle der vom Reiche abgefallenen und häufig unzuverlässigen Schweizer Söldner zu treten. Doch diese hochwichtige Institution Maximilian's wird in einem besonderen Abschnitt erschöpfende Würdigung finden und es sei hier vorläufig mit dieser allgemeinen Erwähnung genug.

Wenn gesagt wurde, daß die Entstehung der Lanzknechte nicht auf einen ausdrücklichen Act zurückzuführen ist, so sind wir glücklicherweise in der Lage, für eine andere wichtige Schöpfung Maximilian's auf ein solches Schriftstück hinzuweisen, das so interessante Aufschlüsse über seine Ansichten und Absichten gibt, daß wir es in seinen wichtigsten Partien mittheilen wollen. Es handelte sich hier — analog mit den Lanzknechten als Fußvolk — um die Errichtung einer Reitertruppe aus Oesterreichern, und es ist höchst merkwürdig, in welcher Weise Maximilian dabei das Werbesystem auszunützen wußte, ohne die überlieferten Formen des ritterlichen Kriegsdienstes ganz preiszugeben.

Das Document ist vom 24. Mai 1498 an „meinen lieben getreuen Rath und Dienstmann Ulrich von Weißbriach“ gerichtet und lautet in seinen wichtigsten Stellen:

„Maximilian, von Gottes Gnaden Römischer König, Lieber Getreuer. Wir haben Dich zu Unserem Hauptmann über eine Anzahl Kyriffer (Kurassiere) und Einspännige zu gebrauchen, angenommen. Und empfehlen Dir mit Ernst, wenn Dich der edel, Unser lieber Getreuer Weilhart Herr zu Bollheim und Diener, erfordert und zu ihm bescheidet, daß Du Dich aldann zur Stund an zu ihm verfügst, und Dich nach laut Unseres Bestallbriefes und Instruction, so Dir der benannte von Bollheim überantworten wird, des Handels unterwindest, die Kyriffer, Einspännige und alles andere in derselben Instruction und Bestallbrief Angewiesene aufs baldeste bewerbest und also handelst, Dich auch daran nicht säumest, dessen verlassen wir Uns zu Dir. Daran thust Du unsere ernstliche Meinung und Gefallen.“

Der Bestallungsbrief setzt nach dem herkömmlichen Eingang fest:

„Also daß er Uns als römischen König fünfundzwanzig gute Kyriffer und zu einem Jeden eine Anzahl wohlgerüsteter einspänniger reifiger Knechte und Pferde, wie Wir ihn denn Alles angezeigt und befohlen haben, in demselben Unsern und des Reiches Dienst halten, sich auch mit denselben in Unseren Erblanden gegen die Türken, an die Enden, wohin Wir ihn allezeit bescheiden, auf Unsere Aufforderung hin, oben im heiligen Reich, in allen Unsern und desselben Reiches Händeln und Geschäften wider Jedermann, Niemand ausgenommen, ohne alle Widerrede, schicken und brauchen lassen und in allen Sachen uns und des Reiches Rug und Frommen fördern, vor Schaden warnen werde, und sonst alles das thun solle, was getreue Diener und Kriegsleute ihrem Herrn zu thun verpflichtet sind.“

„Inmassen der benannte von Weißbriach solches Alles zu halten, Pflicht und Eid von ihnen Allen nehmen soll, dagegen sollen und wollen Wir ihnen für solch ihr Dienen und Warten, von Uns und des heiligen Reiches wegen, alle Monat nämlich: ihm auf seine Person fünfzig Gulden und auf jeden der obbestimmten Anzahl Kyriffer und Einspännige, wenn sie in Unseren Erblanden liegen, des Monats vier Gulden hungarisch, — so wir sie aber hier oben im heiligen Reich halten und brauchen, alle Monat zehn Gulden Rheinisch für Sold, Schaden und alle Sachen, als so lange sie in Unserer und des Reiches Bestallung bleiben, von desselben Reichs Bezahlung und Geld, gewiglich und ohne Abgang zu reichen und zu geben verschaffen und thun lassen.“

„Dazu auch dem benannten von Weißbriach, für seine Person für Schaden stehen, als anderen Unseren und des Reichs Dienern und Hofgesinde.“

Ueber die Einrichtung und Bewaffnung dieser Reitertruppe gibt die von Maximilian selbst verfaßte Instruction Auskunft, welcher wir das Wichtigste entnehmen. Es wurden vier solcher Bestallungsbriefe ausgefertigt, und zwar außer dem mitgetheilten noch für Weikart Bollheim, Hans von Reichenburg und Hans von Wölkersdorf, und zwar für je 25 adelige Reiter.

„Und ist unsere Meinung, daß dieselben Kyriffer selb Siebend mit Knechten, Knappen, Pferd und Harnisch gerüstet seyn und sich in solchem Unserem und des Reiches Dienst und Sold halten sollen, wie hernach folgt:

„Zum ersten: daß ein jeder Hauptmann und Kyriffer für sich selbst habe einen Knappen, der so groß und stark sei, daß er in drei Jahren ein Trabant werden mag. Zwei gute Pferde und darzu einen Marstaller (Reittknecht). Weiters einen leichten

Fähnleuten mit einer Handbüchse, und weiter zwei Knechte, welche Einrüster und zwei Ankere gerüstet (gerüstet) sind."

„Und ihrer soll Jeder einen Meißspieß, einen Fuchsschwanz (das Fähnlein mit der Farbe des Herrn), daran in einem Schuchel (Futteral) auch eine Hundsfarbe (Haube mit Visier) mit einem halben daran geschifteten Bart und einen leichten Hauptbarnisch haben, nemlich eine welsche Schallern (glatter Helm ohne Visier und Kronung) so man am Sattelbogen führen mag."

„Item: Ein jeder Kriesser soll auch seiner Freunde Einen, nemlich einen jungen Edelmann haben, derselbe soll mit einem ledernen Tartschlein, auf eiserne Stänge aufgezogen, auch Hinter- und Vordertheil (Brust- und Rückenbarnisch) zwei Blechhandschuhe, unter den Achseln einen Panzerfleck und ein Behäng von Panzerringen, wie an einem Kriß, doch um drei Finger länger, versehen und gerüstet sein."

„Item: Ein jeder der vier Hauptleute soll unter seinen 25 Kriessern zwei Personen haben, darunter die Eine des Hauptmanns Lieutenant und Unser Fähnrich genannt wird und den großen Fahnen verwahren soll."

„Item: Solcher großen Fahnen sollen Viere sein, und eine jede nicht mehr als eine Unserer vier Hauptfarben haben, nemlich Roth, Grün, Weiß und Gelb. Aber sie sollen alle vier mit Unseren vier Hauptfarben verbrämt werden, auch in der Mitte ein Feuerreiß und burgundisch goldenes Kreuz mit Flammen besprengt und ein jeder Lieutenant und Fähnrich derselben Eine haben."

„Item: Die andere Person soll seines Hauptmanns Kennfährich genannt werden. Derselbe soll auch 200 guter einspänniger Knechte, und in allweg zu vier Einspännigen einen Trabanten, der ihnen ihre Kasse warte, in solchen Unseren und des Reiches Sold aufnehmen. Alle diese sollen in Allermassen gerüstet sein, wie der Kriesser, Einrüster und Trabant."

„Und werden also solcher Einspännigen, so die vier Kennfähriche aufnehmen sollen, in einer Summe Achthundert und ihrer Trabanten Zweihundert sein. Der Kennfährich soll auch über seine 200 einspännige und die Trabanten Unserer Rittmeister und Ältester sein und das Kennfährlein verwahren. Solcher Kennfährlein sollen auch vier sein und ein jeder Hauptmann das Seinige von seinen Farben, und in der Mitte seine Liverei (Wappen) silberfarb machen lassen."

„Item: Ein jeder Kennfährich soll allzeit beim Reiten und Ziehen mit den jungen Edelleuten der Kriesser vorausziehen. Dann folgen die Kriesser mit ihren Knappen und Knechten und Trabanten und zuletzt die Einspännigen."

„Item: Wir wollen auch den Hauptleuten und Kriessen, Jedem ein Gelanger (Berisquß) auf den ihnen laut Unseren Bestallsbriefen bestimmten Sold geben und ihnen solchen im nächsten Jahr von ihrem Sold wieder abziehen. Aber ein Jeder soll seinen hohen Sattel und Kriß selbst machen und schlagen lassen zu Wien, Mailand, Augsburg, Innsbruck oder im Lande zu Sachsen, an welchem Ort ihm gut denkt oder er vermeint gefördert zu werden. Mittlerweile soll sich Jeder seines Harnisches, den er anjetzt hat, bedienen und behalten."

Zu den noch folgenden Abzügen werden die Lieutenants und Fähnrichs für die vier Fähnlein ernannt und allgemeine Bestimmungen über Beginn und Zahlung des Soldes getroffen.

Wir haben es hier offenbar mit der ersten stehenden Reitertruppe zu thun, wenn man will, mit dem ersten Regiment der kaiserlichen Cavallerie Regiment.

Das Hauptinteresse liegt darin, wie das ritterliche Element dem Verbessertem angepaßt wird, ein Versuch, der sich bewährt zu haben scheint, da er, wie wir sehen werden, mehr als sechzig Jahre später aufrecht gehalten wird. Die adeligen Krieger waren offenbar als Kern der Truppe gedacht, an welchen sich die mit ihnen kommenden und die direct geworbenen gemeinen Reiter anschlossen. Im Solde standen diese den Kriessern gleich, doch ist es gewiß, daß die letzteren eine höhere Stellung einnahmen und aus ihnen allein die Chargen gewählt wurden. Darum ist auch für einen in den Waffen geübten Nachwuchs in den jungen Edelleuten der Kriessern gesorgt, in welchen wir das erste Vorbild der späteren Cadetten zu sehen haben.

Die Stärke eines jeden Fähnleins bestand nach dem Mitgetheilten aus: 1 Hauptmann, 1 Lieutenant, 1 Fähnrich, 23 Kriessern, 26 Trabanten, 26 Knappen, 26 Marshallern, 26 Büchschützen, 52 zu den Kriessern gehörigen Reitern, 25 jungen Edelleuten, 200 direct geworbenen Knechten und 50 Trabanten, zusammen 757 Mann der für alle vier Fahnen 1828, wovon 1620 Mann eigentliche Kriegsdienste thaten.

Wenn wir in diesem Bestallungsbrief stets auch Bezug auf das Deutsche Reich genommen sehen, so war das nur die Wahrung einer herkömmlichen Form, denn Förderung fand Maximilian bei seinen militärischen Maßregeln von Seite des Reiches und seiner Glieder sehr wenig. Wenn sich die Reichstage ablehnend gegen die Forderungen verhielten, welche zur Festhaltung Italiens im Reichsverbände gestellt wurden, so war dies verzeihlich, denn Mancher mochte denken, daß jener verhängnißvolle Zug nach Süden dem Reich und seinen besten Herrschern verhängnißvoll geworden sei, daß man aber auch mit der Reichshilfe gegen die Türken so knauserte, war unverzeihlich und sollte sich bitter rächen.

Da war es dann auch nicht zu wundern, wenn Maximilian oft die Geduld verlor und er den bedächtig erwägenden Herren in den Reichstagen eine Standrede hielt. So meinte er in Freiburg 1498 zürnend: „Von den Lombarden bin ich verachtet, von den Deutschen bin ich verlassen. Aber ich will mich nicht wieder wie zu Worms an Händen und Füßen binden und an einen Nagel hängen lassen. Eher werde ich mich von dem Eide dispensiren, den ich dort hinter dem Altar zu Frankfurt geschworen habe. Denn nicht allein dem Reiche bin ich verpflichtet, sondern auch dem Hause Oesterreich! Ich sage das und muß das sagen und sollte ich darüber auch die Krone zu meinen Füßen setzen und zertreten!“ Doch die Fürsten blickten scheel auf die wachsende Macht Oesterreichs und waren nicht gewillt, dieselbe zu stärken, wenn es auch im Interesse des Reiches gelegen gewesen wäre.

So bitter er es empfinden mochte, wußte sich Maximilian doch auch darein zu finden und richtete hinfort seine Politik und seine kriegsrischen Reformen mehr und mehr bloß nach den Bedürfnissen seiner Erblände und seines Hauses ein. Dessenungeachtet war er aber nicht säumig, wenn es seine beschworenen Pflichten gegen das Reich galt, und der im Jahre 1495 auf dem Reichstage zu Worms verkündigte Allgemeine Landfriede, den er mit eiserner Hand aufrecht erhielt, war eine überaus reichhaltige Maßregel, denn er bot die Handhabe zur gänzlichen Unterdrückung des ritterlichen Wegelagererthums und machte dem verderblichen Fehderecht durch das Verbot aller Selbsthilfe und Einjegung des Reichskammergerichtes für immer ein Ende.

Unzulänglichkeit der Mittel hatten Maximilian gehindert, die seit Jahren erhobenen Ansprüche Frankreichs auf italienische Gebietsheile so energisch zurück-

zuweisen, als es in seinem Willen gelegen gewesen wäre. Auf deutschem Boden lag es in Bezug auf die Erbschaft nach Herzog Georg dem Reichen von Landsburg zu einem Streit, welchen Maximilian als Oberhaupt des Reiches zur Entscheidung brachte.

Am 12. September 1504 kam es bei Mengenbach unweit Regensburg zwischen dem kaiserlichen Heer und jenem des Bialzgrafen Rupert, dessen Hauptstärke in böhmischen Soldtruppen bestand, zur Schlacht. Ein uns erhaltenes Längslied schildert dieselbe in folgenden Worten:

An einem Morgen geschah es fru
 Joch der künig ir wagenburg zu
 Daraußen waren sie gezogen
 Auß einen Berg für gebogen
 Den vortail hetten sy gang gut
 Mit Tartischen waren sy wol behut
 Tie hetten sy geiegt hervor
 Als groß als wir ain Radelior
 Tamider geschah groß rennen
 Man lund sy lang nicht ertrennen
 Stochen mit Helbaecht und ipießen
 Mit Bischen grausam ichießen
 Es war da ein mildes Rieden
 Sy stunden wie die redten
 Unser Herr Künig gieng's an mit wir
 Er machet gegen yn drei irich
 Es mocht wol billich zu sehen seyn
 Die Rüscher do brachen ain
 Die Tartischen sy nider ranten
 Die Böhmen sy damit tranten (trennten)
 Bald war es umb sy geschieden
 Da het ainer wunder gesehen
 Als se in die flucht waren fert
 Der ain der retzt der andere kiert
 Die äßer rannen all mit blut
 Hobem das ist die erste rut
 Damit man dich gestrichen hat
 Umb deine große misseidat* u. i. m.

Im Verlaufe der Schlacht, in welcher die böhmischen Soldner den alten Ruf der Tapferkeit bewährten, kam Maximilian in große Gefahr. Als seine Kavallerie gegen das mit langen Spießen bewehrte böhmische Fußvolk anstürmten, war er trotz Abmahnungen unter den Ersten. Da strauchelte sein Ross, er kam aus dem Sattel und ließ Gefahr, von dem schon gewordenen Thier unter die Feinde geschleift zu werden. Da warf sich sein Fiebling, Herzog Erich der Ältere von Braunschweig, dazwischen und deckte den Kaiser so lange gegen die feindlichen Spieße, bis er sich wieder aufgerichtet und des Pferdes Herr geworden war. Herzog Erich erhielt bei dieser Gelegenheit drei schwere Wunden, der Kaiser aber erneuerte den Angriff und errang einen Sieg, der dem böhmischen Fußvolk die Hälfte der Leute kostete und dem ganzen Kriege ein Ende machte.

Nur um jene Theile des Erbes, welche Maximilian, als zu Tirol gehörig, für sich selbst beanspruchte, dauerte der Kampf noch fort. Neichenhall, Traunkstein und Kitzbichl ergaben sich dem Kaiser, nur das von dem tapferen Ritter Hanns Pünzen

a uer vertheidigte überaus feste Ruffstein leistete hartnäckigen Widerstand. Maximilian leitete selbst die Belagerung, aber seine großen „Hauptschlagen“ vermochten gegen die felsenfesten Mauern nichts auszurichten, und Pinzenauer ließ zum Spott die Stellen, wo ein Geschöß abgeprallt war, mit Besen fegen. Das wurmte den Kaiser gewaltig und er ließ mit ungeheueren Kosten und Mühe seine beiden größten Geschütze, den „Purlebaus“ und „Wedauf“ aus dem Arsenal von Innsbruck herbeischaffen. Er feuerte selbst den ersten Schuß aus dem „Purlebaus“ ab (Bild Seite 185) und sah mit Freuden, daß die Mauern Ruffsteins diesen furchtbaren Geschützen doch nicht widerstehen konnten. Da erklärte sich denn endlich auch Pinzenauer bereit zur Uebergabe, wenn ihm und seinen Leuten freier Abzug bewilligt werde. Aber ergrimmt über den hartnäckigen Widerstand, wies Maximilian das Anerbieten ab; er setzte die Belagerung fort, erstürmte endlich die Burg, wobei ihm zahlreiche Gefangene, 30.000 Goldgulden an Geld, viele Geschütze und große Vorräthe an Wein, Mehl und Pulver in die Hände fielen.

In einer jener Anwandlungen von Härte, welchen er manchmal unterlag, befahl der Kaiser die Hinrichtung sämmtlicher Gefangenen und drohte, jedem einen Backenstreich zu geben, der ihn um Gnade bitten würde. Pinzenauer und siebzehn andere bairische Führer hatten schon den Tod erlitten, ohne daß jemand es wagte, Fürbitte einzulegen. Da erbarmte sich der Braunschweiger Herzog Erich, der Retter des Kaisers in der Regensburger Schlacht, der Armen, die ja nur mannhaft ihre Pflicht gegen ihren Kriegsherrn erfüllt hatten, und bat um Gnade für die Uebrigen. Maximilian, dessen Zorn schon verraucht war, gewährte dieselbe freudig; um aber sein Wort zu halten, schlug er scherzhaft den Herzog „auf die Backe, daß es schmerzte“, drückte aber sofort einen Kuß auf die beleidigte Stelle. Im Jahre 1505 erfolgte der förmliche Friedensschluß, in welchem der Kaiser das nordöstliche Tirol im heutigen Umfange erwarb.

An den Kämpfen, in welche Oesterreich als Glied der gegen Frankreich und Venedig gerichteten Liga von Cambray verwickelt wurde, nahm Maximilian I. nur wenig persönlichen Antheil. Seine Heere standen unter Herzog Erich und dem tapferen Frundsberg, und man kann diese Zeit als die Glanzperiode des Kantsnechtsthum's ansehen, das nicht bloß Beweise von Tapferkeit, sondern auch von Manneszucht und Aufopferung gab.

Maximilian I. war in dieser Zeit vollauf mit den Angelegenheiten der Erblande und der Niederlande beschäftigt. Was die ersteren betrifft, so sei nur kurz erwähnt, daß Maximilian auch die ganze Civilverwaltung einer eingehenden Reorganisation unterzog, ausführlicher aber müssen wir jener Maßregeln gedenken, die er für die Wehrfähigkeit einzelner Provinzen traf. So müssen wir auch in ihm den eigentlichen Schöpfer der „tirolischen Landesvertheidigung“ ehren, die später so oft ausgezeichnete Dienste gethan hat und in ihren Grundzügen bis in unsere Zeit besteht.

Ihr eigentliches Entstehen wird auf jenen „Zug“ zurückgeführt, welchen 1418 Bürger und Bauern dem Herzog Friedrich IV., genannt mit der leeren Tasche (geb. 1375, gest. 1439), im Kampfe mit seinem Bruder Ernst dem Eisernen (geb. 1377, gest. 1424) leisteten. Bestimmtere Anordnungen gab aber erst der Landtag zu Brunnau (1478), als die Türken in Steiermark einbrachen, und gesetzlich geregelt wurde die tirolische Landesvertheidigung auf dem Landtag zu Bozen (1511), wo das

zuweisen,
es in V:
einem E:
brachte.

Am
dem kais:
bohmisch:
lied sch:

Daselbe ist ein militärische Dinge und man hat, daß das ihm vor die Gebirgsmassen, deren Thalsperren solche die Errichtung befestigter aber sollte die wehrhafte vom Lande selbst nie mehr diese nur nach Maßgabe der Für den Sold hatten die Wille der Landesfürst bri. Als Maßregel muß die den Ständen zugeteilt werden, denn ohne ihre Zustimmung werden Friedensunterhandlungen gepflogen. Eine moderne Constitutionalismus überläßt. Uebrigens war das „elfte“ die wir, um des anzureichen wollen. Maximilian die gesplittete Macht der einzelnen österreichischen feindlichen Angriffes zu einem Ganzen zwischen denselben zu schaffen. Vange in Schwäbisch-Wörth, in Wels und 1518 das „Innsbrucker Libell“, die der deutschen Erblande, abschloß. eines weisen Planes mag ebensoviel Anteil die stets drohender auftretende Türlengefahr. „allgemeinen Defensionsordnung“ aller derselben nieder- und oberösterreichische

Ansechtungen, feindlichen Angriffen, Ueberfälle und seit' lange Zeit her nicht allein von den Mitgenossen und widerwärtigen Christen überstehen oberösterreichischen Lande einander etwas entlegen, sondern Hause Oesterreich, als Glieder eines Hauptes, werden wir und die Ausschüsse uns über eine ansehnliche zu Fuß und Fuß, und von unserer Seite über eine eine brüderliche und freundliche Einigung und Ueber welcher Art wir, und ein Land dem andern, gegen wüthiger und Ungläubiger, Ansechtung, Beschwerde, zu unserer und ihrer aller Defension, Rettung und Zustand und Handreichung erweisen und thun sollen Maß, wie folgt:

Sodann der niederösterreichischen Lande für soll für sich selbst und aus seiner Mitte sechs redliche Männer als Kriegsräthe wählen, und einen derselben zum Rotten. Wenn nun ein Ueberfall oder Einzug dem Lande

4, sollen der Landmarschall und der Landeshauptmann oder Verweser desselben
des, die sechs Kriegsräthe, von denen einer der Landesfeldhauptmann, sammt
dem Vicedome, schleunigst an einen gelegenen Ort in demselben Land zu sich
eiden, daselbst über die Sache rathschlagen und nach ihrer fleißigen Erwägung
heßen und anordnen, wie man den Feinden Widerstand und Gegenwehr bereiten,
der gemeine Mann dazu verwendet und aufgebracht werden könne, ob man in
r Gefahr die andern Länder um die erste oder letzte, nachfolgend bestimmte
angehen, oder wie man sich darein schicken solle, und sofern wir in der Nähe



Maximilian I., den „Purlebaus“ abfenernd. (Seite 183.)

en, uns den Stand der Dinge melden, oder wenn wir dem Lande zu fern,
dem Oberfeldhauptmann, den wir dazu anordnen werden. Bemeldeter Oberst-
hauptmann soll in unserer Abwesenheit jederzeit in dem bedrohten Lande zugegen,
ihm nahe sein, und nach Rath der vorgedachten Kriegsräthe, nach ihrem Ermessen
nach den Umständen das Nützlichste und Beste vornehmen. Das bedrohte Land
zuvorderst, nach Rathschlag und Anweisung der Verordneten, mit aller Macht
brechen, zur Rettung des heimischen Heerdes. Geschähe aber ein auf Belagerung
Eroberung der Städte und Schloßer gerichteter Einfall in ein Land und dieses
zur Rettung zu schwach, so sollen die anderen Lande auf unser und unseres

Oberstfeldhauptmanns Aufgebot, was wir oder er nach Rath der Kriegsräthe thun sollen, mit nach verzeichneter Hilfe schleunigst ankommen und dorthin ziehen, wo uns die Noth angezeigt wurde, und Ueberfall oder Belagerung zuvorzukommen, irrtümlich helfen. Zu solcher Rüstung sollen in unseren niederösterreichischen Landen von allen und jeden Nutzungen, Renten und Einkommen, durchaus von je 200 Pfund Geldes Herren-Gült, ein Meißiger und zwei Fußknechte angeschlagen und gehalten, und Niemand davon ausgeschlossen werden, und jedes Land dem andern, welches bedroht wäre, mit solcher Rüstung zum ersten Aufgebot und ohne allen Verzug zu Hilfe kommen. Wenn auf diese Art ein Land dem anderen zu Hilfe zieht, so soll einem jeglichen Landesfeldhauptmann aus den übrigen fünf Kriegsräthen desselben Landes, ein redlicher, verständiger und tapferer Mann beigegeben werden, der mit ihm und dem Landesobersten oder unserem obersten Feldhauptmann, wohin wir oder derselbe hin innerthals der Confinen oder Bezirke bemeldeter Lande beschiede, eilig zuziehen. Der oberste Feldhauptmann soll nach Rath der Landesfeldhauptleute und ihrer zugeordneten Kriegsräthe dasjenige vornehmen, was uns und unseren Landen und Leuten zu Ehren, Wohlfahrt und Guten kommen und gedeihen kann. Wenn sich aber mittlerweile in Eile oder aus Noth eine Schlacht zutrüge oder vor Augen wäre, da soll der Oberstfeldhauptmann in solcher Eile und Noth stets nach dem Rath der Landesfeldhauptleute zu handeln Macht und Gewalt haben. Sollte einem der bedrohten Lande die Zusammenkunft der Landesfeldhauptleute zu langsam gehen, und darauf zu warten gefährlich werden, so soll der Landesfeldhauptmann desselben Landes nach Rath seiner Zugeordneten zu handeln Macht und Gewalt haben und die vorgefallenen Dinge dann uns und unserem obersten Feldhauptmann melden."

Bei solchen Kriegsereignissen soll auch jedes der niederösterreichischen Lande zum ersten Aufgebote aus den verordneten Kriegsräthen zwei verständige, geschickte Männer gegen Bruch an der Mür, als einen Mittelplaz, bis zu Ende des Krieges verordnen. . . . In unserer Abwesenheit sollen die zu Bruch Verordneten auch Vollmacht und Gewalt haben, mit Rath unseres Oberstfeldhauptmannes und der Landesfeldhauptleute sammt den zugeordneten, bei ihnen im Felde anwesenden Kriegsräthen, einen Bestand (Waffenstillstand) auf geraume Zeit anzunehmen. Aber langen Waffenstillstand und endlichen Frieden dürfen sie ohne unser Wissen und Willen nicht eingehen, sondern, wenn sie einen solchen für notwendig und gut halten, müssen sie an uns berichten und sich nach unserem Bescheid und Willen halten. Wenn sie uns jedoch einen ziemenden ehrlichen Frieden oder langen Waffenstillstand vorschlagen und irrtümlich dazu rathen würden, so wollen wir uns befehlen, dies nicht zu versagen, sondern ihnen gnädiglich zu folgen, zu unserer Land und Leut' Ehren, Wohlfahrt und Ruhe, und damit sie nicht Ursache haben, von obbeschriebener ihrer Hilfe und Rüstung abzustehen oder sich derselben zu enthalten. . . . Zeigte sich die Gefahr so groß, daß der Feind verdränge und eine Feldschlacht mit ihm anzunehmen, die obbeschriebene Hilfe aber zu klein und nicht ausreichend wäre, so sollen unser Oberstfeldhauptmann und die Kriegsräthe in jedem Land sammt den Kriegsräthen zu Bruch berathschlagen und beschließen, was zu erheblicher Hilfe dann vorzunehmen sei. Und solange die Gefahr auß's Ausersten, so soll allenthalben in den Landen aufgebodet werden, dergestalt, daß die vom Adel in eigener Person mit den Jüngern auf das Stärkste, wie im Feld gebietet, schleunig ankommen, auch die Prälaten und Städte die Jüngern auf das Stärkste schicken, und uns oder dem obersten oder Landesfeld-

auptmann auf das Eiligste zuziehen, wie es in den Landen von Alters Herkommen ist, und namentlich die Prälaten gute Edelleute oder sonst geübte Dienstleute und Speißer besolden und ausrüsten, wie sich gebührt."

"In die obvermeldete Rüstung und erste Hilfe sollen auch wir von unserem Rohn, Renten und Rugungen in den benannten Landen, sie seien verpfändet oder nicht, durchgehends von 200 Pfund Geldes, nach obberührter Vorschrift einen Reissigen und zwei Fußknechte halten und zu diesem Behufe unser Vicedom und Amtleute, auch Inhaber und Pfleger unserer Schlösser und Aemter, diese unsere Rugungen, Renten u. dergleichen treulich anzeigen, und wenn man solchergestalt mit der anderen und letzten Hilfe kommt, so sollen wir als Herr und Landesfürst eiligst zuziehen, unsere Land' und Gut' gnädiglich und treulich beschützen und allenthalben das Beste thun, nach unserem Vermögen. Doch sollen nicht minder auch unsere Lande zum andern und letzten Aufbot anziehen, nicht auf uns oder Eines auf das Andere warten, sondern sich so halten, wie von Alters Herkommen ist. . . . Wollten aber Solche, die im Bereiche vermeldeter Lande Gültten, Rugungen oder Renten hätten, sich obenangezeigter Ordnung mit einem oder mehreren Artikeln widersetzen, so sollen jene unsere Vicedome, Pfleger, Amtleute und Inhaber unserer Urbargüter, welche sich ungehorsam bezeugen, durch uns oder unsere Regierung, mit Hilfe der Gehorsamen, auch wo es Noth thut, unserer Landherren, und wenn diese ungehorsam, durch unsere Landstände gestraft und zu Gehorsam gebracht, und zwar unserer Ungehorsamen Gült und Rugung zu unseren Händen, und der Landherren und der Ihrigen Gült und Rugung zu gemeiner Landtschaft Händen eingezogen und innebehalten werden; so lange, bis sie die gebührende Leistung oder Hilfe, nach Erkenntniß unserer Obrigkeit, in jeglichem Lande zwiefach statet, auch die aufgelaufenen Kosten völlig bezahlt haben. . . ."

Der folgende Abjag wiederholt die wesentlichen Punkte des für Tirol (damals Oberösterreich bezeichnet) allein giltigen Wibells vom Jahre 1511 mit folgendem Abjage: „Zu solcher unserer oberösterreichischen Landordnung und Rüstung haben wir uns bewilligt, von unserem Kammergut 500 gerüstete Pferde aus denselben unseren oberösterreichischen Landen, so weit wir eine solche Anzahl darin haben, was wir davon abgeben sollte, aus den nächstgelegenen Landen in Provision zu bestellen und zu unterhalten, die, wenn und so oft unsere Grafschaft Tirol nebst beiden Stiftern (Brixen und Trient) und die vorderen Lande (die schwäbischen Besitzungen) Gefahr gerathen würden, zu und mit ihrer Rüstung und Ordnung in unserem Sold und Kosten aufgeboten und gebraucht werden sollen, zudem daß wir ihnen mit mehrerem Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß auch nothdürftigem Geschütz und Proviant, als Herr und Landesfürst nach unserem Vermögen zu Statten kommen sollen."

Der wichtigste Theil dieser Uebereinkunft ist der nun folgende: („Einigung und Verstand [Einverständnis] kaiserlicher Majestät und der nieder- und oberösterreichischen Lande untereinander.) Wie nun die Einigung und Uebereinkunft zwischen niederösterreichischen Landen, der einen Seite, gehalten werden soll, haben wir uns mit den Ausschüssen verglichen, bewilligt und zugesagt: also wann und so oft unsere oberösterreichischen Lande mitsammt beiden Stiftern, eines oder mehrere, von unsern oder ihren Feinden und Widersachern (wer sie immer seyen) mit gewaltsamen Einfällen oder Angriffen belästigt oder belagert, also daß sie Kraft berührter ihrer Ordnung aufgeboten würden, und sie hierauf uns und unsere niederösterreichischen Lande mittelft

unserer Regierung und der Vandeshauptleute ermahnen, daß dann wir und unser niederösterreichischen Vande den oberen Vanden (Tirol) tausend gerüstete Pferde in vollständiger Anzahl, und für die übrigen 500 Pferde jeden Monat 5000 Gulden Rheinisch oder so viel Münze, je nachdem es uns oder unseren niederösterreichischen Vanden am passendsten ist, zu Hilfe und Trost ohne Verzug ausfertigen und zuschicken, oder bezahlen sollen und wollen. Hinwiderum, wenn und so oft die niederösterreichischen Vande eines oder mehrere, von unsern oder ihren Feinden oder Widersachern (wer sie immer seien, Gläubige oder Ungläubige) mit gewaltsamen Einfällen oder Angriffen belästigt oder belagert, also daß sie, kraft obgeschriebener ihrer Ordnung, aufgeboten wurden, und sie hierauf uns und unsere oberösterreichischen Vande mittel unserer Regierung zu Innsbruck ermahnen, daß dann wir und unsere oberösterreichischen Vande den niederen Vanden ebenfalls 1000 gerüstete Pferde und für die übrigen 500 Pferde jeden Monat 5000 Gulden Rheinisch oder so viel Münze, je nachdem es uns und unseren oberösterreichischen Vanden am passendsten ist, zu Hilfe und Trost ohne Verzug ausfertigen und zuschicken oder bezahlen sollen und wollen. Außer als im Nothfalle, sollen jedoch die niederen und oberen Vande, zur Vermeidung nutzloser Unkosten, von einander keine solche Hilfe begehren."

Schließlich wird noch bestimmt, daß die Verpflichtung zur Leistung von Kriegshilfe erlischt, wenn der verpflichtete Theil gleichzeitig selbst angegriffen wird.

"Solche unsern und der Vande Hilfe und Beistand gegen einander, soll von vorfallender Mahnung jederzeit durch sechs Monate dauern und geleistet werden, An- und Abzug eingerechnet, und welcher Theil der Hilfe auf längere Zeit bedürfen sollte, dem soll der andere dienen, doch in unserem Sold und Kosten. Es soll auch die Mahnung der nieder- und oberösterreichischen Vande gegen einander, wenn sie benöthigt wurde, in jedem Jahre nicht mehr als einmal geschehen"

Der ganze hier vereinbarte Apparat ist allerdings etwas schwerfällig, besonders den modernen Ansprüchen an die Kriegsbereitschaft gegenüber. Diese Verathungen, Mahnungen u. s. w. mochten leicht so lange dauern, bis der Angegriffene keine Hilfe mehr brauchte oder der Angerufene sie nicht mehr leisten konnte. Indessen ist die Wichtigkeit der ganzen Action weniger vom streng militärischen als vom politischen Standpunkt aus zu betrachten. Dieses „Innsbrucker Eibell“ ist der erste Ausdruck der gesamtstaatlichen Idee, zum erstenmale wurden die bisher nur neben- ja nicht selten gegen einander thätigen Kräfte der einzelnen Provinzen zusammengefaßt — um den Theil zu schützen, vereinigte sich die Macht der Gesamtheit.

Wie schwierig dieses Werk gegenüber den Eifersüchteleien und separatistischen Neigungen der einzelnen Landstände war, wird nicht allein durch die lange Dauer der Verhandlungen, sondern auch durch die weitläufige sorgfältig verclausedirte Textirung des Documentes bewiesen. Es mag für Maximilian und seine Räthe ein hartes Stück Arbeit gewesen sein, so viele Köpfe und Sinne nach und nach zu einer gemeinsamen Meinung zu bringen, und schließlich mußte der Kaiser mit gutem Beispiel vorangehen und sich ebenso verpflichten wie jeder Andere. Uebrigens war die zugesagte Hilfe von 1000 gerüsteten Reitern nicht so unbedeutend, als es auf den ersten Blick erscheint, denn wir wissen ja, daß nach der damaligen Verfassung der Reiterei zu jedem gerüsteten (adeligen) Reiter eine gewisse Anzahl von Knechten gehörte, so daß, wenn wir die Normen kaiserlichen Kriffen anwenden, jede

10000 Reiter in Sachsen eine Zahl von 9000 Köpfen in sich schlossen. Wenn man daher die ebenfalls in Geld zu rekrutirenden 500 Reiter gleichfalls dazuschlägt, so betrug die gegenwärtig zu leistende Hilfe die für jene Zeit sehr stattliche Zahl von 13.500 Mann.

Werkwändig in das Junsbruder Videll noch, weil es dem so oft lästig geworden und noch immer in Kraft stehenden Privilegium der aufgebotenen Truppen, nur innerhalb des eigenen Landes Dienste leisten zu dürfen, indirect ein Ende machte und weil wir in den vorherhand ständischen Kriegsräthen die ersten Spuren von kabilen kriegerischen Behörden finden. Bis zur Junsbruder Videll gab es nur niederösterreichische, steirische, tirolische Aufgebote, von da an kann man erst davon reden, daß eine österreichische Kriegsmacht bestand — und darin liegt gewiß eines der größten Verdienste Maximilian's I.

Der alte Gegensatz zwischen Oesterreich und Frankreich war unterdessen vielfach verichärft worden, und nach Auflösung der Liga von Cambray schloß der Kaiser mit Papst P^o X., England und Arragonien ein Offensivbündniß gegen Frankreich. Der Krieg begann im Sommer 1513 in Italien und den Niederlanden zugleich, und im Juli stieß der Kaiser selbst zu dem bei Mpern gesammelten Heer. Eine Vaurie des Schicksals verlegte den Schauplay der ersten Schlacht auf dieselbe Wahlstatt, auf welcher Maximilian vor vierunddreißig Jahren seinen ersten Sieg erfochten hatte. Wieder handelte es sich um die schon seit acht Wochen hart belagerte Stadt Terouenn, gegen welche Franz Halluin de Piennes und der Herzog von Longueville mit einem französischen Heer heranzogen, um sie mit frischen Truppen und Lebensmitteln zu versehen.

Der Terrouenne lag König Heinrich VIII. von England mit einem Heere von 40.000 Mann, das zwar eine treffliche Wagenburg und zahlreiche Geschütze besaß, im Uebrigen aber schlecht gerüstet und meist noch mit Bogen, Armbrüsten, Mörsern, Keulen und Hellebarden bewaffnet war. Auf die an den Kaiser gerichtete Bitte Heinrich's VIII. um einen erfahrenen Feldherrn hatte sich Maximilian erklärt, selbst die Führung zu übernehmen, und vereinte sein 13.000 Mann starkes Heer am 9. August mit der englischen Streitmacht.

Da im Dienste des französischen Königs Ludwig XII. viele
 knechte standen, wurden dieselben unter Androhung der Reichsacht an-
 französischen Rabmen zu verlassen. Die in den Besatzungen zerstreuten
 meist dem Befehle nach, nur 10.000 Knechte, die unter dem
 standen, erfuhren nichts davon und bildeten den Kern der fran-
 zu welchen noch 8000 Gensdarmen und 10.000 Mann französisch

Am 17. August nahte sich dieses zum Entsatz von Terouenne. Daß Kaiser Maximilian seine Anordnungen zur Schlacht ein wenig Tage vorher, zur leichteren Verbindung der einzelnen Truppen über die Wälder schlagen lassen. Dann formirte er das gesammte große Biviere, die Kaiserlichen auf dem rechten, die Engländer auf dem linken. Seine Anwesenheit beim Heere war bisher noch nicht bekannt. Er nahm seinen Helm ab, unter dem freilich nicht mehr die goldblonden Locken, sondern drei und dreißig Jahren herabgewallten, gab sich den Deutschen und Engländern zu erkennen und erinnerte sie an den vor so langer Zeit auf derselben Schlachtfeld errungenen Sieg. „Dort“, rief er mit unbeschreiblicher Freude, „dort“

Feind; dort habe ich als zwanzigjähriger Jüngling ihn besiegt. Grau bin ich geworden, aber mein Alter soll mich nicht hindern, Euch ein Beispiel der Tapferkeit zu sein.

Während dieser Vorbereitungen näherte sich die Vorhut des französischen Heeres, dem es eigentlich um eine Schlacht nicht zu thun sein mochte. Oberst Fontenail suchte mit 800 leichten Reitern, von welchen jeder ein halbes gesalzenes Schwein in einen Sack Pulver bei sich führte, so nahe als möglich gegen Terouenne zu kommen. Mehrere kleinere Abtheilungen auseinander sprengend, gelang es ihm, in vollem Lauf bis zum Stadtgraben vorzudringen, in welchen seine Reiter ihre kostbare Bürde warfen, um dann, beschützt vom heftigen Geschützfeuer, des Places sich zu ordnen und mit geringen Verlusten zu dem gegen Guinegate vorrückenden französischen Heer zurückzukehren. Schlimmer ging es 400 Gensdarmes, welche von mehreren Seiten in die Stadt zur Verstärkung eindringen sollten. Sie fanden von dem im englischen Commandirenden Feldd Herrn Talbot alle Wege besetzt und kamen meist um.

Nun ließ auch Kaiser Maximilian das verbündete Heer zum Angriff ausgehen. Er selbst führte 4000 seiner schweren Reiter rechts von Guinegate gegen den französischen Gensdarmes unter de Picennes, indessen Heinrich VIII. mit seiner Cavallerie gegen den linken Flügel der Franzosen ansprengte und 10.000 Mann englisches Fußvolf und 4000 Langknechte längs des linken Ufers den Rücken der feindlichen Stellung zu umfassen suchten.

Das erste französische Treffen, meist aus Gensdarmes bestehend, hatte gemacht, um dem Hintertreffen unter dem Herzog von Longueville Zeit zu lassen, mit den Proviantwägen gegen Terouenne herankommen zu können. Aber Talbot empfing dieses Hintertreffen von seinem Lager aus mit einem so verheerenden Geschützfeuer, daß es in Unordnung gerieth und zurückwich. Unterdessen waren die Gensdarmes, die den Feind nicht so nahe glaubten, von den Pferden abgejessen und hatten erschöpft von der Hitze, der Rüstung entledigt und in das Gras gelegt.

Da brausten mit furchtbarer Wucht Maximilian's Reiter heran und riefen: „Zu den Waffen!“ schreckte die ermüdeten Franzosen aus ihrer sorglosen Ruhe. Eiligst bestiegen sie, zum Theile ungewaffnet, ihre Pferde, aber meist nur, um zu fliehen, und nur wenige sammelten sich um ihre Führer Longueville und de la Palisse.

Noch ehe nur einige Geschwader formirt waren, sprengte Maximilian an der Spitze seiner Reiter herbei und schleuderte mit eingelegter Lanze selbst einen feindlichen Officier vom Pferde. Begeistert durch dieses Beispiel, stürzten sich seine Reiter auf die Franzosen, die nur kurzen Widerstand leisteten und trotz aller Bemühungen ihrer Führer in wilder Flucht auseinander stieben.

Noch einmal gelangt es, sie zu sammeln, aber die kaiserlichen Reiter sind so auf dem Raden, daß sie keinen Halt gewinnen, sondern, durch zwei Stunden lang, nach allen Seiten gesprengt werden. Noch bevor bei der Reiterei diese Entscheidung gefallen war, hatte sich das französische Fußvolf so zeitlich in Sicherheit gebracht, daß es durch keine Verfolgung mehr zu erreichen war. Gegen 400 adeliche Reiter, darunter der Herzog von Longueville, der Vice-Admiral Clermont, berühmte Ritter Bayard „le chevalier sans peur et sans reproche“ (Ritter ohne Furcht und Tadel), der Bastard von Vendome, die Obersten Bussy, d'Amboise, la Fayette, la Palisse, Ambrecourt u. s. w. wurden gefangen und die ganze Artillerie nebst 200 Proviantwägen erbeutet. Die Opfer dieser Schlacht bestanden

aus den 2000 Franzosen, welche die Wahlstatt deckten, und der Witz der Gegner ihr den Namen der „Sporenschlacht“ bei, da sie auf ihrer eiligen Flucht mit den Sporen als mit den Waffen gekämpft hatten. Eine Frucht dieses Krieges war die am 22. August abgeschlossene Capitulation von Terouenne.

Die zweite Schlacht bei Guinegate ist interessant, weil sie, entgegen dem Gebrauche der Zeit, bloß durch die Cavallerie entschieden wurde. Indessen ist Grund davon nur in der schnellen Flucht der Franzosen zu suchen, denn der Zahl überwog in beiden Heeren das Fußvolk. Neben der schweren deutschen Reiterei, sich mit Ruhm bedeckte, wurde besonders Maximilian's Artillerie wegen ihrer großen Beweglichkeit gerühmt, so daß die Franzosen sie die „artillerie volante“, die „fliegende“, nannten.

Nie ließ der Kaiser die von Osten drohende Gefahr eines Türkeneinbruches aus Augen, und der Gedanke, der osmanischen Macht mit den vereinten Kräften von Europa zu begegnen, bewog ihn zum Frieden mit Ludwig's XII. Nachfolger, dem erlichen und galanten König Franz I.

Aber zum unersetzlichen Schaden seiner Länder war es ihm nicht gegönnt, seinen Lieblingsplan auszuführen. Die Käuflichkeit und Knauferei der Reichsstände und der österreichischen Lande, theilweise nicht minder aber auch die zwiespältige unpolitische Politik Frankreichs, des Papstes und der Venetianer, vereitelten alle seine Anstrengungen. Niemand wollte so recht an die nahe Gefahr glauben, bevor sie nicht auf Einzelnen auf die Finger brannte, und nur Maximilian's heller Blick erkannte die Wetterwolke, die sich im nächsten Jahrzehnt verheerend gegen den Westen senken sollte. Mit flammenden Worten rief einer der bedeutendsten Deutschen jener Zeit, Ulrich von Hutten, zur Unterstützung des Kaisers in einem Sendschreiben an die deutschen Fürsten auf (1518), deren Sonderinteresse aber schon so erstarbt war, sie für keine dem gesammten Reich drohenden Gefahren Verständniß hatten. „Von jeit dreißig Jahren“, ruft Hutten aus, „bestreitet der Kaiser von dem Erbe seiner Erbländer die Lasten des Reiches und hat keine Ruhe bei Tag und Nacht; wir, wenn er einmal seiner Pflicht gemäß Einen strafft, schreien über Druck und erträgliche Dienstbarkeit. Freiheit aber nennen wir es, um das Reich nichts anheimern, dem Kaiser nicht gehorchen und ungestraft sich Alles erlauben!“ Heftig warnt er vor Allen, die eher den Türken als den Deutschen und dem Reich einen Zuwachs an Macht gönnen, und meint, die deutschen Fürsten möchten gegen Asien und Rom gleich sehr auf der Hut sein“.

Ein anderer hochbedeutsamer Schritt des Kaisers Maximilian I. war die Schwägerung und Erbverbrüderung, die im Jahre 1515 zu Wien mit den Königen von Ungarn und Böhmen vollzogen wurde. Ludwig, schon König von Böhmen und in Königs Vladislaus V., wurde mit der Enkelin des Kaisers, Marie von Spanien, verlobt, einer der Enkel Maximilian's, entweder Karl oder Ferdinand, Anna — die Tochter des Vladislaus — bestimmt.

Durch fünf Jahre hatte Maximilian in dieser Heiratsangelegenheit mit dem König von Ungarn unterhandelt, und zwar durch den Cardinal Matthäus Lang (geb. 1468, gest. 1540), damals Bischof von Gurk, später Erzbischof von Salzburg, zuerst aber durch den kaiserlichen Rath, Leibarzt und Bibliothekar von Wien, den berühmten Johann Cuspinian (eigentlich Spießhammer, geb. 1473, gest. 1529), allein vierundzwanzigmal nach Ofen entsendet worden. Endlich war das Project

zur Reise gelangt und sollte die Zeit der Vermählung festgesetzt werden, zu welcher noch eine persönliche Zusammenkunft der beiden Monarchen stattfinden. Der bestimmte Tag war der 16. Juli.

König Wladislaw hatte zu diesem feierlichen Act seinen Bruder Sigismund, König von Polen, geladen, und so hatten einige Tage vor dem Termine die beiden Könige gemeinsam den österreichischen Boden betreten. Ersterer hatte sich mit seinen Kindern in Kittsee, letzterer in Hainburg einlogirt. Als bald nach ihrer Ankunft waren vom Kaiser zwei Begrüßungs-Gesandtschaften entsendet worden, welche den Auftrag hatten, die beiden Monarchen am bestimmten Tage auf das Trautsonsdorfer Feld zu laden, wo sie der Kaiser auf offenem Felde, im freien Angesicht des Himmels empfangen wolle.

Ein goldener Sommermorgen war herangebrochen, wolkenlos wölbte sich der blaue Himmel über die Gegend, tausenderlei Düste durchwürzten die stille Luft. Es schien sich die ganze Landschaft rundherum geschmückt zu haben zu dem feierlichen Acte, der in ihrem Kreise alsbald begangen werden sollte.

Ein hoher Mast, auf dessen Spitze die deutsche Reichsfahne flatterte, am Rande des Harter Waldes, nahe bei dem kleinen Orte Sarasdorf an der von Wien nach der Keittha gegen Stizneusiedel in Niederösterreich hinführenden Straße, wenige Meilen von Wien entfernt, aufgerichtet, bezeichnete die Stelle der Zusammenkunft der beiden Könige. Die beiden Könige trafen zuerst an dem bezeichneten Orte ein, wo sich schon eine unabsehbare Menge Volkes versammelt hatte. Nach und nach entwickelte sich hier ein Aufzug von solcher Erhabenheit, eine solche Fülle von Herrlichkeit und Pracht, daß die Geschichte wenige solche Momente verzeichnet hat.

Einleitend den Festzug der Könige, bewegte sich eine Schaar Fußknechte, flüchtigen, feinfüßigen Kennern, blankgeschliffen das bligende Krummschwert. Es folgte ein Vull (Fähnlein) berittener Moskowiter, ihren Hettmann an der Spitze, lauter hohe bärtige Männer, von wildem Ansehen, im Büßelwams, das bis zum Halse um die Schulter, mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Auf seinen braunen Pferden folgten nun eine Abteilung polnischer Reiter, bewaffnet mit langen Piken, an deren Spitzen rothe und weiße Fähnlein flatterten; nun ein wirrer Trupp russischer Volkes, seltsam, aber losbar gekleidet. Diesen nach kamen polnische, moskowische Edle in golddurchwirkten, prachtvollen Kleidern auf schönen stolzen Rossen. Es folgten der Walachei, dann König Sigmund's Kanzler, der Reichschatzmeister, der Mundschent, der Reichshauptmann, des Landes Woywoden, Palatine, Bischöfe, Prälaten, Archimandriten, Hegumen (Prior eines griechischen nicht unirten Klosters) und Popen.

Jetzt kam König Sigismund von Polen, ihm zur Seite der neue Thronerbe Ungarns, Prinz Ludwig; der Polenkönig ritt ein herrliches lichtbraunes Pferd mit dunkler Mähne, prachtvoll gezäumt; der Reiter selbst war in schwarze Rüstung gekleidet, trug ein weißseidenes Varet auf dem Haupte, von dem eine rothe Feder flatterte. Prinz Ludwig ritt ein weißes Berberross, das schnaubend dahintrottete, in übermüthigem Treiben seinen Reiter über und über mit Schaum bespritzend; es warf es hoch den Kopf empor, als wüßte es von dem herrlichen, von Perl- und Edelsteinen strotzenden Gezäume, das es zierte, als sei es stolz auf die Last des kühnen, hoffnungsvollen Reiters. Beide Reiter waren von einer Anzahl polnischer, ungarischer Edlen zu Pferd und zu Fuß begleitet.

Nun erschien der prachtvolle, mit Gold und allegorischem Malwerk fast überladene Staatswagen, der die zwölfjährige Prinzessin Anna in blauem, mit Goldsternen übersätem Damastleide, Perlen von seltener Größe im Haar, goldene Ketten um den Nacken, blinkende Goldreifen um die Arme gewunden, trug. Der Wagen war mit acht stolzen weißen Pferden mit rothem goldverzierten Gezäume, prachtvoll anzuschauen, bespannt, welche von acht reichgekleideten Edelknaben geführt wurden. Kühne Reiter in den kleidsamen ungarischen Costümen, blinkende Agraffen und hohe Reiterbüsche auf den Kalpats von Zobel und Astrachan, leicht um die Schultern geworfen den sammlenen, mit Hermelin verbrämten Dolman, umschwärmten den Wagen.

Endlich erschien der greise Vladislaw, König von Ungarn und Böhmen, seiner Gebrechlichkeit wegen in einer prachtvollen Sänfte getragen, ein Geschenk des Kaisers Maximilian, das er ihm Tags vorher sammt Pferden und Knaben übersendet hatte. Er war umgeben von Ungarns ersten Magnaten, Reichsräthen, Krondienern, Cardinälen, Bischöfen — unter letzteren der Palatin von Ungarn, der Bischof von Semendria — in ihren prachtvollen Ornaten. Den Schluß bildete eine Abtheilung der ungarischen Vandalen, in Blau und Silber gekleidet, auf flüchtigen Rossen.

Auf dem Trauttmannsdorfer Felde angelangt, ent-



Fahnen- und Kanonen-Eid, Friede in Graf Meiste's Arbeitsschmied. (E. 200.)

schaarte sich dies unzählbare fremde Volk und stellte sich unter rauschender Kriegsmusik in jener Ordnung auf, wie der Cardinal-Erzbischof Yang, der Ceremonien des ganzen Festes, es bestimmt hatte. Es war das ein seltsam wunderbarer Anblick. König Sigismund allein hatte 1500 Pferde in seinem Gefolge, dem Ungarkönig waren nahe an tausend gefolgt.

Mit gespannter Erwartung sah man nun der Ankunft des Kaiser Maximilian entgegen. Aller Augen waren nach jener Gegend gerichtet, gegen Drautmannsdorf, woher er kommen sollte, da er im dortigen Schlosse Nachtruhe gehalten hatte. Endlich bligte es am Harter Hügel herauf, wie tausendfarbiges Sterngefunkel, unzählige Lanzenspitzen und Helmbarten schimmerten im Sonnenstrahl. „Der Kaiser kommt!“ durchlief es flüsternd die Reihen. Immer großartiger sich entfaltend, rückte näher und näher der Zug.

Voran der Hauptmann zur Neustadt, Melchior von Magmünster, vom Fuß bis zum Scheitel in schimmernden Stahl gekleidet, auf einem hohen „getigerten“ (d. h. gleichfalls gepanzerten) Pferde, von 200 Kriessern in rothen „Mennröcklein“ (kurzen Waffenröcken) gefolgt. Unmittelbar hierauf kam des Kaisers Hofdienerschaft, dann Patrizier, Bürger und Kaufherren aus den deutschen Reichstädten, welche die Schwanzier dem Kaiser schon in Augsburg sich anschließen ließ, festlich gekleidet in großer Zahl. Diesen nach ritten die Hofleute des prachtliebenden Herzogs Ulrich von Württemberg und jene des Cardinals Matthäus Yang, wohl unbewaffnet, aber in glänzenden Kleidern, etwa 800 an der Zahl. Jetzt, auf stolzen, hohen Rossen, zwölf Edelknaben, herrliche auserlesene Jünglinge, in schwarzen Sammt gehüllt, von sechs „Ehrenholden“ (Herolden) gefolgt. Nun, nach einem kurzen Zwischenraume, zwölf Trompeter mit dem Heerpauker, hierauf die hohen geistlichen Würdenträger: die Erzbischöfe und Bischöfe von Bremen, Regensburg, Passau, Raibach, die beiden Herzöge Ludwig von Baiern und Albrecht von Mecklenburg in ihrer Mitte.

Den jetzt ernst einbereschreitenden kaiserlichen Thürhütern, mit weißen Stäben in den Händen, folgte unmittelbar die Sänfte des Kaisers Maximilian, mit scharlachrothem Sammt überzogen, schwarz im Innern ausgeschlagen, mit schweren Goldborten umsäumt. Herrliche weiße Pferde trugen die Sänfte, neben welcher zahlreiche Fürsten, Grafen, Edle und Freie aus den kaiserlichen Erblanden, alle in schwarzen Sammt gekleidet, mit schimmernden Goldbletten behangen, zu Fuß einbereschritten. Unmittelbar nach der Sänfte ritten die beiden Gesandten des Königs von Spanien, Herr von Mendoza, Grand von Spanien, der von England, Lord Herfort, den Cardinal Yang in ihrer Mitte. Diesen folgten der kaiserliche Obersthofmeister Wilhelm von Hapollstein, der Kanzler Coprian von Sarutheim, der Schatzmeister Johann Willinger, sammt anderen kaiserlichen Rätthen und hohen Staatsdienern.

Aber den Glanz dieses Nachzuges bildete der oberösterreichische Adel, geführt von dem reichen Grafen Johann von Hardegg, dem der Bollsmund seines Aufwandes wegen den Beinamen „der Brächtige“ gegeben hatte. Der kunstreiche Silberpanzer des Grafen war über und über mit Goldspangen und Edelsteinen bedeckt und glänzte und funkelte im Sonnenschein so gewaltig, daß das Auge schier keinen Moment darauf zu haften vermochte. Eben so reich war das Gezäume seines muthigen Pferdes mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Nicht minder glänzend angethan folgten ihm der Hauptmann von Linz, Wolfgang Jörgger, der Reichsgraf Georg von Schaumburg, die Brüder Rudolf und Sebastian von Ensfeld, Sigmund, Ludwig und



Die Monarchen-Zusammenkunft bei Wien, 1793.

Cyriac von Polheim, Kaspar von Schallenberg, David von Nörtingen, Starhemberg und andere mehr.

An der bezeichneten Stelle wurde des Kaisers Sänfte niedergestellt und enthält. Eine herzliche gegenseitige Begrüßung der drei Monarchen erfolgte. Der Kaiser bot den Königen und den Kindern die Hand und rief, die großen Folgen, welche dieser Tag für ihn und sein Haus haben sollte, voraussehend, hell und freudig aus: „Das ist ein Tag, den der Herr gesendet! Lasset Uns freudig und fröhlich sein!“ (Hierzu das Bild.)

König Sigismund, mannhaft und herzlich antwortend, dankte mit dem Wunsche, daß diese Zusammenkunft für alle Theile ihrer Familien, ihre Reiche und Unterthanen, ja für die ganze Christenheit von ersprißlichen Folgen begleitet sein möge. Dem greisen Vladislaw erstikten Thränen der Rührung die Stimme; der junge Ludwig hielt zu Pferde eine kleine Rede an den Kaiser, den auch Prinzessin Anna mit herzlichen Worten begrüßte. Ein allgemeiner Jubelruf durchbrauste die Luft.

Den ersten Begrüßungen folgten diplomatische Verhandlungen, welche die Einladung in die Residenz beschloß. Am nächsten Tage erfolgte der glänzende feierliche Einzug in Wien, welcher den ganzen Tag dauerte. Am 22. Juli fand in der Stefanskirche zu Wien die Trauung des königlichen Prinzen Ludwig mit der Infantin Marie statt; seine Schwester Anna wurde auf Procuracion dem Kaiser Maximilian angetraut, das glänzende Beilager folgte aber erst sechs Jahre später in Pinz mit dem Erzherzog Ferdinand. Dadurch fiel später an Letzteren die Krone Ungarns und Böhmens.

Zum Andenken an den großen feierlichen Act der Vereinigung dreier Monarchen ließ Maximilian an dem Ort der Zusammenkunft drei Kusten (Art Ulme) pflanzen und dieselben, nunmehr prächtige alte Bäume, vom Volke die „Königsrusten“ genannt, stehen noch heute unweit der Eisenbahnstation Wilsteinsdorf.

Dieses „Dreikönigs-Fest in Wien“, wie Fugger die feierliche Zusammenkunft nennt, legte den Grund zum endgiltigen Aufschluß Ungarns und Böhmens und damit zur imponirenden Machtstellung der habsburgischen Monarchie. In diesem Sinne mag jenes oft citirte und zu jener Zeit entstandene Sprüchlein:

„Bella gerant alii, Tu, felix Austria nube
Nam, quae Mars aliis, dat Tibi regna Venus“

zu deutsch: „Andere mögen durch Krieg sich fördern, du, glückliches Oesterreich, vermählst dich; was Andern Mars gibt, gewährt Venus deinem Reich“, nicht ganz Unrecht haben. Aber das auf solchem Wege erworbene gute Recht mußte Oesterreichs tapferes Schwert erst in blutigen Kämpfen schützen und sichern.

Unter den Festlichkeiten bei diesem Anlasse möchten wir besonders das große, am Hof abgehaltene Turnier hervorheben, das ganz nach den schon halb vergessenen ritterlichen Formen veranstaltet wurde. Fünfzehnhundert wohlgerüstete Bürger und Fußknechte schlossen die Schranken ein, um welche sich Tribünen für die Fürsten, Bischöfe, Magnaten und anderen hohen Gäste, eine besondere aber auch für die Frauen und Töchter der Bürger Wiens erhoben. Zweiunddreißig reich geharnischte Ritter, darunter Herzog Wilhelm von Baiern, die Markgrafen Casimir und Georg von Brandenburg, Herzog Georg von Mecklenburg u. s. w., hielten ein

scharfes Rennen und bearbeiteten sich im Fußkampf mit den Schwertern so kräftig, daß Blut zwischen den Fugen der Harnische hervordrang und wiederholt die Grieswäntel und Herolde einschreiten und die bizzigen Kämpfer trennen mußten. Die damals erst zwölfjährige zukünftige Königin von Ungarn theilte den Daul an die Ritter aus.

Ueberhaupt hielt Maximilian mit Vorliebe an den äußeren Formen und Gebräuchen des Ritterthums fest, obwohl gerade er durch seine militärischen Reformen ihm vollends den Boden entzogen hatte. So z. B. trug er lange Zeit auf seinem Turnierhelm als Helmszier goldene oder bunte Ohren, von welchen er in seinem Tagebuch erzählt, daß Maria von Burgund sie ihm einst als „Damengunst“ (Faveur) verlieh. Wiederholt nahm er auch feierliche Ritterschläge vor, z. B. nach der Schlacht bei Regensburg und anlässlich der eben erwähnten Vermählungs-Feierlichkeiten. Auf kostbare Harnische und Waffen hielt er große Stücke und verstand sich selbst auf deren Herstellung; wir wissen, daß er sich bei Einzügen zu Reichstagen wiederholt vergoldeter Harnische bediente, und das Hofmuseum in Wien bewahrt unter anderen Rüstungsstücken dieses Kaisers jenen prachtvollen Plattenharnisch, welchen er nach einem in der kaiserlichen Gemäldesammlung befindlichen Bilde am 19. September 1480 beim Einzug in Luxemburg trug.

Maximilian trug die Ritterlichkeit nicht blos zur Schau, sondern setzte für deren Bewahrung auch sein Leben ein, wie es z. B. im Jahre 1495 zu Worms geschah. In diesem Jahre nämlich kam Claude de Batre, ein durch Muth, Tapferkeit und Niesenstärke berühmter französischer Ritter, nach Worms, hing vor seiner Wohnung den Schild aus und ließ durch einen Herold hochmüthig ausrufen: „Wenn ein deutscher Ritter auf Leben und Tod, auf Gefängniß oder auf irgend eine andere Rittergabe mit ihm zu kämpfen Lust hätte, so wolle er den Kampf unter jeder Bedingung eingehen.“ Mehrere Tage verstrichen, kein deutscher Ritter wollte sich zum Kampfe mit dem Prahler bereitwillig zeigen dem der Ruf voranging, er sei „im Kampfe der Teufel selbst“.

Den heldenmüthigen Max verdroß diese Zurückhaltung nicht wenig, und so sendete er seinen Herold ab und ließ seinen Schild mit den Wappen von Oesterreich und Burgund neben jenem des französischen Ritters aufhängen. Der Kampf wurde abgeredet um ein „ritterliches Gefängniß“ und ging neun Tage nach der Anforderung vor sich. Gewappnet erschienen beide auf der Bahn, keiner sprach ein Wort zu dem andern. Die Erwartung wiegte mit Furcht und Ungewißheit sich auf allen Gesichtern der Zuschauer, alle Blicke waren auf die Gerüsteten gerichtet, die, als die Trompeten zum drittenmale ertönten, ihre Panzen einlegten, auf einander losrannten und trafen, beide aber so geschickt, daß die Stöße abglitten. Nun warfen sie die Panzen weg und griffen zu den Schwertern. Claude de Batre führte endlich, „nachdem sie eine gute Weile einander um die Köpfe gehämmert“ (wie die gleichzeitige Chronik sich ausdrückt), einen so gewaltigen Stoß gegen den Kaiser, daß diesem der Panzer getrennt und er sogar etwas verwundet wurde. Aber Maximilian achtete dessen nicht, sondern begann nun seinerseits die Offensive: er setzte dem Gegner mit heftigen Hieben und Stößen derart zu, daß derselbe einsehen mußte, bisher habe der Kaiser sich mit ihm nur gespielt, und Mattigkeit und Zaghaftigkeit fing an, den Franzosen zu beschleichen. Max traf ihn endlich dermaßen, daß er, als eben der Kaiser „mit einem derben Stoß ihm zum Herzen rann“, seine Waffen streckte, sich

ergab und zum Gefängniß zu stellen sich gelobte. Es läßt sich denken, mit welchem Jubelgeschrei die fröhliche Menge den siegreichen Kaiser nach seiner Herberge begleitete.

Bezeichnend für Maximilian's vielseitiges Schaffen ist, daß er auch den Plan zur Errichtung einer „Garde“ faßte. Der Entwurf hiezu stammt aus dem Jahre 1514 und der einbegleitende Brief an die niederösterreichischen Stände meint in höchst charakteristischer Weise, es „ist uns seither (d. h. seit „etlichen Tagen“) noch eine andere Sache sürgefallen.“ Der Entwurf lautet:

„Die Artikel der Garde.

Die kaiserliche Majestät ist aus vielen und beweglichen Ursachen des Willens und Fürnehmens, eine Garde oder ehrliche Gesellschaft, inmassen, dann Ihre Majestät im Eingang ihrer Regierung auch gehabt, aufzurichten, dergestalt, wie hernach folgt:

Erstlich, daß kaiserliche Majestät, auf jedes Pferd, so gerüstet ist, und sich in die Garde bewilligt, das Monats drei Gulden rheinisch und dazu Futter und Mabl, Nagel und Eisen, und jedes Jahr auf ein Pferd zwei Kleider geben soll.

Zum andern, daß ein Jeder, der sich in solche Garde bewilligt, von Stund und im Anfang von jedem Pferd dreißig Gulden rheinisch hinter dem Hauptmann erlegen soll, der sich dann gegen einen jeden, insonderheit um solches Geld einen jeden zu Ausgang der Jahresfrist wieder bezahlen und entrichten will.

Solche Garde soll auf drei Jahre lang gestellt werden und nämlich ein jeder Edelmann ein „Kürasser“ sein, und fünf Pferde unter ihm halten.

Zum dritten soll unser Rath und Schatzmeister Jacob Billinger, einen jeden um seinen Sold, auch Speisung und Kleidung, wie eben steht, versprechen.

Und welche sich obgemeldeter Massen bestellen lassen und in solche Garde kommen wollen, derselben Namen und mit viel Pferden ein jeder, sollen lauter aufgeschrieben und kaiserlicher Majestät zugesandt werden.“

Da wir gar nichts weiter von dieser Garde wissen, ist es wohl bei dieser Anregung geblieben, wie auch die erwähnte beim Regierungs-Antritte bestandene Garde Maximilian's keine Bedeutung und längere Dauer gehabt haben mußte, wenn nicht gar der St. Jörgen-Orden darunter verstanden ist.

So vielseitig Maximilian's Denken und Schaffen auch war, so darf man doch behaupten, daß die Wehrfähigkeit seiner Erblände ihn unausgesetzt beschäftigt und gleichsam der rothe Faden war, welcher seine unablässige Thätigkeit durchzog. Sein Tagebuch beweist, daß er stets mit militärischen Dingen beschäftigt war und auch Kleinigkeiten seiner Aufmerksamkeit nicht entgingen. Man findet da die Vermerkungen: „ein Bollwerk vor das Thor auf dem Schloß zu Sigmundskron zu machen“ — „die Klause auf dem Wormser Joche nach neuer Form zu bauen und zu besehen, ob man nicht einen solchen Thurm auf den St. Jacobsberg setzen könne, damit dieser nicht anzugreifen sei“ — „die Ehrenberger Klause gegenüber zu besetzen und den Weg nach dem großen See hinum auch dazu zu nehmen, gegen Rüssen hin, jedes mit einem starken Thurm“ — „einen Tabor (Schanze) auf dem Arlberg zu machen“ — „alle ehrbaren freudigen Knechte, die in den Taborn und Hauptschlössern, zusammenklauben und sie schießen lehren“ — „in Cilli ein halbes Zeughaus und in Wien eine Harnischkammer zuzurichten“ — „1000 Gulden zu verordnen, um das Zeughaus in Mecheln damit einzufangen“ (mit einer Mauer zu

umgeben) — „der Büchschütz soll seine Haftenbüchse aus dem Zeughause nehmen und dieselbe ihm binnen einem Jahre von seinem Solde abgezogen werden“ u. s. w.

Oft genug wurde Maximilian I. an den großen Einfluß der Finanzlage auf das Kriegswesen gemahnt, und wo es anging, war er daher eifrig auf Ersparungen bedacht. Eine der dahin zielenden Maßregeln sah er in der Verringerung der kostspieligen Besatzungen in Schlössern und festen Orten. Kaum war der Krieg mit Venedig beendet, so wies er schon die Regierung in Innsbruck an, die Besatzungen der Orte und Pässe gegen das venetianische Gebiet „ziemlicher Maßen zu ringern“. Am 13. October 1518 wiederholte er diesen Auftrag mit dem Beisatze, daß die Verminderung ein Dritteltheil oder die Hälfte der Mannschaft betragen sollte, ja man möge trachten, mit den Pflägern und Hauptleuten ein Abkommen zu treffen, damit diese die Burghut übernehmen und die bisherigen großen Kosten erspart würden. Zu demselben Zweck schloß Maximilian zahlreiche Verträge, durch welche er im Bedarfsfalle über die festen Schlösser der Landesherren gebieten konnte.

Uebrigens finden wir unter ihm schon besondere Kriegsbaumeister bestellt, von welchen besonders Meimpold von Sendlingen ob seiner Geschicklichkeit gerühmt wird. Mit dem Bau des Zeugstabels zu Lindau wird Hans Schiffer, des Kaisers Baumeister in Bregenz, beauftragt, und 1508 wird Anton Kleber als Baumeister „zu etlichen Gebäuden, so der Krieg wider die Türken vorgenommen“, bestellt.

Wie genau sich indessen Maximilian bei Besetzung aller Stellen informiert, zeigt auch der Bestallungsbrief der Kyrisser, wo die Rientenants und Fähnriche ernannt werden, darunter ist auch ein Czene von Czernahor, „so in Mähren wohnt“ — und bezüglich dessen setzt Maximilian ausdrücklich bei: „Von dem von Czernahora habe bisher keine Rundschaft gehabt“, um anzudeuten, daß die Ernennung nur auf fremde Empfehlung erfolgt sei, ohne daß der Kaiser selbst dessen Fähigkeiten und Verdienste kenne.

Auch auf die Bestellung seiner Trabanten nahm Maximilian selbst Einfluß, denn ein Max Gaslin von Ulm bittet ihn um Aufnahme und verspricht, „sein Mannheit, Leib und Leben so tapferlich und fedlich zu Seiner Majestät zu setzen, daß dieselbe und Andere hoffentlich Gefallen haben sollen“. Besonders einträglich mag eine solche Stelle übrigens nicht gewesen sein, denn der Trabant Ulrich Sonnentag bittet, weil er alt und gebrechlich, um eine andere Versorgung, weil er bei der „theueren Zehrung“ am Hofe von der Löhnung nichts erübrigen könne.

Nächst der Schöpfung der Landsknechte sind besonders die Verdienste Maximilian's um das Geschützwesen bekannt. Seine „Artillerey“ war auch der Gegenstand seiner steten Fürsorge und berechtigten Stolzes, und die Ambraßer Sammlung in Wien bewahrt in drei Bänden die auf Pergament hergestellten Abbildungen und Beschreibungen seiner Geschütze, die hohen historischen und künstlerischen Werth haben und auf seinen Befehl verfertigt wurden. Die darin abgebildeten Geschütze lagen in den Zeughäusern zu Wien, Graz, Osterreich, Görz, Innsbruck, Sigmundskron, Breisach, Lindau und bei dem Heere in Italien. Jedes Geschütz hat seinen Namen, der allerdings oft bizarr genug lautet; wir finden neben den schon früher genannten die uns gleichfalls bekannten „Purlebaus“ und „Wedauf“, dann eine „liebe Verwurrerin“, „Wuldhierin“, „Ungerin“, den „Erdbidmer“, die „Kizlerin“ u. s. w., die Nothbüchsen heißen „Winchen“, die Nothschlangen „Hirngrillen“.

Uebrigens war es nicht, wie man häufig glaubt, blos Maximilian's Sitte, den Geschützen so wunderliche Namen zu geben, sondern allgemeiner Brauch zu jener Zeit. Auf Franz von Sickingen's Feste Landstuhl gab es eine „Nachtigall“, einen „Hahn“, einen „Löwen“, dann „Bruder“ und „Schwester“. Kurfürst Moriz von Sachsen besaß Geschütze, von welchen eines der „Pastor“, und andere „Höllenhund“, „Relusine“ und „thüringischer Bauer“ hießen. In Augsburg wurde lange das Geschütz wahret, das den Namen „Hundertheins“ trug; es war dies nämlich die Kanone, welche die Entstehung der hundert ein Salutschüsse bei großen Festlichkeiten knüpft ist.

Als nämlich Kaiser Maximilian siegreich aus einem Feldzuge nach Deutschland zurückkehrte und seinen Einzug in Augsburg halten wollte, wurde ihm ein glänzender Empfang zugebracht und unter Anderm sollten hundert Kanonenschüsse zu seiner Ehre gefeuert werden. Der Constablermeister aber wußte zuletzt nicht, ob er sich nicht mit einem Schuß zum Nachtheile des Kaisers geirrt habe, und ließ, um allen Vorwürfen zu entgehen, das Geschütz noch einmal abfeuern. Von Augsburg zog Maximilian nach Nürnberg; auch diese Stadt wollte die neue eingeführte Begrüßung anwenden, so daß man beschloß, um dem Kaiser nicht weniger Ehre als Augsburg anzuthun, selber sogleich mit hundert und einem Kanonenschuß zu empfangen, und so diese Art entstand die Sitte, 101 Schuß statt 100 bei feierlichen Gelegenheiten abzugeben.

Trotz dieser geschichtlichen Thatsache mag wohl auch dabel jener altdeutsche Brauch maßgebend gewesen sein, der bereits seit urdenklichen Zeiten besteht, nämlich: Allem Eins zuzugeben, was sich bis heute noch beim Handel (z. B. 13 für 12, 12 für 10, 7 für 6 u. dgl.) erhalten hat. Es ist sehr interessant, daß im spanischen und italienischen Gerichtsverfahren bei außerordentlichen Verbrechen eine Gefängnißstrafe von hundert Jahren und einem Tage ausgesprochen wurde. Es kam dies selbstverständlich einer Verurtheilung zu lebenslänglichem Kerker gleich, und mit dem einen Tage darüber wollte man ausdrücken, daß der Verbrecher an keiner Amnestie Antheil nehmen könne. Auch bei Zeitbemessungen erhielt sich die Zugabe des einen Tages bis heute, woher z. B. das Sprichwort kommt: „Ueber Jahr und Tag“, wie denn bei den Kindern erst nach Verlauf eines Jahres und eines Tages der Kinder in das Eigenthum des Vaters tritt, wenn der Verlustträger sich nicht meldete. Die vormals bestandene Huldhaftigkeit konnte sich ebenfalls nur auf ein Jahr und einen Tag erstrecken.

Für Maximilian, der bedeutende technische und mechanische Fertigkeit besaß, war die Artillerie eben das rechte Feld, um diese zu erproben. Man verdankte ihm viele Verbesserungen im Guss der Geschütze, und die ersten Versuche zum Bohren derselben sind von ihm gemacht worden sein. Im Richten und der Bedienung der Geschütze war er es mit jedem Büchsenmeister auf, wenn wir auch seiner Anleitung zu dem unbegreiflichen Meistererschuß „wie man bei Pentelstein (an der Straße nach Ampezzo) mit einer Büchse über Gäß schießen und die Küche treffen könne“ einigen Zweifel gegenbringen und ihn für eine jener Schnurren halten, welchen er in guten Stunden abhold war. Die Anwendung des Quadranten beim Richten der Geschütze führte Maximilian allgemein ein und erfand sogar eine Verbesserung in der Construction derselben. Auf dem Zug gegen Venedig 1509 besaß die kaiserliche Armee bereits den jenseitigen Zeit überaus stattlichen Park von 106 Rädergeschützen.

Unter seinen Zeug- und Büchsenmeistern fanden sich vortreffliche Kräfte, namentlich der Zeugmeister Michel Ett wird besonders gerühmt und ging dem Kaiser bei seinen Verbesserungen an die Hand.

Wie der Fußsoldat zur Fahne, mußte der Artillerist auf seine Kanone den Eid der Treue leisten, wobei die betreffenden Vorgesetzten herzerhebende Ansprachen hielten. (Bild Seite 193.)

Die Anfertigung der Feuerwaffen und der Munition suchte Maximilian in jeder Weise zu heben und im eigenen Lande zu installieren. Im Jahre 1503 erhielt der Büchsenmeister Hans Sarles die Bewilligung zum Bau einer Mühle und eines Hammerwerkes im Aerschenthal (Tirol) behufs Herstellung einer Büchsen Schmiede



Das kaiserliche Arsenal von Wien. (S. 201.)

Hans Apoyeller wird 1500 als Büchsengießer mit „vier gerüsteten Pferden“ gegen einen jährlichen Sold von 100 rheinischen Gulden bestellt und ihm für je zehn Centner verwendetes Kupfer gratis ein Centner Zinn zugesichert, was einen Schluß auf die damals übliche Legirung des Geschützmetalls erlaubt.

Aber nicht nur den Geschützen, auch den Handfeuerwaffen wendet dieser unermüdete Monarch seine Aufmerksamkeit zu. Für die Schwerter und Spieße der Lanzknechte bestimmt er ein einheitliches Maß und Gewicht. Früher selbst ein Meister in der Handhabung der Armbrust — meist machte er den „Mitterschuß“ auf der Scheibe, d. h. den „nächsten am Zwed“, das Schwarze der Scheibe — kommt er jedoch, als er die Wirkung der Handfeuerwaffen kennen lernt, davon ab und schreibt in sein Tagebuch: „Item der konig soll nymmer mehr schießen mit kainem armbrost, da er

zu schwach ist und nit zu weit wo der polz nit tragt, dann der polz oder Geschoos schlegt sich und ist wider die Natur, dann es Nymand trifft.“ Beim Zug gegen Rom 1507 verbot er schon den Gebrauch der Armbrust.

Auch mit dem Schiffsbau für militärische Zwecke befaßte sich Maximilian. Zu seiner Zeit, vielleicht sogar schon unter seinem Vorgänger, bestand ein Schiffsarsenal in Wien, welches die gegen Ungarn und Türken zu gebrauchenden Schiffe enthielt. Dieses „römisch-kaiserliche Orsinal“ befand sich auf einer an Stelle des heutigen Kaiserbades befindlichen kleinen Insel am rechten Ufer des Donaucanals und war durch einen „Wierschlag“ (Erdbwall) geschützt. (Bilder Seite 200 und 201.)

Zur Zeit Maximilian's war Befehlshaber des Arsenal's und der kleinen



Das kaiserliche Arsenal von Innen. (S. 201.)

Donaufлотille, auf die wir noch öfter zurückkommen werden, Jeronimus de Gara. Aus dem Tagebuch Maximilian's ist zu ersehen, daß er mit dem Gedanken umging, lederne Schiffe machen zu lassen, und an dem von ihm benützten Donauschiff ließ er nach seiner Erfindung kupferne Schrauben anbringen, durch welche das Schiff beim Passiren einer Brücke nach Erforderniß tiefer getaucht werden konnte.

Wenn bei einer so vielfachen, in allen Dingen bis in den Kern dringenden Thätigkeit, sich mancher wunderliche Zug findet, mancher Plan, auf den der Schöpfer große Hoffnungen setzte, nicht zur Ausführung kam, einzelne Einführungen den Prüfstein der eigenen Zeit nicht vertragen und andere dem unaufhaltbaren Wechsel der Zeiten und Verhältnisse unterlagen, so ist das nicht zu wundern und kann dem großen Verdienst des Fürsten, der so viel geschaffen und noch mehr gewollt, keinen

Abbruch thun. Bei vielen seiner größten und folgenschwersten Vorhaben lag das Mißlingen übrigens nicht in ihm und der Sache, sondern in der Ungunst der Verhältnisse in den Schäden seiner Zeit.

Daß er sich trotz häufiger Täuschungen stets wieder mit gleichem Feuererger, neuen Plänen, neuen Erfindungen und Anregungen zuwendete, ward ihm häufig als Wandelbarkeit, als unsteter Geschäftigkeitsdrang gedeutet, während man doch darin viel eher die aus voller Seele und einem nie rastenden Pflichtgefühl fließende Schaffensfreudigkeit sehen kann.

Maximilian, der die Bitterkeit des Undankes oft genug kennen gelernt hatte, schrieb in Ahnung der raschen und falschen Urtheile, die seiner warteten, auf das Titelblatt seines allegorischen Gedichtes: „Der weyß Runig“:

„Merck, viel wird von mir geschrieben,
Was Sachen und Krieg' ich hab' getrieben,
Darum schreib, was ich dir iho saq',
So kommt die rechte Wahrheit an den Tag.“

Maximilian I. starb am 11. Januar 1519 zu Wels, mannhaft dem Tode, durch ein tödtliches Fieber, entgegengehend, wie er ihn auch in der Schlacht nicht gescheut hatte. Mit den Worten: „Was weint Ihr, daß Ihr einen sterblichen Menschen sterben seht? Weiber mögen darüber weinen, Männer nicht!“ verwies er den Umstehenden das Wehklagen.

Wenn sein brechendes Auge ihm das glänzende Bild der Größe seines Hauses, der Macht seines Reiches und des Ruhmes der Armee zeigte, welchen sein thatenreiches Leben gewidmet war, dann mochte ihm gewiß der Tod leicht geworden sein.

Die Leiche Maximilian's I. ruht in der ehemaligen Burgcapelle, heute die der k. k. Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt, und wurde dieselbe zweimal aus der Vergessenheit gerissen.

Maximilian I., der einen demüthig religiösen Sinn und die größte Dankbarkeit gegen treue Diener hatte, verordnete in seiner letzten Verfügung, man solle seinen Leichnam öffentlich aussetzen, demselben die Haare abscheren, die Zähne ausbrechen und verbrennen, den Körper geißeln und ihn dann, mit Kalk bestreut, zuerst in fette Leinwand und dann in weiß und rothen Seidenzeug wickeln, darauf ihn in dem lange früher gefertigten Sarg in der Burgkirche zu Wiener-Neustadt dergestalt beisetzen, daß der Priester, die Messe lesend, über seinem Herzen stehe. Zu des Kaisers Füßen werde sein treuer Sigismund von Dietrichstein begraben.

Ungeachtet dieser deutlichen Anordnung, welche mit der größten Genauigkeit nach dem frommen Geiste jenes Zeitalters befolgt ward, entstanden in der Folge Zweifel über die Grabstätte dieses Kaisers und sie gerieth beinahe ganz in Vergessenheit. Einer Sage nach hat Kaiser Maximilian II. im Jahre 1573 das Grab öffnen lassen, um sich von seiner Beschaffenheit zu überzeugen; gewiß aber ist, daß Herzog Ernst II. von Oesterreich (geb. 1552, gest. 1595) im Jahre 1580 die Uebertragung des Leichnams nach Innsbruck eifrig betrieb, und daß der Bischof von Neustadt, Lambert Gruter (gest. 1586), schon die Aufschrift der Tafel verfaßt hatte, welche zum Gedächtniß der Uebertragung neben dem Hochaltar der Neustädter Burgkirche hätte aufgehängt werden sollen.

Im Sommer des Jahres 1739 kam der kaiserliche Rath und Historiograph Marquard Hergott (geb. 1694, gest. 1762) im Auftrage des Kaisers Karl VI.

Neustadt, um alle dort vorhandenen, auf das Kaiserhaus Bezug habenden Alterthümer und Merkwürdigkeiten zu sammeln. Auf Hergott's Anordnung wurde das an den breiteren Stufen des Hochaltars liegende, mit einem schweren Grufstein bedeckte Kaisergrab an der Seite gelüftet, und man kam durch Hinwegräumung der Leinwand, welches den Leichnam Maximilian's umbüllte, und sein lahes Haupt zu sehen konnte. Da Kaiser Karl VI. einige Jahre früher dem Bischof von Wiener-Neustadt, Johann Franz Anton Graf Khevenhüller (geb. 1707, gest. 1762), die Oeffnung des Sarges untersagt hatte, so hielt Hergott dafür, es nicht zu thun, weil er nach seiner Instruction die Gruft hätte öffnen können. Es wurde das Grab wieder verschlossen, und eine neue Reihe von Jahren verging, ohne daß die Leiche der Gebeine des großen Maximilian gestört wurde, und ihr Dasein war in der Vergessenheit gerathen.

Als die k. k. Militär-Akademie in Wiener-Neustadt gegründet worden, beteten am 12. Februar 1771 die mit Ausgrabung des Grundes für den neuen Hochaltar beschäftigten Arbeitsleute dem damaligen Vocaldirector, Feldmarschall-Lieutenant Karl Johann Georg Freiherr von Hanning (geb. 1709, gest. 1784), hatten eine Gruft entdeckt. Dieser ließ mit der Arbeit innehalten, stellte eine Wache das Grab und meldete den Fund dem Oberdirector Feldmarschall Anton Graf Colloredo (geb. 1705, gest. 1785). Auf dessen Anordnung versetzte sich der Major von Lang mit dem Baumeister Gerl aus Wien nach Neustadt, und in der Gegenwart der Geistlichkeit und des Officierscorps ward die schwere Steinplatte von der Gruft abgehoben. Darin erblickte man den hölzernen, mit Ochsenhaut überzogenen und mit einem einfachen Kreuze verzierten Sarg, den eisernen Bänder kaum mehr zusammenhielten. Man stellte daher die weitere Eröffnung ein und erbat sich vom Allerhöchsten Hofe weitere Verhaltungsbefehle.

Im folgenden Monat, am 10. März, begab sich der Feldmarschall Colloredo, dessen Zahlmeister, Nath Mayer, nach Neustadt, um den merkwürdigen Kaiserleichen vollends an das Tageslicht zu bringen; die hohe Geistlichkeit und viele Herren aus Militär- und Civilstande hatten sich zu dieser Feierlichkeit in der Kirche eingefunden. Hier las Nath Mayer mit lauter Stimme aus einer alten Chronik den Willen des Kaisers Maximilian I. vor, worauf man zur Oeffnung des Sarges schritt und den Leichnam, wirklich mit Kalk bestreut, in einer dreifachen Umhüllung fand, wie der Landesfürst es selbst angeordnet hatte. Auf der Brust des Gerippes lag eine sehr beschädigte Bleitafel mit einer Aufschrift, neben dem Leichnam fand man zerbrochenes, mit vergoldeten Bleizieraten geschmücktes Crucifix von Holz, ein Kissen von rothem Sammt und mehreres Reisig von einer Ruthe; die Hände des Leichen durch einen Rosenkranz zusammengehalten.

Im folgenden Monat wurde das Gerippe ganz enthüllt und in einen neuen Leinwand-Sarg mit einem kupfernen Ueberfarg gelegt. Die Gebeine lagen in guter Ordnung, von Haaren war keine Spur, und in der unteren Kinnlade fand man den einzigen kleinen Zahn. Sehr gewissenhaft war nach diesen Erfahrungen die Oeffnung des Kaisers vollzogen worden. Nun wurde der Leichnam neuerdings beigesetzt und die Bruchstücke des Crucifixes, das Beutelschen und die Bleiplatte in einem Kasten in der Sacristei aufbewahrt.

Maximilian's Leiche ruht also in Wiener-Neustadt, nicht — wie viel-

seitig geglaubt wird — unter dem Grabdenkmal in der Franciscaner-Kirche zu Innsbruck, welche wohl nach dem letzten Willen des Kaisers Maximilian erbaut, aber nicht dazu bestimmt ward, seinen Leichnam aufzunehmen.

Das Hauptschiff der Kirche birgt in seiner Mitte das Grabdenkmal. Im hohen Sarkophag von Marmor kniet die ritterliche Gestalt Maximilian's, welcher dem Altar zugewendet. Diese Bildsäule wurde im Jahre 1582 von Michel Duca, einem sicilischen Künstler, aus Erz gegossen. Ringsumher achtundzwanzig übergroße Bildsäulen aus Erz, die zwischen 1513 und 1531 den Tiroler Künstler Peter Höffler, berühmter Kunstgießer, und seine Gelehrten gearbeitet wurden. Es sind hohe Personen, Männer und Frauen, größtentheils dem Geschlechte der Habsburger und insbesondere aus Maximilian's nächster Verwandtschaft. Die kleineren Bildsäulen, ebenfalls von Erz, hoch an der Mauer des Einganges der Kirche gegenüber, stellen dreiundzwanzig Heilige dar, alle von edler oder edler Abstammung und mehrere mit dem Hause Habsburg verwandt.

Die Seiten des Sarkophags sind mit vierundzwanzig sehr schön und in carrarischem Marmor gearbeiteten, halb erhobenen Bildwerken geziert, die von mehreren Künstlern, des Kölner Bernard und Arnold Abel, insbesondere des Bildhauers Alexander Colin (geb. in Mecheln 1526, gest. in Innsbruck 1591) gearbeitet. Sie stellen die Hauptbegebenheiten aus dem Leben Maximilian's vor, seine Kriege, seine Schlachten und Belagerungen, seine Zusammenkünfte mit anderen Monarchen, seine Friedensschlüsse u. dgl. Viele von den Köpfen sind Bildnisse; die Ähnlichkeit Maximilian's ist in den verschiedenen Altersstufen überall unverkennbar, und die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Völkstämme ist getreu wiedergegeben.

Die „schwarzen Mäner“ (Männer), wie der Tiroler Volksmund die Statuen nennt, welche des großen Kaisers Grabdenkmal umstehen, wurden im Jahre 1882 einer Restauration unterzogen, welche recht unerquickliche Controversen zwischen der Künstler-Societät Innsbruck und der k. k. Hof- und Landesregierung hervorrief; dieselben gaben dann Anlaß zur Gründung der „St. Lucas-Gilde oder Verein der christlichen Künstler und Kunsthandwerker“ in Innsbruck.



Die Langknechte.

Die Truppengattung, „Langknechte“ genannt, gehört gewiß zu den bekanntesten militärischen Typen, war durch ein volles Jahrhundert maßgebend für das deutsche und österreichische Kriegswesen und verdient also unleugbar eine eingehende Beschreibung des Entstehens, der Einrichtung, Kampfweise und Gebräuche.

Lange Zeit war es zweifelhaft, ob die Bezeichnung „Langknechte“ oder „Landsknechte“ die richtigere sei, und heute noch wird die letztere häufiger gebraucht als die erstere. Ohne dies geradezu verurtheilen zu wollen, entscheiden wir uns doch für den Ausdruck „Langknechte“, der richtiger und begründeter ist. Von den „Kriessern“, „Liegern“, „Arkebüsieren“ u. s. w. wissen wir, daß der Name der Truppen stets ihrer Bewaffnung oder Rüstung abgeleitet wurde, und daselbe war bei dem berühmten deutschen Fußvolk der Fall, dessen charakteristische Waffe die Lanze war. Daß sie des „deutschen Landes Knechte“ waren, gab ihnen nicht den Namen, denn dies traf ja bei allen Soldtruppen zu, die schon viel früher vorkommen, und auch der Umstand, daß sie von „Land zu Land“ zogen, um Solddienste zu nehmen, konnte auf die Benennung kaum einwirken, da ihr Entstehen der kaiserlichen Armee unzweifelhaft ist, und erst später sich auch in den Diensten anderer deutscher Fürsten „Landsknechte“ finden. Im Jahre 1528 finden wir erst Knechte im Kurfürstenthum Sachsen, dessen Reichthum die Unterhaltung einer ständigen Söldnerarmee gestattete, bald darauf in Baiern, und endlich finden wir sie auch in außerdeutschen Ländern. Damals war aber der Name schon lange eingetrigert und konnte daher nicht vom Dienstwechsel von Land zu Land, sondern nur von der Hauptbewaffnung abgeleitet sein.

Wir glaubten dies vorausschicken zu müssen, um zu rechtfertigen, daß wir uns Schreibart „Langknecht“ bedienen, welche sich von der durch lange Zeit üblichen auch heute noch vielfach gewohnten irrigen unterscheidet.

Entstehung der Langknechte.

Maximilian I. hatte aus dem Beispiele seines Vaters und durch eigene Erfahrung die Mängel genügend kennen gelernt, welche den in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts herrschenden Heereseinrichtungen anlebten. Die alten Aufstellungen erfüllten ihren Zweck nach keiner Richtung und man folgte ihnen nur wider Willen und gezwungen, die Söldner aber erwiesen sich häufig als unbotmäßig und wahre Landplage. Auch die besten derselben, die Schweizer, beanspruchten so viele Abgaben, wie z. B. die freie Wahl aller Befehlshaber, daß darunter die Einheit leiden mußte, und stellten auch unmäßig hohe Soldforderungen, bei Ablehnung sie sofort bereit waren, den Dienst zu verlassen und wohl gar jenem zuzulaufen, dem sie eben noch feindlich gegenüberstanden.

Allen diesen Uebelständen zu begegnen, soweit es möglich war, und eine der neuen Kriegsführung entsprechende Truppe zu schaffen, die verläßlich, aber nicht zu teuer war, mußte daher Maximilian's Streben sein. Nicht mit Unrecht sagte er sich selbst: „er habe in Kriegsdingen weit mehr gehört als gesehen, auch mehr

unternommen als zu Stande gebracht, weil das Glück ihm zuwider war.“ Er weittragenden Pläne, seine großen kriegerischen Unternehmungen kamen nicht zur Ausführung, trotzdem fand er aber in seinem beweglichen Geist, dem eine feste Erkenntnis zu Gebote stand, die Mittel, um dem heimischen Kriegszustand eine neue Form zu geben.

Eines dieser Mittel sah er darin, die Söldner durch stete Organisation und Erweckung kriegerischer Tugenden auf eine höhere Stufe zu heben. Ganz zu der Idee schwebte ihm übrigens auch bei Schaffung seiner Reitertruppe, der *Reiter* vor, und er suchte zu diesem Zwecke an manche äußere Form des Ritterthums Lebensweises anzuknüpfen, um den größten Uebelständen und Auswüchsen des Söldnerthums zu begegnen. Es sei gleich hier erwähnt, daß die wohlmeinende Partei des Kaisers nicht ganz zur Erfüllung kam oder doch wenigstens nicht kräftig genug war, um die Uebel des Söldnerweises auf längere Zeit zu paralysiren. Strammerer Disciplin und Corpsgeist blieben schließlich auch die Landsknechte nicht. Söldner, welche bloß um des Geldes willen fochten, oder wie ein gleichzeitiger Chronist schreibt, „ein unnütz Volk, das sein Leben um ein schnödes Geldt ungenüß und dert, on Gehorjam, onaufgebotten freil trägt“.

Kaiser Maximilian I. suchte durch die Errichtung der Landsknechte die Söldner zu erwecken, deren Unzuverlässigkeit er in dem Kampf um Burgund in Italien nur zu gut kennen gelernt hatte. Neben den Leuten aus den österreichischen Ländern fanden sich unter Maximilian's Söldnern Deutsche aller Art, Böhmen, Niederländer u. s. w., am meisten aber Schweizer, die ja bekanntlich Jahrhunderte als Miethsoldaten in allen Heeren, als Warden an allen Höfen des Aben. Aber gerade diese waren sehr schwer zu behandeln und versagten oft ihre Dienste, wenn man dieser am dringendsten bedurfte.

Ein drastisches Beispiel davon, das nicht ohne Komik ist, fiel vor, als Maximilian und der Connetable von Bourbon bei Mailand 1515 gegenüberstanden. In beiden Heeren bestand die Hauptmacht aus Schweizer Söldnern, jene im französischen Lager erklärten, zwar die Stadt gegen einen Angriff verteidigen, aber sonst nicht gegen ihre Landsleute kämpfen zu wollen, so daß der Connetable für klüger hielt, sie ganz zu entlassen. Aber auch Kaiser Maximilian konnte den glücklichen Umstand nicht ausnützen, da sich seine Schweizer weigerten, ohne Entlohnung weiter zu dienen. Ihr Sprecher, Oberst Stauffer, war frech genug, Kaiser mit dürren Worten zu sagen, wenn er nicht zahle, würden die Schweizer sofort ins französische Lager abziehen, wo sie mit Freuden aufgenommen würden. Bei dem Mangel an Geld, der diesmal — wie so oft — Maximilian's Geldmangel störte, war nichts weiter zu thun; er mußte die „biederen“ Schweizer ziehen lassen, das Lager aufheben und mit den deutschen Truppen bis Trient zurückgehen. Siehe, das noch heute gebrauchte Sprüchlein: „point d'argent, point des Suisses“ (kein Geld, keine Schweizer) hat seine ausreichende geschichtliche Begründung.

Aber auch die übrigen Söldner wurden oft schwierig und die Feldhauptleute hatten ihre liebe Noth mit ihnen. So schrieben 1508 der Bischof von Laibach, Graf von Maubert, und Landeshauptmann Hans von Auerberg an den Kaiser, sie zur Unterhaltung des kaiserlichen Dienstvolles kein Geld mehr aufbringen könnten; damit aber solch Dienstvolk in den Besatzungen und auch im Feld zu erhalten sei, würde Noth, daß Seine kaiserliche Majestät Geld in das Land

Die, solch Volk zu unterhalten. Wo solches nit beschehe, sei zu besorgen, daß die Knechte abziehen, was Sr. kais. Majestät auch Land und Leuten großen Nachtheil und den Feinden (Türken) eine Tröstung bringen würde“. Allerdings war die Lage der Söldner oft eine sehr prekäre, da sie keinen Anspruch auf Naturalverpflegung hatten, sondern diese vom Solde beschaffen mußten, die Befehlshaber aber vom Kaiser wiederholt angewiesen wurden, „allweg darob zu sehen, daß die Fußknecht die Zehrung, die sie in ihren Quartieren verzehren, bezahlen, damit nicht Klagen über sie kommen“.

Freilich sah es damit, trotz der wohlmeinenden Einschärfungen, recht schlimm aus, besonders im Feindesland, und die Hauptleute waren oft gezwungen, den kaiserlichen Aufträgen zuwider zu handeln, wenn sie ihre Truppe erhalten wollten. Hauptmann Leonhard, der erste Freiherr von Rauber, gesteht dies in einem köstlich naiven Bericht an den Kaiser, 1507 von Roveredo aus, auch unumwunden ein. „Als er seine Leute in die Vorstädte einquartierte,“ schreibt er, „sind der Potestat (Podesta, Vorstand) und die von Roveredo aufgewesen und gesagt, warum ich also unbegrüßt, in eurer Herrschaft in das Land zöge? Da sagi' ich ihnen, die königliche Majestät, unser allergnädigster Herr hat mirs befohlen. Also sagt der Potestat, dieweil er keinen Befehl habe von der Herrschaft, so wollt er mich nit durch das Land passiren lassen und sollt sich wieder davon machen und kein anders von ihm zu hören. Also sagt ich ihm, da erd nichts draus, ich zöge zurück mit, wollt ihr mich nit durchlassen, so will ich allhie meines Botens von der Herrschaft erwarten. Da sagten sie, sie wolltens nit leiden, eher wolltens alle sterben. Da sagt ich zu dem Potestat: so ist mir nur leid um euch, daß ich euch soll todt schlagen und ist mir's doch nit befohlen. Da sagten die von Roveredo: so ich aber zahlen wollt, was man mir gab? Also sagt ich ihnen: bis dahin hab' ich Gelds genug gehabt und bin nun Gelds wartend. Wer Geld hat, der wird zahlen, wer nit hat, der kann nit zahlen. Das wollten sie zuvor an nit thun, da sagi' ich ihnen: wollt' ihr die Knecht nit unterbringen, so werden sie selber in die Häuser ziehen. Also haben sie die Knecht untergebracht und ausgetheilt und schreiben fast auf. Es muß nur Einer zahlen, der nachher kommt, die Knecht sind ärmer, denn arm. Ich bin wohl geplagt mit ihnen.“

Schlimmer noch wurde es, als sich die Söldner in feste Genossenschaften verbanden und dadurch oft zu einer Macht gelangten, welche es nicht allein ermöglichte, bestraft ihre Gewaltthaten am Volk auszuüben, sondern auch Herrschern gegenüber ruhig und wie als gleichberechtigte Macht aufzutreten. Ähnlich der berühmten „großen Garde“ im Norden Deutschlands, bildeten sich auch im Süden, namentlich in Oesterreich solche Söldnerbünde und Bruderschaften, die gemeinsam ihre Interessen vertraten. Im Jahre 1461 sagten die Söldner Friedrich's III. wegen rückständigen Soldes durch ihre Hauptleute dem Kaiser die Fehde an und betonten dabei, daß sie ihn zwar noch immer für ihren allergnädigsten Herrn Kaiser hielten, trotzdem aber zur Erlangung ihres Rechtes die Waffen gegen ihn führen müßten. Wir haben schon an anderer Stelle gehört, daß man genöthigt war, mit solchen Bänden förmliche Neutralitäts- und Friedensverträge abzuschließen.

Es war noch ein Glück, daß der kriegerische Sinn der Zeit, die Verarmung der besseren Stände und das Nachwirken des abenteuernden Rittersinnes auch andigere Elemente unter die Söldner führten, welche natürlich bald größeren Einfluß erlangten und ein theilweises Gegengewicht gegen die zügellose Gewaltthätigkeit und Unverlässlichkeit dieser zusammengewürfelten Schaa ren bildeten. Es entstanden

sogar förmliche adelige Söldnerbruderschaften, welche zwar auch ihre Kriegsdienste vermieteten, aber sich doch vortheilhaft von der gewöhnlichen fahrenden Soldatesca unterschieden. So rüsteten in Oesterreich die gestrengen festen und wohlthätigen Herren Bernhard von Aspang, Ritter Martin Frodenacher, André Gwalek, Mathias Bachunlo, Wilhelm Nagiz und Georg Molewanger in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts solche adelige Söldnerzüge mit Reifigen und Wagen aus und thaten mit „ihrer Gesellschaft“ auch in fremden Landen Kriegsdienste.

Dadurch kam überhaupt der Gebrauch auf, tüchtigen und erfahrenen Adelsherren auch die Anwerbung von Fußvolf zu übertragen, wovon schon Friedrich III., noch mehr aber Maximilian I., Anwendung machten. So nahm der letztere den schon genannten Leonhard Rauber mit zehn ausgerüsteten Streitem in Dienst, übertrug ihm auch die Anwerbung von 400 Fußknechten, wofür ihm vorläufig tausend rheinische Gulden angewiesen wurden.

Dieses Werbesystem dehnte Kaiser Maximilian I. bald dahin aus, daß auch an die Bestallung als Büchsenmeister oder Zeugwart die Verpflichtung zur Anwerbung von Kriegsteuten geknüpft war. So wurde 1503 Simon von Pfirt zum Rath und Zeugmeister mit vier gerüsteten Reitern aufgenommen, 1515 Raimbold von Sendlingen zum Kriegsbaumeister ernannt, aber auch zur Stellung von vier gerüsteten Reifigen verpflichtet. Es lag darin eine Art Wiedererweckung des Ministerialen- und Lehensdienstes, indem die Pflicht zur Heeresfolge an ein bestimmtes temporäres Amt geknüpft wurde. Durch alle diese Formen des Werbesystems suchte Maximilian die Mängel der Mietstruppen zu beheben und kam dadurch endlich seiner berühmtesten Schöpfung — den Landknechten — nahe.

In Jucker's „Ehrenspiegel“, welcher 1555 vollendet wurde, trägt ein Capitel die Aufschrift: „König Maximilian richtet den Orden der Landknechte auff“, in dessen Verlauf der Autor allerdings mehrmals sehr unrühmlich ihrer Sitten gedenkt, aber wiederholt vom „Landknechtsorden“ und diesen „Ordensleuten“ spricht. Ebenso enthält das Ambrosius Vierdtbuch einen „Gesang vom Orden der Landknecht“, dessen erste Strophe also lautet:

„Gott gnad dem edlen Steyfer also frommen
Maximilian, bey jm ist aufkommen
ein Orden, zeucht durch alle Landt,
mit Pfeiffen und mit Trummen,
Landknecht sind sie genandt.“

Und so stoßen wir auch noch in anderen gleichzeitigen und späteren Schriften auf den Ausdruck „Landknechts-Orden“, der gewiß nicht bedeutungslos ist, sondern auf diese Schöpfung Maximilian's ein seine ursprüngliche Absicht aufhellendes Licht wirft.

Besonders interessant ist die Ausführung des Chronisten Quaden von Kintelsbach, der am Ende des sechzehnten Jahrhunderts schrieb, also zu einer Zeit, wo das Institut der Landknechte sich schon zu anderen militärischen Formen umbildete. Er führt den Ursprung der Landknechte gar auf Karl den Großen zurück und erklärt sie als eine Verbindung kriegstüchtiger Männer zum Schutz des Landes, „damit Aderbau und Kirchendienst ungestört bleiben möchten“. Darin liegt gewiß ein Lieferer idealer Kern, als er dem bloßen Werbesystem innewohnen konnte, und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch Maximilian eine solche Idee vorschwebte, als er die Landknechte schuf. Und von diesem Gesichtspunkt aus erhält die gleichzeitige Bezeichnung als „Orden“ eine nicht zu unterschätzende Bedeutung.

In Kaiser Maximilian's Denkweise lag es schon, den Sold- und Werbedienst, welcher einmal nicht zu entrathen war, durch ideale Thaten zu veredeln und verlässlicher zu machen. Und dabei lag für ihn, den man mit vollem Jug und Recht den „letzten Ritter“ nannte, nichts näher, als zu den Formen und dem Geist des Ritterwesens zurückzugreifen. Diese Absicht drückt sich deutlich in der Schaffung der „Kriesser“ aus, die man treffend als „Soldritter“ bezeichnete, und der nächste Schritt war ein auf ähnlicher Grundlage geschaffenes Fußvolk. Vielleicht zu seiner Zeit dominierte dieses in den Heeren so sehr, wie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Die furchtbaren Niederlagen Karl's des Kühnen von Burgund, Maximilian's Schwiegervater, in welchen dessen schwer gepanzerte Ritter kläglich den Schweizern unterlagen, lenkte alle Augen mit zwingender Gewalt auf die Wichtigkeit des Fußvolkes, und vielleicht ging man in jener Periode in Vernachlässigung der Reiterei sogar zu weit.

Da aber die gewöhnlichen Soldtruppen zu schwierig an Ordnung und Disziplin zu gewöhnen, die allerdings besser organisirten Schweizer-Söldner aber in anderer Beziehung unverlässlich waren, mußte der Gedanke naheliegen, dem deutschen Söldnerwesen selbst einen höheren Aufschwung zu geben. Die Einbeziehung ritterlicher Elemente in das Fußvolk und die Bildung von Bruderschaften, welche im engeren Kreise bestimmte Kriegskartikel aufstellten und handhabten, waren vorbereitende Schritte hiezu, welche Maximilian's Absichten erleichterten.

Vor Allem handelte es sich darum, den Kriegsherrn in engeren, fast unauflöslichen Verband mit der Truppe zu bringen, was beim reinen Werbesystem kaum möglich war. Und hier wies eine andere Schöpfung Maximilian's ihn von selbst auf den einzuschlagenden Weg. Er erhob nämlich 1494 die schon unter seinem Vater „zum fortwährenden Verteidigungskriege gegen die Türken gegründete St. Jörgensbruderschaft“ zu einem weltlichen Orden, dessen Mitgliedschaft und Auszeichnungen auch „nicht edlen und rittermäßigen Leuten“ zugänglich waren. Und eine ähnliche Umgestaltung der schon bestehenden Söldner-Bruderschaften in einen strammen organisirten „Langknechtsorden“ war gewiß der ursprüngliche Plan Maximilian's, der in einzelnen Einrichtungen dieser nachmals so berühmten Truppe unschwer zu erkennen ist, wenn er auch in seiner Gänze an den mit dem Werbesystem untrennbar verbundenen Mängeln scheiterte. Noch auffälliger wird die Ähnlichkeit der Langknechte mit dem St. Jörgensorden durch eine Verfügung vom Jahre 1503, „daß bei den auf ein ganzes Jahr berechneten Zug gegen die Ungläubigen ein jedes Mitglied sich nur mit dem halben Sold- oder Kostentheile selbst unterhalten, den anderen halben Theil aber der römische König, als das oberste Haupt der Christenheit und der St. Jörgensgesellschaft, bezahlen und darlegen solle“. Damit war die Soldzahlung in diesen bisher freiwillig — aber nur sehr unzureichend — geleisteten Ritterdienst eingeführt und der Unterschied von den Langknechten noch kleiner geworden.

Ob Maximilian den Langknechten thatsächlich die Bezeichnung als „Orden“ gestattete oder dieselbe nur stillschweigend duldete, um den Gemeingeist und das Selbstgefühl zu steigern, ist nicht zu entscheiden. Gewiß ist nur, daß man den Namen „Langknechtsorden“ auch zu seinen Zeiten unwiderprochen gebrauchte. Da seine ursprüngliche Idee nie zur vollen Entfaltung kam, ist es schwer zu sagen, ob er es der Zeit überlassen wollte, die Bruderschaft der Langknechte — denn eine solche bildeten sie bestimmt — zu einem Orden zu entwickeln, oder ob Maximilian

ihnen gleich diesen Charakter einräumte, derselbe aber durch die Mängel des Söldnerwesens bald wieder zerstört wurde.

Maximilian I. übertrug die uns schon bekannte Einrichtung seiner „Kriesser“ auf die zuerst aufgestellten Langknechts-Fähnlein. Wie bei jenen, sollte auch bei diesem Fußvolf der Adel — wenn er auch gegen Sold diente — doch den Kern, das Knochengerüste der Truppen bilden, das dem unsteten Körper Halt und moralische Kraft gab. Was bei den Kriessern die „Mitter“ waren, sollten bei den Langknechten die sorgfältiger ausgewählten und gerüsteten, auch kriegslundigeren Doppelsöldner sein. Auch dort bildeten die Mitter das erste Glied, dem sich dann erst die von den Mittern geworbenen oder mitgebrachten Reifigen anschlossen. Bei den Langknechten standen die Doppelsöldner im „ersten Blatt“ (auch Primaplana, am ersten Platz, eine Bezeichnung, welche später für alle außer der Front stehenden Chargen gebraucht wurde), und Fugger deutet sogar an, daß anfänglich die in den anderen Gliedern stehenden „Reiser“ auch von den „adeligen Doppelsöldnern“ abhängig waren. Endlich war es auch üblich, die Reiter nach ihrer Waffe, „Spießer“ oder „Panzer“, zu nennen, und dies bürgerte sich auch beim Fußvolf ein, wobei man den für dasselbe üblichen und durchaus nicht despectirlichen Ausdruck Knechte beifegte. Schon dies erweist, daß die von uns gewählte Bezeichnung die richtige ist.

Mögen die Langknechte nun ursprünglich ein Orden oder eine Bruderschaft gewesen sein, so viel ist gewiß, daß sie als eine bevorzugte, gewissermaßen ritterliche Truppe galten, in deren Reihen zu dienen auch ansehnliche Herren und Fürsten nicht verschmähten. Wissen wir doch, daß Maximilian sich gerne selbst als „Langknecht“ bezeichnete und wiederholt in ihre Reihen trat mit dem Spieß auf der Schulter und das gewöhnliche Schwert an der Seite. Auch dies spricht dafür, daß man die Langknechte als eine bevorzugte Genossenschaft ansah, und es erinnert daran, daß auch die Sultane sich als „Ehren-Janitscharen“ in eine Orda dieser Elitetruppe einreihen ließen und dafür den gewöhnlichen Janitscharensold bezogen. So berichtet uns Kirchmayer: „Der Kaiser sei 1516 bei dem Zuge gegen Mailand selbst im ersten Gliede der Langknechte mit seinem langen Spieß gestanden.“

Unsere Illustration (Seite 216) stellt Kaiser Maximilian I., an der Spitze seiner Langknechte reitend, vor und ist die Reproduktion eines ungemein seltenen Originalholzschnittes des berühmten Formschneiders Hans Burgkmair *).

Die volle Durchführung der Idee Maximilian's scheiterte an mehreren Ursachen. Theils wirkte im Adel noch immer das ritterliche Vorurtheil nach, welches den Kriegsdienst zu Fuß als nicht standesgemäß ansah. Wir wissen ja, daß diese Ansicht in

*) Wir fühlen uns verpflichtet, an diesem Orte dem Kunstbändler und Experten Herrn E. J. Wawra unseren besten Dank auszusprechen, da wir dessen freundlichem Entgegenkommen so manches seltene Kunstblatt für das vorliegende Werk, vor allem aber die Möglichkeit verdanken, diesen Abschnitt und einige folgende in so überaus interessanter Weise illustriren zu können. Die sämtlichen Langknechtbilder sind Verkleinerungen einzelner Blätter eines im Verlage des gedachten Kunstbändlers erschienenen Werkes: „Römisch kaiserlicher Majestät Kriegsvölker im Zeitalter der Langknechte.“ Dasselbe besteht aus Reproduktionen höchst seltener gleichzeitiger Holzschnitt-Blätter, die uns das vielgestaltige und charakteristische Bild des damaligen Kriegsvolkes in voller Anmuthbarkeit und Lebenswahrheit, in zahlreichen Verschiedenheiten bieten. Nicht bloß vom militärischen Standpunkte, sondern auch für die Geschichte der Kostüme und Waffen, sowie wegen der herrlichen Wiedergabe der schönen alten Holzschnitte mit ihrer ebenso sicheren als maligen Darstellung ist dieses Werk zu den interessantesten Publicationen dieser Art zu rechnen.



Feldmarschall des Hauptmanns Heberlein am Fluss Chile, 1866.

anderen Armeen noch heute nicht ganz verloschen ist, und es liegt in der äußeren Erscheinung, in der Kampfweise schon, daß die Cavallerie für die ritterliche Waffe par excellence ist, wenn auch das Schwergewicht der Kriegsführung und die Entscheidung der Schlachten schon längst auf die anderen Truppengattungen übergegangen ist. Umso weniger ist es zu wundern, daß diese Anschauung viele im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts vom Eintritt in die Reihen der Langknechte abhielt. Aber auch jene Adeligen, welche sich dazu entschlossen, waren fast nie im Stande, aus ihren des Kriegs schon lange entwöhnten Unterthanen diejenigen Fußknechte aufzubringen, welche auf jeden Doppelsöldner entfielen. Man mußte also trotzdem zur Werbung Zuflucht nehmen, und damit war dem Grundgedanken Maximilian's der Nerv durchschnitten.

Abgegeben aber davon, daß man damit alle Uebel des Verbessensystems mit in den Kauf nehmen mußte, standen die geworbenen Söldner nicht in jenem natürlichen Unterordnungsverhältniß zu den adeligen Doppelsöldnern, wie es bei den zum Feldheer aufgebotenen Unterthanen derselben der Fall gewesen wäre. Im Gegentheile demonstrieren die Geworbenen gegen eine solche Unterordnung mit Rücksicht auf ihre größere Kriegserfahrung und Waffengewandtheit, und sie setzten es schließlich durch, daß die Doppelsöldner auch aus ihnen gewählt wurden. Damit fiel das leitende Princip der Maximilianischen Reform, und nach kurzer Zeit unterschieden sich die Langknechts-Fabalein nur durch strengere Disciplin, geregelte Kampfweise und die eigenthümliche demokratische Selbstverwaltung vor jeden anderen Söldnerhaufen.

Darum ist auch, so tapfer sie später streiten mochten, doch nur über die ersten Thaten des Langknechtsweizens jener hohe, von keinen Ausschreitungen und Unbotmäßigkeiten getrübbte kriegerische Ruhm ergossen, welcher der Tapferkeit nur zukommt, wenn sie mit Treue und selbstloser Aufopferung gepaart sind. In diesem Sinne wird z. B. die Haltung jener 700 Langknechte unter dem Hauptmann Federlin, welche 1496 im unglücklichen italienischen Feldzug den Rückzug des kaiserlichen Heeres deckten und der Uebermacht der französischen Ordonanz-Compagnien bis auf den letzten Mann blieben, ohne an Ergebung zu denken, gewiß den berühmtesten Beispielen heldenhafter Aufopferung an die Seite zu setzen sein. (Siehe das Bild.)

Jene Selbstregierung, die Maximilian I. nach dem Muster der Ordonanz der Schweizer-Söldner seinen Langknechten verlieh, um deren Corpssgeist und Selbstbewußtsein zu heben, that allerdings in dieser Richtung gute Dienste. Sie war aber auch, da bald jene Grundlage fehlte, welche er im Auge hatte, in der Zukunft viel mehr vom Uebel. Hatte der Kaiser durch eine Wiedererweckung und Umgestaltung alterer Formen sich eine an seine Person anhängliche Truppe schaffen wollen, so betrachteten sich die Langknechte als eine untereinander engverbundene, im Uebrigen aber unabhängige Kriegergemeinde. Nicht damit zufrieden, daß sie alle inneren Angelegenheiten selbst regellen, beanspruchten sie auch in Dingen bestimmenden Einfluß, durch welche die Macht des Kriegsherrn oder Feldobersten empfindlich und zum allseitigen Schaden geschwächt wurde. Ein entschiedener Mißgriff war es, daß man beim Mangel entsprechenden Zuzuges aus Deutschland auch Schweizer-Söldner unter die Langknechte aufnahm. Obwohl die letzteren einen auf so vielen Schlachtfeldern eingewirkten Haß gegen die Schweizer hegten, nahmen sie doch deren alte Gewohnheiten, die hohen Soldansprüche und die Unbotmäßigkeit bei Aufrechterhaltung derselben, sofort an, so daß in dieser Richtung mit den Schweizern eine hauptsächlichste Ursache des Verfalls der Zucht bei den Langknechten zu suchen ist.

Wir werden in die Lage kommen, Beispiele des Verfalles zu erzählen. Aber auch dem Schöpfer der Rangknechte, Kaiser Maximilian selbst, sollte es nicht erspart werden, einzelne Ausbrüche solcher Unbotmäßigkeit zu erleben. Auf seinem letzten Zug nach Italien (1516) kam es vor Mailand unter den deutschen Rangknechten fast zu offener Meuterei, weil man den neuangeworbenen Schweizer-Söldnern einen höheren Sold bewilligen mußte. Selbst Maximilian's Autorität gelang es nicht, die Ruhe herzustellen, die Vermessenen schalteten ihn einen Aufsehkönig, einen Strohkönig und wenig fehlte, so hätte man sich an seiner Person vergreifen.

Maximilian ertrug, um höherer Zwecke willen, diese Unbill geduldig und suchte seine „lobsamten, starken, männlichen Deutschen“, seine „lieben, redlichen Rangknechte“ mit versöhnlichen Reden zu begütigen. Er warnte sie, „ihr herrlich Kob, daß da in Asia und Afrika schwebt, nicht bei ihm, ihrem Herrn zu verlieren. Sie seiet ja Deutsche, es müßten denn in den Jahren, die sie in Wälschland zugebracht, ihnen wälsche Herzen und Gemüther eingehaucht worden sein. Sie sollten doch auch Gott und das Geschick der Welt fürchten und nicht vergessen, was er an allen Enden der Welt für sie gethan, dergestalt, daß jetzt Jedermann sie als seine Sonne rühme und nenne; daß sie nicht so reich besoldet werden könnten und auch ein wenig mit dem Sold aufgehalten würden, sei nicht des Kaisers Schuld, und wenn sie wirklich Drangsal erlitten hätten, so sei das eine Folge ihrer eigenen Tugend, denn sie hätten kürzlich erst reiche Städte besetzt, wo es wohl bequemen Aufenthalt gegeben hätte, aber aus Tugend wäre der Bürger von ihnen unbedrängt verblieben. Sie müßten ja einsehen, daß der Kaiser zur Ehre der Deutschen großes Geld geopfert und auch den eigenen Leib nicht gescheut habe, sie wüßten auch, wie schwer er durch die Schweizer betrogen worden sei, möchten also ihrer treuen tapferen deutschen Herzen gedenken. Nicht allein um Geld, sondern um die Ehre stritten sie und sollten wissen, daß er nichts, als ihr getreuer Hauptmann und Führer sei, der nicht bloß seine, sondern auch ihre Ehre eifrig betreibe. Habe er auch jetzt kein gemünztes Geld, so sei doch bereit, ihnen alle seine „Kredenz, Silbergeschirr und Kleinodien“ zu überlassen“.

Viel gefruchtet scheint diese milde herzliche Ansprache nicht zu haben, denn der Chronist sagt lakonisch: „wiewohl die kaiserliche Majestät dergleichen und viel schöner Reden gegen die Knechte gethan, sind sie doch nit angenehm gewesen“.

Es war nur natürlich, daß mit dem Austauschen dieses alten Söldnertroves bei den Rangknechten auch Zucht und Sitte wieder so ziemlich auf das alte Niveau herabsanken. Gleichzeitige Chronisten wissen viel von ihren Ausschweifungen, der Völlerei und Raublust zu berichten, welche unter ihnen herrschte, und wenn Fugger die Rangknechte als „raube Kriegsgurgeln“ bezeichnet, so ist das sicher kein Rosenamen.

Besonders scharf geht Sebastian Frank in seiner „Chronica, Zeitbuch und Geschichtsbibel bis in das Jahr 1531“ mit den Rangknechten in das Gericht und vergleicht sie kurzweg an Schädlichkeit mit einer zur gleichen Zeit nach Deutschland eingeschleppten häßlichen Krankheit.

„Zu dieses Kaisers Zeit“ — berichtet er — „seund auch die Vandsknecht, das Niemand nützlich Volf, aufkommen, das ungefordert, ungesucht umlaufft, Krieg und Unglück sucht und nachlaufft. — Dann die Unterthanen, die aus Noth der Gehorsam von ihrem Herrn zum Krieg aufgefodert, und so sie den vollenden, wieder niederseyen an ihre Arbeit, heißen viele nicht Vandsknecht, sondern Söldner und gehorsam Kriegs-knecht. Aber das undristlich und verloren Volf, dessen Handwerk ist Hauen, Stechen,

Rauben, Brennen, Morden, Spielen, Saufen, Gotteslästern, freiwillig Witwen und Waisen machen, ja das sich nicht dann ander Leut Unglück freut, mit Jedermanns Schaden nähret und außerhalb und innerhalb des Krieges auf den Bauern liegt, garten (gewaltsam betteln), schinden und schägen (brandschägen) nicht allein Jedermann, sondern ihnen auch selbst nit nuß ist, kann ich mit keinem Schein entschuldigen, daß sie nicht aller Welt Plag jenen."

Weiter sagt derselbe ehrliche Eiferer, indem er darauf hinweist, daß Jeder, der einmal dieses Leben gekostet hat, zu keiner „ehrlichen Arbeit" mehr greifen wolle:

„Jetzt ist leider die Sache dahin kommen, daß ein jeder Randsknecht sich stellt, als habe er einen Eid geschworen, sobald er einmal den Spieß auf die Achsel nehme, so wolle er sein Lebtag kein Arbeit nimmer thun."

Zu der That scheint auch zeitweise gewaltiger Zudrang zu den Werbungen gewesen zu sein, und die besten Elemente waren es gewiß nicht immer, welche nach dem Spieß griffen.

So kamen im Gefolge des Ranzknechtswesens alle Uebel des Söldnerystems noch viel verstärkter über die Länder. Gewisse Theile von Deutschland, besonders das dicht bevölkerte Schwaben lieferte ganze Heere, und es gab keinen Krieg in Europa, in welchem nicht Deutsche in ansehnlicher Zahl, und zwar meist auf beiden Seiten, mitkochten. So ganz Unrecht hatte daher Sebastian Franl nicht, wenn er zornig meint: „Auch fragen sie nicht nach Gerechtigkeit einer Sach; wenn der Teufel Sold ausschrieb, so fleugt und schnubt es zu, wie die Fliegen in dem Sommer, daß sich doch Jemand zu todt verwundern möchte, wo dieser Schwarm nur aller herkäme und sich den Winter erhalten hat. Vor Zeiten, ehe dies unnütz Volk, das sein Leben so um ein schönöd Geld ungenöth, ungefordert on Gehorsam, onaufgebotten feil trägt, aufkam, krieget ein jeder Fürst allein mit seinem eignen Volk, so er Anstöße hett, oder hat er etwan einen Fürsten und Herrn, der ihm ein Volk aus seiner Randschaft lyhe, da waren seine schlechte (einfache) Kriege und ging leidlich ab und an. Jetzt so man dies unnütz Volk also feil findet, geht es nun mit viel tausend zu, will ein jeder aber den andern mit der Viele und Stärke der Rüstung sein, und kost ein Krieg jetzt wohl mehr, bis man anfahet und mit diesem Gesind hinaus rüstet, als dort, bis man vollendet. Wenn dies Volk nicht were, so weren viel geringer Krieg und müßte oft ein Fürst mit so viel hundert kriegen, als jetzt mit tausend und solt dannoch mehr ausrichten. Dann dieses Volk ist des Schadens fro und henket immer eins ans ander, daß sich der Krieg verlenger und einreiß, und wer ihm leid, daß es recht zuging und Fried würde; damit erschöpft man das ganze Land, daß schier kein Fürst noch Bauer kein Geld mehr hat, und die Fürsten jetzt nit ohne großen Nachtheil ihres Landes in ein Krieg hinaus rüsten mögen."

Auch ein viel späterer Schriftsteller, der den Ranzknechten im Allgemeinen nicht abhold ist, Quaden von Kinkelbach, sagt: „wie ehnlich sich die heutigen Randsknechte balten, sieht man daran, daß beide, Bürger und Bauern, sie für tausend Teufel wünschen, wo sie dieselben nur sehen oder hören ankommen".

Indessen blieben alle diese Uebelstände noch erträglicher, so lange die Hähnlein beisammen waren und die Ranzknechte noch unter dem Zwang einer wenn auch nicht ausreichenden Disciplin standen. Wurden sie aber entlassen, dann ergossen sich diese zuchtlosen, nur an das Kriegsleben gewöhnten Schaaren wie verheerende Ströme durch das Land. So lange der Sold und die Beute anhielten, überließ man sich der

Völlerei und allen Ausschweifungen; war aber das Geld zu Ende, dann griff man zum Begelagern oder dem nur wenig davon verschiedenen „Garten“, einem vaganten Bettlerleben, das sich im Nothfalle den Erfolg durch Drohungen und Gewaltthatigkeiten sicherte. Mehrere Reichstagsabschiede befaßten sich mit diesen Uebeln und kündigten verabschiedeten Langknechten und anderen Söldnern das freie Geleit auf, um sie zur Sezßhaftigkeit zu zwingen. Aber dieses Mittel vermochte so wenig, wie die aller Orten aufgerichteten Galgen, und fast empfand man es als Erleichterung, wenn Krieg ausbrach und die Werbetrommel gerührt wurde, welcher diese zuchtlosen Schaa ren alsbald zuliefen.

Ein ungemein originelles Abbild eines solchen „Gartners“ aus dem Langknechtsleben bietet jene alte Volksfigur, welche die Bezeichnung „Bärenhäuter“ erhielt und von dem eine österreichische Volks sage erzählt, aus der, wenn man selbe aller Romantik entkleidet, man sofort eine Charakteristik der Art und Weise erhält, wie mancher es verstand, sich bei den Landbewohnern in Respekt zu setzen. Es ist zugleich damit die erste Soldatensage geboten.

Ein Langknecht, Namens Georg der Thalheimer, hatte sich einstmals unter den wenigen Glücklichen befunden, welche dem schaudervollen Blutbade in einer Schlacht entronnen waren. Er wußte sich seiner Füße so gut zu bedienen, daß er in einen dichten Wald entkam und dadurch wenigstens für den Augenblick sein Leben rettete. Allein, was sollte er nun in dieser furchtbaren Wildniß ferner beginnen, wie sich Nahrung und Obdach verschaffen? Auf welche Art bei so weiter Entfernung von der Heimath seiner Heimat und ohne Kenntniß der Landessprache den Weg in befreundete Gegenden zurückfinden?

Diese und ähnliche Betrachtungen raubten ihm fast allen Muth. Ermattet lag er, an einen Hügel gelehnt, unweit der Leichen gestorbener Genossen und war schon auf dem Punkte, sich grenzenloser Verzweiflung hinzugeben, als — so erzählt die Volks sage — ihm der böse Geist in menschlicher Gestalt erschien und sich erbot, ihn nicht nur allein in Sicherheit zu bringen, sondern ihn auch mit Geld und Gütern aufs reichlichste zu versehen, wenn er ihm dagegen seine Seele verschriebe. Diese fatale Clausel erschreckte unsern „frommen Landknecht“, der den Eingang der Rede Satans mit neubelebten Hoffnungen angehört hatte, in einem solchen Grade, daß er sich kurzweg entschloß, lieber elend zu Grunde zu gehen, als sich in eine Bedingung dieser Art einzulassen. Bei so entschiedener Weigerung zog der Böse gelinderte Saiten auf und erklärte, er sei nicht so eigensinnig, gerade auf obiger Clausel zu bestehen, und wolle sich begnügen, wenn er — eigenthümlicher Geschmack des Satans! — sich nur dazu verstände, drei Jahre hindurch sich weder zu waschen, noch zu kämmen, noch von irgend einem Schmutz oder Ururthe zu reinigen, nie seine Kleidung zu wechseln. Uebrigens könne er essen, trinken und leben, wie es ihm gelüste; an den nöthigen Mitteln hierzu solle es ihm nie mangeln.

Dieser zweite Antrag wurde ohne Bedenken angenommen und durch ein feierliches Versprechen besiegelt, worauf Meister Urian den Langknecht in einem Ru nach Oesterreich versetzte, dort einen Bären fing, ihm die Haut abzog und seinen Schützling damit bekleidete. Nachdem er ihm nun eine Summe Geldes mit dem Bedenken eingehändigt hatte, daß selbe, so viel er auch davon ausgäbe, dennoch nie schwinden würde, forderte er ihn nochmals auf, seiner Zusage in allen Punkten ja getreulich nachzukommen, und befahl ihm, des Weges zu ziehen.

Da der Panznöch dem Vertrage gemäß Haare, Bart und Nägel in der ärgsten Unordnung fortwuchern ließ und jedes Reinigungsmittel gleich der Pest so konnte es nicht fehlen, daß in Kurzem wenig Menschliches mehr an ihm zu erkennen war und daß der Anblick dieses langbärtigen, strupphaarigen, von Schmutz umgebenen, in eine Bärenhaut gehüllten Mannes bei Allen, die ihn erblickten, Furcht und Grauen erweckte. Insbesondere waren es die Kinder, die bei seiner Erscheinung nicht von weitem mit dem Angstausrufe: „Der Bärenhäuter kommt! Der Bärenhäuter kommt!“ so schnell sie nur vermochten, vor ihm davonliefen.

Des fortwährenden und zwecklosen Umherwanderns müde, wählte er endlich eine an der Straße gelegene Schänke zu seinem beständigen Aufenthaltsorte, in welcher sich von dem Eigenthümer einen Schweinestall erkaufte und in demselben seinen Aufenthalt aufschlug. Es war dies im heutigen Vororte Währing bei Wien, und das noch heute an derselben Stelle befindliche Gasthaus „zum wilden Mann“ diesem „Bärenhäuter“ den Schild erhalten haben.

Dort lebte er, ohne sich übrigens an Speise und Trank etwas abgeben zu lassen, einem Vorstenthier ähnlich als einem Menschen, dritthalb Jahre fort, und die Leute den Grund dieser abenteuerlichen Lebensweise nicht zu enträthseln wußten, kam er bald in den Ruf eines Teufelsbanners, Zauberers, Wahrsagers u. dgl., Jung und Alt strömte von weit und breit her, um sich bei ihm über allerlei Räthsel Rath zu erholen, zumal da seine Auskünfte in der Regel von solcher Beschaffenheit waren, daß sie den Fragenden vollkommen zufrieden stellten.

Am Ende der ersten Hälfte des dritten Jahres erschien ihm unvermuthet der Herr von Ponheimer wieder und kündigte ihm an, er sei gesonnen, ihm den Rest der vertragsmäßigen Summe zu erlassen, indem er durch ihn schon anderwärts ein Profitchen zu machen wisse. Er versprach, er werde binnen Kurzem ein reicher Wiener Bürger, Namens Konrad Ponheimer, ins Wirthshaus kommen, der in verworrenen Händen seines Hauses „an der Ecke bei den Fleischbänken“ (davon den Schild „zum schwarzen Bären“ tragend, dessen Stelle heute der „Germaniabof“ steht) wegen sich mit ihm berathen wolle. Er sollte ihm aber seinen Rath nur unter der ausdrücklichen Bedingung zusagen, daß er ihm eine von seinen drei Töchtern zur Frau gebe. Hierauf unterrichtete er ihn, was er zu sagen hätte, und stattete ihn neuerdings mit vielem Gelde aus, welches er als Wiener Bürger, wenn er um seiner häßlichen, ekelhaften Gestalt willen Anstand machte, seinem Begehren zu willfahren, mit der Versicherung zum Geschenke anbieten sollte, daß es ihm günstigen Falles auf mehrere tausende von blanken Goldgulden nicht ankäme.

Schon am folgenden Tage erschien der angesagte Besuch, den unser „Bärenhäuter“ — denn nur unter diesem Namen war er weit und breit in ganz Oesterreich bekannt — auf seiner Bärenhaut hingestreckt, mit einem weingefüllten Pokale der Hand erwartete. Als ihm nun Herr Ponheimer sein Anliegen vortrug und er eine ansehnliche Belohnung seinen Rath erbat, benahm er sich ganz nach seines neuen Beschützers Verhaltensvorschrift. Er erklärte, er bedürfe keines Geldes, da er ohnehin im Ueberflusse besitze, im Gegentheile, sollte etwa dem ehrenfesten Besitzer mit etlichen tausend Goldgulden gedient sein, so mache es ihm ein wahres Vergnügen, ihm mit dieser geringen Summe auf der Stelle zu willfahren; er sei zu Augenblick bereit, ihm nach bestem Wissen seinen Rath zu ertheilen, aber nur im Falle, wenn Herr Ponheimer ihn mit der Hand einer seiner drei Töchter

beglücken wolle. Er mache sich seinerseits anheischig, seiner zukünftigen Gemahlin so viel an Geld und Gut zuzubringen, als der reichste Herr im ganzen Lande. Der Haus herr fand sich zwar durch diesen höchst unerwarteten Antrag aufs höchste überrascht,



Maximilian I. an der Spitze seiner Lanzknechte reitend. (S. 210.)

nahm aber, als ihm der Bärenhäuter seine Schätze wies, von dem vielen Golde geblendet, denselben an und sagte ihm mit Hand und Mund diejenige von seinen Töchtern zu, die ihn freiwillig wählen würde.

Im Vertrauen auf diese Zusage erschien der „Bärenhäuter“ bald darnach in der

ganzen Widerlichkeit seines Kostüms in der Behauptung des Wiener Bürgers am Tage. Sein bloßer Anblick erweckte begreiflicherweise bei den drei Schönen einen solchen Abscheu, daß die älteste und die mittelfte derselben unbedingt jede Verbindung mit



Georg von Frundsberg. (S. 219.)

seich einem unflätigen Uugelhäm ausschlugen: nur die jüngste, Namens Christina, ließ sich endlich durch das viele Zureden des Vaters bewegen, ihren Willen dem seinigen unterzuordnen und dem „Bärenhäuter“ ihre Hand zu reichen.

Mit dem ersten Morgenstrahl des Tages, an dem die sonderbare Vermählung gefeiert

werden sollte, zeigte sich Meister Urian abermals seinem Schütlinge, mit dem Bedenken, es sei an der Zeit, sich in einem anderen Aufzuge als dem bisherigen zu präsentiren. Er führte ihn an einen Bach, wusch ihn rein und sauber ab, parfümte ihn mit wohlriechenden Essenzen und befahl ihm, unverzüglich in die Stadt hinein zu eilen, sich dort auf das prächtigste zu equipiren, Kutichen und Pferde anzukaufen, eine zahlreiche Dienerschaft aufzunehmen und seine Braut im höchsten Stral zur Trauung abzuholen.

Dies geschah, und Niemand wußte vor Verwunderung und Erschauern sich zu fassen, als man den grauenerrregenden „Bärenhäuter“ in den stattlichen Cavaliere Jörg der Thalheimer umgewandelt erblickte. Je inniger sich nun die Braut über ihren Bräutigam freute, desto größer war die Betrübniß der beiden anderen Schwestern über ihre Thorheit, daß sie, vom äußeren Schein bethört, solch ein Glück muthwillig von sich gestossen. Des Satans geheime Einflüsterungen thaten auch das ihrige, und es kam bald dahin, daß von den beiden armen Mädchen das eine verwerfend sich erhing, das andere in einem Aufalle von düsterer Schwermuth sich in einen Brunnen stürzte. (Historisch.) Der „Bärenhäuter“ aber lebte mit seiner schönen Frau glücklich bei seinem Schwiegervater, und eine Stadtlurkunde nennt ihn als Miteigenthümer des Hauses am Yugeß, welches von ihm die Bezeichnung „zum schwarzen Bären“ erhielt.

Der gelehrte Happellius erzählt, es sei im siebzehnten Jahrhundert eine Abbildung dieses Bärenhäuters sammt einer, die vorliegende Geschichte enthaltenden Tafel in Oesterreich zu sehen gewesen; Emil Trimmel spricht davon, daß zu Wien in der Vorhalle eines uralten Gebäudes, unsern der Kirche „Maria am Gestade“, in einer Nische das Bild eines Mannes von robustem Körperbau, auf einer Bärenhaut liegend, noch vor ein paar Jahrhunderten den Blick auf sich gezogen habe. Ist dem so, dürfte es in demselben Bärenhause am Yugeß gewesen sein.

Der Ursprung dieser Langknechtsage ist geschichtlich, wahrscheinlich hat sich irgend ein reicher Herrschaftsbesitzer mit dem verkommenen Gesellen einen Spaß gemacht und die Rolle des Bösen übernommen, der den armen Soldner erst durch allen Unflath jagte, um ihm schließlich ein behagliches Heim zu gründen. Derartige schalkhafte Cavaliere gab es in jenen Tagen nicht allzu selten, wie z. B. damals Graf Philipp Hovos, genannt „der tolle Südschenker“, ein großer Freund von extravaganten Studien gewesen. Anderseits kann wohl auch in dem verabschiedeten Langknecht selbst die Idee aufgetaucht sein, durch Absonderlichkeit Aufsehen zu erregen und so reichliche Gaben einzubekommen, als wenn er bei der gewöhnlichen „Bartnerlei“ der abgedankten Soldner blieb.

Reiche, ausgediente Kriegsknechte machten im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts ein Geschäft daraus, Unterricht in den für einen „rechtschaffenen, frommen, deutschen Ringknecht“ nöthigen Kenntnissen und Fertigkeiten zu ertheilen. Diese „Fiederknappen“, die wohl selbst ein sehr bewegtes Leben hinter sich hatten, trugen auch noch dazu bei, die Ringknecht in Bürgerheiden zu fügen, und brachten oft ihres Soldners Ansehen aus sehr zweckhafter Sanftmuth bei. Sie stellten vermuthlich Zeugnisse aus, die am Rindenschädel nicht unterschätzt wurden.

Zuletzt darf ich das Verhältniß jagen. Ich will übersehen werden, daß die Langknechte große Vorteile bei der geringsten Soldnerlei hatten, was natürlich den Soldneren in hohem Maße nachtheilig war. So man sich nicht fürchtet, so ist es gewiss, daß es auch noch andere Leute gab, welche in ihrer Zeit

das gefürchtetste Kriegsvolk und sowohl der Schrecken der tapferen französischen Gendarmen wie der kriegsgewöhnten Schweizer waren. Sie auf diese hohe Stufe militärischer Tüchtigkeit gehoben zu haben, war das Verdienst Kaiser Maximilian's I. und einzelner Feldoberster, deren Name unlösbar mit den Langknechten verknüpft ist und die noch heute zu den hervorragendsten Helden der kaiserlichen Armee gezählt werden, wie Georg Frundsberg (Bild Seite 217), Conrad von Boineburg und Andere, welchen wir noch begegnen werden.

Wir wollen uns nun die Verfassung und Kampfweise der Langknechte eingehender betrachten.

Verbung, Musterung und Artikelbrief.

Als sich nach einigen Versuchen die Unmöglichkeit herausstellte, Kaiser Maximilian's Idee eines „ritterlichen Fußvolkes“ im vollen Umfang auszuführen, griff man wieder ganz zum Werbeystem zurück und behielt jedoch jene Einrichtungen bei, welche geeignet waren, den Langknechten einen festeren Verband zu geben. Auf diese Weise ergänzte und errichtete man nicht nur die kaiserlichen Langknechte, sondern auch die in anderen deutschen Ländern geworbenen.

Den Brauch, die Verbung einem berühmten und beliebten Kriegsobersten zu übertragen, behielt man bei, und oft übte der Name eines solchen Mannes einen förmlichen Zauber aus, dem sich nicht bloß die altgedienten Kriegsleute, sondern auch Anfänger nicht entziehen konnten. Mußte also ein Heer zusammengebracht werden, so erließ der Landesherr an einen oder mehrere seiner Feldoberste sogenannte Bestallungsbriefe, welche sie zur Anwerbung einer bestimmten Anzahl von Langknechten ermächtigten, und welchen der Artikelbrief beigeßlossen war. Dieser enthielt nicht allein die dem Feldherrn eingeräumten Bedingungen, sondern auch die detaillirten Bestimmungen über die Rechte und Pflichten der anzuwerbenden Knechte und war also die gesetzliche Grundlage des ganzen Dienstverhältnisses.

Der Fürst, von welchem die Bestallung und der Artikelbrief ausgingen, hieß der Kriegsherr. Obzwar derselbe nur dann unmittelbar mit dem Heer in Berührung stand, wenn er selbst den Befehl führte, oblagen ihm doch gewisse Pflichten und meist behielt er sich im Bestallungsbrief auch Rechte in Bezug auf Kriegsführung und Verwendung der Truppen vor.

Vazar von Schwendi, einer der tüchtigsten kaiserlichen Feldherren und militärischen Organisatoren des sechzehnten Jahrhunderts, weiß in seinem hochinteressanten „Kriegsdiscurs“ auch viel Beherzigenswerthes über die Rechte und Pflichten des Kriegsherrn zu sagen, wie wir an geeignetem Orte hören werden.

Indessen ging es bei Abgrenzung der Befugnisse des Kriegsherrn und der Feldobersten nicht immer ohne Streitigkeiten und Eifersüchteleien ab, und wiederholt kam es vor, daß sehr angesehene Feldoberste sich im Bestallungsbrief eine nahezu schrankenlose Unabhängigkeit in ihrer Kriegsführung zusichern ließen. In einzelnen Fällen mag nur Ehrgeiz hierbei die Triebfeder gewesen sein, aber viel öfter waren weniger edle Motive maßgebend, da Verbung und Unterhaltung des Kriegsvolkes als fast sichere Vereicherungsquellen angesehen wurden. Nicht selten trug die ganze Sache vollkommen den Charakter einer Speculation, indem der Feldoberst die Kosten der Verbung und Ausrüstung aus Eigenem oder durch seinen Credit aufbrachte und sich vom Kriegs-

herrs dafür Verschreibungen, Pfandschaften auf Güter ausstellen oder Herrschaften übergeben ließ. Die kaiserliche Armee besaß sofort bei Errichtung der Kanzlei mehrere tüchtige und beliebte Kriegsoberste, deren bloßer Name ein Zuströmen Kriegsvolkes bewirkte, so z. B. die schon genannten Frundsberg und Boineburg, namentlich aber den tüchtigen und gewandten Herrn Schertlin von Burtenbach, der indessen eine echte Kanzleischreibernatur war und leichter, als es gerade löblich, Tüchtigkeit und Fahne zu wechseln wußte.

War die Geldfrage geordnet, die Zahl der Fähnlein, der Sold und der Sammelplatz, kurz die Grundlage der Werbung festgesetzt, so wählte der Kriegsoberst die Hilfsorgane. Dieselben wurden dem niederen Adel, der im Frieden auf den Höfen Gütern saß, aber auch dem streitbaren Bürgerthum und alten Kriegsgenossen genommen. Der Erfahrenste und Vertrauenswürdigste wurde zum Stellvertreter, Locumtenente, Lieutenant, Leutnant u. s. w., die übrigen zu Hauptleuten der einzelnen Fähnlein ernannt.

Was das Entstehen des Wortes Lieutenant betrifft, hat sich sogar noch neuester Zeit ein Streit darüber entsponnen, ob die Bezeichnung eine einheimische oder fremde sei. Es wurde erklärt, das Wort sei ein echt deutsches und solle daher immer „Leutnant“ geschrieben werden, es hätten es die Franzosen uns entlehnt und da wie so oft mit fremden Federn sich schmückend, es für eine eigene Wortbildung gegeben. Es sei nämlich das Wort Leutnant aus dem Mittelhochdeutschen lincenant (Aufpasser der Leute, d. h. des Kriegsvolkes) entstanden, daraus dann abgekürzt lieutenant oder leutnant wurde. Als die Franzosen dem deutschen Sprachgebrauch dieses Wort entlehnten, hätten sie ihm mit der ihnen eigenen Virtuosität einen französischen Klang gegeben.

Das Wort Lieutenant ist jedoch absolut kein undeutsches, wie uns Wallhausen in seiner „Kriegskunst zu Fuß“ vom Jahre 1615 belehrt, indem (Seite 24) sagt: „Das erste Capitel, so da handelt von den Befehlshabern einer Compagnie oder Fähnleins, wie es solle damit versehen und gestaffieret seyn. In jedes Fähnlein oder Compagnie hat sein Caput oder Haupt, Nemlich den Hauptmann oder Capitän, welcher recht und billig in Teutsch, Hauptmann vom Wörtlin Haupt, und in Frantzösisch Capitaine von dem Wörtlin Capite seinen Namen. Neben dem Capitän ist sein Leutenamt und erstrecket sich sein Befehl in abwesen des Hauptmanns so hoch als des Capitäns, und gebühret auch einen Leutenamt das principalest Commendament in solcher Vollmacht, was das Kriegswesen betrifft, seines Capitäns abwesen zu haben, als ob er selbst anwesend wäre. Dann endt so frage ich, aus was Ursachen ein Leutenamt, Leutenamt heiße, woher solcher Name ihm gegeben worden? Lieutenant heißt in frantzösisch, da es auch seinen Namen her hat, eines Ort, Stell, Platz haben, und soviel zu sagen ist, als des Hauptmanns Ort, Stell und Platz haben oder vertreten. Wollen aber, die weil es Teutschen sich auch nicht übel rechnet, es also geben, der Leutenamt sey so viel zu sagen als Laute Amt, das ist, der in abwesen seines Capitäns, oder seines Anordnenden und Bestellenden sein Amt, sein Qualität, sein Officium laute, oder melde, als er selbst gegenwärtig. Item, wozu ist er angeordnet? Daß er in abwesen des Capitäns als Locumtenent, welches sein rechter behördlicher Name, die Compagnie regiere.“

Zu bemerken ist dabei nur noch, daß Wallhausen in seiner „Kriegskunst

zu Pferd" vom Jahre 1616 nicht mehr „Reutenampt“ schreibt, sondern sich nur der Schreibart „Reutenant“ bedient.

In den Händen der Hauptleute (Bild Seite 225) lag die eigentliche Werbung, die aber stets auf den Namen des Kriegsherrn oder Feldobersten vorgenommen wurde. In den Städten und Märkten wurde dann unter Trommelschlag das Werbepatent publicirt, was man den „Umischlag“ nannte, aber auch das flache Land durchzogen einzelne Werber, um das Landvöll für den Kriegsdienst zu gewinnen.

Hatte ein Angeworbener sich im Allgemeinen als tauglich erwiesen, was aber nicht etwa durch eine ärztliche Untersuchung, sondern nur durch den vom Hauptmann genommenen äußeren Augenschein constatirt wurde, so ließ er seinen Namen in die Musterrolle eintragen. Dann wurde er mit einigen nöthigen Bestimmungen des Artikelbriefes bekannt gemacht und erhielt das Hand- oder Kaufgeld mit der Weisung, sich an einem bestimmten Orte einzufinden. Wer dies nicht that und das Handgeld nur in betrügerischer Absicht angenommen hatte, unterlag schweren Strafen. War Mangel an Kriegsvöll oder handelte es sich um einen Feldzug in fernen Landen, so mußten oft besondere Begünstigungen gewährt werden. Als Herzog Alba 1552 im Namen Kaisers Karl V. deutsche Kanzknechte für Spanien warb, bestimmte der Bestallungsbrief, daß den Knechten ein voller, in zwei Hälften abziehender Monatssold in Tuch und Seidengewand vorgeschoffen werden könne. Der theilweise Abzug wurde damit motivirt, „damit sie durch mangel und abgang notturstiger undterhaltung nit verurjacht werden, unordnung für zu nehmen.“

In anderen Fällen, wo zahlreicher Zulauf zu erwarten war, war man wählerisch und wollte nur schon gediente Kriegsleute oder Solche aufnehmen, die vollkommen gerüstet kamen, also Blechhaube, Harnisch, Wams, Schuhe, Spieß und Schwert besaßen. So Bewehrte entstammten meist dem kleinen Landadel und traten als Doppelsöldner gegen höhere Löhnung in die Reihen der Kanzknechte. War die gewünschte Zahl noch nicht voll und es meldeten sich keine so gerüsteten Leute mehr, so mußte man auch zu anderen greifen, die dann zur Anschaffung von Waffen und Rüstung einen Vorschuß in Geld oder auch die fehlenden Gegenstände gegen theilweise Rückzahlung erhielten.

Vom Moment der Annahme des Handgeldes galt der Kanzknecht auf den Artikelbrief verpflichtet, mochte ihm derselbe auch im vollen Umfange noch gar nicht bekannt sein.

Man erließ solche „Artikelbriefe“ bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Es liegt uns der Text eines solchen Documentes vom Jahre 1597 vor, welches erlassen wurde, um die von den Ständen Oberösterreichs „zu jegiger fürstlicher Kriegserpedition wider Gemeines Christlichen Nahmens und Glaubens Erbfeindt“ angeworbenen Truppen eidlich zu verpflichten. Im Großen und Ganzen war der Inhalt aller Artikelbriefe ziemlich gleich, und wir bringen in Folgendem eines der ältesten dieser Documente, die höchst bezeichnend für Kriegsführung und Kriegsbrauch des sechzehnten Jahrhunderts sind. Es sind dies die vom König Ferdinand I. im Jahre 1527 erlassenen Kriegsartikel, welche noch für Kanzknechte bestimmt und deren Gebräuchen angepaßt waren.

„Anfänglich sollt ihr schwören dem alldurchlauchtigsten großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Ferdinand, römischen, zu Ungarn und Böhheim König, Infant zu Hispanien, Erzherzog zu Oesterreich, Herzog von Burgund, Steyer, Kärnten und

Arain, Graf zu Habsburg, Flandern und Tirol, unserm allergnädigsten Herrn, treu und ehrlich zu dienen, Ihrer Majestät Frommen zu fördern und den Schaden zu wenden und derselben oberm Feldhauptmann, Niclas Grafen zu Salm, auch desgleichen Hauptleuten, Fähnrichen, Feldwäibeln und Wäibeln*), so von der königlichen Majestät gesendet werden, gehorjam und gewärtig zu sein, was sie mit euch schaffen oder gebieten, das Kriegsleuten zu thun zusteht, ohne Widerrede oder Aufzug zu thun, dazu keine Meuterey zu machen und keinen Zug gegen oder von dem Feinde und anderswohin, was möglich zu thun ist und die Nothdurst erfordert, abzuschlagen."

"Es soll sich auch jedes Fähnlein sämmtlich und sonderlich in Rottenweis nach Begehren und Heißen des Obersten und der verordneten Hauptleute, der Nothdurst und Gelegenheit der Sach nach, das möglich ist und wie Kriegsleuten zu thun zusteht, es sei auf Zügen, Wachen oder Besatzungen, gebrauchen und suchen lassen."

"Ihr sollt auch von hochgedachter Röm. königl. Maj. nicht mehr fordern, oder dieselbe höher steigern, denn auf vier Gulden in Münze und sechzig Kreuzer für einen Gulden gegeben, und allweg dreißig Tag für einen Monat zu dienen, schuldig sein; dagegen solle auch eure Besoldung und Bezahlung ungefähr vier oder fünf Tage vor oder nach jeder Zeit ordentlich gereicht werden."

"Es soll sich auch keiner unter zwei Hauptleute schreiben oder zweimal mustern lassen, noch auf eines Andern Namen schreiben lassen, noch darauf durchgehen. Ebenjowenig soll einer den andern unwahrhaftig in der Musterung versprechen; welcher aber das thut, der soll an Leib und Leben gestraft werden."

"Item, es soll auch keiner dem andern keine Wehr oder Harnisch auf die Musterung leihen, sondern Jeder für sich selbst der Nothdurst nach bewehrt sein, bei Leibesstrafe."

"Item, wo einer Geld empfinde und darüber zu dienen schuldig wäre, doch ohne besondere Erlaubniß des Obersten oder seines Hauptmannes wegzöge, derselbe soll auch an Leib und Leben gestraft werden."

"Item, so Schösser und Städte und andere besetzte Flecken mit Sturm genommen würden, so soll einem Jeden, was er gewinnt, nach Kriegsordnung, verbleiben; jedoch Geschütz, Pulver und anders zur Artillerie und was zur Erhaltung desselben Places gehört, soll dem Kriegsherrn bleiben, und wo einer dasselbe nähme, der soll nach Erkenntniß gestraft werden."

"Item: ob Schösser und Städte mit Laiding (Vertrag) gewonnen wurden, so soll keiner von euch darein fallen oder plündern, auch nicht darein gehen, ohne Wissen und Erlaubniß des obersten Hauptmanns, bei Leibesstrafe."

"Item: ihr sollt auch bei eurem Eide keine 'Gemain' (Zusammentretung bebusst Verabredung), ohne Wissen und Willen eures obersten Feldhauptmanns oder eures vorgesetzten Hauptmanns halten; welche solches übertreten würden, die sollen als meineidig gehalten und an Leib und Leben gestraft werden."

"Item, es soll auch ein jeder Kriegsmann bedenken, daß dies ein ehrlicher, christlicher Zug zur Erwerbung oder Erlangung königlicher Majestät Erbgerichtigkeit der Krone Ungarn und nachmals mit Hilfe des Allmächtigen wider die Ungläubigen und Türken sein wird. Darum soll sich ein Jeder, Gott und seine Heiligen zu löstern,

*) Wäibel oder Weibel war die Bezeichnung für Unterofficiere, denen eine Art gerichtlicher Function übertragen war.

enthalten, sondern den Allmächtigen bitten, uns wider die Ungläubigen und andere unsere Feinde, Glück und Sieg zu verleihen; wo aber einer oder mehr Gott also freventlich lästern würden, die sollen an Leib und Leben gestraft werden."

"Item, es soll auch keiner keine Kirche verunehren, noch darin sich lagern, Kirchengüter nicht nehmen, auch Priester, Frauen und Jungfrauen, Kinder und alte Leute nicht schlagen, bekümmern, noch unehren, bei Leibesstrafe."

"Item, wo dann einer alten Reid zu einem andern hätte, so soll der denselben bei diesem löblichen Zuge in allweg meiden und nicht rächen, weder mit Worten noch Werken, es sei denn mit Recht; auch keiner den andern liegend schlagen; wann aber einer das übertreten und nicht halten würde, der soll an Leib und Leben gestraft werden."

"Item, es soll sich Niemand rotten, wenn zwei oder mehr aneinander schlagen, oder sich zertrügen; sondern die nächsten dabei sollen treulich und unparteilich Frieden nehmen, zum ersten, andern und drittenmale; welcher dann den Frieden nicht halten wollte und wer ihn dann darüber zu todt schlägt, soll ihn damit gebüßt haben; wo aber der Friedbrecher nicht entleibt würde, soll er nach Erkenntniß, an Leib und Leben gestraft werden."

"Item, wo einer auf einen schießt oder wirft, es wäre vor oder nach dem Frieden, derselbe soll gestraft werden an seinem Leibe. Auch ob zwei, von welcher Nation sie seien, uneins würden und einander schlagen, soll sich abermals kein Theil gegen den andern rotten und parteien, damit Theil und Aufruhr, so daraus erfolgen möchte, verhütet werden möge: welcher sich aber darin ungehorsam hielte, derselbe soll gestraft werden nach Erkenntniß des Rechtes. Es soll auch keiner Meuterei oder Värmen machen; welcher in solchem ungeschickt oder verächtlich wäre, soll ohne alle Gnade gestraft werden."

"Item, ob einer oder mehr inne würden, daß einer Verrätherei oder andere böse Stücke triebe, daß wider die hochgedachte königliche Majestät wäre, der oder die sollen es dem Hauptmanne anzuzeigen schuldig sein; der wird dann weiter darin zu handeln wissen. Wo aber einer solches gefährlicher Weise verschweigen würde, soll derselbe nach Erkenntniß gestraft werden."

"Item, es soll auch keiner aus dem Lager ziehen, weder auf Beute noch anderst wohin, ohne seines Obersten oder Hauptmanns Wissen und Willen, bei Leibesstrafe."

"Item, es soll auch keiner mit den Feinden, es sei im Lager, in Besatzungen, oder in was Weg es sich begeben wollte, Sprache halten, ohne Befehl und Erlaubniß des Obersten; wer aber solches übertreten würde, der soll an Leib und Leben gestraft werden."

"Item, wo Heisige und Fußknechte in einem Lager bei einander liegen, so sollen die Fußknechte zu ziemlicher Nothdurft weichen, damit die Reiter ihre Pferde unterbringen mögen."

"Item, es soll keiner an gefährlichen Orten und sonderlich bei der Nacht nicht abschießen; es sei im Lager, in Städten oder Schlössern, dadurch Schaden entstehen möchte, bei Vermeidung der Leibesstrafe."

"Item, es soll auch keiner die Bäder oder Mühlen beschädigen, noch etwas daran zerrütten oder verwüsten, ohne Befehl des Obersten, bei Leibesstrafe."

"Item, man soll auch kein Lager anzünden, ohne des Obersten Willen und Erlaubniß, bei Leibesstrafe."

"Item, wo einer oder mehrere an einer Schlacht oder bei einem Sturm eine

Flucht wollte machen, soll der nächste einen Spieß oder Degen durch ihn stoßen und soll ihn damit gebüßt haben; wo er aber davon läme, so soll er von Stund an einem Schelm (Schuft) erkannt und sein Lebenlang dafür gehalten werden.“

„Item, es soll keiner Brandschaden ‚haligen‘ (zum brennen aneisern, rufen) noch brennen ohne Wissen des Obersten oder Brandmeisters, auch von Niemand eine Brandschagung nehmen, bei Peitschstrafe.“

„Item, wann dem Feldlager Proviant zugeführt wird und in das Lager kommt, soll keiner darüber fallen oder angreifen, es sei denn zuvor geschäht. Es soll keiner für das Lager hinauslaufen, Proviant fürzulaufen, sondern soll das auf freies Platz kommen lassen, und warten, bis es geschäht wird.“

„Item, es soll auch keiner bei den Freunden und dieweil ihr in der Freundschaft seid, auf dem Zuge oder im Lager, Niemand nichts mit Gewalt uebmen, in derart etwas nähme und darüber Klage läme, der soll am Leibe gestraft werden.“

„Item, ob der Oberst oder ein Hauptmann für sich selbst oder durch seine Knechte oder Prososen jemand um seines Ungehorsams oder seiner Mißhandlung ‚annehmen‘ (festnehmen) lassen wollte, daran soll ihn Niemand verhindern oder ihm oder darwider ratben, oder sich deselben annehmen, bei Peitschstrafe; ob es auch geschähe, daß dadurch der Verbrecher wegläme, soll der oder sollen dieselben, so er gebolsen haben, an des Verbrechers Statt gestraft werden.“

„Item, es soll auch ein jeder das Zutrinken lassen, dann wo einer in der vollen Weise (betrunken) von den Feinden wundgeschlagen würde, oder sonst so behandelt, derselbe soll ausgemustert und eben sowohl gestraft werden, als wäre er gar im Fliehen gewesen.“

„Item, ob einer oder mehr Balgens halber, als ob dem Spiele oder andern unständiger Weise wund würden, es wäre in vollem oder nüchternem Zustande, in selbe, oder dieselben sollen von Stund an ausgezihen werden, so lang und so weit bis sie gesund werden und dem Herrn die Besoldung redlich und ehrlich abzu dienen mögen.“

„Item, ob ein Zug geschäht, so soll keiner aus der Ordnung ziehen, ob gefährliche Ursachen, und welcher aber in solchen verräthlich und ungehorsam wider denselben sollen die Hauptleute, Feldwäibel und Wäibel mit Hülff und Handbath gemeiner Knechte in die Ordnung treiben und ihm nehmen, was er hat.“

„Item, es soll auch jeder in seinem Quartier, darein er verordnet, bleiben, und sich keinem in sein Quartier oder Logement legen, noch ihn verdrängen haben; Strafe des obersten Feldhauptmannes.“

„Item, ob Sache wäre, daß eine Schlacht durch den obersten Feldhauptmann verordnet und dieselbe sammt dem Geißlege und Hauptbanner gehalten und trophäe würde, so soll auch alsdann der Monatsfeld aus und anziehen.“

„Item, ob sich begäbe, daß von der kaiserlichen Majestät oder Ihrer Majestät oberster Feldhauptmann eine Stadt so mit Wauern und Gräben umlagen, zum Sturm verordnet und dieselbe mit Overmuth erobert würde, alsdann soll auch der Monatsfeld aus und anziehen. Jedoch sollen deren Thore, Klauen, Schloßer und andere seiner Besatzung, wo die eine geöffnet und erobert wurden mit dem Sturm, abgebrochen und an genommen sein; wo aber Sache wäre, daß ein Sturm, der nicht durch die kaiserliche Majestät oder Ihrer Majestät Befehl verordnet wäre, und auch erobert wurde von demselben von kaiserlicher Majestät oder Ihrer Majestät zu thun standig sein.“

„Item, ob sich begäbe, daß das Geld nicht sogleich jeder Zeit vorhanden wäre, soll darum keiner von euch weder Zug noch Wache abschlagen und so man auf Zug oder Wache umschlägt, soll keiner um Geld schreien. Besonders sollt ihr eure



Hauptmann der Lanzknechte. (S. 221 u. 237.)

Anliegen durch einen Führer und andern Befehlsleute dem Hauptmann anzeigen lassen; so aber einer weiter darüber begriffen würde, derselbe soll ohne Gnade gestraft werden."

„Item, wo man Schlacht, Sturm oder andere Eroberung thut, wie das be

schießt, so soll sich Niemand um das Gut annehmen, noch plündern, es sei denn zu vor die Wahlstatt oder der Platz erobert."

"Item, wann zum erstenmale umgeschlagen (das Trommelzeichen gegeben) wird, mit einer oder mehr Handlung auf zu sein, es sei auf Zügen oder Wachen, oder wohin ein Jeder von seinem Obersten oder Hauptmann verordnet wird, soll ein Jeder gedenken, so alsdann zum andern Male umgeschlagen wird, daß er von Stund an seinem Fähnlein folge und damit aus dem Lager ziehe. Wo einer oder mehr, das nüchtern oder voller Weise übersehen würden, der oder dieselben sollen gestraft werden nach Erkenntniß des Obersten. Und so ein Oberst oder Hauptmann einen Befehlsmann in das Lager schickt, und einem ausländigen lassen würde, dem Fähnlein zu folgen, und derselbe, der dem Fähnlein nicht zugleich nachfolgt, darob zu todt geschlagen würde, soll sich Niemand weiter um ihn annehmen."

"Item, es soll keiner dem andern auf dem Spielplatze oder in dem Spiele über des andern guten Willen nichts aufschlagen, auch kein Deutscher mit keiner fremden Nation oder Sprache spielen, damit desto weniger Unwille zwischen ihnen entstehe, bei schwerer Strafe."

"Item, so ein Lärm entsteht im Felde oder im Lager, soll ein Jeder auf dem Platze, dahin sein Fähnlein bechieden ist, und sonst ohne Erlaubniß hindert hinlaufen."

"Item, wo ein Fähnlein oder Rotte auf die Wache bechieden würde, so soll der Hauptmann, Fähnrich oder Waibel, edel oder unedel, eines jeden Fähnlein mit seiner zugeordneten Rotte auf die Wache ziehen und wie sich gebührt, wachen; welcher aber solches nicht thun, oder vor der verordneten Zeit von der Wache abziehen oder sonst eine Wache ohne seines Hauptmannes Wissen versäumen würde, er habe Ursache oder keine, der soll nach Erkenntniß gestraft werden."

"Item, es soll keiner einen andern an seiner statt zu wachen bestellen, ohne Erlaubniß des Hauptmannes."

"Item, es soll kein Hauptmann dem andern seine bestellten Knechte so im Lager hinlaufen, annehmen, auch kein reisiger Knecht ohne Willen seines Hauptmannes von keinem Hauptmann zu Fuß bestellt werden."

"Item, zum letzten, ob einer oder mehr aus euch der geschriebenen Artikel einen oder mehrere nicht halten und unterfahren würden, der oder dieselben sollen als eiddrücklich nach Erkenntniß der Rechte gestraft werden."

"Und ob etwas in vorerwähnten Artikeln vergessen und nicht ausgedingt wäre, das Alles, was Kriegsordnung inhält und Kriegsleuten zu thun oder zu halten zusteht, werdet ihr schwören, treulich und ungesfärllich zu halten."

"Wo aber einem aus euch diese Artikel in Vergessen lämen, der mag sich zu seinem Hauptmann oder Schultheißen verfügen und von diesen solcher Artikel erinnert oder berichtet werden."

"Endlich soll der königlichen Majestät bevorstehen, diese Artikel nach Erheischung der Nothdurft zu mindern oder zu mehrn oder gar abzuthun."

Schon bei flüchtiger Vergleichung dieser „Kriegsartikel“ mit den früher mitgetheilten älteren „Kriegsordnungen“, z. B. jener des Herrn Havel v. Hodelin, lassen sich die Verschiedenheiten nicht verkennen. Dieselben finden ihre Begründung zumeist darin, daß die Artikelbriefe für ein aus den verschiedensten zufällig zusammengeströmten Elementen bestehendes Heer von Miethsoldaten bestimmt waren, deren Kriegsdienst auf keiner staatsbürgerlichen oder lebensrechtlichen Verpflichtung beruhte.

es drückt sich einerseits in den strammeren Disciplinar-Vorschriften, andererseits aber auch in der Eintäumung von mancherlei Privilegien aus, ohne welche solche Söldner schwer anzuwerben und noch schwerer bei der Fäbne zu erhalten gewesen wären. Besonders charakteristisch ist das Verbot, über mangelnde und verspätete Soldzahlung murren: leider kamen in den ewigen Kriegen so schwere finanzielle Nöthen vor, daß es mehr als einmal an Vermitteln zur Soldzahlung mangelte. Dann nützte aber auch dieses Verbot des Artikelbriefes nicht viel; es kam zu Aufständen und Meutereien, unter welchen besonders Bürger und Bauern zu leiden hatten, welche von der erbitterten Soldatesca geplündert und gebrandschakt wurden.

Waren die angeworbenen Kriegsknechte am Musterplatze versammelt, so wurden sie einem vom Kriegsherrn bestellten „Musterherrn“ vorgestellt, dem Greißer und, bei besonderen Anlässen, auch Kriegsräthe beigegeben waren. Der Musterherr bekleidete ein besonders wichtiges Amt und wurde nur aus den vertrauenswürdigsten, in allen Kriegssachen erfahrenen Männern gewählt, da er die Sache des Kriegsherrn gegen die oft sehr schlauen Manöver derwerbenden Hauptleute und Obersten vertreten hatte.

Vazarus Schwendi unterrichtet uns in seinem „Kriegs-Discurs“ genau über die schwierigen Obliegenheiten der Musterherren, oder wie sie später genannt wurden, Mustercommissarien. Sie erhielten stricte Weisungen, wie viel jedem Manne bewilligen sei und welche Verpflichtungen derwerbende Feldoberste zu erfüllen habe. Ihm ihrem Eide war ihnen aufgetragen, weder für sich selbst noch für ihre Diener Geschenke anzunehmen oder zu begehren, keinen Sold zu erhöhen, keine Nachmusterung gestatten und die Untauglichen zurückzuweisen. Um Unterschleife zu verhüten, erging zur Zeit der Musterung ein besonderes Verbot, Knechte, Wehr oder Harnische auszuleihen. Für die aus den Städten Geworbenen wurden meist Rathsherren beigezogen, welche die Wichtigkeit der Personen gutstehen mußten.

Schwendi, der wohl läble Erfahrungen gemacht haben mochte, gibt den Mustercommissarien vielerlei Rathschläge, damit sie sich vor Betrügereien und Unterschleifen hüten konnten. Besonders solle geachtet werden, daß Jeder in der Rüstung stecke, die ihm gebühre, und nicht etwa ein Knecht in der eines Adeligen erscheine, um mehr Soldung zu erschleichen. Auch solle jedem Knecht bei der Musterung die Höhe seines Soldes bekannt gegeben werden, damit er durch die Hauptleute nicht etwa daran gekürzt werden könne. Aber auch die Zuverlässigkeit der Mustercommissarien ist nicht immer probenhältig befunden worden sein, denn Schwendi empfiehlt ihre ständige Beaufsichtigung und öfteren Wechsel in den Personen. Da übrigens trotz dieser Mittel noch immer Unterschleife vorkamen, griff man später zu einer Art Einschulirung, indem man den Obersten und Hauptleuten eine vereinbarte Summe auszahlte und es ihnen überließ, dieselbe an die Langknechte zu vertheilen, ein System, das nur zum Nachtheil der letzteren ausschlagen konnte.

Uebrigens fanden auch später, während die Truppen unter den Waffen waren, noch zeitweise Musterungen statt, welche den Zweck hatten, die richtige Kopfzahl und die Ausrüstung der Langknechte zu controliren. Doch kehren wir zur eigentlichen Musterung zurück, die bei den Langknechten unter ganz eigenthümlichen, an ähnliche Heereseinrichtungen erinnernden Gebräuchen vorgenommen wurde. (Bild siehe 232.)

Am Musterplatz — gewöhnlich einem offenen freien Feld — steckte man zwei

Spieße in die Erde und ein dritter wurde oben querüber gelegt. Daneben hielt der Feldoberst zu Pferde und der Hauptmann des Fähnleins, welches an der Reihe zur Musterung war. Dann ließ der Musterherr die Ranzknechte nach der bei der Werbung aufgenommenen Musterrolle verlesen und einzeln an sich vorüber durch die Spieße ziehen. Jedes Fähnlein mußte 400 kriegstaugliche und vollkommen gerüstete Knechte zählen, körperlich nicht Entsprechende wurden sofort zurückgewiesen, denn wenn sie die Spieße passiert hatten, mußte ihnen mindestens ein Monatssold gezahlt werden. Die vom Musterherrn gemachten Bemerkungen wurden durch den Schreiber sofort in die Musterrollen eingetragen.

Hatte das ganze Fähnlein die Spieße passiert, so wurden die besser Bewaffneten für das „erste Blatt“ (erste Glied, prima plana) bestimmt; wie erwähnt, wählte man dazu erfahrene tüchtige Leute, mit Vorliebe Adelige. Bei jedem Fähnlein waren 100 Ueberholde gestattet, Doppelsold erhielten anfänglich nur ganz ausgezeichnete und vorzüglich gerüstete Leute. Unter Karl V. schon mußten bei jedem Fähnlein wenigstens 50 geschickte Halenschnitzern sein, eine Zahl, die dann fortwährend stieg, obwohl erst lange nach dem dreißigjährigen Krieg das ganze Fußvolk mit Feuerbewehren bewaffnet wurde. Die Bäckse stellte der Kriegsherr bei, „Kraut und Blei“ (Pulver und Blei) für den Anfang mußte Jeder selbst besorgen. Besonders war zu achten, daß Keiner doppelt oder unter einem falschen Namen durch die Musterung ging, weil die Hauptleute oft mehr Namen in den Listen hatten, als tatsächlich angeworben waren. Man nannte diesen sehr häufig vorkommenden Unterschleif in recht bezeichnender Weise „Financiren“, ein Ausdruck, der uns förmlich anheimelt, weil er ja auch in unserer Zeit für verschiedene ähnliche „unschuldige“ Manipulationen auf dem Gebiete der „Gründungen“ gebraucht wurde.

War alles richtig gestellt und in Ordnung befunden, so nahm der Musterherr eine genau ausgefüllte Musterrolle an sich, gab den Ranzknechten den bestimmten Sold und verwies sie wegen der Zahlung an den Pfennigmeister.

Nun hielt der Oberst eine Rede, in welcher er den Ranzknechtsstand pries, las den Artikelbrief vor, worauf der Musterherr den Eid abnahm. Meistens bei dieser Gelegenheit — aber manchmal auch an einem späteren Tage — gab der Oberst den Ranzknechten die inneren Einrichtungen der „Gemain“ und das in derselben zu handhabende Recht bekannt, gegen welches aber Einwendungen gestattet waren. Der Ausdruck „Gemain“ (Gemeinde) stammt aus der ersten Zeit des Ranzknechtswesens; man übertrug den Begriff des bürgerlichen Lebens auf die militärische Zusammengehörigkeit und nannte die Gesamtheit eines Ranzknechtskörpers in Fragen der Verwaltung und Rechtsprechung „Gemain“, der Einzelne aber war ein „Gemeiner“, ein Ausdruck, der sich bis in unsere Zeit fortgepflanzt hat. Uebrigens sind auch die heute noch üblichen Musterungen offenbar gleichfalls aus jenen der Ranzknechte entwickelt. „Zur Gemain schlagen“ hieß, wenn durch bestimmte Trommelschläge die Ranzknechte zu anderen als rein kriegerischen Zwecken zusammenberufen wurden, was ein Vorrecht der Hauptleute war, bei Unruhen und Meutereien aber auch von den Knechten selbst geschah.

Später nahm nicht mehr der Musterherr, sondern der „Schultzeiß“ *) — unserem modernen Auditor entsprechend — den Eid ab. Der Oberst aber gab

*) Den Namen davon tragend, daß er die Schuldigkeit beischte.

den Lanzknechten die „hohen Aemter“ (die Hauptleute, den Schultzeiß, Prososen u. s. w.) bekannt und übergab den Fährichen (Bild Seite 240) die Fährlein, deren treue Hut er ihnen als Ehrenpflicht empfahl.

Nun erst trennte sich der Ring, und die einzelnen Fährlein zogen auf besondere Plätze, um das, was bezüglich der Gesamtheit geordnet war, nun auch für den engeren Verband des Fährleins festzustellen. Gemeiniglich hielt auch der Hauptmann hierbei eine Ansprache, in welcher er ein ordentliches und christliches Befehlen und volle Gerechtigkeit versprach, sowie, daß er Allen ein gleicher Hauptmann und Mitbruder sein wolle. Weiter empfahl er sich der Huneigung der Lanzknechte, von welchen er Gehorsam für sich, seinen Stellvertreter (Lieutenant), den Fährich und Feldwaibel in Anspruch nahm. Weiter stellte er den Schreiber, Caplan und Feldscherer vor, die ihrerseits ihre guten Dienste, Trost und Hilfe im Uebel zusagten. Alle diese Stellen wurden durch den Hauptmann besetzt, die übrigen unterlagen der Wahl durch die Lanzknechte selbst, wobei sie ermahnt wurden, „nicht nach Gunst, sondern nach Ehren und Erheißung der Nothdurft zu wählen, und diese Stellen mit ehrlichen, frommen, weidlich erfahrenen Kriegsknechten“ zu besetzen. So wurden die beiden Gemeinwaibel, welche die innere Ordnung zu überwachen hatten, der Fährer und der Jourier, gewählt. Die übrigen theilten sich in Rotten von zehn „Spießen“ und erkoren aus jeder einen Rottmeister, der zwar als Vorgesetzter galt, aber sonst nichts vor den gewöhnlichen Lanzknechten voraus hatte.

Eine eigenthümliche Charge waren die Ambossaten (ambassati), welche im Falle von Irrungen und Streitigkeiten zwischen den Vorgesetzten und den Lanzknechten von den letzteren gewählt wurden, um ihre Bitten und Beschwerden vorzutragen und einen Vergleich zu erzielen. Sie durften wegen des Vorgetragenen nicht bestraft werden und erhielten daher auch den Namen der „Gefreiten“, womit heute bekanntlich die unterste Charge des Mannschafstands bezeichnet wird. Weitere Vorrechte hatten sie keine und wurden bei jeder Veranlassung neugewählt. Diese Einrichtung scheint den späteren Zeiten des Lanzknechtswesens zu entstammen und man wollte dadurch den oft gefährlichen Rottirungen bei solchen Streitigkeiten vorbeugen.

Das Lanzknechtsrecht.

Nicht ganz ohne Grund hat man die Lanzknechte eine Soldatenrepublik genannt. Am meisten drückte sich dieser Charakter in der vollkommen selbstständigen, selbstthümlichen Rechtspflege aus, die ganz in den Händen der Lanzknechte selbst lag.

Die Grundlagen dieser Rechtsverfassung stammen offenbar von Kaiser Maximilian I., welcher in seinem Bestreben, die Lanzknechte auf eine höhere moralische Stufe zu heben, gewisse alte Formen des deutschen öffentlichen Rechtes neu belebte und mit dem militärischen Charakter in Einklang brachte. Im Verlaufe der Jahre entwickelte sich diese Grundlage nach und nach zu einer festen Rechtsordnung mit genau bestimmten Normen und Gebräuchen. Als solche lernen wir sie in der 1552 von Karl V. erlassenen „Ordnung der deutschen Lanzknechte“ kennen, welche zwar nur für die nach Spanien bestimmten Soldaten erlassen war, aber gewiß den allgemeinen bei den Lanzknechten üblichen Rechtsgewohnheiten entsprach. Da die sonstigen meist lüdenhaften Darstellungen in allem Wesentlichen mit der Ordnung Karls V. übereinstimmen, benützen wir diese, um ein erschöpfendes Bild der höchst

merkwürdigen Rechtsgepflogenheiten der Langschiele zu geben. Dem Recht modernen Militärjustiz wird es nicht entgehen, daß manche Formen derselben, noch heute in der kaiserlichen Armee üblich sind, auf das alte Rechtswort der Langschiele zurückgeführt werden können.

Nach der bei der Anwerbung und der ersten Musterung getroffenen Vereinbarung unterschied man die Geschworenengerichte, bei welchen dem rechtskundigen Schultheiß ein bestimmter Einfluß gewahrt war, und das „Recht der Langschiele“, welches vollkommen in der Hand der Langschiele selbst lag. Wir sahen an der Hand jener „Langschieleordnung“ zuerst das Geschworenengericht.

Wenn ein römischer Kaiser, König oder Fürst einen neuen Langschiele einnimmt, so muß er auch zuschauen, daß er das Regiment fähre, damit er in handeln möge, der Arme und der Reute in gleicher Weise gefördert, daß gestrafft werde. Wenn dabei der Oberst Feldbaupersonal die Gewalt von edelmännlichen Herrn erhalten hat, so soll er einen Schultheißen ansetzen, die Sache versteht aus den Häusern der Langschiele in Rurde zu erhalten weiß. Er nun einen Schultheißen ausserlehen hat, so nimmt er den Stuhl, welcher die rechtigste Person ist, und überleitet ihn dem Schultheißen und streicht in ihm Wein unter Freund N. N. Ich habe Dich auf diesmal mit meinen Herren einem Schultheißen erlassen, weil ich hoffe, daß Du einen Verstand dazu hast, und ich so Dir sage den Stand der Gerechtigkeiten und Du sollst mir mit Rat und That die Du Dir ausersuchen hast, einen Ort darauf können, daß Du mich auf andere Artikel richten und umbringen willst, den Armen so gut als dem Reuten und nicht vernachlässigen Herrlichkeit, Singschrei, Wasch, Gasse oder Bett. Ich sollst über einen Jagden streichen oder erkennen lassen mit den zwölf Ritters. Du und sie wissen, daß über Dich Gott auch igrade mit seinen Jüngern (Jüngern) an Deinem und ihrem letzten Ende, wenn ich Zeit und Zeit der unter ihnen.“

Es hat nämlich der Schultheiß Gewalt und Recht, daß er zwölf Herren Ritters auswählt, die ihm die Sache erklären helfen und auch darauf bezeugen, was besprochen ist er zu erkennen geben, welcherlei Gewalt er habe, und alle für ihn unter Richter und Richtermeister, hat hat mich aus diesem allernachst Herrn oberster Feldbaupersonal in seiner Würde Namen verordnet, daß ich und auch und ich mit mir, urtheilen über alles lieblich, es namlich ist, daß ich; darum so soll ich auch, es werde ein Jeder nach seiner Erkenntnis den Ritters und Ritters, auf daß wir handeln mögen, wie es Gott und der Welt ist. Darum so soll ein Jeder seinen Finger auf und laßt aus einem Ort zu ihm sein Herr, daß wir nicht nachkommen wollen und alles was wir sehen, darüber soll Jagden streichen, bis in seine Rechte.“

Erstlich soll die Richter schuldig, dem Schultheiß in allen Dingen gehorchen zu sein; zum andern soll die Richter schuldig, einen Ort zu thun, alles was sie in und ihnen, zu urtheilen, bis es über ihnen; zum dritten, wenn ein Richter krank ist, (oder) zu langem Kame, daß man mit dem Richter auf sie warten, bis sich schuldig einen Ritters; zum vierten, wenn „das Recht verhandelt“ ist, (oder) bewacht werden; es so soll kein Richter oder Richtermeister mehr zuschauen, Schlichtung des Schultheißen, der Stuhl von einem Ritters; zum fünften soll Richter auf dem Stuhl gehen, über Schlichtung des Schultheißen; zum sechsten

kein Richter dem andern in die Rede fallen mit Klage oder Antwort, bei Strafe von einem Gulden."

"Wenn das kaiserliche Recht besetzt ist, so ist der Schultheiß schuldig, fünf Umfragen zu thun, die zu dem kaiserlichen Recht dienen: zum ersten, ob es nicht zu früh, zu spät, oder der Tag nicht zu heilig sei, daß er möge den Stab führen und das kaiserliche Recht besetzen? Zum andern, wenn Einer oder Mehr im Gericht säßen, die nicht geschickt oder tauglich dazu wären, daß man dieselben anzeige, damit das Gericht besetzt sei nach kaiserlichen Rechten. Zum dritten, wenn man das hochwürdige Sakrament vorübertrage, einem Kranken damit zu helfen, ob er da aufstehen, dem heiligen Sakrament Zucht und Ehr erbiethen und dann wieder sich setzen und den Stab zu Rechten führen solle? Zum vierten, wenn Feuersbrunst, Wassernoth, Kriegslärm oder Aufruhr ausläme, ob er da aufstehen solle, um retten zu helfen, und wenn die Rettung bei guter Tagzeit geschehen, ob er dann den Stab wieder an sich nehmen und ihn wieder zum Rechten führen solle? Zum fünften, wenn der Oberst nach ihm schicken würde, ob er dann Gewalt habe, einem Andern den Stab als seinem Stellvertreter zu geben und ob er bei der Rückkunft den Stab wieder an sich nehmen und nach Rechten führen dürfe? Zum sechsten, ob er Macht habe, auf diese Umfrage das Gericht vorzunehmen?"

Die Antworten auf diese Fragen lauteten bei ordnungsgemäßigem Verlaufe zustimmend und auch in bestimmter Redeweise. So entgegnete z. B. jeder Gerichtsbeisitzer: „Zum ersten, dieweil Ihr mich fragt, Herr Schultheiß, bei dem Eide, den ich kaiserlicher Majestät geschworen, so geb ich Euch die Ausweisung, daß der Tag nicht zu heilig, zu früh oder zu spät ist, sondern Ihr möget den Stab aufheben und richten über Leib, Ehr' und Gut, über Fleisch und Blut, auch über alles das, so Euch vorgebracht wird und durch den geschworenen Gerichtswibel nach Recht und Ordnung ausgebaut ist." Ebenso waren die übrigen Antworten nur bejahende Umschreibungen der Frage. Die sechste Antwort lautete, daß der Schultheiß „Gewalt und Macht habe, das Recht zu bannen bei Strafe".

Dies geschah dadurch, daß der Schultheiß den Stab der Gerechtigkeit erhob und die Worte sprach: „Zum ersten verbann ich das Recht, von wegen Gottes des Allmächtigen, von welchem alle Rechte ihren Ursprung haben; zum andern verbann ich das Recht durch den allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Carolus, römischen Kaiser und Mehrer des Reiches; zum dritten verbann ich das Recht, durch den durchlauchtigsten und hochgebornen Herrn R. R., der röm.-kaiserl. Majestät Oberst-Feldhauptmann über dero deutsches und wälßches Fußvolk; zum vierten verbann ich das Recht durch den wohlgebornen Herrn R. R., der römisch-kaiserlichen Majestät Obersten über ihr deutsches Fußvolk; zum fünften verbann ich das Recht von wegen der Gewalt und des Stabes, der mir von der vorgemeldeten Obrigkeit gegeben worden, daß mir Niemand wolle einreden innerhalb oder außerhalb des Gerichtes mit keinerlei Worten, außer durch seine angedingten Fürsprecher; wolle mir auch keiner meine Beisitzer überstehen (abwendig machen), bei Strafe. Wer vor Gericht zu thun hat, der trete vor die Gerichtsbank, und verantworte sich, wie recht ist."

Bevor jedoch noch in die Verhandlung eingegangen wurde, sprach der Schultheiß folgende Ermahnung: „Ihr lieben Richter und Rechtssprecher, hier sitzen wir auf Befehl unseres allergnädigsten Herrn, daß wir sollen das göttliche Recht führen und urtheilen, dem Armen wie dem Reichen, nicht um Silber, nicht um Gold, sondern

um unserer Seelenheil. Es sollen mir die Umstehenden die Richter nicht überreden bei Strafe eines Guldens. Wer mit dem Andern zu schaffen hat, der fange er soll den Gerichtswibel fragen, ob es ihm nach Ordnung der kaiserlichen Recht gestattet sei."

Nun galt das Gericht für eröffnet, und der Profos erhob als öffentlicher Ankläger die Klage und erbat sich zur Vertretung derselben einen Fürsprecher. Dasselbe that

Die erste Zusammenkunft der Truppen-Musterung.



der beauftragte Angestellte (Musterer). Durch den Richter des Profos (Ankläger) wurde der Fall öffentlich vorgetragen und der Inhalt des Angeklagten ausgemessen gelesen, während dessen Richter den Angeklagten die Klage entfaltete und alles darüber Syndicate berichtete. Wenn es nötig war, so verurteilte man wegen und der verurteilten Sachen wurde man zur völligen Befriedung der Klage die weitere Verhandlung zugeordnet.

Der nächste Gerichtstag mußte unter denselben Förmlichkeiten eröffnet werden, worauf die eingezogenen Kundschaften verlesen und etwa aufgerufene Zeugen vernommen wurden. Darauf vertraten die beiden Fürsprecher ihre Sache, wobei jener des Projoßen verhalten war, genau jene Artikel zu bezeichnen, gegen welche sich der Angeklagte vergangen haben sollte. Nun nahmen die Fürsprecher wieder ihren Plaz unter den Richtern ein, um an der Urtheilsschöpfung mitzuwirken. Handelte es sich um ein schweres Ver-



Das Jagen durch die Spieße. (Beitr. 235.)

brechen, auf welches der Tod gesetzt war, so stand es dem Angeklagten frei, kniend vorzubringen, was er günstig für sich glaubte, und um ein gnädiges Urtheil zu bitten.

Der Schultheiß ließ abtreten, die nicht zum Gerichte gehörten, und sammelte die Stimmen ein, wobei der Fürsprecher des Klägers die seine zuerst abzugeben hatte. Nun wurde durch gemeinsame Beratungen das endgiltige Urtheil festgestellt und durch den Gerichtschreiber zu Papier gebracht. Nachdem nun die früher Weggewiesenen wieder herbei-

gerufen waren, erfolgte die Verlesung des Erkenntnisses, und falls es verurtheilend lautete, verlangte der Fürsprecher des Prosögen, es solle weiters geschehen, was Rechts lautete. Das Urtheil auf den Tod, so brach der Schultzeiß den Stab und empor die Seele des armen Sünders der Barmherzigkeit Gottes.

Die Execution erfolgte sofort nach dem Urtheilsspruch. Nachdem der Malheur die Tröstungen der Religion empfangen hatte, übergab ihn der Prosö dem Schlichter, der ihm die Fesseln abnahm, aber die Hände band und ihn unter Beistand des Prosögen und Begleitung des Priesters zur Richtstätte führte. Dort ermahnte der Prosö die anwesenden Vanzknechte zur Zucht und Gehorsam, um nicht auch dem Schwert zu verfallen. Nun geleitete der Henker den Verurtheilten umher, damit er von den Anwesenden Abschied nehmen und sich mit ihnen versöhnen könne, worauf der Vollzug des Urtheils erfolgte. Meist geschah derselbe durch Enthauptung, bei gewissen infamirenden Verbrechen aber auch durch den Strang.

Man wird kaum irren, wenn man in dieser ceremonienreichen, feierlichen und umständlichen Rechtsprechung schon eine spätere Form des Gerichtswesens der Vanzknechte vermutet. Die noch zu den Zeiten des Gründers dieser Truppe auftretende Verwilderung und Unbotmäßigkeit mochte es gerathen erscheinen lassen, deren Privilegien etwas einzuschränken, was in möglichst unauffälliger Weise durch die Einföhrung ceremoniellen Beiwertes geschehen konnte. Durch den Schultzeiß, dem die Wahl der Geschworenen zustand, übte der Feldoberst einen schwerwiegenden Einfluß auf die Rechtspflege aus, was gewiß im Interesse von Zucht und Disciplin gelegen war.

Viel kürzer und ganz von der Beeinflussung durch den Schultzeiß und die Vorgesetzten losgelöst, war der Vorgang beim „Recht der langen Spieße“, in dem wir wohl die älteste Form der Rechtspflege bei den Vanzknechten zu erkennen haben. Wenn übrigens viele alte Kriegerleute unter den Angeworbenen waren, so bestanden dieselben bei der Musterung oft darauf, daß ihnen dieses Recht eingeräumt werde, und der Feldoberst hatte meist keine Wahl, als es zuzugestehen. Darum fand der übrigens gleichfalls genau festgesetzte Vorgang bei dieser Rechtsübung auch Eingang in die schon erwähnte Vanzknechts-Ordnung Karls V.

Wurde bei einer Truppe, welche das „Recht der langen Spieße“ besaß, „Einer in ungebührlicher Handlung“ betreten, so nahm ihn der Prosö in Haft, machte den Obersten die Anzeige und bat ihn, den Ausschuß der Vanzknechte einzuberufen. Dies geschah, und damit war jede Einflußnahme der Vorgesetzten auf den weiteren Rechtsgang erledigt.

Am Tag vor dem Standrecht machte der Prosö der „Gemain“ Mittheilung von dem Vergehen und forderte Jeden, der Kenntniß davon habe und Zeugniß ablegen könne, auf, sich zu melden. Desgleichen wurde der Angeklagte verständigt, wessen man ihn beschuldige, damit er seinerseits sich um Zeugenschaft zu seinen Gunsten bewerben könne.

Am Tage des Standrechts versammelte sich die „Gemain“ und bildete den „Ring“, in dessen Mitte der Gefangene geführt wurde und auch der Prosö traf. Der Regtere fing nun an: „Liebe Vanzknechte, es ist einem Jeglichen zum Theil wohl wissend, auch vom Anfang her, durch die Obrigkeit eingeschärft, gut Regiment zu halten und Ihr habt einhellig dareingewilligt. Wollt ihr dem nachkommen?“ Nach der Bejahung der Knechte sprach der Prosö weiter: „Nun, liebe Brüder, dieweil wir nun gut Regiment halten und führen wollen, damit das Uebel gestraft und

unser Regiment gestärkt werde, so begehrt ich einen „Fürsprecher“, um meine Klage und Nothdurft anzuzeigen.“ Dies wurde gestattet, und der Prosöß wählte sich einen Fürsprecher, was auch dem Angeklagten auf sein Begehren zustand.

Nachdem sich beide Theile beraten hatten, wurde die Anklage im Ring bekannt gemacht und auch die Verantwortung vorgetragen. Waren auch die Zeugen öffentlich vernommen, so mußte der Fürsprecher des Prosößen erklären, ob dieser auf seiner Klage beharre, und wenn dies der Fall war, folgte der Antrag auf Wahl eines Rathes, damit dieser die Sache entscheiden könne. Vor diesem Rathe trug der Prosöß seine Klage zum drittenmale vor.

War dies geschehen, so lehrten die Hahnriche ihre Hahnen um, daß die Spieße in der Erde stecken, und der Feldwebel oder älteste Führer sprach also: „Liebe Ranzknechte, Ihr sehet da die Hahnriche mit umgekehrten Hahnen, wollen sie auch nicht eher wieder flattern lassen, bevor das Uebel gestraft worden, damit unser Regiment gestärkt und nicht geschwächt werde. Wenn demselben aber volle Genüge geschehen, wollen sie ihre Hähnlein wie früher flattern lassen.“

Nun ruft der Feldwebel einen Knecht in den Ring, damit er seine Meinung sage. Aber dieser fordert einen Beistand von vierzig Genossen, mit welchen er sich außer dem Ring besprechen könne. Auf dieselbe Weise wird noch ein dritter Rath von einundvierzig Knechten ausgeschieden; jeder derselben beräth abgesondert und schöpft seinen Spruch. Nacheinander wird nun das Urtheil der drei Rätke dem Ring kundgemacht, und wenn es gleichlautend ist, vom Ring durch Handaufheben bestätigt, wenn nicht, entscheidet wieder die ganze „Gemain“, welches Urtheil giltig sein solle, worauf sich der Prosöß bei den Versammelten wegen „guten Regiments“ bedankt.

Autet das Urtheil auf den Tod, so wird es sofort, und zwar in der Weise vollzogen, daß der Verurtheilte „durch die langen Spieße gejagt wird“. (Bild S. 233.) Zu diesem Zwecke bilden die Knechte eine lange gegen Aufgang der Sonne gerichtete Gasse, deren Anfang und Ende von Hahnriche geschlossen wird, deren Hähnlein nunmehr wieder erhoben sind. Während der Verurtheilte beichtet, wird unter Trommelschlag das Urtheil verkündet und beigesetzt, daß es Niemand um alten Schaden oder Rache zu thun sei, sondern nur um gerechte Strafe, damit sein Fleck auf der Ranzknechte Ehr' und Namen bleibe. Nun wird der Verurtheilte dreimal im Ring herumgeführt und der Prosöß bittet in seinem Namen um Verzeihung, falls Einer durch ihn gekränkt oder beleidigt worden sei.

Langt der Verurtheilte am Eingang der Gasse an, so sprechen ihm die Hahnriche Trost zu, er möge im Namen des heiligen Leidens geduldig ertragen, was seiner warte; man werde ihm auch die Qual möglichst kürzen.

Das Spiel wird gerührt, die Hähnlein erhoben, und der Prosöß sowie sein Fürsprecher bitten den armen Sünder um Verzeihung, was sie gethan, sei nur geschehen wegen des Rechtes und guten Regiments.

Dann gibt ihm der Prosöß drei Schläge auf die Schulter im Namen der Dreifaltigkeit und stößt ihn in die Gasse. Nach wenigen Schritten schon hat der Unglückliche geendet, durchbohrt von den Ranzen der Kameraden. Nach dem Vollzug knien die Knechte zum Gebet für die arme Seele des Verurtheilten nieder, das Spiel wird gerührt, die Hahnen geschwenkt und drei Salven aus den Büchsen gegeben, zum Zeichen, daß die Ehre der Knechte wieder hergestellt ist.

Fechtwaise, Bewaffnung und Kleidung der Langknechte.

Die einzige festbestimmte Abtheilung war bei den Langknechten lange Zeit das Fähnlein. Je nach der Zahl von Knechten, welche von einem Feldobersten angeworben wurden, richtete sich auch die Zahl der unter seinem Befehl stehenden Fähnlein, deren jedes in der Regel 400 Mann zählte. Indessen waren sie oft auch nur 300 Mann stark, und in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts formirte man sie auch viel stärker. Die Bezeichnung „Regiment“ für die Gesamtheit eines unter einem Feldobersten unterstehenden Fußvolkes hatte zuerst keinen taktischen Werth, sondern man verstand darunter das dem Obersten und in gewisser Richtung auch den Langknechten zustehende Recht, für Ordnung und Zucht zu sorgen; man sprach von „gutem Regiment“, wie wohl noch heute. Wie weit sich das „Regiment“ des Obersten erstreckte, wurde bei der ersten Musterung durch besondere Capitulationen festgesetzt. Nach und nach aber wendete man dieses Wort in dem Sinne an, wie es noch heute als Bezeichnung für die Gesamtheit eines Truppenkörpers gebraucht wird, und sah unter diesem Namen die unter einem Obersten vereinigten Fähnlein, für welche dann später der Name „Compagnie“ üblich wurde, zusammen. In der Regel bestand ein Regiment aus zehn Fähnlein, deren jedes 300 bis 400 Mann zählte.

Für die militärische Ausbildung der Langknechte war der Oberst verantwortlich, er führte die Oberaufsicht über die Abrihtung und die Uebungen und mußte sich öfters selbst überzeugen, ob die Knechte gewandt in der Führung der Waffen und in den taktischen Bewegungen waren. Obwohl man noch weit entfernt war von jener Kunstfertigkeit, wie sie erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts im Exercitium üblich wurde, so lag doch in den nach einem gemeinsamen Zweck gerichteten Bewegungen und Waffengebrauch der Langknechte das Geheimniß ihrer großen Erfolge. Zum erstenmal wirkte der Wille eines Einzelnen auch in den Details des Kampfes auf die Gesamtheit ein, und weil Kaiser Maximilian I. dieses Princip durchführte, kann man ihn füglich den Schöpfer der modernen Kampfweise nennen.

Die ersten Formationen der Langknechte entsprachen noch ganz ihrer Hauptwaffe, den langen und starken Spießen, in deren Gebrauch sie hauptsächlich geübt wurden. Dicht aneinandergeschlossen, die Spieße gerade vor sich gestreckt oder beim Angriff der Reiterei etwas gesenkt, bildeten die Langknechte eine fast undurchbrechbare Masse, deren Wucht auch im Angriffe eine furchtbare war.

Die berühmteste ihrer Formationen war der „Zgel“ (horisson), der von Kaiser Maximilian selbst angegeben wurde. Er entspricht so ziemlich dem modernen Quarrée in der Aufstellung, nur wurde der Zgel blos nach einer Seite gebildet und auch als Angriffs-Formation verwendet.

Zur Eröffnung des Angriffes wurde bei Stürmen gegen Schanzen oder im freien Felde eine besondere Abtheilung ausgeschieden, die man sehr bezeichnend den „verlorenen Haufen“ nannte. In der That entging er selten der Vernichtung, und besonders wenn der Angriff mißlang entkamen nur selten Knechte dieser Vortruppe, die auch „Väufer“ genannt wurde. Wenn sich keine Freiwilligen dazu fanden, wurde der „verlorene Haufe“ durch das Los ausgeschieden oder die einzelnen Ketten und Fähnlein nach einer gewissen Reihenfolge dazu bestimmt. Die Aufgabe dieser Abtheilung war die Hinwegräumung aller Hindernisse für die Haupttruppe und die

erschütterung der feindlichen Massen, um dem Angriff des Haupttreffens, des „hellen aufens“, vorzuarbeiten.

Das Haupttreffen bildete den „Zgel“, dessen äußerste dem Feind zugewendete nie aus drei Gliedern der best gerüsteten Knechte mit langen Spießen bestand: noch hatten die einzelnen „Blätter“ (Glieder) nicht gleiche Zahl und es deckte sich nicht Mann auf Mann, um zwischen je zwei Knechten immer Raum für den gelegten Spieß des Hintermannes zu schaffen. Dann folgten Glieder mit Schwertern oder Hellebarden, aber immer wieder von Spießträgern unterbrochen, um auch einen fälligen Angriff auf die Flanken abwehren zu können. Den Kern des Zgels bildeten stets „kurze Wehren“, in das letzte „Blatt“ aber wurden die stärksten und gefährlichsten Leute gestellt, meist Doppelsöldner mit langen Spießen, um durch ihren Lauf die Ordnung auch bei einem Schwanken der vorderen Linien aufrecht zu erhalten. Mit sich auch Hakenbüchsen bei den Lanzknechtsfähnlein befanden, wurden dieselben besonderen Haufen an den Flanken des Zgels, später auch wohl vor der Front und rückwärts angeordnet.

Der Angriff einer derartigen nach allen Seiten von Spießen starrenden Masse von 3000 bis 4000 Menschen, die dicht aneinander geschlossen waren und theilweise gar die Arme „verschränkten“, mußte in der That von furchtbarer Kraft sein. Im Angriff bewegte sich der „Zgel“ im Sturmschritt, der durch die Schläge (drei Schritte auf je fünf deutlich markirte Schläge) der sehr großen Trommeln — „Heer-mpfern“ — geregelt wurde.

Vor Beginn der Schlacht warfen sich die Lanzknechte stets auf die Knie, um Gebet zu sprechen oder ein frommes Lied zu singen, das um den Beistand Gottes im Kampfe flehte. War dies verrichtet, so schüttelten sie den Staub von Hosen und Wämsern oder warfen eine Handvoll Sand hinter sich — eine symbolische Handlung, welche andeutete, daß sie im Angesichte des blutigen Kampfes, den Tod bringen konnte, alle anderen irdischen Gedanken, alle Sünde und Sünde von sich wiesen.

Auf das Zeichen zum Angriff wurden die Spieße gesenkt und die Fähnriche (Bild Seite 240) ließen die Fahne hoch flattern. Vor dem ersten „Blatt“ ritt der Herrsch, neben ihm zogen die Hauptleute (Bild Seite 225), die im Gefechte keinen eigentlichen Befehl führten, sondern gleich gemeinen Lanzknechten fochten.

Von einem eigentlichen Schlachtrup oder einer allgemeinen Vorhut, wie sie in den regelmäßigen Kämpfen zur Zeit des Ritterthums üblich war, scheint man bei den Lanzknechten nichts gewußt zu haben; aus einzelnen Schilderungen wissen wir, daß sie im Stürmen dem Feinde „Her! her!“ entgegenriefen.

Zu der Regel verschonte man Jeden, der sich in der offenen Schlacht mit abgelegten Waffen ergab; man nannte dies den „guten Krieg“. Aber es kam auch vor, daß man keinen Pardon gab, besonders wenn Lanzknechte und Schweizer zusammenstießen, wurde ohne Unterschied Alles niedergemetzelt, das war dann der „böse Krieg“, der aber vor der Schlacht unter Trompetenschall angekündigt werden mußte.

Bei der Einnahme oder Uebergabe fester Plätze lag das Schicksal der Gefangenen ganz in der Hand des Siegers, und man übte, wenn die Verteidigung eine hartnäckige war, oft eine grausame Rache an der tapferen Besatzung. Selbst der sonst so ritterliche und für Mannesjugend empfängliche Kaiser Maximilian I. steckte in dieser Beziehung noch so tief in den rauen Anschauungen seiner Zeit, daß er sich

wiederholt zu Herten hinreißten ließ. Im Krieg gegen Ludwig XI. von Frankreich belagerte Maximilian 1479 das feste Schloß Malaunoi, das von einer Gascongnischer Söldner tapfer verteidigt wurde und alle Aufforderungen zur Uebergabe abwies. Maximilian erzürnte sich über diesen Zeitverlust so sehr, daß er die Feste endlich zur Uebergabe gezwungen war, den Rest der Besatzung nebst dem tapferen Hauptmann Raimonet aufhängen ließ. Ludwig XI. von Frankreich in dessen Gefolge sich stets der Henser „Gevatter“ Peter Tristan l'Hermitte bediente, war ganz der Mann, eine solche unnütze Grausamkeit gebührend zu erwidern. Er befahl bei Malaunoi sieben, in Douai, St. Omer, Lille und Arras je 10 Gefangen aus dem Heere Maximilian's zu hängen. Die ähnliche Episode nach der Eroberung Auffsieus haben wir schon (Seite 183) erzählt.

Bei ihrer Entstehung und bis in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war die Hauptwaffe der Lanzknechte der achtzehn Fuß lange Speiß, für dessen Erhabung und Gebrauch Kaiser Maximilian selbst die ersten Regeln aufstellte. Es wird uns berichtet, daß er selbst nicht verschmähte, einzelne Knechte in der Führung des Speißes zu unterrichten, und er nahm ihn auch selbst auf die Schulter, um zu zeigen, daß man es mit einer adeligen, „rittermäßigen“ Waffe zu thun habe.

Erst als die Bewaffnung mit Feuergewehren allgemeiner wurde, nahm der Gebrauch der langen Speißes ab, an ihre Stelle traten Hellebarden oder Piken. Um 1580 verschwand auch mehr und mehr der Name „Lanzknecht“, man sprach nur noch von „Fußvolf“, bei dem man „Schützen“, „Pikeniere“ u. s. w. unterschied.

Wenn auch die Lanzknechte einen fest geschlossenen, besonderen Truppentypus bildeten, so trugen sie doch keine gleichartige Tracht, keine Uniform. Ja selbst Ausrüstung und Bewaffnung war nur in einem sehr weiten Rahmen gleichartig, namentlich hing vom Vermögen des Einzelnen ab. So trugen, besonders in späteren Zeiten, nur wenige die eigentlich vorgeschriebenen Blechhauben, sondern meist weite Barrets mit langen Federn in Gebrauch.

Ursprünglich kam jeder in der Tracht seines Landes oder Standes, der Bauer in plumper Jacke, der Bürger in städtischer Kleidung, der Adelige, ritterlich angezogen und gepuht, wie es seine Mittel gestatteten. Je mehr aber der demokratische Geist der Gleichheit in dieser merkwürdigen Soldaten-Gemeinschaft um sich griff, um so mehr suchte man diese Unterschiede auszugleichen, jeder wollte reich und bunt gekleidet sein, es bildete sich ein förmlicher Luxus und eine besondere Lanzknechtstracht, die auch ohne Einfluß auf die allgemeine Kleidermode blieb. Die Sitte der bunten, haushoch am Knie gebundenen, aber wegen der Weite und vielen Falten über dieselben herfallenden Beinkleider stammte von den Lanzknechten her und beherrschte dann für eine Zeit lang die Mode so sehr, daß fünfzig und mehr Ellen auf ein solches Kleidungsstück verwendet wurden, und sich eine ganze polemische Literatur darüber entspann, an deren Spitze der „Sündhafte und Lasterliche Hofenteufel“ stand. Ein Muster dieser Tracht bietet die Abbildung des Lanzknechts-Jahnruchs (Seite 20).

Aus der Ordnung des Kaisers Karl V. haben wir gesehen, daß den in Spanien bestimmten deutschen Lanzknechten ein Vorschuß von einem Monatssold an Tuch und Seide eingeräumt wurde. Aber auch schon zu Zeiten Kaiser Maximilian scheinen die Lanzknechte auf Prunk und Kleiderpracht etwas gehalten zu haben, denn der Kaiser erwiderte einem frommen Eiferer, der über diese Hofart klagte, lächelnd: „Gönnet ihnen doch für ihr unselig und kümmerlich Leben, dessen Endschaft sie sich

lich gewärtigen müssen, ein wenig Freud' und Ergötzlichkeit; sie müssen oftmals, wenn ihr dahinter steht, vornen sich die Köpfe zerstoßen. Die bunten Kleider und das bische Glanz, das ist der Speck, damit man solche Mäuse fängt. Seid ihr zufrieden und lasset sie machen; wann diese Hoffart aufspringt, wagen sie gemeinlich all' ihr Gut und es wäret nicht länger dann von der Vesper bis die Hühner aufsteigen." Maximilian bewies sich auch in dieser Beziehung als der große Kenner des Kriegswesens und der Kriegsleute und wußte, daß der Glanz der äußeren Erscheinung über die Mühen und Gefahren des Standes hinweghilft.

Uebrigens hielt vor dem Ernst des Krieges die Kleiderpracht der Ranzknechte nicht lange stand, und in länger währenden Feldzügen sahen sie „also zerlumpt und abgerissen aus, mehr denn wie Bettler und Wegelagerer, als ein ehrsam Christlich Kriegsvolk." Den Spott des in venetianischen Diensten stehenden Condottieri Alviano über die „nackten Ranzknechte" wies Frundsberg ruhig mit der Antwort ab: „Es ist wohl wahr, daß ich nur nackte Knaben hab, hat aber jeder einen Pocal Wein im Leib, so sind sie mir lieber, denn die Benediger, die Harnisch antragen bis auf die Füße.“

Wie schon erwähnt, war auch die Bewaffnung durchaus nicht gleichartig, und nur bezüglich der Spieße suchte man eine Art von Gleichheit herzustellen, da die Formation und Fechtweise darauf beruhte. Man erzielte dieselbe meist dadurch, daß diese Waffe vom Kriegsherrn gegen Abzüge am Monatslohn beigelegt wurde. Zur Uebrigen kamen alle Arten bewehrter Stangenwaffen, Ranzen, Hellebarden, Partisanen vor, aber auch Morgensterne, Streitärte, Fausthämmer, Schwerter von verschiedener Länge wurden getragen. Charakteristisch und viel verbreitet ist noch der kurze breite Ranzknechtsdegen, der, knapp gegürtet, quer über den Vorder- oder Hinterleib getragen wurde.

Dem Feuergewehr waren die Ranzknechte ursprünglich nicht hold, als ahnten sie instinctiv, daß mit dem Ueberhandnehmen desselben ihre Fechtweise und die ganze Truppe verschwinden würde. Man trug sie daher nur vereinzelt und in sehr verschiedener Art und Größe, so daß es unter Karl V. und Ferdinand I. bestimmterer Weisungen bedurfte, wie viel Knechte bei jedem Häuflein mit Feuerwaffen bewehrt sein mußten. Besonders sah man in den meist aus deutschen Ranzknechten gebildeten Heeren, die für den Krieg in den Niederlanden gerüstet wurden, auf ausreichende Bewaffnung mit Feuergewehren, da dem Herzog Alba und Alexander Farnese in dem Prinzen Moriz von Oranien ein Gegner erstanden war, der auf die neuen Feuerwaffen ein ganz neues System der Kriegsführung aufbaute. Man verwendete im Fußvolk zuerst die „kleinen Doppelhaken" und dann die Musketen, und besonders Moriz von Oranien war es, der durch Einführung eines geringen Calibers und Beseitigung der Hakenbüchsen eine leichtere Handhabung der Gewehre und dadurch ein intensives Feuergefecht ermöglichte.

So unhandsam aber auch die Rantenschlösser waren, die auch unter nasser Witterung litten und bei nächtlichen Ueberfällen fast gar nicht zur Verwendung kommen konnten, da das Leuchten der Ranten den Feind warnte, entschloß man sich nur sehr schwer zur Einführung der Radischlösser, die von Ranzknechten fast gar nicht gebraucht worden sein mögen, obwohl sie schon 1517 in Nürnberg hergestellt wurden. Hauptsächlich mag daran die Kostspieligkeit und die immerhin complicirte Construction des Radischlosses schuld gewesen sein, da es oft schon nach den ersten Schüssen unbrauch-

bar wurde. Erst im dreißigjährigen Kriege fand das Radischloß allgemeine Anwendung und zwar zuerst in der schwedischen Armee, da Gustav Adolf Verbesserungen brachte, welche den Mechanismus vereinfachten.



Fähnrich. (S. 229, 237 u. 238.)

Daß man die steigende Wichtigkeit des Feuergefechtes erkannte, geht aus folgender unter Kaiser Maximilian II. um 1565 erlassenen Anordnung über Zusammenstellung und Verwendung der Schützen in den Langknechtsabtheilen hervor.

„Da die Nothdurft erfordert, gute Verordnung zu thun, daß die Fähnlein mit wohlgeübten erfahrenen Knechten und tauglichen Rüstungen und Wehren, sonderlich aber mit guten Schützen, daran jetziger Zeit merklich viel gelegen (vornehmlich weil



Dirnenweibel und Markettenderin. (Seite 256.)

remde Nationen sich viel damit abgeben), wohl bestellt oder versehen werden, so ist verordnet, daß unter jedem Fähnlein 400 Personen, und unter denselben 100 wohl gerüstete Knechte mit langen Spießen, deren jeder ein kurzes Feuergewehr habe,

unterhalten werden. Unter diesen 1000 gerüsteten Knechten soll die Hälfte, nämlich jene, welche über acht Gulden Besoldung haben, volle Rüstung mit ganzen Armschienen und Panzer-Armel tragen. Andere sollen mit Schlachtschwertern oder anderen tauglichen kurzen Wehren, als Hellebarden, versehen sein und zur Bedeckung des Fähnleins oder wo es sonst nöthig, verwendet werden; jeder soll neben seiner kurzen Wehr eine kurze feuerschlagende Büchse am Gürtel bei sich haben. Weitere 500 sollen bloß lange Spieße tragen. Die übrigen 2000 Knechte sollen Hakenbüchsen sein, aber mit guten Sturmhüten, Kappieren, desgleichen mit guten Püschdröhrn, Feuer- oder Schwammuschlösser ausgestattet sein. Sie sollen auch monatlich geübt und verhalten werden, am Paden anzuschlagen und abzuschießen. Wer dann im Schießen nicht besteht, dem soll zur Strafe die Hakenbüchse abgenommen und ein bloßer Spieß gegeben werden. An seine Stelle soll einer der gemeinen Knechte, der sich tauglich zeigt, treten, damit sie dadurch zum Wohlhieße und zur Freudigkeit, auch dazu gereizt werden, sich Einer vor dem Andern hervorzuthun."

"Und da die fremden Nationen anheben, sich auch der Doppelhaken unter den Schützen zu gebrauchen, so sollen bei jedem Fähnlein auch zehn Schützen mit Doppelhaken unterhalten werden. — Von gedachten Schützen sollen die Hundert mit 5 Gulden, 50 mit 6 Gulden, 40 mit 7 und 8 Gulden und die übrigen 10, welche Doppelhaken tragen, mit 10 Gulden monatlich besoldet, diese Vortheile aber nach eines Jeden Erfahrung, Tauglichkeit und Verdienst und ohne Gunst, durch die Commissarien ausgetheilt werden. — Unter jedem Fähnlein sollen auch 8 oder 10 vom Adel oder andere versuchte, erfahrene Kriegerleute gehalten werden, die mit ihren Kleppern (welche sie selbst zu unterhalten haben) ihrem Obersten oder Hauptmann zugetheilt, besonders aber zur Führung der Schützen verwendet werden."

In der letzteren Bestimmung haben wir wohl die älteste Spur eines förmlich organisirten Adjutantendienstes zu sehen.

In welcher Weise die Vermehrung der mit Feurergewehren bewaffneten Knechte zunahm, wird uns aus einem Bestallungsbrief klar, welchen 1597 die Stände Oberösterreichs dem Gotthard von Starhemberg behufs Anwerbung dreier Fähnlein Fußvolk auf ihre Kosten ausstellten. Die Landstände erklären, Herrn von Starhemberg als „Obristen über diesen Zugzug (zum kaiserlichen Heere gegen die Türken) alsbald nach geschehener Musterung und von demselben Tag an zu raiten (rechnen), monatlich und jedes Monat besonders, und allzeit dreißig Tag für ein Monat zu raiten, wie dann im Calender begriffen, für seine Leibsbesoldung dreihundert Gulden geben; für einen Caplan 16 fl., für einen Secretari 16 fl., auf vier Trabanten 24 fl., auf zwei Spielleut 16 fl., auf ein Wagenmeister 24 fl., auf vier gemusterte Pferde 48 fl., auf ein Heerwagen 24 fl., auf ein Dollmetsch 8 fl., auf ein Koch 8 fl., auf ein Wagen 20 fl. Item für den Staat der hohen Ämter, als Profosen, Schultzeiß, Wachtmeister und Cuartiermeister, sammt allen ihren Untergebenen und zu diesen hohen Ämtern gehörigen Personen, so er alle von diesem Regimentsstaat ohne ferneren Entgeld der Stände selbst zu versolden und zu unterhalten schuldig ist, in Allem 350 fl. — bringen diese Überzold zusammen 854 fl."

"Und wie er, Herr von Starhemberg, auf jedes Fähnlein 500 Mann stark, außer des ersten Blattes (Primaplana) zur Musterung 480 Mann stellen soll, nämlich 140 Doppelsöldner, 120 Musketirer und 220 Schützen; als sollen ihm, sobald die Fähnlein gemustert auf dem ersten Blatt sind, auf jedes Fähnlein zu verstehen, für

Leibbesoldung und allem Vortl 200 fl., jedem Fähnrich 60 fl., jedem Lieutenant 40 fl., jedem Feldweibel 30 fl., jedem Kapellan 16 fl., jedem Feldschreiber 20 fl., jedem Feldscher 16 fl., jedem Wäbl 20 fl., mehr jedem Wäbl 20 fl., jedem Führer 20 fl., jedem Fourier 20 fl., item unter jedem Fähndl drei Pfeifer, jedem 12 fl. — thut also das erste Blatt auf jedes Fähndl zu verstehen 133 $\frac{1}{2}$ Sold und in Geld 534 fl. — gereicht werden und das Geld allweg in dem Werth, wie es an denen Orten, wo die Bezahlung geschieht, gäng und gäbig ist, ausrichten und bezahlen lassen.“

Wir finden hier also schon zwei Dritttheile der Mannschaft mit Feuergewehren bewaffnet — ein Verhältniß, das bis zum dreißigjährigen Krieg dann eingehalten worden ist.

Die eigentliche Blütezeit des LanzknechtsweSENS kann man wohl in die ersten drei Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts verlegen. Es erging ihnen wie allen anderen militärischen Systemen, ja wie überhaupt allen neuen menschlichen Einrichtungen. Die Lanzknechte erregten zuerst, als sie von Maximilian I. organisiert wurden, Bewunderung; dann wurden sie überall, auch von den Gegnern, nachgeahmt und gebraucht, wobei man aber zugleich zu Reformen schritt. Gerade in Deutschland, und besonders im österreichischen Heere, wo die äußeren Formen entstanden waren und sich eingelebt hatten, wehrte man sich hartnäckig gegen jede Neugestaltung, die erst nach und nach von der Gewalt der Umstände erzwungen werden mußte.

Dafür aber, daß die Mängel des LanzknechtsweSENS vorhanden waren und schon ziemlich früh erkannt wurden, liegt ein unwiderleglicher Beweis in einem Reformvorschlag vor, der 1563 dem Kaiser Ferdinand I. erstattet wurde und im Archiv des kaiserlichen Ministerium des Innern verwahrt ist.

Ueber den Autor dieses höchst merkwürdigen Schriftstückes besitzen wir nur spärliche Daten. Er hieß Christof Beurlin, war aus Schwaben oder Franken gebürtig und dürfte lange Jahre als Lanzknecht gedient haben; im Alter war er als Goldschmied in Augsburg ansässig, doch scheint er mit diesem edlen Handwerk auf keinen grünen Zweig gekommen zu sein, denn er läßt nicht undentlich durchblicken, daß er auf Grund seiner Vorschläge eine Anstellung im kaiserlichen Heere erhoffe, zu deren Verhinderung er sich trotz seines Alters — er dürfte um 1500 geboren sein — doch noch tüchtig genug erachtet. Wahrscheinlich hatte er die Stelle eines Musterherrn im Auge, von deren leichtsinnigen Manipulationen er mit großer Erbitterung spricht und stets betont, was er thun oder vermeiden würde. Auf jeden Fall scheint ein solches Amt höchst wünschenswerth gewesen zu sein, denn Beurlin erzählt, daß er Musterherren gekannt habe, die ganz arm waren und dann in kurzer Zeit Gold und Gut, Schlösser und Dörfer besaßen.

Der Titel des fraglichen Manuscriptes lautet: „Neue Kriegsordnung. Auch ein kurtzer Bericht wie man doch die kriegsleytt in Feindsnotten darzu geschwindt zu Ainer geviernten vnd beschlossenen schlachttordnung möcht bringen vnd auch wider in sollicher Not eben so bald in ain Zugordnung mag richtten. Auch zuem dritten Mall gleich so geschwinde als vor zu ainer gemerzten schlachttordnung soll machen mögen vnd doch alle drey Mall woll in ainer Stund geschehen möchte vnd aber nicht öfter minder die knecht vnzerstrentt belleyben sollen vnd das Fenlin darzu mit genuegsamen weren woll bedeckt, auch mitt rechtgeschaffenen kriegsleuten allbeg woll seyn wurde laut duffer instruckzion. darzu wirt auch lautter angezaigt wie man doch möchtt ain iedlichen Nach seinem Stand vnd werden woll besolden, vnd denocht auch dem

kriegsherrn tödlich möchte sein, auch die Kriegskunst sich gern würden benutzen lassen und sich strotzen des falschen bedrugs auch meistens gewießlich maßen“.

Wie man sieht, umfassen die Reformvorschläge Heurlin's nicht blos die taktische Verwendung des Fußvolkes, sondern auch den ökonomischen Theil des Kriegswesens. Heurlin, der überhaupt eine tüchtige Bildung besessen haben muß, beweist nach jeder Richtung seinen Scharfblick. Er erkennt das Miliche der geschlossenen, wenig beweglichen Massen in der üblichen Aufstellung der Lanzknechte und sucht sie zum Uebergang in andere Formationen geschickt zu machen. Kann es uns auch nicht sehr imponiren, wenn er versichert, daß solche Aufmrche „alle drei Wall voll in einer Stund geicheben mcht“, so ist wohl zu berücksichtigen, daß die Verschiedenheit der Bewaffnung in einem Fhrllein dertei Evolutionen sehr erschwerte und das Fußvolt in allen Becheln fallen der Schlacht meist in jener Formation bleiben mußte, welche es beim Beginn derselben angenommen hatte. Von diesem Gesichtspunkte aus wird man Heurlin's Vorschläge nicht gering achten dürfen, welche den Lanzknechten eine größere Manverfhigkeit zu geben trachteten.

Zur Erläuterung ist dem Manuscript ein Plan in Farben beigegeben, welcher die Aufstellung und Formation eines Fhrlains versinnlicht.

Indessen sind diese taktischen Reformen, welche Heurlin vorschlagt, denn doch viel weniger interessant als seine kritischen Bemerkungen über den administrativen Theil des Heerwesens, in welchen er tiefe Einblicke in die Gestaltung desselben und in die — Mißbräuche bei demselben gestattet. Wir können hier nicht tiefer in dieselben eingehen und werden zudem bei passender Gelegenheit noch auf Heurlin's Vorschläge zurückkommen. Nur einige Stellen, welche bezeichnend für die Kampfweise der Lanzknechte sind, müssen gleich hier Beachtung finden.

So lautet ein Abschnitt: „Veränderung der Schlachtordnung in Feindesnthen.“ Hier warnt der Verfasser davor, sich einem übermächtigen Feind gegenüber in einer scheinbar noch so festen Stellung festzusetzen, und er fügt hinzu, „wie ich denn selbst zum fteren dabei gewesen bin, daß wir Tag und Nacht in der Schlachtordnung haben stehen müssen und dergestalt matt und ausgehungert worden, daß wir ohne Rath umgefallen sind wie die Tauben“. Man solle daher stets auf einen vortheilhaften Abzug mit Ehren bedacht sein, bis man wiederum in Vorthail gelangt. Und zu diesem Rückzug empfiehlt Heurlin eine von ihm erdachte Schlachtordnung, von welcher er rühmt, daß sie leicht den Abzug gestattet und die Knechte doch „ungertrennt“ beisammen bleiben. Auch für den Durchzug durch enge Straßen und Defils weiß Heurlin Rath und ist stets darauf bedacht, sobald dertei Hindernisse überwunden sind, für den Aufmarsch zu sorgen. Er lässt dabei stets merken, daß solche Evolutionen nach dem bestehenden Brauch ziemlich regellos vorgenommen wurden und die Quelle größer Verwirrungen und wohl auch Niederlagen waren.

Man scheint Heurlin's Vorschlägen keine weitere Beachtung geschenkt zu haben, im Gegentheil werden wir sehen, daß gegen Beginn des siebzehnten Jahrhunderts auch die guten Traditionen der Lanzknechte unter einem rttenden Formalismus erstickt wurden. Immerhin bleibt interessant und bezeichnend für den echt militärischen Geist, der in den Lanzknechten lebte, daß in dem Kopfe eines der hrigen schon jene Ideen lebten, durch deren praktische Durchführung so viele Feldherren des dreißigjährigen Krieges ihren Ruhm begründeten. Und wenn der ehemalige Lanzknecht und spätere ehrsame Goldschmied in Augsburg das Hauptgewicht darauf legt, „daß man auf das

„weichmüthigste und mit ganzer Schlachtordnung den Feind in aller Eile überrasche“, so sagt er nur, was alle Theoretiker der Strategie lehren und die größten Feldherren aller Zeiten anstrebten.

Aber nur selten wird durch das Eingreifen eines einzelnen Mannes ein ganzes System entwurzelt, mag es sich auch noch so sehr überlebt haben. Dazu bedarf es meist eines gewaltigen Anstoßes, der zugleich zertrümmert und zu neuen Lebensformen zwingt. So konnte auch das deutsche Langknechtsweisen, das große Dienste geleistet hatte, der Schrecken aller Feinde war und so vielfach nachgeahmt wurde, dann aber hinter der Zeit zurückblieb und verknöcherte, nicht durch die wenn auch richtigen Reform-Ideen eines Einzelnen umgewandelt werden; dazu bedurfte es eines mächtigen Anstoßes, der endlich im großen deutschen Krieg kam.

Bei Erzählung der wichtigeren Feldzüge wird der kriegerischen Thaten der Langknechte noch öfter gedacht werden. Wir schließen daher diesen Abschnitt mit der kurzen Darstellung zweier Affairen, die weniger bekannt sind und den militärischen Werth dieser Truppe doch hell beleuchten. Die eine wurde schon kurz erwähnt und betrifft den Heldentod jener 700 Langknechte unter dem Hauptmann Hedertlin am Fluße Chilo. Nach dem Abzug Karl VIII. von Frankreich aus Neapel blieb der Herzog von Montpensier zurück, um noch möglichst viel Nutzen aus dem Lande zu ziehen. Dem Kaiser standen nicht genügende Streitkräfte zu Gebote, um den Herzog zu vertreiben, aber zum Schutz gegen diese Erpressungen und seiner eigenen Stellung in Oberitalien hatte er mehrere Haufen Langknechte gesendet. Einer derselben, 700 Mann stark, unter dem Hauptmann Hedertlin, war im Begriffe sich mit einem anderen zu verbinden, als er auf dem Marsch nach Luceria auf eine sehr starke französische Abtheilung stieß, welche meist aus den gefürchteten Gensd'armes bestand, die der Condottieri Camillo Vitelli führte.

So ungünstig auch das Terrain auf der freien Hochebene für die von den Reitern umschwärzten Langknechte war, so wiesen sie doch alle Angriffe ab und setzten dabei ihren Marsch fort. Ihre furchtbare Schlachtordnung, den Agel, bildend, sendeten sie die Franzosen wiederholt mit blutigen Köpfen zurück. Nun stellte Vitelli die Angriffe ein und theilte seine Reiter in vier Abtheilungen, welche den Haufen der Langknechte von allen Seiten aus den Hakenbüchsen und Armbrüsten beschossen. Noch immer bewegt sich der spießstarrende Agel fort und einmal machen die 200 Hakenschilden Hedertlin's einen so wüthenden Angriff, daß die Franzosen schwere Verluste erleiden und eine Compagnie ganz zer Sprengt wird. Doch der ungleiche Kampf dauert fort und immer dünner werden die Reihen der Langknechte, die schon keine Munition mehr haben, aber noch immer kämpfend weiterstreben. Da fällt, schon mehrmals verwundet, durch einen tödtlichen Hols getroffen, der tapfere Führer. (Siehe das Bild.) Aber auch seine Leiche wollen die braven Krieger nicht im Stiche lassen und schafften sie auf einem Pferd mit fort.

Erst an dem steilabhängigen Ufer des Chilo, das keinen Uebergang gestattet, verzweifelten die Langknechte an ihrer Rettung; aber an Ergebung denkt auch jetzt keiner. Vitelli hat seine Reiter, deren Munition gleichfalls erschöpft ist, abziehen lassen, um die Langknechte von allen Seiten einschließen zu lassen. Und in mannhaftem Kampfe finden die Deutschen den Tod bis auf den letzten Mann.

Ein gleich schönes, nicht ruhm- aber erfolgreicherer Beispiel von Tapferkeit gaben die Langknechte 1513 bei Vicenza. Der kriegsgewandte Feldherr der Venetianer, Bar-

tolomeo d'Alviano, kam von Treviso und bedrängte das zwischen zahlreichen Flüssen und in schmalen Thälern ziehende deutsch-spanische Heer in gefährlicher Weise. Bevor es noch aus diesem Terrain war, stieß d'Alviano am Bacchiglioni mit einem starken, in voller Schlachtordnung stehenden Heer vor. Die spanischen Truppen wankten, aber Georg von Frundsberg vertraute seinen deutschen Lanzknechten und mußte auch jenen wieder Zuversicht einzulösen. Die Aufforderung zur Ergebung erwiderte Frundsberg damit, daß er zurück sagen ließ: „So viel er sehe, stehe Alles zum Glück, denn ihm gelte der Spruch: Viel Feind, viel Ehr“. Uebrigens wolle er lieber ehrlich hier umkommen, als schimpflich gerettet sein.“ Alviano aber zweifelte nicht an seinem Sieg und ließ nach Padua melden, „er habe die Gegner auf der Schlachtbank, man möge kommen und zusehen, wie er die barbarischen Bestien unter die Scheere nehme“.

Aber wie so oft, rächte sich auch diesmal die Unterschätzung des Gegners. Noch in der Nacht mußte das deutsch-spanische Heer eine günstigere Stellung zu gewinnen suchen, welche freie Entfaltung der Kräfte gestattete.

Die ersten Angriffe Alviano's wiesen die deutschen Reiter ab, so daß die Venetianer, an einen leichten Sieg glaubend, ruhig wurden. Nun führten Georg von Frundsberg und Hans Jakob von Landau die Lanzknechte vor, zu lanzenstarrenden Ageln formirt und von unablässig feuernden Hakenbüchsen unterstützt. Der Angriff erschien so furchtbar, daß das venetianische Fußvolk ihn nicht erwartete, sondern davonlief, bevor es noch recht zum Kampf kam. Nun war die Schlachtordnung der Venetianer gesprengt und ein furchtbares Gemetzel begann, in dem die Lanzknechte, um den Hohn d'Alviano's wissend, keinen Pardon gaben. Ein glänzender Sieg hatte das deutsch-spanische Heer aus seiner gefährlichen Lage befreit; vom siegesbewußten venetianischen deckten 26 Befehlshaber und 5000 Mann die Wahlstatt, der ruhmredige Feldherr aber rettete sich nur mit Mühe.

Sitten und Unsitten der Lanzknechte.

Wo viel Licht, da ist viel Schatten. Von dieser Wahrheit ist wohl keine menschliche Schöpfung ganz loszuzählen, besonders wenn sie in eine Zeit fällt, deren allgemeiner Zug dem Schatten günstiger ist, als dem Licht. Wenn auch das schwindende Mittelalter durch eine Reihe großartiger Errungenschaften und Bestrebungen verklärt wird — wie die Entdeckung Amerikas, die Erfindung des Buchdruckes u. s. w., wenn auch über die herandämmernde neue Zeit die Wiedergeburt von Kunst und Wissenschaft, — Renaissance und gelehrter Humanismus — ihre verheißungsvollen Lichtstrahlen ergießen, so werden wir doch eine zahme, die Leidenschaften unter das Gebot der Billigkeit und Sitte beugende Zeit an der Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts nicht zu erblicken vermögen. Dem Menschen und seinem Thun klebt nun einmal das Irdische, das Gewaltthätige an, und auch der Kampf der Geister, mag er sich gleich um die höchsten Ideale drehen, nimmt gerne raube, körperliche Formen an; wo die feinsten Köpfe einen Zweifel nicht lösen, widerstreitende Meinungen nicht zu vereinen wissen, da zuckt es in derben Faust und sie wettern aufeinander los, während jene noch immer disputiren und spintifiren.

Die Zeit und ihre allgemeine Richtung drückt aber gerade solchen Schöpfungen ihr unverlöschliches Siegel auf, welche ihr heraus gestellt, ihr

nien und — mit ihr selbst sich umwandeln und vergehen. Die spißfindigen Theorien des Stubenwissens kann man fast in jede Periode der Geschichte hineinstellen, ohne daß sie stören, was aber durch das blühende Leben und die Noth der Zeit geschaffen wird, das muß in einer bestimmten Beleuchtung und Umgebung gesehen werden, um seinen Werth verstehen, seine Mängel erklären zu können.

Versuchen wir es, das Lanzknechtswesen von diesem Standpunkt aus zu betrachten. Die hochfliegenden idealen Gedanken, welche Maximilian I. bei seiner Schöpfung eutete, waren nicht ganz durchzuführen. Sein Bestreben, dem bloßen Söldnerdienst durch Erweckung der nationalen Idee und Wiederbelebung ritterlicher Formen eine höhere Weihe zu geben, scheiterte. Wachte man dem im vollsten Fortschritt zusammengetrommelten Kriegsvolk noch so wohlklingende Motive unterschieben, so blieben sie doch unverstanden, und schließlich blieb nichts über als die zwei recht derben, aber Jedermann verständlichen und durch die Noth und Lust des Tages wirkenden Begriffe: Sold und Beute!

Wenn aber auch Kaiser Maximilian's hochfliegende Pläne nicht in vollem Umfang zu verwirklichen waren, so waren sie doch grundlegend für die ganze weitere Entwicklung des Kriegswesens. Indem Maximilian durch seine Lanzknechte die Beherrschung der breiten Masse des Volkes entnahm, sie aber doch als ganz abgesonderten Stand mit bestimmten Rechten und Gebräuchen hinstellte, schuf er erst ein eigentliches Soldatenthum, und diese Form ist seitdem — allen inneren Wandlungen ungeachtet, — maßgebend für die Entwicklung des Kriegswesens geblieben.

Gewiß ist auch diese Form gegen Aufsechtungen nicht gefeit, aber dem kann wohl nicht widersprochen werden, daß Maximilian seiner Zeit und seinen unmittelbaren Epigonen durch die Schöpfung der Soldatenheere einen geradezu rettenden Dienst erwies.

Indem er die physische Kraft des Volkes, wie sie sich in den Armeen ausdrückt, unter die Macht gemeinsamen Gehorsams, unter den dem Kriegsherrn zu leistenden Eidschwur brachte, machte er sie in ihrem größten Theil der Sache der Ordnung dienstbar. Welchen Werth dieß in einer Zeit hatte, wo die religiöse Bewegung das ganze Volk in Gährung setzte und da und dort, so wie in den Bauernkriegen, communistische Theorien ganz eigener Art sich in eine blutige Praxis übersetzten, das braucht wohl nicht erst nachgewiesen zu werden. Wenn die Lanzknechte Maximilian's, die sich rasch in allen Ländern einbürgerten, das Soldatenthum in einer rauen und kühnen Weise zum Ausdruck brachten, so waren sie dagegen auch fast unberührt von den Zuckungen, welche den Geist und das Gemüth des Volkes in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts durchtobten und in den Bauernkriegen, den Tollheiten der Biedertäufer u. körperlichen Ausdruck fanden.

Es ist richtig, daß in diesem Unberührtsein von einer so tiefgehenden allgemeinen Strömung auch der Beweis liegt, daß der von Maximilian ursprünglich so warm entnommene nationale Gedanke in den Lanzknechten ganz erloschen war, das mag aber im vorliegenden, wie in so vielen anderen Fällen, nur Jener beklagen, dem der nationale Gedanke auch dann mehr gilt, wenn es sich um Civilisation, Bildung, Recht und Ordnung handelt. Wir halten es für eines der größten Verdienste des „letzten Ritters“, daß er in den Lanzknechten den Kern und das Vorbild jener echten Soldatenheere ließ, die sich nicht von den wechselnden Strömungen des Tages beherrschen lassen, sondern nur Eine Richtschnur, Eine Pflicht kennen — den Gehorsam gegen den Kriegsherrn und die Treue für den geleisteten Eid!

Zur vollen Entfaltung konnten naturgemäß diese kriegerischen Tugenden im angeworbenen Heere nicht kommen, denn dieser Gehorsam und diese Treue ruhten auf keiner tieferen moralischen Grundlage. Man schwor sie heute Dem und morgen Jenein, vermiethte mit der Kraft des Armes auch das Denken des Kopfes und die Treue des Herzens und hielt sich aller Verpflichtungen ledig, wenn der Kriegsherr nicht jedes Nota der wirklichen oder vermeinten Verpflichtungen erfüllen konnte.

In der Scrupellosigkeit, mit welcher die Lanzknechte Dienste wechselten, konnten sie bald mit ihren geschworenen Feinden, den Schweizer-Söldnern, wetteifern. Wir finden bald deutsche Lanzknechte in allen deutschen Heeren und im spanischen, was durch die Ausdehnung der Habsburgischen Herrschaft noch erklärlich und entschuldbar wäre; aber auch in den Armeen Venedigs und des Papstes, der italienischen Städte und Fürsten, in jener Frankreichs und der Niederlande gab es starke Lanzknechts-Corps und nicht selten kreuzten diese Deutschen als Feinde ihre Spieße.

Dieses „Reißlaufen“, mit welchem Ausdruck man ursprünglich das Wandern der Schweizer-Söldner und den Schacher mit ihren Kriegsdiensten bezeichnete (es kam im fünfzehnten Jahrhundert auf), nahm solche Dimensionen an, daß es zu einer förmlichen Plage und Gefahr wurde. Wiederholt beschäftigten sich die Reichstags-Abtschiede damit, man erließ Verbote und suchte auf diplomatischem Wege einzuwirken, jedoch vergeblich. Ebenjowenig wirkte es, daß man den Reistallungsbriefen der Werbe-Obersten einige einschränkende Vorbehalte beifügte, diese „Reißlauferei“ war ein vom Werbe-system untrennbarer Uebelstand und erlosch erst mit diesem selbst. In welcher Richtung man entgegenzuwirken suchte, mögen die nachfolgenden Auszüge aus einzelnen Reistallungsbriefen und Verordnungen andeuten.

„Nachdem den deutschen Obersten, Rittmeistern und Hauptleuten, vermög' der deutschen hergebrachten Libertät und Freiheit, jedoch nach Inhalt der Reichsconstitution, freisteht, fremden Potentaten deutsches Kriegsvolk zuzuführen, jetzt aber auch Andere, die nicht geborne Deutsche sind, sich das ebenfalls unterstehen, so soll künftig keiner Person, die nicht im Reiche oder in des Reichs Schutzlanden anäßig, gestattet werden, deutsches Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß, als Oberster, Rittmeister oder Hauptmann aufzunehmen, unter sich zu stellen und zu führen. Wenn dieß von Obersten und Befehlshabern fremder Nation im Reiche angenommen würde, soll das sogleich durch die Kreisobersten verhindert werden. Wer sich gegen diese Verordnung unter fremden Obersten und Befehlshabern anstellen läßt, soll dafür durch seine Obrigkeit, unter welcher er anäßig gewesen, auf Anklage von Amtswegen gerichtet und gestraft, auch ferner unter keinem deutschen Regimente geduldet werden.“

Nach einer anderen Bestimmung sollte „das deutsche Kriegsvolk und alle diejenigen, so von fremden Potentaten in Bestallung und Pension oder Jahr- und Dienstgeld angenommen werden, in ihren Bestallungen und Pensionsbriefen sich ausdrücklich vorbehalten, daß sie sich wider das heilige Reich deutscher Nation und das geliebte Vaterland oder dessen Stände weder offensive noch defensiva gebrauchen lassen und in keiner Weise dagegen Waffen führen oder kämpfen wollen“.

Am inneren Zusammenhang mit dieser Reizung, um des Soldes willen in fremde Dienste zu treten, stand die Habgier, welche bei Verzögerung der Soldzahlung oder Vereitlung einer Heutehoffnung die Lanzknechte alle Treue und Anhänglichkeit vergessen ließ und sie zu gefährlichen Meutereien trieb. Daß selbst Kaiser Maximilian von solchen Ausbrüchen nicht verichont wurde, wurde bereits erwähnt, im Folgenden aber

erzählen wir ein noch schlimmeres Beispiel, das dem sonst vergötterten „Lanzknechtswater“, Georg von Frundsberg, der zum kriegerischen Ruhm dieser Truppe so viel beigetragen hatte, Gesundheit und Leben kostete.

Trotz aller kriegerischen Erfolge hatte das 1527 unter Frundsberg und Karl von Bourbon in Italien kämpfende kaiserliche Heer unter steter Geldnoth zu leiden. Vergeblich waren alle Bitten und Mahnungen an die Finanzkammer in Innsbruck, man vertröstete und versprach, ohne zu helfen, so daß Frundsberg mit gutem Recht zurückschrieb: „wan man mir ain Zug weiß zugesagt hat, find ich mit grosser Mueh schwarz“.

Immer größer wurde der Unwille der Lanzknechte, die gar gerne dem Beispiel



Die meuternden Lanzknechte vor Frundsberg. (Seite 261.)

der spanischen Soldaten gefolgt wären und sich für den mangelnden Sold durch Plunderungen entschädigt hätten. Nur dem persönlichen Ansehen, das Georg von Frundsberg und andere Führer genossen, gelang es noch, die deutschen Lanzknechte beim Gehorjam zu verhalten, am wirksamsten aber vielleicht war die Hoffnung auf die in Rom zu holende reiche Beute. Die Verhältnisse beim Heere und die Stellung des waderen alten Helden werden treffend in einem Brief des Lanzknechthauptmannes Ulrich Wittenbach gezeichnet, in dem es heißt:

„Der Görg wolst nit von den Knechten, dan Er zu inen geschworen hatt, nit von innen (ihnen) zu weichen biß Ey bezahlt sind. Ist man ain neue Gulden schuldig gewesen und jetzt aber merer. Er ist immer fröhlich, trauet, Gott werd im zu Hilff kommen. Die Knecht Sind fast wol mit im zufrieden, leiden wartlich genug. Er ritt

auch unter ihnen um wie ein Feld und ist allweg der fördrische beim Hauffen. In
ist auch noch auff dieselb zeit von keinem Menschen aus deutschland kann Schreiben
noch muntlich kommen, hat in ser verwundret."

Im Jänner 1527 vereinigten sich die Truppen Frundsberg's und des Herzogs
Karl von Bourbon, und im Februar wurde in der Stärke von 32.000 Mann der
March nach Eudon angetreten. Da traf, als man bei Bologna lagerte, die Nachricht
von einem zwischen dem Papst und dem Vicekönig von Neapel geschlossenen Frieden
beim kaiserlichen Heere ein, durch welchen der Krieg beendet und die Hoffnung auf
reiche Beute vereitelt worden wäre.

Querst meuterten die zuchtlosen Spanier; sie richteten die Geschütze gegen die
Wohnung des Herzogs von Bourbon, erstürmten dieselbe und erschlugen einen seiner
Hauptleute. Mit Mühe konnte er sich zu Frundsberg retten, seinen prächtigen
goldenen Rüstrock fand man am nächsten Tage zerlegt im Festungsgraben.

Aber auch die Deutschen wurden schwierig. Oberste, Hauptleute und Knechte
schrien, sie seien nur so weit gezogen, weil man ihnen gesagt, daß es gegen Rom gehe,
wo sie sich bei dem Urheber des Krieges, dem Papst, ihr Geld holen und so hängen
können, daß ihm die Lust zu weiteren Handeln vergehe.

Vergebens suchten Frundsberg und die anderen Feldhauptleute den Sturm
zu beschwören. Man sendete Boten an die verbündeten italienischen Fürsten und erbat
sich gegen Verpfändung lombardischer Städte Geldvorschüsse, aber niemand wollte sich
dazu herbeilassen.

Da brach Frundsberg, um einer offenen Meuterei vorzubeugen, seinen
Langknechten die Lage klar darzulegen. Er ließ im Lager „umschlagen“ und trat, gefolgt
von seinem Sohne Kaspar, dem Prinzen Philibert von Oranien, dem Grafen
Ludwig Lodron und den Feldobersten Sebastian Schertlin von Burtenbach, Konrad
Spergher von Glarus, Reit von Wähingen, Konrad von Roineburg oder
Bemmelberg, Claus Seidensticker und Anderen, in den Kreis der Langknechte,
die er so oft zum Siege geführt, und mit welchen er als treuer Führer und Kamerad
alle Beschwerden und Entbehrungen getheilt hatte.

„Ihr lieben Söhne und Brüder!“ sprach er in seiner herzlichen Weise. „Auf
Eure Klagen habe ich und die Hauptleute gehandelt mit dem Herzog von Bourbon,
kaiserlichen Statthalter, darauf haben wir auch bei dem Herzog von Ferrara und
Anderen aufs Höchste um Aulehen geworben — doch vergebens. Weil ich nun Euch
Aller ehrliches Gemüth bisher allezeit in Lieb und Leid ehrlich und treu befunden,
verhoffe ich, Ihr werdet auch jetzt von dieser ungestümen Empörung ablassen und uns
Alle vor Schimpf und Schande behüten. Ihr wißt, daß Ihr vor wenig Tagen mit
mir einhellig beschloßen, Keiner vom Andern zu weichen und miteinander zu leben
und zu sterben, bis wir gezahlt und zufriedengestellt werden, das wollet bedenken! —
Habt Ihr schon so lange gelitten, so geduldet doch noch eine kleine Zeit, und laßt
Euch nicht von boswilligen Aufwieglern verheizen und in Euer Unglück führen. Sind
wir doch auf dem Wege, den Anfänger dieses Krieges, des Kaisers ärgsten Feind zu
suchen und in Rom unsere Besoldung und Ehr' und Gut zu erlangen. Man kann
sonst dieser Zeit kein Geld erheben, der Kaiser ist zu weit. Überdies so wollen der
Herzog von Bourbon und der Prinz von Oranien und ich sammt allen Hauptleuten
uns verpflichten und verbinden, daß in Monatsfrist alle Eure ausstehende Besoldung
berichtigt und bezahlt sein soll. Mittlerweile wollen ich und alle Hauptleute brüderlich

den letzten Heller mit Euch theilen. Dagegen bedenket auch Ihr, liebe Söhne und Brüder, wie es uns ergehen würde, wenn wir uns spalten, uneinig und nicht beständig bei einander bleiben würden. Wir sind allenthalben von starken Feinden umgeben, denen würden wir in die Hände fallen und Keiner davon kommen. Wo wir aber brüderlich bei einander bestehen, so haben wir gewissen Sieg von Gott zu verhoffen."

Aber diese weisen und wahrhaft väterlichen Worte verfehlten des Eindrucks auf die Mehrzahl der wilden Langknechte, vielmehr brach die bisher mühsam zurückgedrängte Erbitterung in hellen Flammen aus. Heftige Zwischenrufe über Verrath und daß man die Langknechte wie Bettler aus Italien zurückführen wolle, hatten schon Frundsberg's Rede unterbrochen, und als er geendet, drängte die stampfende und brüllende Masse mit eingelegten Spießen und dem Rufe: „Geld her! Geld her!“ auf Frundsberg und die Hauptleute ein.

Nicht die drohende Gefahr, die ihm ja von so vielen blutigen Schlachtfeldern bekannt war, erschütterte den alten Helden so sehr, sondern der Schmerz über diesen Undank und das pflichtvergeßene Meutern seiner „lieben frommen Langknechte“. Frundsberg wich nicht vom Fleck, aber er erhob die Arme, große Thränen rollten über seine Wangen, die Lippen zitterten, ohne daß er vor Weh sprechen konnte, dann sank er zurück — ein Schlag hatte den tapferen „Langknechtvater“ gerührt. (Wald Seite 249.)

Dieser schreckliche Vorfall machte dem Tumult ein plötzliches Ende. Auch die Wildesten kamen zur Besinnung, die gefällten Spieße hoben sich und schen schauten die Langknechte auf den so tief gekränkten väterlichen Führer, oder sie stoben auseinander, als könnten sie dadurch die Schuld an seinem Unfall von sich abschütteln.

Die Feldhauptleute hatten Frundsberg aufgefangen und auf eine Trommel gesetzt, sein Sohn Kaspar aber rief voll Schmerz den Meuterern zu: „Warum thut Ihr Eurem und meinem Vater solches Herzeleid?“ Der tapfere Claus Seidenstricker aber, einer der ältesten und beliebtesten Hauptleute, rief voll Ingrimm: „Hilft mir Gott aus diesem Krieg, so will ich mein Leben lang in keinem mehr, weil man mit solcher geschwinde Practica handelt. Die großen Herren spielen unterm Hüttlein, sehen nur auf ihren Vortheil, machen Fried und Unfried, wenn sie wollen, und uns, die dem Kaiser treulich gedient, will man auf die Fleischbank opfern!“

Neuerliche Bemühungen in Ferrara verschafften doch so viel Geld, um einen Theil des Soldes zahlen zu können, obwohl die Langknechte ihr ungestümes Mahnen nicht mehr erneuert hatten und sich zum Gehorsam willig erklärten. Nur langsam kehrten dem alten Helden Frundsberg Besinnung und Sprache wieder; erst vier Tage nach dem Aufruhr, am 19. März, konnte er sich wieder verständlich machen, und seine erste Frage war: „Ist das Volk noch beisammen?“ Als man dies bejahte, setzte er hinzu: „Seid mit Gott befohlen, das Meinige ist redlich gethan. Ich kann nicht mehr!“

Wenn auch von weniger tragischen Folgen begleitet, so doch noch gefährlicher war eine im gleichen Jahre (1527) nach der Erstürmung Roms ausbrechende Empörung der Langknechte. Der Nachfolger Frundsberg's als Feldhauptmann der Deutschen, Conrad von Voineburg oder Hemmelberg, schloß nach der Einnahme Roms am 5. Juni mit Papst Clemens VII. einen Vertrag, in welchem auch die Befriedigung der Langknechte vorgesehen war. Aber so kriegserfahren auch Voineburg war, so wußte er doch den Kniffen und Schlichen nicht zu begegnen, mit welchen man die Erfüllung dieser Bedingungen zu verzögern wußte. Die Langknechte, ohnehin unwirsch,

weil ihnen die gehoffte Plünderung nicht gestattet wurde, ließen sich zu Tumulten hinreißend, und am 8. Juni brach ein vollkommener Aufruhr aus, vor welcher Boineburg nach vergeblichen Beschwichtigungsversuchen fliehen mußte, um das Leben zu retten.

Nun erst ließ sich der Papst, um Rom vor der drohenden Plünderung zu bewahren, herbei, die nöthigen Gelder zur Bezahlung der Lanzknechte anzuweisen, und unter Boineburg's Führung zogen sie am 16. Juli von Rom ab, um die verplünderten Städte zu besetzen. Aber man fand überall die Thore geschlossen und die Mauern von Verteidigern besetzt. Da entstand unter dem deutschen Kriegsvolk neuerlich das Geschrei über Verrath, und die über so viel Chikane und wälsche Falschheit erbitterten Lanzknechte drängten zum Zelt Boineburg's, der nochmals nur durch die Flucht von Unbilden sich retten konnte.

Indessen gelang es den Hauptleuten doch wieder, die Erzurten eines Besseren zu belehren, und auf die Vorstellung, daß man ohne Befehlshaber ganz hilflos sei, sendeten die Lanzknechte Boten mit dem feierlichen Versprechen unverbrüchlichen Gehorsams an Boineburg ab: dieser kam zwar, erklärte aber, er sei wohl zu jeder Nothwendigkeit bereit, da er jedoch während seines Commandos schon zum vierten Male am Leben bedroht worden sei, lege er es nieder, sie möchten sich einen Andern wählen — jedes unbeachtet der Rechte Georg's von Frundsberg, dessen Stelle er vertrete.

Das brachte die Lanzknechte doch zur Besinnung, sie entschuldigten sich mit dem auf dem Marich durch gänzlich verödete und verwüstete Länder ausgestandenen Noth und versprachen für die Zukunft Treue und Gehorsam.

Der Marich wurde fortgesetzt und Mailand, das gleichfalls seine Thore verschlossen, erstürmt und der Plünderung überlassen. Da kam die Kunde von Rom, daß Don Marcion, der Befehlshaber der spanischen Truppen, die Deutschen aus der Engelsburg verdrängt habe und sofort erwachte das alte Mißtrauen. Die Lanzknechte schrien, man wolle den Papst entweichen lassen, ohne daß er die Kriegskosten vollkommen bezahlt habe, sie verlangten stürmisch nach Rom zurück, um den Papst selbst in Obhut nehmen zu können. Als Boineburg dieß verweigerte, meuterten die Knechte nochmals, sagten ihm den Gehorsam auf und wählten einen Ausschuß von zwanzig Hauptleuten, unter deren Führung sie nach Rom zurückkehrten, wo sie sich der Plünderung und aller Ausschweifungen überließen.

Unter Boineburg's Vermittlung kam endlich ein neuer Vertrag mit dem Papst zu Stande, der sich verpflichtete, binnen vierzehn Tagen ungefähr 10.000 Goldkronen und bei völliger Räumung des Kirchenstaates die restliche Söldforderung von 450.000 Goldkronen zu zahlen. Doch wieder gab es nur Ausflüchte und schöne Reden statt Geld, und die schon so oft betrogenen Lanzknechte, in der Meinung, von ihren Hauptleuten hintergangen zu sein, meuterten nochmals, hegten einzelne derselben und bedrohten sie sogar am Leben. Mit knapper Noth war es Boineburg gelungen, sich mit mehreren Befehlshabern nach Rocca di Papa zu retten. Nun erst traf, um Rom von neuen Greueln zu retten, der Cardinal Pompejus Colonna Mittel, um wenigstens die erste Rate flüssig zu machen, worauf Boineburg unter den alten Versprechungen von den Lanzknechten zurückgeholt wurde. Mit der Zahlung des Restes aber ging es wieder nicht vorwärts und die Lanzknechte erklärten endlich, wenn man sie nicht befriedigte, würden sie in den Dienst Frankreichs und der italienischen Lique treten. Dann wären wahrscheinlich alle italienischen Besitzungen des Hauses Habsburg verloren gewesen, und

um dieser Gefahr vorzubeugen, zahlte der Vicekönig von Neapel, Hugo von Moncada, den rückständigen Sold.

Diese Neigung zur Unbotmäßigkeit und Meuterei gehörte zu den größten Schatten-seiten des Lanzknechtswesens, wenn auch berücksichtigt werden muß, daß die durch fortwährende Kriege hervorgerufene, nie endende Finanzklemme schwere Anforderungen an die Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit der Leute stellte, sie auch durch die Ränke und Winkelzüge der italienischen Politik nicht ohne Grund erbittert waren. Wenn man aber auch zur Entschuldigung anführen wollte, daß die Lanzknechte verpflichtet waren, sich selbst den Unterhalt zu bezahlen und daher beim Ausbleiben des Soldes thatsächlich der Noth ausgesetzt waren, so trifft dies nur in einem gewissen Grade zu. Denn so entschieden auch die Bestimmungen der Artikelbriefe waren und so oft die Verpflichtung, den Unterhalt zu bezahlen, auch eingeschärft wurde, so nahm man es damit gar nicht so genau, wie ja schließlich derartige humane Bestimmungen der Noth und dem momentanen Bedürfniß des Krieges gegenüber auch heute nicht ganz strikte einzuhalten sind.

Um wie viel weniger war dies in Zeiten der Fall, wo man noch ein gewisses Recht der Plünderung anerkannte und der Raub im Kriege zwar verpönt, aber trotzdem offen betrieben, ja geradezu als eine der Annehmlichkeiten und Chancen des Kriegslebens gepriesen wurde.

Schreibt doch Sebastian Schertlin, in dem das Lanzknechtswesen mit allen Tugenden und Fehlern lebte, über die Eroberung Roms im Jahre 1527 mit köstlicher Klarheit: „Ob 6000 Mann haben wir darin zu Tod geschlagen, in allen Kirchen und ob der Erd' genommen, was wir gefunden, einen guten Theil der Stadt abgebrannt und ietzm Haus gehalten, alle Copistoreien, Register, Briefe und Cortisaneu (Höflichkeitsbriefe) zerrissen, zerichlagen.“ Von der Gefangennahme des Papstes und der Cardinäle berichtet er: „War ein großer Jammer unter ihnen, weinten sehr — und wurden wir alle reich.“ Ebenso schreibt er bei einer anderen Gelegenheit: „Da haben wir die Stadt noch baß geplündert und erst große Schätze unter der Erde gefunden.“

Darin drückt sich offenbar die Anschauung der Lanzknechte aus, welche einen Feldzug weniger nach den militärischen Erfolgen, sondern nach der gemachten Beute beurtheilten. War diese nur recht ergiebig, dann war man willig und zufrieden und dachte mit dem Habelbald in Goethe's „Faust“:

„Du hast schon so viel angebadt
Und doch nichts Mecht's eingesackt
Den Plunder laß' an seinem Ort,
Nimm eines dieser Kistchen fort!
Dieß ist des Heers beschiedener Sold,
In seinem Bauche lauter Gold!“

Fehlte es aber an Gelegenheit, um Beute zu machen, und blieb auch der Sold aus, dann wurden die Leute schwierig, und es kam wohl so, wie der Heermeister klagt:

„Der Miethsoldat wird ungeduldig,
Mit Ungehim verlangt er seinen Lohn,
Und wären wir ihm nichts mehr schuldig,
Er ließe ganz und gar davon.“

Wußten sich aber die Lanzknechte auch in der Regel mit guten oder schlimmen Mitteln die Noth, so lang es eben ging, vom Leib zu halten, so ist es doch in der Hauptsache richtig, daß sie, wie schon Kaiser Maximilian klagt, „ein kümmerlich

and elend Leben“ führten. So lange es Krieg gab, in dem es zwar nie ganz anbehrungen fehlt, war noch immer nicht die schlimmste Zeit; es gab Beute, wenn unregelmäßig, zahlte schließlich der Pfennigmeister doch wieder aus, und dann hie

„Abichläglic ist der Sold entrichtet,
Das ganze Heer auf's Neu' verpflichtet,
Der Langknecht süßet sich frisches Blut
Und Wirth und Tinnen haben's gut.“

Die wahren schlimmen Zeiten kamen, wenn durch einen plötzlichen Frieden Massen von solchem Kriegsvolk entlassen wurden und sich nicht gleich ein Unterhalt. Der Soldat war zu allen Zeiten in der Regel ein schlechter Sparer, und galt und gilt noch heute für sehr lobenswerth, wenn sich die Bilanz deckt. Man es also den Langknechten nicht verübeln, wenn sie in der Mehrzahl nichts zurücklassen, was sie ja doch nur auf mühsamen Kriegszügen mitschleppen mußten. Freilich, aber dann der von den Vändern so sehr ersuchte Friede eine herbe Prüfung für und umgekehrt wurden sie zu einer wahren Landplage. Findet man aber eine jene Klagen, von welchen wir schon früher Proben aus alten Chronisten mitgeteilt haben, gerechtfertigt, so können wir auch dem Loos der Leute, die gestern noch Pant zu Markte trugen und morgen nackt und bloß entlassen wurden, unser Mitleid nicht verhehlen. In einem später mitzutheilenden Gedicht: „Der Langknechte Sien“ finden diese Leiden erschütternden Ausdruck.

Die großen Verchiedenheiten in den Einnahmen, heute durch Beute der Uebermorgen kaum des Lebens Nothdurft, reizte auch zur Unbotmäßigkeit in der Aus- Solche auffällige Sprünge in den Erwerbverhältnissen erziehen fast nie einen Huth.

Als eine charakteristischste Figur dieser Art wurde bereits (Seite 214) der rühmte Harenhäuter geschildert.

Wir haben schon gehört, daß die Langknechte, wenn die Mittel dazu da waren, sich in verschiedenen Fächern betheiligten. Aber das war bei Weitem nicht ihre schlimmste Schwachheit. Viel bedenklicher schon war die Leidenschaft für das Spiel, die den Haupttheil von ihnen an den Würfeln betriebe. Kaum war des Schwerts Griff gelöst, so griffen sie nach Würfel und Karten; auf der Trummer, bloßes, im Quartier, und wenn kein anderer Platz war, auch in der Kirche trübten sie ihre Leidenschaft. Jachmann trug doch auch Schuld an mancher Fehde, wenn irgend, so entschuldigt mancher Raubhörung, wenn man z. B. liest, daß er dem Kaiserreich im Lager vor Hainburg den Feind des Feindes vom Trampen abgemahnte, das durch den Clement VII zur Verdrängung der Truppen erlaube. Wie sehr die Langknechte dem Spiel ergeben waren, beweist, daß sie sich mit Würfeln beschäftigten, das zu ihrer Freizeit, während sie nach jedem Kampfe ruhten, und zu Hause, aber auch in den Schlachtfeldern des Tages. Auch nach dem Schlacht und geschlagenen Kampfe pflegten sie ihren Namen den Gefallenen, denn es heißt „Zachmann“, wozu die Langknechte die „Langknechte“ hießen.

Manche, so wie die Karten und die „Zachmannen“, wie die Harenhäuter schon erwähnt wurde, sind in der That zu sein. Es ist nicht die Rede von Würfeln, sondern von Karten. Es gibt es z. B. Karten zum Trampen, die in der That und nicht anders waren, die sogenannten „Karten“ und „Karten“.

„Schleifend“ rollen, die „Oberländer“ mußten „aus der bairischen Höhe“ geworfen werden, wenn sie gut fallen sollten.

Viel beklagt wurde auch das gräuliche Fluchen der Lanzknechte, in dem sie es zu einer erschreckenden Fertigkeit gebracht haben sollen. Ein ehrbarer Chronist meint, jeder Lanzknecht fluche in einer Stunde mehr, als in fünfzig Kirchen im ganzen Jahre gebetet werden könne, und auch die Einschärfungen der Artikelbriefe gegen das Gotteslästern deuten wohl auf diesen Unfug hin. Ohne denselben beschönigen zu wollen, muß aber denn doch betont werden, daß derlei Dinge selten so arg gemeint sind, als sie lauten. Die ärgerlichsten und unflätigsten Dinge werden als Fluch mit einer gewohnheitsmäßigen Naivetät und oft sogar ohne Kenntniß des eigentlichen Sinnes herausgepoltert, ohne Arges dabei zu denken. Beispiele hiefür ließen sich auch in der Gegenwart und für alle Sprachen finden. Uebrigens soll nicht behauptet werden, daß die Lanzknechte auf das ihnen oft ertheilte und von ihnen selbst gebrauchte Epitheton der „frommen Lanzknechte“ besonderen Anspruch hatten, wenn man auch diese Frömmigkeit nicht im modernen Sinne, sondern nach dem damaligen Sprachgebrauch als gleich bedeutend mit ergeben und tugendhaft nehmen will.

Eine schlimme Seite war auch die besonders gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts einreißende Trunksucht. Besonders das sogenannte „Zutrinken“, eine Art Wettkampf nach bestimmten Regeln, war eine Unsitte ärgerlichster Gattung, indem es dazu verleitete, aus dem Laster einen Ehrenpunkt zu machen. Wer bei einem solchen „Zutrinken“, wenn auch selbst halb sinnlos, den Andern ganz unter den Tisch getrunken hatte, war darauf stolzer und erreichte mehr Ehren, als für die tapfersten Thaten.

Uebrigens gebietet auch hier die Gerechtigkeit, zu betonen, daß die Unsitte der Trunksucht in deutschen Landen damals eine allgemeine, war und jener Herr von Rodenstein, der nicht ruht, bis er seine drei Dörfer vertrunken hat, durchaus keine poetische Erfindung ist, der alle thatsächliche Unterlage fehlt. Kurfürsten und Fürsten, Grafen und Edelherren genossen weitverbreiteten Ruf als große Trinker vor dem Herrn, und an manchem Hofe galt ein waderer Zecher mehr, als der gelehrteste Kanzler, der tapferste Feldherr. In zahlreichen Schriften jener Zeit wird gegen das unmäßige Trinken geüfert, und ein Beweis, wie verbreitet dasselbe war, liegt gewiß darin, daß sich sogar literarische Verfechter desselben fanden. Einer derselben meint, in den Trinkerländern (wozu natürlich der Verfasser Deutschland rechnet) finde man gewöhnlich „frumb, wahrhaft, kühe, getreue, beständig, hart, männlich streitbare Lent, als alles offenbar sei; hingegen in den Landen, wo die Einwohner all ihre Sache auf Mäßigkeit, subtile Weisheit und großen überschüssigen Reichthum setzen, finde man die größten schändlichsten Laster, als Menterei, Bergeben, Verrätherei, Zagheit, leichtlich Abfallen von ihren natürlichen verpflichteten Herrschaften und Obrigkeiten“.

Ein so gepriesenes und allseitig geübtes Laster wird man wohl der Zeit, aber, ohne ungerecht zu sein, kaum einem einzelnen Stand, also auch den Lanzknechten nicht, anrechnen dürfen. Auch das Kriegswesen in allen seinen Theilen ist ja nur der Ausdruck der allgemeinen Verhältnisse und der Culturentwicklung einer bestimmten Zeit, und es ist nur natürlich, wenn man deren Tugenden und Laster, deren Vorzüge und Nachtheile auch in den Soldaten ausgedrückt findet. Besonders wird dies aber in einer Periode der Fall sein, wo die Leidenschaften noch nicht in dem Maße unter der Manneszucht gebeugt waren, wie es heute der Fall ist.

und elend Leben“ führten. So lange es Krieg gab, in dem es zwar nie ganz an Leiden fehlte, war noch immer nicht die schlimmste Zeit; es gab Beute, wenn auch unregelmäßig, zahlte schließlich der Pfennigmeister doch wieder aus, und dann hieß

„Abhängig ist der Sold entrichtet,
Das ganze Heer auf's Neu' verpflichtet,
Der Langknecht saßt sich frisches Blut
Und Wirth und Dirnen haben's gut.“

Die wahren schlimmen Zeiten kamen, wenn durch einen plötzlichen Frieden große Massen von solchem Kriegsvolk entlassen wurden und sich nicht gleich ein Unterkommen fand. Der Soldat war zu allen Zeiten in der Regel ein schlechter Später, und galt und gilt noch heute für sehr lobenswerth, wenn sich die Bilanz deckt. Man hat es also den Langknechten nicht verübeln, wenn sie in der Mehrzahl nichts zurückließen, was sie ja doch nur auf mühsamen Kriegszügen mitzuschleppen mußten. Freilich aber dann der von den Vätern so sehr ersehnte Friede eine herbe Prüfung für sie, und umgekehrt wurden sie zu einer wahren Landplage. Findet man aber eine solche Klage, von welchen wir schon früher Proben aus alten Chroniken mitgetheilt haben, gerechtfertigt, so können wir auch dem Loos der Leute, die gestern noch in der Haut zu Markte trugen und morgen nackt und bloß entlassen wurden, unser Mitgefühl nicht versagen. In einem später mitzutheilenden Gedicht: „Der Langknechte Sterben“ finden diese Leiden erschütternden Ausdruck.

Die großen Verschiedenheiten in den Einnahmen, heute durch Beute der Ueberflüssigen, morgen faun des Lebens Nothdurft, reizte auch zur Unbotmäßigkeit in der Ausgabe. Solche auffällige Sprünge in den Erwerbsverhältnissen erziehen fast nie einen guten Wirth.

Als eine charakteristische Figur dieser Art wurde bereits (Seite 214) der vordem berühmte Wärenhäuter geschildert.

Wir haben schon gehört, daß die Langknechte, wenn die Mittel dazu da waren, zur verschwenderischen Puszucht neigten. Aber das war bei Weitem nicht ihre schlimmste Gewohnheit. Viel bedenklicher schon war die Leidenschaft für das Spiel, die in den Hauptleuten wie unter den Knechten herrschte. Kaum war das Schwert aus der Hand gelegt, so griffen sie nach Würfel und Karten; auf der Trommel, bloßer Geitz im Quartier, und wenn kein anderer Platz war, auch in der Kirche fröhnte man sich dieser Leidenschaft. Zweifelsohne trug diese auch Schuld an mancher Vebhängniß, das man begreift, ja entschuldigt manche Ausschreitung, wenn man z. B. hört, daß Maximilian von Boineburg im Lager vor Florenz dem Prinzen von Oranien alles abgewann, was dieser von Clemens VII. zur Befriedigung der Truppen erhalten hatte. Wie sehr die Langknechte dem Spiel ergeben waren, beweist, daß sie sich so ein solches erfanden, das an keine Spielerzahl gebunden war und jeden Moment unterbrochen werden konnte, also trefflich zu den Bedürfnissen des Lagerlebens paßte. Das noch heute bekannte und gefürchtete Karten-Hazardspiel trägt sogar seinen Namen den Erfindern, denn es heißt „Langknecht“, woraus die Franzosen ihr „Lansquenetsch“ schufen.

Hauptspieler führten die Karten und die „Schelmbeine“, wie die Würfeln bezeichnend genug genannt wurden, stets in der Tasche bei sich. Ungemein groß war die Zahl der falschen Würfel. Da gab es z. B. Würfel von Hirschhorn, welche leicht und unten schwer waren, die sogenannten „Niederländer“ mußte

„schleifend“ rollen, die „Oberländer“ mußten „aus der bairischen Höhe“ geworfen werden, wenn sie gut fallen sollten.

Viel beklagt wurde auch das gräuliche Fluchen der Langknechte, in dem sie es zu einer erschreckenden Fertigkeit gebracht haben sollen. Ein ehrbarer Chronist meint, mancher Langknecht fluche in einer Stunde mehr, als in fünfzig Kirchen im ganzen Jahre gebetet werden könne, und auch die Einschärfungen der Artikelbriefe gegen das Gotteslästern deuten wohl auf diesen Unfug hin. Ohne denselben beschönigen zu wollen, muß aber denn doch betont werden, daß derlei Dinge selten so arg gemeint sind, als sie lauten. Die ärgerlichsten und unsäthigsten Dinge werden als Fluch mit einer gewohnheitsmäßigen Naivetät und oft sogar ohne Kenntniß des eigentlichen Sinnes herausgepölkert, ohne Arges dabei zu denken. Beispiele hiefür ließen sich auch in der Degermoart und für alle Sprachen finden. Uebrigens soll nicht behauptet werden, daß die Langknechte auf das ihnen oft ertheilte und von ihnen selbst gebrauchte Epitheton der „frommen Langknechte“ besonderen Anspruch hatten, wenn man auch diese Frömmigkeit nicht im modernen Sinne, sondern nach dem damaligen Sprachgebrauch als gleich bedeutend mit ergeben und tugendhaft nehmen will.

Eine schlimme Seite war auch die besonders gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts einreißende Trunksucht. Besonders das sogenannte „Zutrinken“, eine Art Wettkampf nach bestimmten Regeln, war eine Unsitte ärgerlichster Gattung, indem es dazu verleitete, aus dem Laster einen Ehrenpunkt zu machen. Wer bei einem solchen „Zutrinken“, wenn auch selbst halb sinnlos, den Andern ganz unter den Tisch gerunken hatte, war darauf stolzer und erreichte mehr Ehren, als für die tapfersten Thaten.

Uebrigens gebietet auch hier die Gerechtigkeit, zu betonen, daß die Unsitte der Trunksucht in deutschen Landen damals eine allgemeine, war und jener Herr von Rodenstein, der nicht ruht, bis er seine drei Dörfer vertrunken hat, durchaus keine poetische Erfindung ist, der alle thatsächliche Unterlage fehlt. Kurfürsten und Fürsten, Grafen und Edelherrn genossen weitverbreiteten Ruf als große Trinker vor dem Herrn, und an manchem Hofe galt ein wackerer Becher mehr, als der gelehrteste Kanzler, der tapferste Feldherr. In zahlreichen Schriften jener Zeit wird gegen das unmaßige Trinken geüfert, und ein Beweis, wie verbreitet dasselbe war, liegt gewiß darin, daß sich sogar literarische Verfechter desselben fanden. Einer derselben meint, in den Trinktändern (wozu natürlich der Verfasser Deutschland rechnet) finde man gewöhnlich „frumb, wahrhaft, kühne, getreue, beständig, hart, männlich streitbare Leut, als alles offenbar sei; hingegen in den Landen, wo die Inwohner all' ihre Sache auf Mäßigkeit, subtile Weisheit und großen überflüssigen Reichthum setzen, finde man die größten schändlichsten Laster, als Meuterei, Bergeben, Verrätherei, Zagheit, leichtlich Abfallen von ihren natürlichen verpflichteten Herrschaften und Obrigkeiten“.

Ein so gepriesenes und allseitig geübtes Laster wird man wohl der Zeit, aber, ohne ungerecht zu sein, kaum einem einzelnen Stand, also auch den Langknechten nicht, anrechnen dürfen. Auch das Kriegswesen in allen seinen Theilen ist ja nur der Ausdruck der allgemeinen Verhältnisse und der Culturentwicklung einer bestimmten Zeit, und es ist nur natürlich, wenn man deren Tugenden und Laster, deren Vorzüge und Nachtheile auch in den Soldaten ausgedrückt findet. Besonders wird dies aber in einer Periode der Fall sein, wo die Leidenschaften noch nicht in dem Maße unter der Manneszucht gebeugt waren, wie es heute der Fall ist.

Von einer Disciplin im modernen Sinne kann wohl überhaupt bei Söldnerheer kaum die Rede sein und die Verhältnisse wurden erst durch den Aufbruch zum stehenden Heere besser, und seit man auch in Friedenszeiten größere Ordnung hielt, die streng im Zaum gehalten werden konnten und so an die nothwendige Ordnung gewöhnt wurden. Der im vorigen Abschnitt erwähnte Kriegsregiment Meurlin läßt uns auch hier manchem Uebelstand auf den Grund sehen. So brach er unter Anderem für jedes Fähnlein vier neue Chargen, nämlich einen Proschen, einen Predicanten, einen Dirnenweibel und einen Todtengräber. Er gründet die Nothwendigkeit derselben in folgender Weise: „Wohl ist bekannt, daß dem Regiment jederzeit ein Dirnenweibel wie auch ein Feldkaplan gehalten besoldet worden, desgleichen, daß auch der Prosch seinen Stellvertreter gehalten. Dieselben müssen aber auf den Obersten warten oder beim Regimente sich lassen. Weil aber nach alten Kriegsbrauch und aus Nothwendigkeit die Fähnlein zertheilt werden mußten, so bedarf der Hauptmann, welcher 700 fremde zu seiner Verwaltung besommt, auch einer eigenen Regierung, zumal neben manchem mannsklunde auch mancher ungehobelte Kops sich dabei befindet, der dem Vater Mutter nie hat folgen wollen und von Niemand Strafe leiden noch annehmen.“

In der Nothwendigkeit solcher Chargen bei den Compagnien liegt ein Eingeständnis, wie schwer das zusammengeraffte Menschenmaterial zu regieren und in Fucht zu halten. Nun kam aber zu den eigentlichen Lanzknechten ein unverhältnißmäßig großer Haufen von welchem allerlei höchst bedenkliche Elemente gar nicht ferngehalten werden konnten. Verbargen sich dieselben nicht in den Familien der Lanzknechte, deren viele Frauen waren und mit Weib und Kind in das Feld zogen, so fanden sie sonst hinlänglich unter den mitziehenden Marktetendern, Händlern und der zahlreichen Bedienung. Darf es dann nicht wundern, wenn sich schon bald die Nothwendigkeit besonderer Aufsichtspersonen für den Troß ergab, welchen recht bezeichnend der Name „Dirnenweibel“ gegeben ward, der übrigens dem Ansehen des Mannes keinen that und dem sechzehnten Jahrhundert gewiß auch nicht so derb geklungen hat wie uns. Dieser Troß war in jeder Beziehung eine Last, er erschwerte den Marsch bei schnellen Bewegungen ein Hemmschuh, bei Rückzügen gerade ein Verderben.

Schlimmer aber waren noch die Einwirkungen auf Manneszucht und Sitten. Es wird uns erzählt, daß bei Meutereien der Anstoß häufig von den mitgehenden Weibern ausging, die sich auch trefflich auf das Plündern verstanden. Darum auch Goethe mit jenem feinen Verständniß für die historische Thatsächlichkeit Recken Habebald die Marktetenderin „Gilebente“ zugeellt, die von sich sagt:

„Bin ich auch ihm nicht angeweiht,
Er mir der liebste Duble bleibt,
Ist uns ist solch' ein Herbst gereift!
Die Frau ist grimmig, wenn sie greift,
Ist ohne Schonung wenn sie raubt:
Im Sieg voran! und alles ist erlaubt.“

Unsere gleichzeitige Abbildung (Seite 241) zeigt einen Dirnenweibel mit seiner Begleiterin, der Marktetenderin, in ungemein origineller und interessanter Weise. Am linken Arm den Korb mit Schmuckmaterialien und die Brantweinflasche hält sie in der Rechten den Wanderstock, den sie nicht selten gegen ihre Mannsgewandungen haben mag. Offenbarster Luxus ist das Seidenpintschchen, das sie

an sich gefesselt hat; Geldkiste und Eßbesteck im Futteral vollenden die Ausstattung.

Auch der Dienst an sich muß ohne alle Präcision betrieben worden sein, in wir Venturin glauben dürfen. So sagt er in einem Abj. der die Aufschrift hat: „Was gestalt die Kotten zu jeder Zeit gewißlich mit ganzer Anzahl auf die Wachen ziehen mögen“, Folgendes: „Die obgemeldeten 50 Kotten sollen allzeit, so oft Wache an eine kommt, mit ganzer Anzahl nämlich mit zehn Mann auf die Wache



Kaiser Karl V. (Seite 261.)

en, aber nicht einzelweise, wie man es bei der alten Kriegsordnung wohl sehen kann, daß der Eine aus diesem Winkel, der Andere aus jener Ecke, wo sie eben ihre Posten hatten, und obendrein eine ganze Stunde oder noch länger nach einander in die Schlachthäuser kamen, was dann keinem Ernste gleichsieht, und dem Feinde oder den Besatzungen wenig Schrecken macht. Vielmehr muß die ganze Kotte und die Besatzung zu einer bestimmten Stunde vor ihrem Kottmeister stehen; dieser zieht wie ein Knecht allein voran, die andern je drei ihm nach; nicht etwa, daß sie wie die Schneekugeln fliegen oder wie die Schaarmächter in Deutschland im Brauch haben, daß die Kotten weder mit Pulver noch mit Blei versehen sind, oder wie die Kramer einen

Pfeffersack, die Rüstungen an den Hals und aus lauter Faulheit die Harnische und Büchsen durcheinander in einen Winkel werfen, als ob es ein Landelmarkt wäre, und dann, wenn unerwarteter Weise bei Tag oder Nacht ein Alarm entsteht, keiner weiß was ihm oder einem Anderen gehört. Meine Rotte darf über drei Tage, nämlich von einer Wache zur anderen, unvollständig bleiben, sondern muß ergänzt und auf die richtigen Zahl erhalten werden. Niemals dürfen, wie es bisher bei allen Musterungen Brauch gewesen, die beiden Namen mit „Rigaken“ (von rigattato, Galgenschwengel), „Muttschaken“ (von mutilo, verstümmelt, vermurbt), Markelendern, Pudlern (im Gebet Wankenden), Egeltreibern und ähnlichem Volke ausgespickt werden, welche man, wenn es dann zu einem Zusammenstoß mit dem Feinde käme, erst im Troß suchen müßte oder die gar nicht aufzufinden wären.“

Das ist alles mit einer solchen Gegenständlichkeit gegeben, daß Beurlin offenbar selbst erlebt hat. Wir werden also gut thun, unsere Meinung von der Disciplin der Lanzknechte, auch was den militärischen Dienstbetrieb betrifft, auf ein ziemlich bescheidenes Maß zu reduciren. Und trotzdem galten sie lange Zeit als Mustertruppe, die man überall in derselben Form und mit den gleichen Einrichtungen nachahmte. Daraus läßt sich schließen, wie es früher und anderwärts in diesen Beziehungen bestellt war. Immerhin sind unter solchen Verhältnissen die Dienste, welche die Lanzknechte leisteten, doppelt anerkennenswerth, und sie sind ebensowohl dem tüchtigen Menschen-Material wie dem genialen Fürsten zu danken, der es in eine für jene Zeit so trefflich berechnete Form zu gießen wußte.

Wie es bei geworbenen Truppen immer und überall der Fall ist, ergänzten sich die Lanzknechte aus den verschiedensten Elementen, und Mancher, der in einem oder dem anderen Verufe Schiffsbruch gelitten, nahm schließlich wohlgemuth den Spieß auf die Schulter. Da war es denn nicht zu wundern, daß sich auch Mancher darunter befand, der eben erst ein tüchtig Ränzlein gelehrter Kenntnisse von sich geworfen hatte, oder ein Anderer, der „singen und sagen“ gelernt hatte. Andererseits mag sich in dem ungebundenen Leben, dem es an erschütternden Ereignissen, an heiteren und ernstesten Episoden nicht fehlte, auch mancher dichterische Sinn entzündet haben. Hören wir darüber, was treffend ein neuerer Forscher sagt:

„Am lustigen Lagerfeuer entstanden die alten Lanzknechtslieder, die, den abenteuerlichen Geist, die feste Todesverachtung, die fatalistische Frömmigkeit ihrer Verfasser verewigend, noch jetzt in zahlreichen erkennbaren Wurzeln durch das neuere deutsche Volkslied ranken. Der poetischen Form, freilich nach dem Maßstabe ihrer Zeit, waren die „frommen Lanzknechte“ besser mächtig, als man ihrem Stande hätte zutrauen sollen. Allein dies war eben kein Wunder. Schon über ein Jahrhundert vor dem Aufkommen der Lanzknechte hatte sich der Meistergesang ganz in die Städte, besonders in die Reichsstädte des südlichen Deutschland zurückgezogen, und besonders waren es Handwerker, die ihn hier übten. Da war nun wohl mancher Lanzknecht, der früher ein löbliches Handwerk gelernt, seinem Meister auch als Poet durch die Küche gelaufen, hatte sich im Reim und im Silbenzählen geübt und ward dann im Lager der Turtasos (Hilfsgriechischer Kriegs- und Marschliederdichter) seines Fähnleins. Zu dem Liede war auch schnell die einfache Melodie gefunden, oder eine schon vorhandene wurde benützt, um das Gedicht sofort im kräftigen Chöre abzusingen. Die Pfeifer, deren es gewöhnlich zwei bei jedem Fähnlein gab, begleiteten den Gesang mit dem schrillen gellenden Ton ihrer Instrumente und hielten den Chor im Takte.“

Es sind uns ziemlich viel Langknechtslieder erhalten geblieben, die sich meist um kriegerische Begebenheiten drehen. Bringen sie dieselben auch oft mit ermüdender Umständlichkeit zum Vortrag, so sind sie doch für uns umso interessanter, da sie dadurch den Eindruck des Selbsterlebten machen. Doch fehlt es auch an Spottgedichten oder an solchen, welche dem Ernst der Zeit Rechnung tragen, nicht.

Mehrere der bekanntesten solcher Lieder befaßten sich mit einem der größten Ereignisse jener Zeit, der Schlacht und Einnahme von Pavia, bei welcher die Langknechte eine so glänzende Rolle gespielt hatten. Wir lassen nun Proben aus solchen Liedern folgen:

„Ein hübsch neu Lied von der stat Pavia, wie sie vom König aus Frankreich belagert und zum Sturm geschossen ward. Im Tbon, Sie sind geschickt zum Sturm“

„An einem Samstag es geschah,
Daß man die Langknecht ziehen sah
Under Pavia ueber die pruden,
Die reißigen ruckten zur stadt,
Der Hauff Landtsknecht lag in der vorstat,
Auf Marland thaten sie rucken.

Zwischen Marland kam uns die mâr,
Und wie die stadt verloren wâr,
Der Künig het's eingenommen,
Wir hatten vorder rast noch rhu,
Wir ruckten auf Pavia zu,
In die stadt da find wir kummien.

Am andern tag da hielten wir gemeyn,
Ein netliches Hentlein zog allein
Ein end thaten wir da schweren.

Er sey gleich kleyn wohl oder groß,
Er sey ganz nader oder ploß
Gar ritterlich wöll wir uns weren.

An eynem Donnerstag es geschah,
Der Künig für Pavia zoch,
Mit seinen Schweizers Knaben,
Sie zogen troßigklich daber,
Er sechzig tausend oder mehr,
Die stat wolten sie haben.

An eym Freitag darnach fielen wir hinaus,
Wir machten in ein grossen graus,
Zu Pavia über ein pruden,
Da huben sie zu scharmitzeln an,
Sie verloren mehr denn achtzig man
Wir stachen sie zurucken“ u. s. w.

Ein anderes, denselben Gegenstand handelndes Gedicht führt den Titel: „Die Belagerung der stat Pavia vom Frankosen, Auch von der Schlacht im thiergarten von Kaiserlich Majestät, Geschehen im jar M. D. X. X. V. an sant Mathiastag XXIV. tag des Hornungs. Gar ein hüpscher Spruch.“ Und dieses letztern Lob ist in der That nicht unverdient, denn das Gedicht ist namentlich in der Einleitung nicht ohne lyrischen Schwung, gibt aber im Verlauf auch dem Haß gegen die Schweizer-Söldner kräftigen Ausdruck. Einzelne Stellen daraus lauten:

„Der summer kumpt in manger gestalt,
Dargegen freut sich jung vn alt,
Biel phiemlein kumen mangerley,
Bernempt mich recht, ich bring gut gschray;
Der Winter mit seiner Qualitet
Mit regen, schnee verderbet hett,
Das bringt herwieder summers glanz,
Vol her, jr Langknecht, zu dem Dantz,
Der ist uns gar schön zugericht,
Wi ir vernempt in dem gedicht.
In ainem schönen Garten lang
Werdt ir bald hören groß gesang,
Von allerley hüpsch Musica,

Wie ich euch nennen will also,
Scharfmeßen, Nachtzgel, Karthausen,
Auch Schlangen, Bassenet, Busaunen,
Bastischgen, Tracken*) darzu
Die machen uns gar vil unru,
Damit thut man den tanz anbeden,
Wöllcher wer will nach ehren streben.

Darob wir scheuchten mit ein bar,
Und zogen zu in, das ist war,
Gar nabet auff ain wellische meit,
Das thaten wir in raischer eil,

*) Lauter Geschützbezeichnungen.

Ulrich von Hutten gegen einen solchen Plan mit den Worten: „Einige fa Rätthe gehen mit dem Plane um, für den Fall von Wazzen's Ableben einem H zuzuwenden, wohl gar dem alten Feind des deutschen Reiches, dem König von Fran das ist aber ein schmähtlicher und deutscher und hochverrätherischer“

Am liebsten hätte man wohl einen der deutschen Fürsten auf dem Kaiser gesehen, und war Friedrich der Weise von Sachsen in Aussicht gezogen. Aber schreckte vor der schweren Bürde zurück und lehnte unter Hinweis auf sein hohe ab; Markgraf Joachim von Brandenburg, der vorgeschlagen wurde, trat gleich zurück, und nun wurde Karl von Spanien, der 12 Millionen Thaler an seinem wendete, gewählt, aber nur unter Bedingungen, welche der kaiserlichen Macht Eintrag thaten. Er mußte sich verpflichten, die Aemter nur mit Deutschen zu ohne Einwilligung der Kurfürsten keine Kriege zu beginnen, sein Bündniß zu seinen Reichstag einzuberufen und keine Steuern auszusprechen. Es war dies die sogenannte „Wahl-Capitulation“, welche später alle Kaiser eingehen. Sie war weniger von praktischen Folgen, da ja die vom Reiche unabhängigen der habsburgischen Fürsten ihrem Willen genügende Kraft gab, aber für die sinkende Bedeutung der Kaiserwürde war eine solche neue Einschränkung misslich.

Und doch hätte das innerlich zerklüftete und durch die Religionswirren ersch Reich so sehr der Unterordnung unter einen festen Willen bedurft! Auf seinem Reichstage zu Worms, 1521, wollte Kaiser Karl V. den Religionsfrieden her und eine Einigung erzielen. Aber ohne den eigenen Standpunkt ganz aufzugeben diese für beide Theile unmöglich, die Gegensätze waren schon zu tief eingewurzelt war es, wo der alte tapfere Feldhauptmann Frundsberg zu dem vor den herberufenen Martin Luther sagte: „Münchlein, Münchlein, Du gehst einen Gang gleichen ich und mancher Obrister in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht haben; bist Du aber auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes fort, er wird Dich nit verlassen.“

Auf dem gleichen Reichstag trat Karl V. die deutsch-österreichischen seinem Bruder Ferdinand I. ab, wodurch die Scheidung des Hauses Habsburg in die deutsche und spanische Linie vollzogen wurde. Wie zu erwarten stand, verschmerzte Franz I. das Fehlschlagen seiner Hoffnungen auf die Krone nicht und Eroberungen in Italien sollten ihn dafür entschädigen. Da er noch Mailand, das als Reichslehen galt, besetzt hielt, verlangte Karl V. ein Heer von 4000 Mann und 2000 Fußknechten, für welches eine neue Matrifel ver wurde, die den Städten die Hauptlast auferlegte.

Noch im Jahre 1521 begannen die Feindseligkeiten; das deutsch-spanische machte den Fortschritten der Franzosen ein rasches Ende. Karl V. eroberte Mailand und durch die Schlacht an der Bicocca wurde die ganze Lombardei von den Franzosen gesäubert, die durch den Uebertritt des tapferen und kriegserfahrenen Connetable Karl von Bourbon (Bild Seite 264) in kaiserliche Dienste einen unersehblichen Verlust erlitten. Erstaunlich über die Erfolge Karl's, schlossen der Papst, Venedig und Frankreich ein Bündniß mit Franz I., und durch die Unterstützung Englands schien dieser die Oberhand zu bekommen, doch die berühmte Schlacht bei Pavia, von Frundsberg und Bourbon geschlagen, machte den Hoffnungen ein rasches Ende.

Franz I. hatte im Winter 1524 den Herzog von Bourbon mit einem Heer von 40.000 Mann genöthigt, die schon weit gediehene Belagerung von Marseille

heben und folgte dessen Rückzuge längs der Meeresküste auf dem Fuße nach, wobei Bourbon's ohnehin entmuthigte Armee schwere Verluste erlitt. Rasch vertheilte er dieselbe in die Garnisonen von Vodi, Pavia, Alessandria und Como und eilte dann — er, der von Machebegier beflügelte Muthelose — um neue Mittel und ein neues Heer zum Kampf gegen sein Vaterland aufzubringen. Herzog Karl III. von Savoyen, der zwar nicht offen gegen die Franzosen Partei ergriff, aber ihre scrupellose Vänderräuber fürchtete, versah ihn mit Geld und überließ ihm sogar seine Kostbarkeiten, und mit diesem wichtigen Behelf zur Kriegsführung versehen, eilte Karl von Bourbon nach Deutschland, um ein neues Heer zu werben. So zahlreich drängte man sich ihm zu, daß er nur die schon gedienten und ausgesuchten Leute annahm und bald wieder mit einem Heer von 13.000 Mann auf italienischem Boden stand. Auch den alten Georg von Frundsberg hatte man wieder in das Feld gerufen, und in unglaublich kurzer Zeit hatte er 29 Fähnlein Fußvoll gesammelt. Zu ihm stießen noch die auf Verreiben des Erzherzogs Ferdinand vom Land Tirol beigestellten 18 Fähnlein unter Max Sittig von Hohenems und 200 Kyrasser unter Niklas von Salin. Ende December durchzog er mit diesem Heere die Alpen, stand Mitte Jänner an der Adda und vereinigte sich mit Bourbon.

Papst Clemens VII., dem im Grunde vor beiden Theilen gleich bange war, sendete in das französische und kaiserliche Lager einen Legaten, um überall die Lage als höchst gefährlich zu schildern. Aber dieser fand nirgends Gehör, und als es schien, daß der Vicekönig von Neapel, der Niederländer Karl Graf Lannoy, unschlüssig werde, fuhr Frundsberg zornig gegen den Legaten auf, warf ihm vor, Zwietracht zu stiften, und trieb ihn mit dem Knäuf des Schwertes aus dem Lager.

Franz I. hatte indessen kostbare Zeit mit der Belagerung Pavia's, das von dem tapferen Spanier Antonio de Leyva vertheidigt wurde, verloren, statt den Aufmarsch und die Vereinigung seiner Gegner zu hindern. Er hatte Pavia mit einem besetzten Lager umschlossen und bedrängte es so hart, daß schon Noth herrschte und die Besatzung schwierig wurde. Aber Frundsberg, der die Belagerer unablässig neckte und ermüdete, wußte Geld- und Mundvorrath in die Stadt zu schaffen, dadurch den Muth der Besatzung zu heben und zugleich ihnen den Tag des Angriffes auf die französische Stellung mitzutheilen.

In einem letzten Kriegsrath beschloß man, trotz der Stärke der französischen Stellung, die Schlacht zu wagen, da auch das kaiserliche Heer anfang, durch das Wetter und Proviantmangel zu leiden. Mit Mühe hielt man den zum Abzug geneigten Lannoy zurück, und der tapfere Marschese Franz Ferdinand Avalos von Pescara rief diesem zu: „Wie ist's im Kriege möglich, Alles zu erhalten, das mindeste Uebel ist des rechten Feldherrn Augenmerk; Theilung aber ist immer verderblich. Hier muß man mit ganzer Macht gegen die Franzosen streiten; unterliegen sie hier, so ist auch Neapel für den Kaiser sicher.“ Frundsberg aber sagte in seiner kurzen, derb-naiven Weise: „Nest kommt's einmal auf den Nothknopf an, es nützt nichts, als den König im Thiergarten überfallen, trotz seines Vortheils angreifen und die Sach' Gott empfehlen.“

Marschese Pescara besänftigte durch Geld, das er für erbeutet ausgab, aber geborgt hatte, seine schon murrenden Spanier. Frundsberg aber ließ Umlschlag im deutschen Lager halten, trat in den Ring seiner Lanzknechte und sprach: „Liebe Brüder und Söhne! Alles Kriegsvolk, Welsche und Spanier, zu Roß und zu Fuß, ~~und~~

willig, dem Kaiser sein Herzogthum Mailand wider den Franzosen zu erhalten, bin auch wegen nichts Anderem hergekommen. So hoffe ich denn, ihr werdet halten, wie immer, als es frommen Deutschen ziemt. Wir haben wohl einen Feind, aber habt ihr nicht seine besten Hauptleute und Volk schon mehrmals geschlagen und jetzt auch mit Gottes Hilf gewissen Sieg zu erhoffen? Und sollten wir nicht thun, unsere lieben Brüder in Pavia zu erretten? Welcher das thun will, den Hand auf!"

Da hoben sich Aller Hände zur Höhe und sie schrien: „Herr Rüdiger unser Führer und Vater, sie wollten mit ihm Leib und Leben daran setzen!“

Das französische Heer, 60.000 Mann stark, hatte, des Angriffs gewarnt,



Karl von Bourbon. (Seite 262.)

Stellung eingenommen, die von Pavia fast bis nach Mailand reichte, das Heer vom König selbst befehligt, stand auf einer dominirenden Hügelreihe; der rechte Flügel unter Karl IV., Herzog von Alençon, hielt den durch Mauern, Gräben und Bastionen befestigten Thiergarten und Park von Mirabella besetzt; den linken Flügel befehligte der Marschall von Chavannes, der die Vorstadt la Roncha besetzt hatte.

Noch in der Nacht vom 24. auf den 25. Februar 1525 schritt das französische Heer, das einschließlich der Garnison von Pavia kaum halb so stark war wie das österreichische, zum Angriff. Um sich in der Nacht zu erkennen, mußte jeder Soldat ein Leuchtfeuer über die Rüstung anlegen. Alfons del Gasto, ein Neffe Pescara's, warf die Thiergartenmauer an mehreren Orten nieder und nahm das Schloß Mirabella

zum für die Nachrückenden zu schaffen, die sich, von Alfons d'Alalos Marchese des Sto (Quast) geführt, auf die französische Stellung warfen. Da gleichzeitig auch von Pavia aus den Franzosen in den Rücken fiel, waren sie anfangs über unvermutheten vehementen Angriff bestürzt, saßen sich aber bald wieder.

König Franz ließ seine Artillerie unter dem Großzeugmeister von Frankreich, Rob Galliot von Henouillac, vorrücken, und dieser überschüttete die Kaiserlichen mit einem Regnetregen.

Frundsberg befahl seinen Leuten, sich in die Gruben zu lancern, damit die Kugeln über sie wegschlugen; die schwerfälligeren Spanier ahmten dies aber nicht nach und erlitten große Verluste. Da machte Chabot de Brion einen Weiterangriff auf



Konrad von Voineburg. (Seite 250.)

das schon erschütterte kaiserliche Fußvolk, warf es in ein nahees Wäldchen und drang bis zu den Geschützen vor, deren Gespanne er durch Durchhauen der Sehnen zur Bewegung unfähig machen ließ. Nur Frundsberg hielt an dieser Stelle noch aus; die Schlacht schien verloren und die Franzosen ließen in der That Siegesfanfaren blasen.

Um aber nicht alles Antheils am Ruhme verlustig zu gehen und in der Hoffnung, dem so bitter gekafteten Herzog von Bourbon zu begegnen, stürzte sich nun König Franz I., die Verchanzung verlassend, auf das weichende spanische Fußvolk, wodurch seine Geschütze, um nicht den eigenen Schaa ren zu schaden, zum Schweigen gezwungen wurden. Von diesem Momente an nahm die Schlacht eine andere Wendung. Pescara theilte seine spanischen Schützen nach vier Seiten, so daß sie der dichtgedrängten französischen Reiterei und den Schweizern gleich verderblich wurden. Karl von

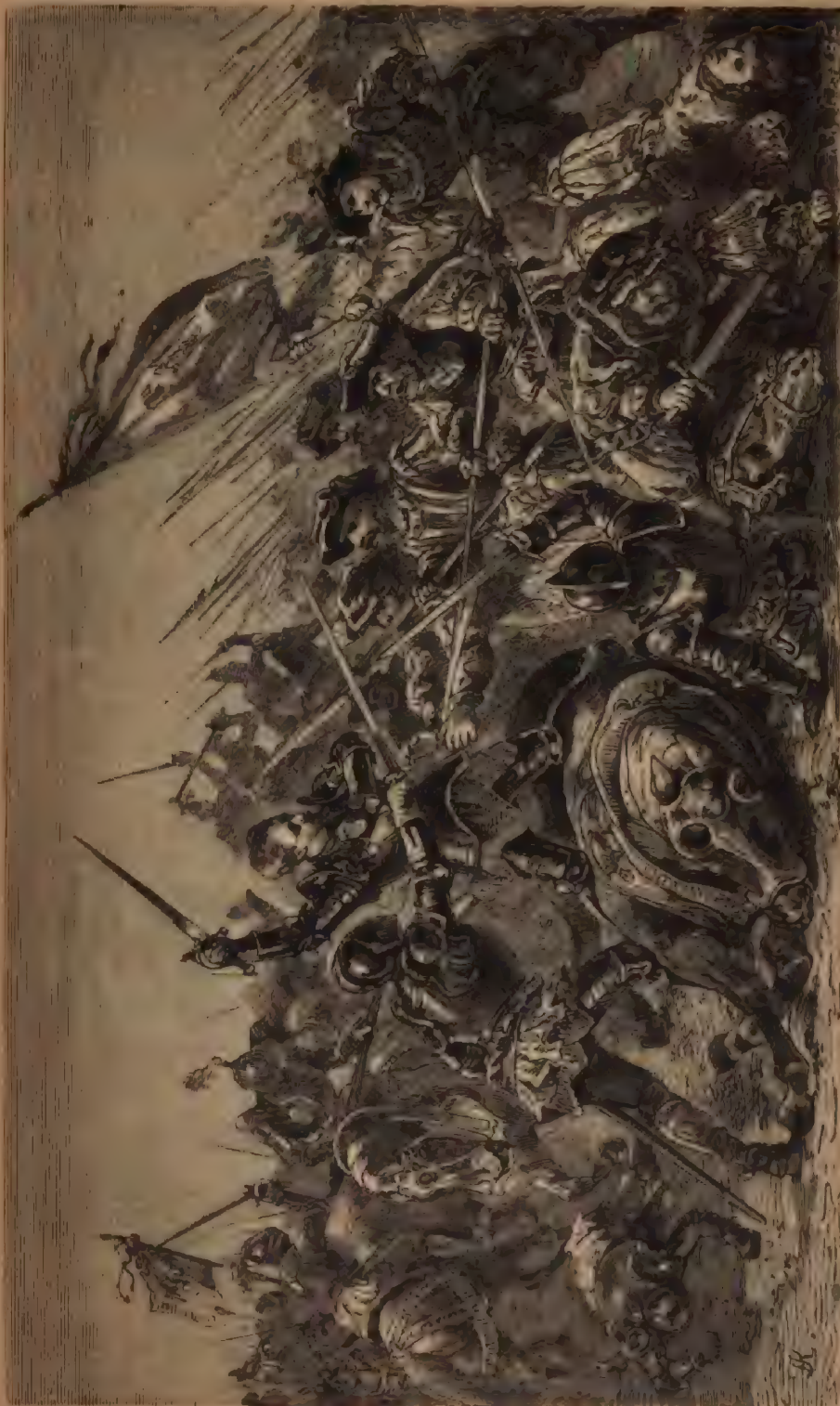
Bourbon aber umfaßte mit dem spanischen und italienischen Fußvolk das von seinen beiden Flügeln getrennte Mitteltreffen des Königs, Frundsberg und Sittich an sich schlugen mit den Lanzknechts-Fähnlein die beiden Flügel, wobei Marschall Chabannes fiel.

Hierbei stieß Georg von Frundsberg auf die berüchtigten „schwarzen Banden“, die meist aus Deutschen bestanden, über welche wegen ihres Verbleibens in fremdem Kriegsdienst schon lange die Reichsacht verhängt war. Deren Führer, Georg Hans Langenmantel aus Augsburg, fiel unter Frundsberg's Streichen, der dem Todten die mit Juwelen geschmückte Hand abhieb und sie seinen Knechten zuwarf. Nun drangen die kaiserlichen Deutschen mit furchtbarer Erbitterung unter gewaltigem Schlachtrauf gegen die „Schwarzen“, die ihnen, alle ihre Fürsten und Hauptleute im ersten Stieb, entgegentraten. „Da stachen und schlugen sie denn im grimmigen Wech mit Speizen, Hellebarden und Schwertern auf einander, kein Proßoß oder Waibel blieb dabei baß: der Haß unter den Söhnen derselben Mutter war größer als die Kraft ihrer Leiber. Damit aber keiner der Gedächten entrinne, umschlossen Frundsberg und Sittich mit wunderbarer Geschicklichkeit den Feind. So saßte die drängende Gewalt von 10000 Speizen die kleinere Schaar wie mit einer Fange und ließ nicht eher ab, unter jubelndem Geschrei niederzustößen und zu morden, bis in der zusammenge-drängten Mitte nur noch ein Haufe von Verwundeten und Leichnamen lag.“

Unterdessen hatten Pescara's Schützen die Reihen der Gensdarmes so gelichtet, daß an keine Herstellung der Ordnung mehr zu denken war. Schon war ein Herzog von Lothringen und ein Herzog von Suffolk gefallen. Wilhelm Bouffier, Admiral von Bonnivet, stürzte sich mit offener Brust und bloßem Kopf verzweifelt in die Feinde und am ganzen Schlachtfeld hörte man den Ruf: „Wo ist der König? Rettet den König!“ Nicht um Franz I., der tapfer stritt, scharten sich seine Großen, und dabei fielen die Marschälle von Foix, la Tremouille, la Palisse, der Bastard von Savoyen und eine große Zahl von Würdenträgern und Adligen.

Franz I., in schimmernder Rüstung und mit Juwelen bedeckt, focht mit unerschütterlicher Tapferkeit fort, bis ihn Niklas von Salm mit seinen Reitern einschloß, des Königs Hengst mit eigener Hand zum Fall brachte und ihn an der Hand verwundete, woegen der König Salm durch den Schenkel stach. Wiederholt verwundet, kämpfte Franz I. noch fort, als ihn ein Spanier beim Helmbusch ergriff und rückwärts zu Boden riß. Zwei Leute des Herzogs von Bourbon erkannten ihn, eilten herbei und baten ihn, sich zu ergeben. „An wen?“ fragte der König, und auf die Antwort, daß der Connetable in der Nähe sei, entgegnete er entrüstet: „Lieber zehnmal sterben!“ Erst dem herbeigeeilten Vicekönig Lannoy ergab er sich, durch seine tapferen Haltung allerdings zu dem Ausspruch berechtigt, den er in einem Brief an seine Mutter gebrauchte: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!“ (Siehe das Bild.)

Als Graf Lannoy den Degen seines königlichen Gefangenen empfing, ließ er sich ehrfurchtsvoll auf die Knie nieder; in gleicher Weise lieferte er denselben an Kaiser Karl V. aus, welcher ihn nach Madrid brachte, wo er bei 300 Jahre im Arsenal verblieb. Im Jahre 1808, 190 Marschall Murat, Großherzog von Berg, in Madrid einzog, wurde der Degen Franz I. im Namen des Kaisers Napoleon I. reclamirt. Der König von Spanien machte anfangs viele Schwierigkeiten, mußte aber endlich einwilligen. Zwei der vornehmsten Herren des Hofes wurden beauftragt, den Degen in einer Hofequipe abzuholen; mit dem ganzen Ceremoniell der spanischen Entree



Die Gefangennehmung Franz I. in der Schlacht bei Pavia, 1525.

1890

1891

1892

1893

1894

1895

1896

1897

1898

1899

1900

1901

wurde er auf reichen Kissen im Hintergrunde des Wagens niedergelegt, während die beiden Hofherren bescheiden die Vorderseite einnahmen. So wurde der Degen Murat überliefert, welcher ihn durch den General Montholon an Kaiser Napoleon sandte, der sich eben in Bordeaux befand. Der Kaiser empfing den Degen mit großer Freude und sagte: „Es gereicht mir zu großem Vergnügen, den Degen Franz des Ersten Frankreich wiedergeben zu können. Es ist“ — fügte er hinzu — „der Degen eines tapferen Soldaten, aber eines schlechten Generals.“

Von da an hatte der Degen mancherlei Wanderungen durchzumachen. Erst gelangte er ins Artillerie-Museum zu Paris, dann machte ihn Napoleon seinem Bruder Jérôme zum Geschenke und dieser gab ihn seiner Tochter Mathilde, als sie den Fürsten Anatole von Demidoff heiratete (1841), als Brautschatz mit. Eine Klausel des Heiratscontractes bestimmte, daß der Degen Franz I. einen Theil der Mitgabe der Prinzessin ausmache und den aus dieser Heirat hervorgehenden Nachkommen oder in Ermangelung derselben dem Fürsten Demidoff zufalle. Dagegen protestirte Herr Pons de l'Herault, sowohl beim französischen Minister-Bevollmächtigten in Toscana als auch beim Prinzen Jérôme mit der Begründung: Napoleon hätte kein Recht gehabt, mit einer historischen, französischen, durch die Waffen Frankreichs wiedereroberten Reliquie wie mit einem Privateigenthum zu verfügen; anderseits aber würde auch des Kaisers Wille mißkannt, wenn man den Degen Franz I. einem russischen Unterthan überliefern wollte. Der Protest nützte nichts, denn als Fürst Demidoff im Jahre 1870 starb, fand sich der Degen in seinem Nachlasse, aber er hatte, das Recht des Landes auf die historische Waffe würdigend, dieselbe an Frankreich vermacht und der Degen kam nach Paris in das Museum der Souveräne im Louvre. Ein Pariser Journal machte damals folgende treffende Bemerkung: „Die Betrachtung, auf welche uns die Biographie des Degen des ritterlichen Königs leitet, ist die, daß unter Allen, welche ihn besaßen, seit seinem ersten Herrn — Kaiser, König, Prinzessin u. s. w. — sich nicht Einer befindet, der an Frankreich gedacht hätte und somit der einzige Franzose ein — Russe ist.“

Der berühmte Harnisch Franz I., welchen seinerzeit Napoleon I. wieder aus der Ambraiser Sammlung nach Paris bringen und dort mit großem Spectakel empfangen ließ, ist ein um so interessanteres Stück, als derselbe von einem Innsbrucker Meister verfertigt wurde. Kaiser Ferdinand I. hatte ihn nämlich nebst anderen Rüstungen für König Franz I. und seinen Hof machen lassen. Freilich ist nicht erwiesen, ob Franz I. den Harnisch wirklich getragen hat, aber diese Angelegenheit liefert neuerdings den Beweis, daß es eine große Verkehrtheit ist, die unbekannten Meister so vieler vorzüglicher Kunstwerke des Inlandes stets nur bei fremden Nationen und nicht vorwiegend in der Heimat zu suchen.

Georg von Frundsberg hatte während der Katastrophe rastlos weiter gekämpft und auch noch den letzten Reservehaufen der Franzosen gesprengt, dessen Obersten, Karl von Amboise, er mit eigener Hand erschlug. Als er sah, daß die Spanier und Italiener sich dem Plündern des französischen Lagers überließen, hielt er seine Lanzknechte beisammen, um einem noch immer möglichen Angriff begegnen zu können. Aber die französische Armee war führerlos, gesprengt, und 20.000 der Abriegen deckten die Wahlstatt. Als ihm von allen Seiten zugejauht wurde und die Feldherren einstimmig erkannten, er und Pescara hätten das Beste gethan und die drohende Niederlage in einen glänzenden Sieg verwandelt, da hob der fromme Held die Hände zum Himmel und sagte: „Dir, Dir sei die Ehre, nicht mir!“

Der Sieg von Pavia schien den alten Kampf um die Herrschaft in Italien endgiltig zu Gunsten des deutsch-spanischen Einflusses entschieden zu haben. Der Friede zu Madrid gab König Franz die Freiheit und in der Schwester des Kaisers ein aufgedrungene Braut, aber er wollte sich in die eben erst eingegangenen Bedingungen nicht fügen und nachdem zuerst die „heilige Ligne“ — der Papst, Venedig und Florenz — allein den Kampf gegen den Kaiser fortgeführt hatten, sehen wir schon Ende 1526 auch wieder Frankreichs Heere in Italien. Erbittert über einen solchen Treubruch, der durch Zurückweisung des Ehevollzuges mit Leonore von Portugal, der Schwester Karl V., auch der persönlichen und Familienehre des Kaisers nachtrat, rißte er solches Benehmen mit scharfen Worten, und die Folge war — eine Herausforderung zum Duell. Die Geschichte der darüber gepflogenen Verhandlungen ist so interessant und einzig in ihrer Art, daß sie hier Platz finden muß.

Das Duell zwischen Karl V. und Franz I.

Gab es je zwei Fürsten, die das ganze Leben hindurch einander persönlich abgeneigt waren, so war es Karl V. und Franz I. Immer führten sie gegeneinander Krieg mit den Waffen in der Hand, oder, wenn sie sich einmal erschöpft fühlten und neue Kräfte sammeln mußten, durch fremde kleine und große Streithähne, die sie einander wechselweise auf den Leib legten, oder endlich durch Beleidigungen aller Art, die bloß ihre Personen betrafen. Beleidigter Ehrgeiz, Uebermuth, Unredlichkeit, empfindliches Unglück, falsche Freunde, alles, alles hatte dazu beigetragen, diese Fürsten, die zwei mächtigsten ihres Zeitalters, im höchsten Grade mit einander zu entzweien.

Wie schon erwähnt, hatten sich Franz I. mit Karl V. zu gleicher Zeit um die deutsche Kaiserkrone beworben; durch die Ungeheuerlichkeit seines Geisanten und andere Einflüsse hatte ihm Karl den Rang abgewonnen, und so süßfreundliche Wien auch immer König Franz machte, so war sein Ehrgeiz doch zu empfindlich gekränkt worden, um nur je mit Karl innig vertraut werden zu können. Nun hatte ihn gar die unglückliche Schlacht bei Pavia zum Gefangenen gemacht, und der Friedensschluß, den dies zur Folge hatte, legte ihm Verbindlichkeiten auf, die Frankreich mehr ruinierten, als der kostspieligste Krieg thun konnte. Um Freiheit und Krone wieder zu erhalten, mußte er ungeheure Summen zu zahlen, große Provinzen abzutreten versprechen und zur Sicherheit die eigenen Söhne zu Geiseln geben.

Indessen schon vor der Unterzeichnung der Friedensacte hatte Franz gegen alle Punkte derselben im vertrauten Freundeskreise protestirt und seine Ehre dadurch zu sichern gesucht. Die Prinzen wurden zwar statt seiner umgewechselt, allein er hoffte ihre Freiheit leichter zu erzwingen, weil er nun bereits die eigene, im Lande nöthiger, dadurch erkaufte hatte.

Wie mußte nun Karl V. erbittert werden, als er allen seinen Einfluß und seine Gewalt in der Hauptsache bloß darum vereitelt sah, weil sich sein entlassener Gefangener dadurch von aller Verbindlichkeit losgesprochen glaubte, daß sie ihm war durch den Druck der Umstände abgeköthigt worden. Die Folge davon war nun eben, daß eine persönliche Feindschaft gebildet wurde, die das ganze Leben hindurch zwischen Beiden fortbauerte und nur zum Scheine bisweilen unterdrückt schien, um desto heftiger, gleich einem lang verschlossenen Vulkane, aufs Neue wieder auszubrechen, die kein, auch noch so tadelnswerthes Mittel unverjucht ließ, dem Gegner zu schaden, ihm Beleidigungen

zuzufügen. Schmähchriften überschwennten ganz Europa, man arretirte die Gesandten, man schickte sie auf eine beleidigende Art zurück; der Wohlstand, das Völkerrecht galten gleich wenig, und am Ende kam es sogar so weit, daß sich beide Fürsten als bloße Edelleute betrachteten und sich zum Zweikampf herausforderten, wozu König Franz den ersten Impuls gab. Und wie edelmännisch hatte Karl V. gehandelt! Da bei dem mit Franz I. zu Madrid abgeschlossenen Frieden der Kaiser den gefangenen und von seinem Reiche entfernten König nicht demüthigen wollte, so unterzeichnete er im Vertrage: „Karl, Bürger von Gent“, wo er bekanntlich das Licht der Welt erblickte. Franz dagegen, welcher zu Angoulême geboren war, dajelbst aber auf kein Bürgerrecht mehr Anspruch machen konnte, unterfertigte sich: „Franz, Herr von Wandre“, das letztere war nämlich das bescheidenste seiner königlichen Schlösser.

Zuerst erklärte nun Franz den Krieg zwischen den Nationen: er sandte zunächst einen Herold an Karl V., den dieser jedoch auf die originellste Art abfertigte. Er gab ihm nämlich zur Antwort: „Ich erstaune, daß Euer Herr mir einen Krieg erklärt, der zwischen uns noch gar nicht aufgehört hat. Ist Euer König denn frei? Hat er nicht das Ehrenwort gegeben, in die Gefangenschaft zurückzukehren, wenn der Madrider Tractat, den ich Eurem gefangenen König dictirte, von ihm nicht erfüllt werden könnte? — Sonderbar! Schon vor zwei Jahren habe ich ihm durch seinen Gesandten ein Wörtchen mittheilen lassen, und der Held, der so viel von Ehre spricht, hat es bis jetzt nicht verstanden, oder sein Minister hat es ihm nicht hinterbracht. Sei indessen dies der Fall oder sei Euer König wirklich taub, nun so mache ich Euch dafür verantwortlich, daß Ihr ihn, wie billig, daran erinnert.“ — Damit entließ ihn der Kaiser.

Es läßt sich denken, wie Franz I. diese verachtungsvollen Worte aufnahm, die er nicht einmal verstand. Er schrieb sogleich an seinen Gesandten an Karl's Hof, um zu erfahren, was der Kaiser ihm gesagt habe, um ihm seine Nachlässigkeit oder unzeitige Furcht zu verweisen. Der Gesandte entschuldigte sich mit einer wahren oder vorgegebenen Unwissenheit und wendete sich unmittelbar an den Kaiser, der unterm 8. März 1528 folgende Antwort gab: „Ich habe Euch gesagt, daß Euer Herr leichtsinnig sein in Madrid gegebenes Ehrenwort brach, daß ich — leugnet er etwa — Mann gegen Mann ihm mit dem Degen in der Faust dies beweisen will. Da übrigens die Feinde der Christenheit (die Türken) auf allen Seiten drohen, so steht es den Königen, welche die Reichthümer derselben sein sollen, schlecht an, das Blut ihrer Unterthanen zu vergießen, und es ist wohl besser, wenn sie ihre Zwistigkeiten mit einander einmal unter sich selbst ausmachen.“ Zum Schluß forderte er ihn noch einmal auf, „Wort für Wort nach Paris zu berichten“.

Das war eine Herausforderung zum Duell in optima forma. Zwanzig Tage darauf gab Franz I. dem aus der Gefangenschaft entlassenen kaiserlichen Gesandten — es war dies der berühmte Anton Perrenot von Granvelle, Cardinal, Erzbischof von Mecheln — die Abschiedsaudienz und erklärte sich denn namentlich über die indessen angekommene Erklärung Karl's V. sehr lebhaft, indem er die derbste Ausforderung, von eigener Hand unterschrieben, beifügte. Er sagte unter Anderem darin: „Der zum deutschen Kaiser Erwählte hat es in seinen Hals hinein gelogen, wenn er behauptet, daß ich, Franz I., die Ehre des Edelmannes verletzt habe. Zeigt mir den Ort des Kampfes an“, schloß er, „schreibt nichts mehr und stellt Euch Mann gegen Mann in geschlossenen Schranken.“

Franz verlangte überdies, daß Granvella dieses Libell mit nach Spanien nehmen sollte; doch der Cardinal entschuldigte sich damit, daß sein öffentlicher Charakter aufgehört habe, und es sah sich Franz genöthigt, es durch einen besondern Herold abzusenden, der zugleich auf bestimmte Erklärung dringen und sich den Ort, wo der Kampf stattfinden könne, anzeigen lassen sollte.

Karl war gerade in Aragonien. Er empfing den Herold sehr human. Je unhöflicher, je brutaler Granvella in den letzten Augenblicken von Franz I. behandelt worden war, desto mehr suchte Karl das Unschickliche eines solchen Benehmens durch das ganz entgegengesetzte Verfahren zu beschämen. Als daher der Herold erklärte: „Ich habe über nichts Antwort zu erhalten, als wo der Kampf stattfinden soll; irgend einen andern Auftrag darf ich, dem Willen meines Herrn zufolge, durchaus nicht übernehmen“, versetzte Karl V. stolz: „Euer Herr hat hier keine Befehle zu geben. Geh! Mein Herold wird die Antwort bringen.“

Diese Antwort ging auch unverzüglich ab und entgegnete auf die Ausflüchte des Königs, die er in Hinsicht des Madrider Tractates machte, wie auf die Ausforderung.

„Ich nehme sie mit Freuden an“, schrieb er, „sie hat mir viel zu lange gedauert, da ich sie, den 18. März datirt, erst am 8. Juni erhalten habe. An der Bidassoa (Grenzfluß zwischen Frankreich und Spanien) soll der Kampf sein. Ihr kennt ja den Ort; es ist derselbe, wo man Euch in Freiheit setzte, wo Ihr Eure Kinder als Geiseln Eures Ehreuwortes gabt, das Ihr nicht hielten. Habt Ihr Ehre, so findet Euch nur hier ein. Wir bringen beide einen Edelmann als Secundanten mit, welche die Sicherheit des Platzes, die Wahl der Waffen &c. bestimmen können.“ Und da Franz I. an Karl noch geschrieben hatte: „Wenn Ihr nur schreibt und antwortet, ohne den Kampfplatz selbst zu bestimmen, so nehme ich das für leere Ausflucht, für Weigerung, für Feigheit an“, so erwiderte jetzt Karl Gleiches mit Gleichem und schloß seine Depesche mit den Worten: „In vierzig Tagen erwarte ich Euch; in vierzig Tagen von dem an gerechnet, wo Euch der Herold dieses Papier überreicht; und erscheint Ihr da nicht, so fällt die Schande des Außenbleibens auf Euch!“ — Der Kaiser fügte noch die Abschrift des sechsten Artikels vom Madrider Friedensschluß bei, worin sich der König verbindlich machte, nach Spanien als Gefangener zurückzukehren, wenn Burgund in vier Monaten nicht den Händen des Kaisers überliefert wäre.

Wer hätte nun bei so bewandten Umständen, bei solchen die Ehre in Anspruch nehmenden Bestimmungen von Zeit und Ort denken können, daß dessenungeachtet dieser Zweikampf, auf den nun, wie natürlich, die Aufmerksamkeit von ganz Europa gerichtet war, nicht würde zu Stande kommen? Besonders da man wußte, daß Franz I. ungemein tapfer und muthig war, wie die Schlacht von Marignano, wo er die Krast der Schweizer für immer lähmte, und von Pavia der ganzen Welt bewiesen hatte. Wer hätte da wohl geglaubt, daß Franz I. am Ende dem Kampfe zu entgehen suchen würde?

Und doch war es so. In dem Augenblicke, wo er die Ausforderung nach Spanien abhandte, hatte er wohl gewißlich nicht den Muth verloren, aber es mochten in ihm so schwere Bedenken aufgestiegen sein, daß er jedes Mittel ergriff, um loszukommen, ohne seine Ehre bloßzustellen; und da gab es allerdings nur eine Art und Weise — die Verzögerung.

Man vergesse nicht den Vorwurf, den ihm Karl macht, daß das Cartell vom 18. März datirt und ihm erst den 8. Juni übergeben sei; — woher dieser Verzug?

bei einem Papiere, das ein besonderer Herold überbrachte? Hierauf ging Karl's Antwort aus Monzon in Aragonien, wo er sich gerade damals aufhielt, den 24. Juni mit einem besonders dazu beauftragten Wappenherolde ab, der den 30. Juni in Fontarabia anlangte und sogleich durch einen Courier in Bayonne um einen Paß bat, den er schon zu finden gehofft hatte; wenigstens war dies von dem zurückgegangenen Herolde des Königs versprochen worden. Der französische Gouverneur antwortete, daß er noch den Paß selbst erst erwarte und ihn dann sogleich schicken werde. Indessen kam den Tag darauf von ihm schon eine zweite Depeſche. Er schrieb: „Der König will wissen, ob der Herold den Kampfplatz zu bezeichnen käme. Mit jedem anderen Auftrag könne er nur sogleich zurückgehen.“

Die Sache war zu wichtig, um für sich zu entscheiden. Ein Courier ging an Karl V. ab, um darüber Belehrung zu erhalten, und am 16. Juli schrieb der Herold an den Gouverneur: „Allerdings sei er beauftragt, den Ort anzugeben, wo die Schranken geöffnet sein sollten: übrigens habe er noch einige damit zusammenhängende Gegenstände zu melden.“ Schon den Tag darauf kam vom Gouverneur die Antwort: „Der König will weiter nichts als den Ort des Kampfes und weiter gar, gar nichts wissen. Ist nun Eure Instruction darauf gerichtet, so werde ich Euch eine Escorte schicken.“

Bis zum 26. Juli erwartete der Spanier die versprochene Escorte vergebens. Endlich schrieb er aufs neue: „Ich wundere mich nicht wenig über alle diese Verzögerungen, und noch mehr darüber, daß Der, der so viel redete und zum Kampf herausfordert, dennoch nicht einmal erlauben will, ein Wort über die damit verwandten Gegenstände zu sprechen. Ich verlange jetzt meinen Paß, und erhalte ich ihn nicht, so protestire ich hiermit feierlichst gegen allen dadurch verursachten Aufschub, gegen die sonst daraus hervorgehenden Folgen.“

Wer nicht darauf antwortete, war der Gouverneur. Einige Tage später schickte der Herold eine Copie der vorigen Depeſche, und als nun gar diese ebenfalls ohne Antwort blieb, sandte er ihm die dritte nach, worauf sein Trompeter die mündliche Antwort mitbrachte: „Er solle zu allen Teufeln gehen und sich nicht wieder blicken lassen.“ Selbstverständlich nahm der Spanier einen vollständigen Verbalproceß auf, um aber in Hinsicht seines kaiserlichen Herrn allen Schein von Feigheit abzuwälzen, schrieb er doch noch einmal unterm 12. August, und jetzt endlich langte eine Erwiderung an, die einen ganz andern Ton anstimmte. Der Gouverneur schrieb: „Der Paß ist da und der König sehr böse auf mich, daß ich Euch so lange aufhielt. Ein Edelmann soll Euch, sobald Ihr es verlangt, abholen.“

Um das ganz sonderbare, bisherige eigene und königliche Benehmen zu rechtfertigen, legte er die Depeſche des Königs selbst bei. Als ob dieselbe nicht für diesen Zweck hätte entworfen werden können: als ob man dies — betrachtet man die Sache nach allen Seiten — nicht als sicher voraussetzen mußte. In jedem Falle muß wenigstens zugegeben werden, daß der Gouverneur wohl wußte, es geschehe dem Könige Franz ein Gefallen damit, wenn der Zweitampf wenigstens aufgeschoben würde.

Am 19. August reiste der Spanier nach Frankreich ab und den 7. September langte er in der Nähe von Paris an. Als er in Stampes, einer etwa fünf Meilen von Paris gelegenen Stadt, ankam, hieß es: „Der König ist auf der Jagd. Ihr sollt Euch auf das Schloß Longjumeau begeben und auf Nachricht von ihm warten.“ — Der Herold schüttelte bedenklich das Haupt, mußte aber doch nachgeben. Den Tag

darauf bekam er die Nachricht: „Der König ist wohl zehn Stunden von hier, er verfolgt einen Hirsch und wird nicht hieher kommen. Der Herold soll indeß warten, bis der König nach Paris zurückkehrt, wo er ihm dann Audienz geben wird.“

Das kam dem Herold noch wunderlicher vor; er vermuthete darin nur leere Ausflüchte und verlangte durchaus, sich nach Paris begeben zu dürfen. Man unterlagte es ihm streng. Da rief er: „Wie, behandelt man so den französischen Gesandten in Spanien, wie ich behandelt werde? Wißt Ihr noch nicht, was Gebrauch ist? Ich werde meinem Kaiser Bericht erstatten. Ihr müßt mich zum König bringen!“ — Da lachten die Franzosen und riefen: „Wohlan, geht in den Wald und sucht ihr Euch selbst auf!“ — Was war dabei zu thun. Nichts, als geduldig den Ausgang der Sache zu erwarten.

Zwei Tage darauf kam König Franz in Paris an. Der Herold erhielt die Erlaubniß, sich zu ihm begeben zu dürfen, und doch kam wieder ein neuer Zwischenfall. Der Spanier wollte nämlich in seiner völligen Antscheidung einreiten, es sollte alles Volk sehen, wer er und was seine Sendung wäre; die Franzosen aber, mündelceremoniös, Feinde der spanischen Etikette, lachten, scherzten nicht auf die feinste Art über seine Eitelkeit, seine Pedanterie. Als er in der Vorstadt ankam, ließen ihn seine Begleiter in einem Hause abtreten, um dem König Rapport zu erstatten. Es verging einige Stunden, ehe sie, von zwei Notaren begleitet, zurückkamen. Mittlerweile hatte sich der Herold guten Muthes in seine Ehrenkleidung geworfen. Wie staunte er, als ihm nun erklärt wurde: „Er wage viel; der Pöbel von Paris könne ihn leicht insultiren. Bestehe er auf diesen Auf- und Einzug, so geschehe es auf seine eigene Gefahr, und niemand könne ihn dann begleiten.“

Der Spanier staunte und verbiß den Ingrimm. Er mußte fürchten, daß er ohne Begleiter beschimpft, daß der Pöbel gerade durch diejenigen aufgehetzt würde, die ihm eigentlich als Sauvegarde dienen sollten. Indessen schwie er einige Minuten überlegte, endlich erklärte er trocken: „Kann man mir nicht Sicherheit für meine Person geben, so gehe ich nicht über die Schwelle dieses Hauses.“ In der That ein sehr weises Benehmen, das auch half. Zwei Edelleute, die ihm die vorige Erklärung gebracht hatten, mußten neue Befehle einholen, und der Spanier sah seine Festigkeit vom besten Erfolg gekrönt — er konnte in völligem Glanze seinen Einzug in Paris halten. Es geschah dies am 9. September, und den 10. erhielt er eine feierliche Audienz, die jedoch auf eine sehr unfeierliche Art endigte.

Es war nämlich Nachmittags vier Uhr, als man ihn aus dem angewiesenen Quartier mit vielen Edelleuten, Huissiers, Waffenherolden und anderem Gefolge zum König führen ließ, der ihn mitten unter allen Prinzen vom Geblüte, Prälaten, Kron- und Großbeamten auf seinem Throne sitzend empfing. So wie der Herold eintrat und sich beugte, um den König zu begrüßen, rief dieser schon ungeduldig: „Nun, Herold, alle Deine Depeschen sprechen von dem Orte des Zweikampfes — wo ist er?“ — Der Spanier erstaunte nicht wenig über diese Lebhaftigkeit, die mit seinem ehrenfesten Vortrage, den er eben beginnen wollte, so wenig harmonirte.

„Erlauben Euer Majestät*“, fing er an, „daß ich meine Pflicht erfülle und Ihnen eröffne, was mir mein Kaiser zu sagen aufgetragen hat.“ — Aber der König rief: „Nichts! Nichts! Gib die Acte her, wo Dein Kaiser Ort und Sicherheit des

*) Den Ausdruck „Majestät“ führte erst Karl V. ein.

selben bezeichnet." — Noch blieb die Grandezza des Spaniers unerschüttert; ohne sich stören zu lassen, fing er würdevoll an: „Sire! die sehr geheiligte Majestät des Kaisers“

da unterbrach ihn Franz I. wieder schreiend: „Ich will sein Papier haben, dann kannst Du reden, so viel Du willst.“

„Mein Befehl, Sire, lautet“, versetzte der Herold, „es Ihnen erst vorzulesen und dann in Ihre Hände zu geben.“ — Jetzt sprang der König auf; außer sich vor Zorn rief er: „Was ist das für ein heimtückischer Fallstrick?! Will Dein Herr in



Ein deutscher Blutmann. (Seite 280.)

meinem Lande neue Sitten einführen, mir an meinem Hofe Geiege vorschreiben?“ — „Der heimtückische Fallstrick“ (piège malicieuse) brachte den Spanier doch ein wenig aus seinem Gleichmuth; er trat zwei Schritte vor und erwiderte mit scharfer Betonung: „Sire! Mein Kaiser thut nichts, was mit der Würde und Ehre eines Fürsten unverträglich wäre.“

König Franz I. stotterte verwirrt einige Worte heraus, die einer Entschuldigung ähnlich klangen. Einer der Großbeamten wollte das Wort nehmen, neue Mißgriffe von seiner Seite zu verhüten, ähnliche Verlegenheiten ihm zu ersparen, eine Eröffnung zu thun; doch bei dem ersten Tone erwachte des Königs Zorn in noch höherem

Grade. „Nein! Nein!“ schrie er und stampfte mit Händen und Füßen, „ich leide nicht von ihm. Er darf nicht ein Wort herausbringen, bis er gesagt hat, wo sich der Kaiser stellt. — Heraus mit der Sprache!“ wendete er sich dann wieder an den Herold. „Oder gehe, wo Du herkommst.“

Noch ein-, zwei-, dreimal versuchte es der Herold, ein Wort herauszubringen, doch jedesmal sah er sich von dem tobenden König Franz unterbrochen. Endlich sagte er, mit immer sich gleichbleibender Gelassenheit: „Nun, ohne Ihre Erlaubniß, Sire, kann ich meinem Auftrage nicht genügen; wollen Sie mir diese nicht geben, so bitte ich um weiter nichts, als mir diese Weigerung schriftlich zu bezeugen.“ — „Das soll geschehen! Das soll geschehen!“ rief der König.

Der Herold ritt nun in sein Quartier zurück. Er verlangte eine Unterredung mit einem der Großbeamten, und als diese den folgenden Morgen stattfand, erklärte er noch einmal sehr bestimmt darüber: „daß Kaiser Karl V. ganz dem Willen des Königs Franz genügt habe, daß er jeden Augenblick bereit sei, ihm die Acte deselben, jedoch in der von seinem Kaiser geschriebenen Form, zu übergeben, daß er nun aber auch im voraus hier anzeige, wie das Benehmen des Königs in ganz Europa kundgemacht werden müsse, damit man dann endlich erfahre, wer sich auf dem Kampfplatze einzufinden geweigert habe.“

Die nämliche Erklärung wiederholte er vor mehr als hundert Personen und reiste endlich den 16. September nach Spanien zurück. Als er durch Bayonne kam, fragte ihn der Gouverneur daselbst über die Aufnahme, die er gefunden, die Art, wie man seinen Auftrag angenommen habe. „Nun“, versetzte er, „man hat mich nicht gemißhandelt, aber doch auch nicht zum Wort kommen lassen.“ — „Das muthmaße ich schon im voraus!“ erwiderte der Franzose.

Und in der That begreift man recht gut, woher jene Hindernisse kamen, die man dem Herold von dem Augenblick an in den Weg legte, bis er endlich zum Throne des Königs Franz geführt wurde. Einestheils wußte wohl jeder, daß Franz unmöglich mit dem Zweikampfe gedient war, daß er zu viel Ehrgefühl befaß, seine überreichte Herausforderung zurückzunehmen, aber doch es jedem dankte, der den Termin verlängerte. Wohl fehlte es endlich an jedem Vorwande zur Aufschiebung, allein noch blieb ein Mittel übrig — den Herold nicht zum Worte kommen zu lassen, ihm die Form, in der er sprechen und handeln wollte, zu verbieten und ihn so zu zwingen, unverrichteter Sache zurückzukehren. Einestheils hatte er strengen Befehl, sich an seine Form zu halten, anderntheils stand hier Leben und Ehre seines Fürsten auf dem Spiele; den kleinsten Abweg konnte er nicht wagen, ohne sich der schwersten Verantwortung auszusetzen.

Genug, das Duell, worauf ganz Europa die Aufmerksamkeit heftete, kam nicht zu Stande. Franz I., tapfer im Gewühl der Schlacht, durchaus nicht feig, wenn er Mann gegen Mann stehen sollte, schreckte vor den etwaigen Folgen des Duells zurück. Karl machte ihm sein Benehmen gar oft noch zum Vorwurf, jeden Augenblick konnte Franz den Handschuh noch einmal aufheben — aber er hütete sich wohl, dafür aufs neue ein Ohr zu haben.

Uebrigens war das Glück von den Fahnen und der Sache des Königs Franz gewichen, die kaiserlichen Heere unter Karl von Bourbon und Frundsberg schritten von Sieg zu Sieg, die Einnahme Roms und die Gefangennahme des Papstes Clemens VII., die Waffenstreckungen zweier französischen Armeen bei

Aversa und Landriano machten jeden weiteren Widerstand vergeblich, und König Franz mußte einen Frieden anstreben, der naturgemäß nachtheiliger sein mußte als der so schände gebrochene von 1526. Durch Vermittlung der Königin Mutter, Louise von Savoyen, und Karl's V. Tante Margaretha kam der sogenannte „Damenfriede“ zu Cambray zu Stande (29. Juni 1529), welcher Frankreich den Verzicht auf die beanspruchten Theile von den Niederlanden und Italien und eine Kriegsschädigung von 2 Millionen Thaler auferlegte. Außerdem mußte Franz I. die schon im Madrider Frieden stipulirte Vermählung mit Eleonore vollziehen und dem Kaiser zum beabsichtigten Zuge nach Italien zwölf Galeeren und acht andere Fahrzeuge leihen und 30.000 Thaler Subsidien zahlen.

Der Zug nach Tunis.

Karl V. hätte vielleicht noch härtere Bedingungen gestellt und auch einen völligen Verzicht auf Burgund gefordert, wenn nicht die Fortschritte der Türken seine volle Aufmerksamkeit verlangt und ihn zum Frieden mit Frankreich geneigter gemacht hätten. Während zu Cambray unterhandelt wurde, wälzte sich ein riesiges Osmanenheer unter des großen Soliman Führung gegen Westen, und mit der heroische Widerstand, den es vor Wien fand, verwehrt eine weitere Ueberfluthung deutschen Landes. Noch furchtbarer war die Heeresmacht, mit welcher Soliman 1532 heranzog, wo er vor Güns einen so heldenmüthigen Widerstand fand, daß Karl V. Zeit erhielt, ein starkes Heer (260.000 Mann, wovon 96.000 Fußvolf, 30.000 Reiter, der Rest, also 134.000 Köpfe, war Troß) zu sammeln, das sich bei Wien lagerte; Soliman wagte es mit seinen zwar an Zahl überlegenen, aber wenig disciplinirten und schon mißmüthigen Heerschaaren nicht, den Kampf aufzunehmen, und trat den Rückzug an.

Am 2. October 1532 kam Karl V. mit seinem Bruder Ferdinand I. auf einem prächtig geschmückten Donauschiff in Wien an und hielt am Tag darauf eine glänzende Heerschau, wobei er, um den Ungarn zu schmeicheln, in deren Landesrath erschien. Die Vernichtung der „schwarzen Handen“ des furchtbaren Mihai Dglu durch den Pfalzgrafen Philipp und den Kriegsobersten Sebastian Schertlin von Burtenbach versetzte die Türken in solchen Schrecken, daß ihr weiterer Rückzug mehr einer Flucht glich, und hätte das kaiserliche Heer eine energische Verfolgung eingeleitet, so wäre die furchtbare Kriegsmacht der Osmanen für lange Zeit vernichtet worden. Aber Karl V. wollte sich angesichts der zu einem gewaltsamen Ausgang drängenden Religionswirren in Deutschland, zu deren Beilegung er schon damals ein allgemeines Concil plante, in kein so zeitraubendes Unternehmen einlassen.

Dagegen ergriff er zwei Jahre später begierig die Gelegenheit, um der türkischen Macht in anderer empfindlicher Weise Abbruch zu thun. Durch Jahre hindurch beherrschte der furchtbare Hayreddin, nach seinem flammend rothen Bart „Barbarossa“ genannt, das ganze mittelländische Meer. Wenn bloße Tapferkeit und Kriegsgewandtheit genügten, um ohne anderen ethischen Werth die Größe eines Mannes zu begründen, so mußte man Hayreddin zweifelsohne zu den größten Kriegshelden aller Zeiten rechnen. Als Sohn eines Tüpfers zu Lesbos geboren, schwang er sich durch Abenteuerlust, Tapferkeit und flug benütztes Glück vom gewöhnlichen Seeräuber zum Herrn von

Tunis auf, dessen Geschicklichkeit und Macht sogar beim großen Sultan Soliman so viel Anerkennung fand, daß er ihn zum Groß-Admiral der türkischen Flotte machte.

Auch als Herr von Tunis blieb Hayreddin die Geißel des mittelländischen Meeres; kein Schiff war vor seinen schnellsegelnden und trefflich bemannten Galeotten sicher, und auch die Küsten überfiel er, fengte und brandschagte die Ortschaften und führte die Einwohner in die Sklaverei. Von allen Seiten ertönten die Rufe um Befreiung von diesem Wütherich, und es entsprach ganz der Auffassung, welche Karl V. von seiner Stellung in der Christenheit und Europa hatte, wohl auch seinen weit aussehenden Plänen, daß er sich endlich zum Zuge nach Tunis entschloß — die glänzende seiner Unternehmungen, die noch heute vom alten Glanze ritterlicher Romantik umflossen ist. Von einem Kreuzzug im alten Sinne kann wohl keine Rede sein, denn diese wurden durch die überquellende Begeisterung ganzer Völker in Scene gesetzt, aber es war immerhin von einem einzelnen Fürsten geplant und ausgeführt, doch ein Unternehmen, das die Fantasie mächtig anregte und lauten Wiederhall in ganz Europa fand.

Bezeichnend für die veränderten Anschauungen und das Vordringen diplomatischer Haarspalterei ist es übrigens, daß man sich nicht damit begnügte, den Zug nach Tunis mit den Raubzügen Hayreddin's zu begründen, sondern nach einem politischen Vorwand suchte. Natürlich fand sich derselbe auch; der durch List und Gewalt von Hayreddin vertriebene frühere Herrscher von Tunis, Muley Hassan, der, nebenbei gesagt, gleich grausam, aber ein Schwächling war, erbat von Karl V. die Wiedereinsetzung, und diese wurde als politischer Zweck des Kriegszuges bezeichnet.

Von allen Seiten strömten dem Kaiser auf die Nachricht vom geplanten Kriegszug Streiter zu, so daß er mit Rücksicht auf die verfügbaren Schiffe gezwungen war eine Auswahl zu treffen. Dreißigtausend Mann, meist Spanier, Deutsche und Italiener standen endlich in spanischen und italienischen Hafenorten zur Einschiffung auf 600 Fahrzeugen bereit. Karl V., der einst als Jüngling auf einem Turnier einen Schild mit der bedeutungsvollen Inschrift: „Noch nicht!“ trug, ließ auf den Schild, welchen er mitnahm, das Wörtchen: „Jetzt!“ setzen, wie als eine Hinweisung darauf, daß dieser Zug als die Krone, den Höhepunkt seiner Thaten ansehe.

Am 29. Mai 1535 schiffte er sich, begleitet vom portugiesischen Infanten Don Ludwig und einem glänzenden Gefolge großer Herren aus allen Ländern, in Barcellona ein. Der berühmte genuesische Seeheld Andreas Doria befehligte als Ober-Admiral die Flotte, der Marquis Alfons d'Alva los del Vasto (Quast, geb. 1502, gest. 1546) die Landmacht, die oberste Entscheidung und Leitung lag aber in Karls V. eigenen Händen.

Bei Cagliari sammelte sich die gesammte Flotte, und nach kurzer glücklicher Seefahrt erreichte man die afrikanische Küste vor Tunis, und die wider Erwarten von Hayreddin nicht gestörte Ausschiffung ging vor sich. Da man aber einen Angriff befürchtete, so war den schon auf das Land übergeleiteten Soldaten verboten, ihre Ordnung zu verlassen und in das Land hinein oder an der Küste umherzuschweifen.

Karl V., in Kleidung und Bewaffnung durch nichts ausgezeichnet, überwachte die Ordnung selbst und wies einen deutschen Soldaten, der zu weit vordringen wollte, durch drohende Winke mit der Lanze zurück. Das reizte den derben Deutschen, der glaubte, ein gewöhnlicher Spanier unterstehe sich, ihm mit Züchtigung zu drohen und er brachte seine Büchse gegen den Kaiser in Anschlag. Karl V. wendete dem Manne sein Pferd voll zu und betrachtete ihn mit ernstem Blick, aber ohne in einem Zug

Furcht zu verrathen. Das imponirte dem Deutschen, er ließ seine Büchse sinken und reichte dem noch immer unerkannten Kaiser die Hand mit den Worten: „In den Spaniern und Deutschen wohnt nur Ein Geist und Ein Herz!“ Karl V. schlug ein und entgegnete: „Es ist so, wie du sagst, und ich freue mich dessen als Kaiser, aber wenn Ihr mich künftig nicht kennen werdet, so wird Euch die Strafe Kennniss verschaffen.“ Sepulveda, der Chronist dieses Zuges, setzt hinzu, daß die Deutschen freiheitsliebende Männer sind, die wohl den Befehlen, aber nicht der Willkür der Fürsten und Obrigkeiten gehorchen.

Hayreddin Barbarossa hatte nicht aus Saumseligkeit die Landung ungehindert vollziehen lassen, sondern weil er überzeugt war, auf diese Weise das Christenheer umso gewisser zu vernichten. Tunis selbst, noch mehr aber die eigentliche Hafenfestung Goletta, waren durch neue Befestigungen verstärkt und mit allen Hilfsmitteln für einen erfolgreichen Widerstand versehen worden. Die Hoffnung, Karl V. zu besiegen, vor dem sich sogar der große Soliman zurückziehen mußte, reizte den stolzen kriegerischen Sinn Hayreddin's, und er mußte durch die Vorstellung, daß es in diesem Kampfe Freiheit und Ehre, das Heil der Religion Mohammed's gelte, aber auch reiche Beute zu erhoffen sei, seine wetterharten wilden Schaaren zum höchsten Fanatismus zu entflammen.

Von seinem Heere, das an 20.000 Mann zählte, warf er 6000 der erprobtesten Krieger nach Goletta, das schon durch seine Lage jeder feindlichen Unternehmung die größten Schwierigkeiten bereitet. Unweit der Trümmer des stolzen Carthago gelegen, ist es auf drei Seiten vom Meere oder von Sümpfen umgeben, die zwar eine wechselnde Breite haben, aber doch stets alle Belagerungsarbeiten oder Sturmangriffe unmöglich machen.

Nachdem in einem glücklichen Reitergefecht unter des Kaisers Führung die das Christenheer umschwärmenden Schaaren Hayreddin's verhehrt worden, legte man ein befestigtes Lager um Goletta an, das durch einen Damm gegen die Seeseite und einen zweiten, mit unendlicher Mühe mitten durch den Sumpf gezogenen, auch von Tunis vollkommen abgeschnitten wurde. Dadurch konnte man die Belagerung dieser Feste kräftig fördern und die häufigen von Tunis aus gemachten Ausfälle zurückwerfen. Einst stellte sich im spanischen Lager ein Bote ein, der angab, er sei von Muley Hassan gesendet, um sich vom Gang der Dinge zu überzeugen und die Ankunft eines Heeres zu melden, das dieser gesammelt hatte. Karl V. durchschaute die List und erkannte, daß er es hier mit einem Spion Barbarossa's zu thun habe; er ließ sich aber nichts merken, bewirthete und beschenkte den Boten auf das beste, befahl, daß man ihm das ganze Lager zeige, und ließ schließlich das ganze festlich gerüstete Heer an demselben vorüberziehen, worauf er ungekränkt entlassen wurde, um seinem Herrn von der Macht und dem ungebrochenen Muth der Christen berichten zu können.

Als einst eine größere Abtheilung des kaiserlichen Heeres, durch einen Ausfall überrascht, geworfen wurde und Gefahr drohte, daß die verfolgenden Feinde in das Lager dringen, warf sich Karl V. mit bloßem Schwerte an der Spitze der schnell herbeieilenden Reiterei entgegen und errang nach hartem Kampfe den Sieg. Seine Hauptleute beschworen ihn, sich künftig keiner solchen Gefahr mehr auszu-
Karl V. entgegnete kalt: „Vor dem Gebote der Pflicht sind wir alle

Zimmer näher rückte man der Feste, die nun schon durch die Wälle eingeschlossen war. Endlich wurde der Tag zum entscheidenden Siege, für

welchen Karl V. seine Soldaten durch passende Ansprachen begeisterte. Die Italiener erinnerte er an die von den Römern auf demselben Boden verrichteten Thaten, der Spanieru sagte er, die Eroberung afrikanischen Bodens käme nicht blos ihrem Ruhm, sondern auch der Sicherheit ihres Landes zugute, die Deutschen aber redete er also an: „Sie sollten sich, wenn irgend je, heute bei dem erfolgenden Sturm, der angestammte Kraft und Tapferkeit erinnern und den bisherigen hohen kriegerischen Ruf ihres Volkes auch an diesem Tage, wo die Augen der ganzen Christenheit auf ihnen ruhten, rechtfertigen.“

Nachdem er noch hohe Belohnungen für die ersten drei Soldaten, welche der feindlichen Wall erstiegen, ausgesetzt hatte, schied er jene Truppen aus, welche als Meisende im Lager verbleiben sollten, stellte die Reiterei außerhalb desselben auf, um einem Angriff von Tunis her zu begegnen, und gab dann das Zeichen zum Beginn der den Sturm vorbereitenden Beschießung.

Von der Landseite donnerten 40, von der Seeseite 80 Kanonen gegen Goletta, das diesen rauhen Morgengruß nach Kräften erwiderte. Ungeduldig wollte der Kaiser schon gegen acht Uhr zum Sturm schreiten, aber Doria und der Marquis del Vasto widerriethen, da die Festungswerke noch nicht genügend erschüttert wären. Da kam die Nachricht, daß an der Seeseite die Mauern an drei Stellen eingestürzt seien und sich fast ebene Brechen zum Sturm bieten.

Nun war Karl V. nicht mehr zu halten, er eilte selbst an die Stelle und auf seinen Befehl stürmten die kampfbegierigen Truppen, allen voran die Spanier, welche nicht ohne Absicht in das erste Treffen gestellt wurden, um ihnen die größere Ehre zu sichern. Nach kurzem blutigen Kampfe wichen die Türken und suchten theils über die Sümpfe, theils über die Meerenge gegen Tunis zu entkommen, aber nur wenigen gelang es. Viele zogen den Selbstmord der Gefangenschaft vor, und ein Türke wie beharrlich alle Nahrung von sich, weil er die Schmach der Niederlage nicht überleben wollte. Die Kriegsbeute bestand in Goletta aus 400 Kanonen, 86 großen und vielen kleineren Schiffen. Um die vom Kaiser ausgesetzten Belohnungen entstand unter den Spaniern großer Streit; ein Schiedspruch entschied endlich für Franz Torus, Juan Pisan und Pedro Avila.

Der Fall Goletta's hob die Zuversicht des kaiserlichen Heeres ebenso sehr, als er den Muth der Tunesiser brach. Nur Hayreddin, obwohl durch den Verlust der Flotte tief getroffen, verzagte nicht und traf sofort Vorbereitungen zu neuem Widerstand. Da er Tunis einer förmlichen Belagerung nicht gewachsen glaubte, wollte er nun dem schon geschwächten kaiserlichen Heer im offenen Felde entgegenzutreten. Zu diesem Zweck berief er die wilden, an steten Kampf gewöhnten nomadisirenden Araber zusammen, deren Fanatismus er durch klug berechnete Reden zu entflammen wußte.

„Karl ist da, der Christ, der grimmigste Feind von Mohammed's Volk“, jagte er ihnen, „mit ihm müssen wir nicht kämpfen um Land oder Ruhm oder Herrschaft, wie es sonst unter Fürsten und benachbarten Völkern zu sein pflegt, sondern um Freiheit, Religion, um das Leben selbst. Wenn Ihr nicht etwa glaubt, daß Karl gelinder gegen Euch als Besiegte und Unterworfene sein wird, als gegen Eure Brüder in Spanien, von welchen er als ruhigen friedliebenden Einwohnern Verleugnung ihres Glaubens oder Räumung des Landes verlangte, so werdet Ihr Euch vertheidigen mit aller Kraft.“

Solche Argumente, die in der That durch die bekannten Mauren-Vertreibungen aus Spanien des Grundes nicht entbehrien, erreichten ihren Zweck, und Tunesiser und Araber schworen dem kühnen Führer zu, mit ihm zu leben und zu sterben.

An Karl's V. Rath überwog die Meinung, man solle sich mit den errungenen Vortheilen, deren werthvollster die Erbeutung der gefürchteten Flotte war, begnügen. Nur sein entschlossener Wille drang durch, als er erklärte, ohne die Vertreibung Hayreddin's aus Tunis nicht nach Europa zurückzukehren.

Am glühenden Sonnenbrand wurde der Marsch gegen Tunis angetreten, und die Beschwerden der für solch ein Klima viel zu schwer gerüsteten Soldaten waren unsäglich. Bald wurde man Hayreddin's Heer ansichtig, das in breiter Linie heranzog, in der vordersten er selbst auf seinem Schlachtroß.

Aber auch Karl V. selbst wollte an der Spitze des Vortrabes den Angriff thun auf Barbarossa's Heer. Marchese del Vasto, an dem an diesem Tage der Oberbefehl war, sprach zum Kaiser: „Herr der halben Welt, lernst doch auch Euch selber bezwingen! Gehorcht also dem, welchen Ihr selbst, Eurer Hoheit Euch begebend, an diesem Tage zum Führer eines solchen Heeres gemacht habt. Macht mich gleich die unverdiente Ehre schamroth, so will ich doch mein Recht gebrauchen und befehle daher, Euch sogleich von hier weg und nach dem Mitteltreffen zu den Fahnen zu begeben, damit nicht etwa ein unvorhergesehener Pfeilschuß oder ein anderer blinder Zufall das ganze große Werk unserer Anstrengungen vernichte.“ Karl folgte dem Befehle, meinte dabei aber lächelnd: „Ist doch noch nie ein Kaiser erschossen worden.“

Der Zusammenstoß war furchtbar, aber so tapfer Hayreddin auch stritt, der Fanatismus seiner Schaaren konnte der überlegenen Kriegskunst und kaltblütigen Tapferkeit des christlichen Heeres nicht widerstehen. Barbarossa eilte nach Tunis zurück, ließ seine Kostbarkeiten fortchaffen und traf, noch immer ungebeugt, alle Maßregeln zum Widerstand. Darunter war auch der Befehl zur Niedermekelung der in der Citadelle gefangenen 10.000 Christensklaven, die für den Fall einer Belagerung eine zu furchtbare Gefahr waren. Aber man schente sich, diesen grausamen Befehl zu vollziehen, weniger aus Menschlichkeit, als weil man argwöhnte, Hayreddin werde sich flüchten, und man auch die furchtbare Rache des christlichen Heeres fürchtete. Als am nächsten Morgen jener wieder auf die Wahlstatt geeilt war und der Kampf sich immer mehr den Mauern von Tunis näherte, verzagten die Hüter der Sklaven und gaben denselben die Freiheit. Sofort machten diese davon den besten Gebrauch, indem sie die kleine Besatzung überwältigten und aus den Mauergeschüßen den Rücken des türkischen Heeres beschossen.

Diese plötzliche Wendung erschütterte die Haltung des türkischen Heeres vollständig, die Flucht wurde allgemein, und auch Hayreddin mußte sich ihr anschließen, um sich nach Bona und dann nach Algier zu retten, das gleichfalls unter seiner Herrschaft stand.

Unmittelbar nach der Schlacht (20. Juli 1535) drang das christliche Heer in Tunis ein, und die wilden Soldaten überließen sich drei Tage allen Ausschweifungen und Greueln, die nicht ärger hätten sein können, wenn Ungläubige die Sieger gewesen wären. Selbst des Kaisers Macht reichte nicht hin, die Rasenden zu zähmen, man mußte dem Verderben seinen Lauf lassen. Zweiundzwanzigtausend Christensklaven erhielten die Freiheit — der schönste und einzige Lohn seines Zuges, den er begehre, wie Karl V. selbst sagte.

Die Verhältnisse in Europa erheischten gebieterisch seine Rückkehr, und er setzte daher wirklich Muley-Hassan in Tunis wieder ein, obwohl er wahrscheinlich ursprünglich andere Absichten hatte und daran dachte, die nordafrikanische Küste sich

ganz zu unterwerfen. Im Spätherbst 1525 kehrte er von diesem Befreiungszug zurück, der allein schon seinen Namen berühmt gemacht haben würde, weil darauf noch der volle Abglanz abenteuerlichen Ritterthums liegt. Vielfach als Gegenstand kunsterzürter Darstellung gewählt, bildet diese Fahrt nach Tunis auch den Stoff des einst vielgelesenen Heldengedichtes „Tunisis“ von Erzbischof Ladislaus Pyrker.

Es erübrigt hier noch, jener Wadeten zu erwähnen, welche den vorgebildeten Zug nach Tunis mitmachten und sich da hohe Ehre erwarben — die Tuchmacher.

Die älteste Zunft, welche bereits im Jahre 1153 in der deutschen Reichsstadt genannt wird, ist die der Tuchmacher; sie wurde von den Babenberger Herzogen Leopold und Friedrich mit besonderen Freiheiten und Rechten versehen, welche Kaiser Friedrich II. im Jahre 1288 erneuerte. Ihre Verkaufslöcalle hatten sie in jenen Häusern, welche heute in Wien die Straße „Tuchlauben“ bilden, und zwar in sogenannten „Lauben“ (gewölbten Bogengängen), wie sie noch in den Städten der verschiedenen Kronländer häufig, in Wien unter der modernen Bezeichnung „Arcaden“ an den prächtigen Neubauten zu sehen sind. Die Eigenthümer solcher Kaufsläden hießen „Laubenherren“ und erhielten erst im Jahre 1528 von König Ferdinand I. die Erlaubniß, auch an anderen Orten der Stadt als unter den „Tuchlauben“ zu Wien ihre Waaren verkaufen zu dürfen.

Einige Jahre später zeichneten sich die deutschen Tuchmacher, darunter auch die Wiener, aus. Als nämlich im Jahre 1535 Kaiser Karl V. mit dem aus Italienern, Spaniern und Deutschen zusammengesetzten Heere durch Burgund und Italien nach Afrika zog, bestand das ihn begleitende Leibregiment aus lauter deutschen Zeug und Tuchmachern, welche sich freiwillig, zum Danke für die Vorrechte ihrer Zunft, gestellt hatten. Ihre Anzahl betrug 4000; sie trugen keinen Helm und Harnisch, sondern ein eigenes Waffentuch, welches der Tuchmacher Ostermann im Jahre 1527 erfunden hatte, das fester als der jetzt verwendete Hutfilz war — es bestand aus zwei Filzlagen — und aus dem auch die Beinkleider, Wämser und Parette bestanden. Die Kleidung war gleichförmig roth, weshalb das Regiment „die deutschen Blutmänner“ genannt wurde. Auch ihre Tapferkeit entsprach dem Charakter dieser Bezeichnung, denn mit ihrer einzigen Waffe, einem klasterlangen zweischneidigen Schwerte — „Flammberg“ genannt, weil die Schärfe an beiden Seiten wellenförmig gearbeitet war und einer Flamme ähnlich erschien — standen sie im Schlachtedränge im Quartier, in welches sie die feindliche Reiterei einließen und dieselbe, das Schwert mit beiden Händen handhabend (als Biedenhandler), bis auf den letzten Mann vernichteten. (Müll. Seite 273.)

Bei Goletta kämpften sie durch zwei Stunden mit solcher Ausdauer, daß sie den Sieg des Treffens entschieden. Der Tuchmachergeselle Josef Kooop aus Moorbürg in Baiern, in Wien conditionirend, ein Mann von riesiger Größe und ungewöhnlicher Stärke, tödtete allein dreißig Reiter. Zu den glänzendsten Folgen dieses Sieges, an dem die Wiener Tuchmachergesellen, an ihrer Spitze der vorerwähnte Kooop, keinen geringen Antheil hatten, gehörte nebst Goletta's Fall noch die Einnahme von Tunis (24. Juni). Ein Viertel der wackeren Tuchmacher war gefallen, die übrigen 3000 verließen mit dem Kaiser Afrika und zogen heim. Bei der Verabschiedung wendete sich Kaiser Karl V. an sie und sagte: „Gesellen, Ihr habt mir ein Königreich erobert, dafür sollt Ihr auch königliche Zeichen tragen.“ Auf dem Heimwege hatte ihnen der Herzog von Burgund mit 9000 Mann begegnet; die Tuchmacher



Tod des Herzogs Moriz von Sachsen. (Seite 286.)

ganz zu unterwerfen. Im Spätherbst 1525 kehrte er von dieser allein schon seinen Namen berühmt gemacht haben würde, volle Abganz abenteuerlichen Ritterthums liegt. Vielfach als Darstellung gewählt, bildet diese Fahrt nach Tunis auch den lezten Heldengedichtes „Tunisias“ von Erzbischof Ladislaus.

Es erübrigt hier noch, jener Wackeren zu erwähnen, welche Zug nach Tunis mitmachten und sich da hohe Ehre erwarbten.

Die älteste Kunst, welche bereits im Jahre 1153 in genannt wird, ist die der Tuchmacher; sie wurde von Herzog Leopold und Friedrich mit besonderen Freiheiten und Kaiser Friedrich II. im Jahre 1288 erneuert. Ihre Vertretungen jenen Häusern, welche heute in Wien die Straße „Tuchlauben“ (sogenannten „Lauben“ (gewölbten Bogengängen), wie sie an verschiedenen Kronländer häufig, in Wien unter der modernen an den prächtigen Neubauten zu sehen sind. Die Eigenthümer „Laubenherren“ und erhielten erst im Jahre 1528 von Kaiser Sigmund Erlaubniß, auch an anderen Orten der Stadt als unter den ihre Waaren verkaufen zu dürfen.

Einige Jahre später zeichneten sich die deutschen Tuchmacher Wiener, aus. Als nämlich im Jahre 1535 Kaiser Karl V. die Spaniern und Deutschen zusammengelegten Heere durch Tunis Afrika zog, bestand das ihn begleitende Leibregiment aus 4000 Tuchmachern, welche sich freiwillig, zum Danke für die Vorzüge hatten. Ihre Anzahl betrug 4000; sie trugen keinen Helm und eigenes Waffentuch, welches der Tuchmacher Ostermann in hatte, das fester als der jetzt verwendete Fustilz war – es be – und aus dem auch die Hemdkleider, Wämser und Pareten war gleichförmig roth, weshalb das Regiment „die deutschen“ genannt wurde. Auch ihre Tapferkeit entsprach dem Charakter mit ihrer einzigen Waffe, einem flasterlangen zweischneidigen „berg“ genannt, weil die Schärfe an beiden Seiten wies und einer Flamme ähnlich erschien – standen sie im Schilde in welches sie die feindliche Reiterei eintießen und dieselbe, in Händen handhabend (als Fiedenhänder), bis auf den letzten (Seite 273.)

Bei Goletta kämpften sie durch zwei Stunden mit so den Sieg des Treffens entschieden. Der Tuchmachergefelle Roth in Baiern, in Wien conditionirend, ein Mann von riesiger Stärke, tödtete allein dreiundzwanzig Reiter. Zu den glänzendsten an dem die Wiener Tuchmachergefellen, an ihrer Spitze der vorgeringsten Antheil hatten, gehörte nebst Goletta's Fall noch (24. Juni). Ein Viertel der wackeren Tuchmacher war gefallen. Sie liefen mit dem Kaiser Afrika und zogen heim. Bei der Rückkehr Kaiser Karl V. an sie und sagte: „Gefellen, Ihr habt nur es dafür sollt Ihr auch königliche Zeichen tragen!“ Auf dem Weg der Herzog von Burgund mit 9000 Mann den Weg

War auch König Ferdinand I. durch Unruhen in Böhmen verhindert, kaiserlichen Bruder ausgiebige Kriegshilfe zu leisten, so hatte Karl es verstanden, ehrgeizigen Herzog Moriz von Sachsen auf seine Seite zu ziehen. Am 1. April sammelte der Kaiser bei Eger sein Heer, drang dann in forcirten Marsch an die Elbe vor und schlug am 24. April 1547 die Schlacht bei Mühlberg, welche dem „Schmalkaldener Bunde“ ein Ende machte. Es war dies eigentlich keine Schlacht, denn dem kaiserlichen Angriff kam fast die Flucht des protestantischen Heeres zuvor, so daß Karl V. wirklich recht hatte, als er, frei nach Cäsar, sagte: „Ich sah, und Gott siegte!“ Und in der überschwänglichen Manier jener Zeit, dem katholischen Schriftsteller, Gott habe die Dauer dieses Tages verlängert, um die Vernichtung der Keyer zu ermöglichen.

Hier möge einer Episode gedacht werden, die dem Andenken einer muthigen Dame gilt — Gräfin Katharina von Schwarzburg, geborne Fürstin von Henneberg. Das Frühstück, welches der spanische Feldherr Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba (geb. 1508, gest. 1582), auf ihrem Schlosse einnahm und bei welchem die gefürchteten Feldherren zu erschüttern mußte, verschaffte ihr den Beinamen „Heldenmüthige“.

Als Kaiser Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und auch nach Thüringen kam, wirkte die edle Landesfürstin einen Schutz bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nicht leiden sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andere Lebensmittel nach Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen zu versorgen.

Mittlerweile näherte sich der spanische Feldherr Alba, vom Herzog von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bittet sie um einen Boten, den er vorausschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg: Rudolstadt auf ein Morgenbrot zu Gast. Eine so bescheidene Bitte, noch dazu an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte wohl nicht abge schlagen werden, und so kam die Antwort: „Man würde geben, was das Haus vermöchte, Seine Excellenz möge sich bedienen und vorlieb nehmen.“ Zugleich unterließ man nicht, des Schutzbriefes noch ein Exemplar zu geben und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung desselben zu empfehlen.

Ein freundlicher Empfang und eine wohlbesetzte Tafel erwarteten Herzog Moriz auf dem Schlosse. Da ruft ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale. Es wird gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gethan und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Ueber diese Wortbrüchigkeit entsetzt, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft sich schnell und still zu bewaffnen und die Pforten des Schlosses zu verriegeln. Begibt sie sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten bei Tische sitzen.

Hier klagt sie in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht wurde, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort respectire. Man erwiderte ihr, daß es nun einmal Kriegsbrauch sei, und daß bei einem Durchzuge „kleine Unfälle“ nicht zu verhüten stünden. Die Gräfin erwiderte jedoch aufgebracht: „Ei, das wollen wir doch sehen! Meinen armen Unterthanen muß das Ihre thun oder bei Gott!“ — hier wurde ihre Stimme drohend — „Euer Blut für Euer Land!“

Mit dieser kühnigen Erklärung verließ sie den Saal, der in wenigen Augenblicken bewaffneten erfüllt war, die mit dem Schwerte in der Hand, jedoch sehr ehrsüchtig, sich hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten.

Bei dem Eintritt der kampflustigen Schaar wechselte selbst Herzog Alba die Farbe. Stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee und gegeben von einer handfesten, überlegenen Mannschaft, blieb wenig übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf jede Bedingung hin, die beleidigte Dame zu versöhnen. Herzog Heinrich von Braunschweig sammelte sich zuerst, brach in ein lautes Gelächter aus und zog den Vorgang ins Lustige, indem er der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und über ihre Entschlossenheit hielt, welche sie bewiesen. Er versprach auch, den Herzog von Alba zu Allem, was billig sei, zu vermögen, und brachte es durch seinen Zuspruch wirklich dahin, daß dieser augenblicklich seinen Armeebefehl ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder zurückzustellen.

Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe des geraubten Viehes sicher war, dankte sie ihren Gästen, die sehr höflich Abschied nahmen. So hatte sich die entschlossene Landesfürstin zu dem Beinamen der „Heldenmüthigen“ wohl noch ein nicht minder schönes Verdienst erworben, das einer „Mutter ihres Volkes“.

Kurfürst Johann Friedrich fiel nach tapferer Gegenwehr in Gefangenschaft, die eben keine glimpfliche war, da man ihn auf einem mit Ochsen bespannten Wagen, eine Tafel mit der kaiserlichen Acherklärung auf der Brust, herumführen ließ. Landgraf Philipp, der nach seinen Worten, „daß nun jeder Fuchs selbst für seinen Schweif sorgen müsse“, sich dem Kaiser unterwarf, wurde gleichfalls als Gefangener behandelt und mußte erwarten, daß es ihm so gehe wie Johann Friedrich, der noch im Mai die Kurwürde an seinen Vetter Moriz abtreten mußte, womit dieser den ersten Schritt zur Verwirklichung seiner sorgfältig verhüllten Pläne gemacht hatte.

Nun stand des Kaisers Macht auf dem Gipfelpunkt, und er glaubte den Moment gekommen, wo er die Geister in die seiner Ueberzeugung entsprechende Bahn drängen konnte.

Der für den September 1547 ausgeschriebene Reichstag zu Augsburg wurde ganz passend der „geharnischte“ genannt, denn rings um die Stadt Augsburg stand die kaiserliche Kriegsmacht. Sogar seinen Lieblingsplan, die kaiserliche Würde in seinem Hause erblich zu machen und mit Uebergehung seines schon zum römischen König gewählten Bruders Ferdinand seinem Sohn Philipp zuzuwenden, ließ der Kaiser zurücktreten vor dem Bestreben, die kirchlichen Verhältnisse in seinem Sinne zu ordnen. Dieser stimmte aber durchaus nicht mit den Absichten der strengkirchlichen Partei überein, und als der Papst das Concil von Trient nach Bologna verlegte, erklärte Karl V. dessen Beschlüsse für ungiltig und nahm über des Papstes Kopf weg die Beilegung der kirchlichen Wirren in die Hand. So kam mit Zustimmung der eingeschüchterten Reichsstände das „Augsburger Interim“ zustande, das auf die bedingungslose Rückkehr der Evangelischen zur katholischen Kirche verzichtete und ein ziemlich confuses Mittelstück aufstellte, das niemand befriedigte. Die Katholiken murrten über die gemachten Zugeständnisse, die Protestanten hegten den Verdacht, es sei dies nur eine Etappe auf dem Weg zur zwangsweisen Katholisirung, und schließlich behielt auch der Volkswitz Recht, wenn er verietzte:

„Das Interim
hat den Schall hinter ihm!“

War auch König Ferdinand I. durch Unruhen in Böhmen verhindert, kaiserlichen Bruder ausgiebige Kriegshilfe zu leisten, so hatte Karl es verstanden, ehrgeizigen Herzog Moriz von Sachsen auf seine Seite zu ziehen. Im April sammelte der Kaiser bei Eger sein Heer, drang dann in forcirten Marsch an die Elbe vor und schlug am 24. April 1547 die Schlacht bei Mühlberg, welche dem „Schmalkaldener Bunde“ ein Ende machte. Es war dies eigentlich eine Schlacht, denn dem kaiserlichen Angriff kam fast die Flucht des protestantischen Heeres zuvor, so daß Karl V. wirklich recht hatte, als er, frei nach Cäsar, sagte: „Ich sah, und Gott siegte!“ Und in der überschwänglichen Manier jener Zeit der katholische Schriftsteller, Gott habe die Dauer dieses Tages verlängert, um die Vernichtung der Reher zu ermöglichen.

Hier möge einer Episode gedacht werden, die dem Andenken einer Dame gilt — Gräfin Katharina von Schwarzburg, geborne Fürstin von Anhalt. Das Frühstück, welches der spanische Feldherr Ferdinand Alvarez von Tolosa von Alba (geb. 1508, gest. 1582), auf ihrem Schlosse einnahm und bei welchem die gefürchteten Feldherren zu erschüttern wußte, verschaffte ihr den Beinamen „Heldenmüthige“.

Als Kaiser Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und auch nach Thüringen kam, wirkte die edle Landesfürstin einen Stillstand bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee ungeschädigt bleiben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andere Lebensmittel für die kaiserliche Armee in Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen zu versorgen.

Mittlerweile näherte sich der spanische Feldherr Alba, vom Herzog von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bittet um einen Boten, den er vorausschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg. Diese schickte auf ein Morgenbrot zu Gast. Eine so bescheidene Bitte, noch dazu an einen Mann, der eines Kriegsheeres gethan, konnte wohl nicht abgeschlagen werden, und so antwortete: „Man würde geben, was das Haus vermöchte. Seine Excellenz möge sich bedienen und vorlieb nehmen.“ Zugleich unterließ man nicht, des Schutzbriefes noch zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung desselben zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine wohlbesetzte Tafel erwarteten den Kaiser auf dem Schlosse. Da ruft ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale. Es ist gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt an den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Ueber diese Wortbrüchigkeit, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft sich schnell und still zu bewaffnen und die Pforten des Schlosses zu verriegeln. Sie begibt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten bei Tische sitzen.

Hier klagt sie in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht wurde, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort respectire. Man erwiderte jedoch, daß es nun einmal Kriegsbrauch sei, und daß bei einem Durchzuge „kleine Unfälle“ nicht zu verhüten stünden. Die Gräfin erwiderte jedoch: „Ei, das wollen wir doch sehen! Meinen armen Unterthanen muß das schaden, oder bei Gott!“ — hier wurde ihre Stimme drohend — „Euer Blut, Blut!“

Unter den schwierigsten Verhältnissen führte der Herzog von Bourbon das Commando in der Lombardei und war im Begriffe, nach dem durch Geldmangel erzwungenen Rückzug der vom Kaiser Maximilian selbst geführten Armee zur Eroberung von Neapel nach dem Süden aufzubrechen, als er vom König nach Frankreich rückbe-



Franz von Sickingen. (Seite 296.)

rufen wurde. Welche Motive dabei thätig waren, ist nicht ganz klar; wahrscheinlich hat die von Schmeichlern geweckte Eifersucht Franz I. auf den Kriegsruhm des Connetable dabei mitgewirkt. Es ist auch sehr möglich, daß die Königin Louise, Witwe Ludwig's XII., welche eine Leidenschaft für den Herzog von Bourbon gefaßt

hatte, das Unbehagen des Königs klug benützte, um den geliebten Mann in ihre Rufe zu bringen. Auf jeden Fall haben wir in dieser Rückberufung, welche den Connetable nicht ohne Grund kränkte, den Ausgangspunkt des späteren unheilbaren Bruchs zu sehen.

Der Herzog von Bourbon folgte dem Befehl, kehrte nach Frankreich zurück, blieb aber nicht am Hof, sondern zog sich auf sein Schloß zu Moulins zurück, wo seine Gattin weilte. Wahrscheinlich hatte er Annäherungen der Königin zurückgewiesen, denn von nun an spielten die Intriquen gegen ihn, zu welchen Louise von Savoyen in dem Kanzler Anton Duprat, den ein gleichzeitiger Schriftsteller den „verabsehnungswürdigsten Menschen“ nennt, im Marschall Gaspar I. Coligny von Chatillon und dem später bei Pavia gefallenen Admiral Wilhelm (Gouffier von Bonnivet) gefügige Werkzeuge fand. Franz I. war zu sorglos und zu schwach, um solchen Machinationen zu begegnen, sondern ließ es zu, daß der Connetable nicht allein durch die Rückweisung seiner Forderungen gekränkt, sondern daß ihm auch alle seine Bezüge eingestellt wurden.

Karl von Bourbon nahm diese Benachtheiligungen kalt hin und rächte sich in seiner Weise. Als sich der König zur Taufe seines Sohnes einfindet, entfaltet Bourbon mehr Pracht als der Hof selbst; eine Reihe glänzender Festlichkeiten wurde abgehalten, die Zahl der Gäste war so groß, daß Zelte aufgeschlagen werden mußten, und das Gefolge des Herzogs bestand aus 500 Edelleuten, die in Sammt gekleidet waren und dreifache Goldketten um den Hals trugen. Der König, aufgestachelt von Zwischenträgern, empfand diesen mehr als königlichen Aufwand wie eine Demüthigung und so wurde die Kluft stets weiter.

Bei dieser Sachlage war der Tod seiner Gattin (1521) ein doppeltes Unglück für den Herzog, da er dadurch in mehr als einer Richtung neuen Intriquen ausgesetzt war. Schon durch diesen Verlust verdüstert, traf ihn ein empfindlicher Schlag, als der König ihm beim Ausbruche des Krieges mit dem jungen Kaiser Karl V., obwohl er 6000 Mann Fußvolk und 800 Reiter zuführte, doch kein Commando anvertraute, wenn er ihm auch die Connetablewürde nicht ausdrücklich nahm.

Ein neuer Angriff seiner Feinde traf ihn, indem man ihm die Erbschaft seiner Gattin bestritt, obwohl ihn dieselbe förmlich dazu bestimmt hatte. Königin Louise selbst machte darauf Ansprüche und überließ ihm die Wahl des Gerichtes, bei welchem sie die Sache anhängig machen sollte — ein deutlicher Wink, daß die Entscheidung in seiner eigenen Hand liege. Aber Bourbon erwiderte trocken: „Zu sehr von seinem Rechte überzeugt, fürchte er kein Tribunal. Das Parlament (der oberste Gerichtshof in Paris) möge entscheiden. Wenn gesunder Menschenverstand und Rechtschaffenheit bei den Mitgliedern desselben anzutreffen wären, so könne er nie verlieren.“ Und als man ihm andeutete, die Königin sehe seiner Bewerbung um ihre Hand entgegen, erwiderte Bourbon, der von einer am damaligen französischen Hof lächerlich erscheinenden Sittenstrenge war, mit etwas unnöthiger Schroffheit: „Meine Ehre ist mir viel zu lieb, um mein Bett mit einem sittenlosen Weibe zu theilen!“

Diese unvorsichtige Aeußerung, natürlich sofort der Königin hinterbracht, ließ deren Leidenschaft nach anderer Richtung als bisher aufflammen, und unter ihrem Betreiben nahmen die Dinge einen rapiden Verlauf. Der Proceß wurde gegen Bourbon und für den König entschieden, der auf den Rath seiner Mutter als Kläger gegen sie und Bourbon aufgetreten war. Dessen Bewerbung um die Hand

einer Schwester des Königs, Renata, die ihm geneigt war, wurde mit der spöttischen Begründung abgewiesen, der Antrag eines Mannes, mit dessen Habe es so mißlich stünde, sei nicht so, daß man ihn annehmen könne.

Von dieser Stunde an war Bourbon's Entschluß gefaßt, den man unter solchen Umständen gewiß entschuldbar finden wird, wenn er auch stets als ein Fled auf dem Bilde dieses außerordentlichen Mannes betrachtet werden muß. Durch die Gräfin von Roenx trat er mit Karl V. in Verbindung, der natürlich höchst erfreut war, einen solchen Mann zu gewinnen und dem Gegner doppelt dadurch zu schaden, daß er ihm denselben abwendig mache.

Der Kaiser ließ ihm die glänzendsten Anerbietungen machen, und ein vollständiger Feldzugsplan wurde vereinbart, der einen Doppelangriff des Kaisers und des Königs von England zur Voraussetzung hatte, dem sich der Herzog von Bourbon mit 5000 Mann Fußvolk und 300 Reitern vom Herzen Frankreichs aus anschließen sollte.

So geheim aber diese Unterhandlungen auch betrieben wurden, erfuhr doch der König davon und suchte Bourbon wieder für sich zu gewinnen. Aber dieser war zu tief gekränkt und wußte den König zu täuschen, so daß sich dieser mit einem schriftlichen Versprechen der Treue begnügte. Bald aber gewahrte der Herzog, daß er scharf beobachtet wurde und er entschloß sich dazu, die ihm aufgetragene Reise zu dem nach Italien stehenden Heer zur Flucht zu benutzen.

In Vapalice stellte er sich krank und wußte den ihm beigegebenen Aufpasser zu entfernen; von hier aus setzte er dann seine Flucht in das Werk, die von tausend Gefahren begleitet war, bis er die Rhone überschreiten konnte und in Vesançon in Sicherheit war. Hunderttausend Livres, welche treue Diener ihm retteten, waren der Rest des riesigen Vermögens, das er in seinem Vaterland besessen hatte. Nun erst wußte Franz I. den ganzen Verlust und die ganze Gefahr zu schätzen, welche ihm durch den Abfall dieses Mannes drohten; er ließ dem Herzog Rückgabe aller Güter, Auszahlung seiner Forderungen und völlige Straflosigkeit anbieten. Aber Karl von Bourbon hatte zu bittere Erfahrungen gemacht und entgegnete: „Wie könnte ich glauben, daß man dem Verbrecher gewährt, was man dem Verdienst verweigerte.“

Im Herbst 1523 brach ein 40.000 Mann starkes französisches Heer unter Bonnivet und Bayard in Italien ein, das bis an den Tessin vordrang. Hier erst trat ihm eine deutsch-spanische Armee entgegen, in dessen Führung sich Pescara, Lamboy, Urbino und der zum Generallieutenant des Kaisers ernannte Herzog von Bourbon theilten, wobei übrigens der letztere bald den thatsächlichen Oberbefehl inne hatte. Bonnivet bezog mit seinem bedeutend stärkeren Heer wiederholt befestigte Lager, in der Hoffnung, die angreifenden Kaiserlichen durch den doppelten Vortheil der Uebermacht und der Stellung zu schlagen. Aber Bourbon vermied jeden directen Angriff und schnitt ihm jede Zufuhr ab, so daß Bonnivet wiederholt genöthigt war, sein Lager zu wechseln, und ermüdete die Franzosen durch fortwährende Neckereien und kleinere Gefechte. So wurde das Heer Bonnivet's durch kluge Manöver gezwungen, zurückzweichen, ohne daß es zu einer Schlacht gekommen wäre. Der Herzog von Bourbon war einer der ersten Feldherren, welche nach den Grundsätzen der modernen Strategie verfahren, die nicht blos im blinden Drauflosgehen, sondern auch durch flugberechnete Märsche und Stellungen den Sieg vorzubereiten und zu erringen sucht.

Der Abfall der Schweizer, welche erklärt hatten, nicht im französischen Lager Hungers sterben zu wollen, nöthigte Bonnivet, an den Rückzug nach Frankreich zu

Durch das ungestüme Begehren seiner Soldaten vorwärts gedrängt, näherte sich Bourbon Rom immer mehr, obwohl er einen Ausgleich mit dem Papste wünschte, der ihm gestattet hätte, das Heer zu befriedigen. Ließ er doch nach Rom melden, daß ihn nur die Nothwendigkeit, das Heer beisammen zu halten, vorwärts treibe, weil es nur so möglich sei, es im Zaum zu halten. Er rathe dringend, der Papst möge seine Schätze nicht schonen, um das Ungewitter abzulenken, das gegen Rom heranziehe.

Clemens VII., der bisher unterhandelt und Versprechungen gemacht hatte, antwortete damit, daß er den Haunstrahl gegen Bourbon und sein Heer schleuderte. Nun war kein Halten mehr, und der Marsch wurde so beschleunigt, daß man vierzig Meilen an einem Tag zurücklegte. Am Abend des 5. Mai 1527 stand Bourbon's Heer vor den Mauern Roms, das auf keinen nachhaltigen Widerstand vorbereitet war, weil man den Feind noch in Toscana vermuthet hatte.

Noch einmal suchte Karl von Bourbon einen Weg, um Rom zu schonen, er beehrte eine angemessene Summe zur Befriedigung seiner Soldaten und freien Durchzug nach Neapel. Aber Clemens VII. lehnte dies ab, im Vertrauen auf die rasch getroffenen Vertheidigungs-Anstalten und ein sich nahendes päpstlich-französisches Heer. So blieb denn, um sich aus einer nach jeder Richtung bedenklichen Lage zu befreien, dem Herzog nichts übrig, als den Sturm auf Rom anzunehmen.

Am Morgen des 6. Mai traf Bourbon seine Anordnungen, nachdem er seine Soldaten für den Fall des Sieges zur Mäßigung ermahnt und eine Ahnung seines nahen Todes ausgesprochen hatte. Er theilte sein Heer in drei Haufen, deren mittelsten er selbst zum Sturm gegen die Vorstadt Viterbo führte. Ueber seine Rüstung hatte er einen weißen Wappenrock gezogen, um weithin gesehen zu werden. Von dichtem Nebel begünstigt, führte der Herzog seine Schaaren bis nahe an die Mauern, so daß der erste Blick der Vertheidiger beim Durchdringen der Sonne auf das in unmittelbarer Nähe stehende feindliche Heer fiel. Dies erschreckte Viele so, daß sie über die Mauern sprangen, um sich zu retten. Karl von Bourbon vermuthete einen Ausfall und ließ zum Angriff blasen, worauf jene Flüchtlinge wieder umkehrten, um durch eine kleine Brejche in die Stadt zurückzugelangen.

„Auf! meine Freunde!“ rief Bourbon, „der Himmel selbst zeigt uns den Weg des Sieges!“ und damit stürmte er den Seinen voran. Einem Nebenmann die Leiter aus der Hand reißend, legt er diese an, steigt hinauf und ist, die Pike in der Hand, im Begriffe, sich über die Mauer zu schwingen, als ihn eine, angeblich von dem berühmten Bildhauer und Goldschmied Benvenuto Cellini abgeschossene Flintenkugel tödlich trifft und er in den Graben hinabstürzt. Von einem seiner Hauptleute in einen Mantel gehüllt, stirbt Herzog Karl von Bourbon, während seine Soldaten die ewige Stadt erstürmen, über deren Mauern Kampfgetöse und Schreckensgeschrei heraufstönt.

Als nach mehreren Tagen sich die Wuth der Soldateska gelegt hatte und der Tod des Herzogs allgemein bekannt wurde, eilte jeder in die Kirche, wo sein Leichnam aufgebahrt war, und aus den Augen der wilden Krieger, die eben noch gewüthet hatten, liefen bittere Thränen beim Anblick des Feldherrn, dessen Ernst und Tapferkeit sie so oft zum Sieg geführt hatte.

Karl V. war tief erschüttert durch den Verlust dieses Feldherrn und ließ ihm in der Capelle zu Santa, wo er begraben wurde, ein prachtvolles Denkmal errichten. Daß man in Frankreich anders dachte, wo der Pöbel des Herzogs Palast in Paris

mit gelber Farbe anstrich, zum Zeichen, daß er als Verräther gestorben sei, ist am Ende begreiflich, obwohl man hätte einsehen können, wie viel man selbst dazu beitrug, um einen solchen Mann zum Feind seines Vaterlandes zu machen. Als Karl V. im Frieden zu Cambrai zur Bedingung machte, daß die dem Herzog von Bourbon schmachende Sentenz aufgehoben, sein Andenken wieder hergestellt und seine Güter der Familie zurückgegeben werden, fügte sich der französische Hof zwar, aber nach gewohnter Weise vollzog man nur einen Theil.

Georg von Frundsberg.

Unter den älteren österreichischen Heerführern genoß zu seinen Lebzeiten und noch später keiner solche Popularität wie Herr Jörg Frundsberg, den die Lanzknechte ihren „Vater“ nannten, während die Schweizer, die ihn allerdings von seiner schlimmsten, aber tüchtigsten Seite kennen lernten, von ihm als dem „Lentefresser“ sprachen. Eine spätere Zeit hat ihn „Oesterreich's Bayard“ genannt, um den hohen Kriegsruhm, die furchtlose Tapferkeit und die unentwegte Treue dieses Mannes mit dem Majer eines seiner berühmtesten Zeitgenossen zu messen.

Georg von Frundsberg (Bild Seite 217) wurde am 24. September 1473 zu Mindelheim in Schwaben, als Sprosse eines alten Adelsgeschlechtes, das auch als Fronsberg, Freundsberg genannt wird, geboren. Man leitet die Abstammung des Geschlechtes von einer gleichnamigen Burg im Amthel zwischen Schwarz und Jungsbrunn her, deren Trümmer erst im vorigen Jahrhundert vollends verschwanden, oder von einer am Züricher See liegenden Schlossruine.

Eigene Neigung, körperliche Anlage und die Stellung seines Vaters Ulrich als Hauptmann des schwäbischen Bundes wirkten zusammen, daß Junker Jörg für das Waffenhandwerk bestimmt wurde. Er oblag den vorbereitenden Studien eifrig und erwarb sich eine von gewaltiger Körperanlage unterstützte seltene Gewandtheit in der Waffenführung und allen Uebungen. Man erzählt von ihm, daß er die schwersten Markhaunen durch einen Druck seiner Achseln von der Stelle schieben konnte, ein laufendes Pferd hielt er am Zügel an und mit dem Mittelfinger der rechten Hand stieß er einen kräftigen, schwer gerüsteten Mann von der Stelle. Das waren Eigenschaften, die in jener Zeit des Ueberganges dem Mann noch immer als großer Vorzug angerechnet wurden. Aber Frundsberg war auch der neuen Richtung nicht fremd, er wußte, so gut man es von einem damaligen Kriegsmann verlangen konnte, die Feder zu führen, war ein Freund der Musik und Dichtkunst, reimte sich wohl selbst ein lustiges Sprüchlein zusammen und schließlich war er — was ihm zum besondern Vortheile gereicht — bei wahrer echter Frömmigkeit und Gottvertrauen, von einer gerade in seiner Zeit seltenen Vorurtheilstlosigkeit und Duldsamkeit.

Siebzehn Jahre alt, zog Frundsberg mit dem schwäbischen Bund in den ersten Krieg, als es galt, Herzog Albrecht den Weissen von Baiern zur Herausgabe der Reichsstadt Regensburg zu zwingen. Es war ein leichter Sieg, der in ihm so viel Freude am Waffenhandwerk erweckte, daß er „immer lust und Begierd zu kriegen“ bekommen.

Sein nächster Kriegszug führte ihn nach Flandern, und 1499 lernte er im Kampfe gegen die Eidgenossen deren Gefechtsweise kennen und den Werth eines tüchtig geschulten, an Zusammenwirken und Disciplin gewöhnten Fußvolkes schätzen.

In der bairischen Erbfolgefehde focht Frundsberg unter der Reichsfahne und that sich in der Schlacht bei Regensburg (1504) so hervor, daß er auf dem Schlachtfelde von Kaiser Max zum Ritter geschlagen wurde.

Im nächsten Jahre finden wir Georg von Frundsberg in Langknechtsrüstung in den Niederlanden, und von nun an ist sein Name unlösbar mit des Kaisers Dienst und mit den Langknechten verbunden, an deren Organisation und Ausbildung er so großen Antheil hatte, daß man ihn neben Kaiser Maximilian I. als deren Schöpfer nennt.

In dem langwierigen, aber ziemlich unfruchtbaren Krieg der Liga von Cambray erprobte sich das neue kaiserliche Fußvolk zum erstenmale im Kampf mit den Venetianern und Franzosen. Als Hauptmann eines „Haufens“ Langknechte focht Frundsberg in Oberitalien, eroberte bei Bologna die ganze Artillerie der Venetianer und des Papstes und drang bis nach Ravenna vor. Nach Lösung der Liga verschmähte es Frundsberg, gleich anderen Langknechtsführern, in gold- und ehrenverheißende fremde Dienste zu treten, und so finden wir ihn 1512 als Obersten des zur Wahrung des Landfriedens einberufenen Tiroler Aufgebotes.

Aber 1513 entbrannte der Kampf in Italien bei veränderter Gruppierung der Mächte von Neuem, und wir finden unseren Helden gegen Venetianer und Franzosen im Felde, wobei der berühmte Ulrich von Hutten als gewöhnlicher Söldner unter seinen Langknechten diente. Hier war es, wo Frundsberg durch den unter den schwierigsten Verhältnissen errungenen Sieg von Creazzo (7. October 1513) den Hohn des venetianischen Feldherrn d'Alviano strafte, indem er mit seinen „nackten Knaben“ das „vom Scheitel bis zur Ferse in Eisen gehüllte welsche Volk“ auseinander sprengte.

Die Eroberung von Este und Rovigo fiel in das nächste Jahr, und Frundsberg stand in dem mit Prosper Colonna erstürmten Verona, als der Feldzug nach dem Abzug des Kaisers eine ungünstige Wendung zu nehmen schien. Franzosen und Venetianer rückten vor Verona und machten unter Odet de Frio de Lautrec und Johann Jakob von Trivulzio die größten Anstrengungen, um sich dieses schon damals wichtigen Waffenplatzes wieder zu bemächtigen. Wüthende Stürme mußten täglich abgeschlagen werden, und dabei stieg die Noth so hoch, daß man Ausfälle machen mußte, um einige der wohlgenährten französischen Pferde zu erbeuten. Kleinere Breichen waren schon an mehreren Orten geschossen, aber die feindlichen Führer ließen die Mauer in der Breite von 70 Schuh untergraben, damit eine Oeffnung entstehe, welche den Sturm und Angriff mit Waffen gestattet. Aber Frundsberg und Colonna hatten ihre Maßregeln getroffen und die Mauer nach Innen mit ungeheueren Balken gestützt. Als es daher zum Sturm kam, fiel sie nach Außen, erschlug an 1000 Feinde und schuf ein neues Bollwerk. Bei diesem Anlaß wurde Colonna schwer verwundet und die Last der Vertheidigung lag nur mehr auf Frundsberg's Schultern.

Schon war der Beschluß gefaßt, sich durchzuschlagen, da die Festung kaum mehr zu halten war, als Georg von Liechtenstein und Wilhelm von Roggendorf Entsatz brachten und die durch einen Vertrag vereinbarte Uebergabe Veronas Frundsberg die Rückkehr nach Deutschland ermöglichte. Er war unterdessen zu des Kaisers oberstem Feldhauptmann und Kriegsrath ernannt worden.

Aber Ruhe gab es für ihn nicht, so lange irgendwo Klingen gekreuzt wurden, und so finden wir ihn in dem Heer des schwäbischen Bundes, das gegen den leidenschaftlichen

und gewaltthätigen Herzog Ulrich von Württemberg aufgeboten wurde. In offener Schlacht war der Herzog bald geschlagen, aber die Städte und ein großer Theil des Adels hielten treu zu ihm, und so mußten mit vieler Mühe erst die Schlösser gebrochen und die Städte bezwungen werden; erst mit dem Fall von Tübingen war der Feldzug beendet. Georg von Frundsberg, der 20.000 Langknechte führte, bewies sich als Meister der Belagerungskunst, aber auch als mild und gerecht denkender Mann, der manche Härte und Grausamkeit des bündischen Oberfeldherrn Johann Truchseß von Waldburg verhinderte. In diese Fehde fiel auch die Gefangennahme des berühmten Ritters Götz von Berlichingen, „mit der eisernen Hand“, der an Tapferkeit und Wiederkeit Herrn Frundsberg ähnelte, aber viel tiefer in den Vorurtheilen und Anschauungen einer absterbenden Zeit steckte. Als man den alten Ritter „mit dem Eisentopf und der Eisenhand“ nach Brechung seiner Burg Möckmühl zu Heilbronn in harter, unritterlicher Gefangenschaft hielt, erbarmte sich Georg von Frundsberg seiner und befreite ihn gemeinsam mit Franz von Sickingen durch einen festen Handstreich.

Auch Sickingen gehört zu den interessantesten Figuren jener Zeit; er war ein eifriger Anhänger des versinkenden Ritterthums, ein grimmiger Feind der nach Unten und Oben gewaltthätigen Landesherren, ein Schwärmer für Herstellung der alten kaiserlichen Macht, dabei aber ein Mann von gelehrter Bildung, der in Verbindung mit den berühmtesten Humanisten stand. Sein Porträt, das uns in Albrecht Dürer's berühmtem Stich des „Ritter, Tod und Teufel“ bewahrt geblieben, und von welchem Dürer'schen Originale hier (S. 289) eine verkleinerte Reproduction geboten wird, ist auch als Kostümbild von großem Interesse.

Max V. bestätigte auf dem Reichstag zu Worms Frundsberg in seinen Würden und verlieh ihm außerdem die Burg Kunkelstein im Taferthale, welche durch ihre alten Fresken so berühmt wurde. Auf diesem Reichstag war es auch, wo Frundsberg zu dem vor den Reichstag berufenen Luther jene schon mitgetheilten tröstenden Worte sprach, wie denn überhaupt aus mancherlei Zügen wahrzunehmen ist, daß er, wenngleich dem Katholicismus trennend bleibend, doch der Reformation nicht ohne Sympathie gegenüberstand.

Das gleiche Jahr noch fand ihn im Feldzug gegen Frankreich, das er in der Piccardie angriff. Aber seine Streitkräfte, welche unter ihm Sebastian Schertlin von Burtenbach befehligte, waren gegen die Uebermacht des Marschalls Coligny von Chatillon zu gering, und es bedurfte seiner ganzen Kriegskunst, um ungefährdet zu entkommen. Er selbst bezeichnete den Rückzug nach Valenciennes als „sein höchstes Glück und eine seiner ehrlichsten Kriegsthaten“.

Wehr äußeren Ruhm brachte das nächste Jahr, wo Frundsberg für den neuerlich um den Besitz Mailands entbrannten Kampf zwölf Fähnlein Langknechte aufstellte. Am 27. April 1522 kam es zu der blutigen Schlacht an der Bicocca, die vielleicht die glänzendsten Thaten unseres Helden in sich schließt. Der Kern des französischen Heeres bestand aus den noch immer furchtbaren Schweizer Söldnern, die nun ihren Pösiern aus der Schlacht bei Marignano dienten. Ihr Führer, Albrecht von Stein, verschwor sich ruhredig, die Langknechte, in welchen den Schweizern so gefährliche Feinde und Concurrenten erwachsen waren, in diesem Kampfe „mit Stumpf und Stiel auszurotten“.

Frundsberg hatte seine Stellung trefflich gewählt und durch Schanzen verstärkt.

Als er nun die kampfstollen Schweizer unter Anne von Montmorency heranstürmen sah, da zog er sein gewaltiges Schwert und rief den Seinen zu: „Kinder, erst die Augen gegen den Himmel und dann wohlauf gegen den Feind!“ Alles warf sich auf die Knie und nach einigen Augenblicken sagte er aufstehend: „Und nun zur guten Stund' d'rauf im Namen Gottes!“ und wählte in seiner reckenhaften Größe neben den Hauptleuten den Platz im ersten Glied.

Furchtbar wüthete sein Schwert unter den Schweizern; da wurde Arnold von Winkelried, ein Lieutenant der Schweizer, der unter Frundsberg in Verona gelegen, seiner gewahr und schrie ihm zu: „Find' ich dich da, du alter Geißel? Du mußt von meiner Hand sterben!“ Frundsberg rief zurück: „Das soll dir schon widerfahren, will's Gott!“ und griff zur Lanze. Hart kämpften sie gegen einander



Windelheim, das Stammschloß Frundsberg's. (Seite 301.)

mit eingelegten Spießen; aber, obwohl in den Schenkel gestochen, besiegte Frundsberg den Winkelried und nach ihm den Hauptmann der Schweizer. Fünfstausend derselben und 22 Hauptleute erlagen in diesem furchtbaren Gemetzel, so daß es erklärlich war, wenn die Schweizer Frundsberg von dieser Schlacht an den „Leutefresser“ nannten. Unaufhaltsam drang nach diesem Sieg das Heer vor, bis der Feldzug mit der Eroberung Venuas seinen Abschluß fand. Reich an Ehren und gewonnener Beute kehrte der Held nach Windelheim zurück, wo er die sparsam zugemessene Friedensruhe als trefflicher Hausvater im Kreise seiner zahlreichen Familie zubrachte.

In dieser Zeit schon war er der Abgott der Lanzknechte, die ihm, wenn sein Werberuf erscholl, in größerer Menge zuströmten, als er annehmen konnte. Aus der Periode dürfte auch das nachstehende, noch lange nach seinem Tode gesungene „Lanzknechtslied“ stammen:

„Georg von Frundsberg von großer That,
Ein theurer Held,
Behielt das Feld,
In Streng und Krieg
D' Feind niederzuschlag.
In aller Schlacht,
Er legt Gott zu die Ehr' und Macht.

Er überwand
Mit egn'ner Hand
Friedlich Macht,
Der Schwert der Pracht,
Französisch Schaar
Legt nieder gar.

Mit großer Schlacht
Die Päpstlich Bündniß
Zu Schanden macht.

Der Kaiser Ehr,
Hat er gemacht mehr,
Er Land und Feud
Beihilft allzeit
Mit großer W'fah
Er sieghaft war,
Wang Ehrenreich,
Man findet nit bald,
Der im gleich.“

In seine Ruhe zu Windelheim, wo er auch den flüchtigen Connetable von Bourbon, den früheren Gegner und künftigen Waffenbruder, bei sich gesehen hatte, drang Ende 1524 schlimme Kunde aus Italien. Die treulose Politik Clements VII., der Einmarsch Franz I., der Verlust Mailands, die Noth Pavias, der drohende Verlust Neapels waren ebensovieler schwere Bedrohungen der mit so viel Opfer erkauften kaiserlichen Macht. Da litt es den alten Kumpen nicht zu Hause; rasch waren 12.000 tapfere Streiter gesammelt, mit welchen er auf wohlbekannten Straßen nach dem so oft und heiß umstrittenen Boden der Lombardie zog. Seinen Antheil an der großen That dieses Krieges, die denselben ein rasches Ende machte, der Schlacht von Pavia, haben wir schon erzählt.

Aber nun zeigte es sich, daß Frundsberg, wenn er auch an Kriegstüchtigkeit und Tapferkeit niemand nachstand, es doch an Schlauheit mit seinen wälschen und spanischen Waffenbrüdern nicht aufnehmen konnte. Seine auf dem Schlachtfeld anerkannten Verdienste fanden, da er sie nicht zur Geltung brachte, keinen Lobredner, und während das Füllhorn der kaiserlichen Gnade sich über Bourbon, Pescara und Launoy ergoß, ging der ehrliche Deutsche leer aus.

Gekränkt verließ er das Heer und zog wieder in seine schwäbische Heimat, und in dieser Stimmung mag er wohl das später mitzutheilende Lied gereimt haben, in dem die Kränkung über erfahrenen Umbau in lebenswürdigster Weise durch echte Herzensheiterkeit und naives Selbstbewußtsein gemildert erscheint.

Lange Ruhe war ihm aber nicht beschieden, denn die rings in Süddeutschland auflodernden Bauern-Aufstände riefen ihn ins Feld. Mehr durch den Schrecken seines Namens, durch Milde, gütlichen Zuspruch und kleine Geldopfer, als durch die von anderen Feldhauptleuten begangenen Grausamkeiten dämpfte er die Aufstände in Schwaben, Salzburg und Tirol. Als Truchseß von Waldburg nach seiner gewohnten Weise im Kriegsrathe für die blutigste Strenge eintrat und häßliche Bemerkungen über Frundsberg's Verfahren machte, entgegnete dieser lächelnd: „Wozu schlagen? das würde doch vieles Blut kosten und mir wahrhaftig wenig Ehr einlegen. Ich kenne die Hauptleute, die dem Kaiser in Belshland gedient haben, und weiß, was herauskommt, wenn man ein Volk zur Verzweiflung treibt; laßet mich einmal meinen Weg versuchen, und ich stehe ein, die Sache wird zu einem guten Ende kommen.“

Und wieder klangen nach dem Bruch des Madrider Friedens die Hilferufe aus Italien nach Windelheim, wo Herr Frundsberg der wohlverdienten Ruhe genoß.

Dringende Bitten Bourbon's und seines eigenen Sohnes Kaspar und der Ruf des Kaisers bewogen ihn abermals, in das Feld zu ziehen, obwohl er, um ein Heer auf die Beine bringen zu können, sein Silbergeschirr und den Schmuck seiner Gattin sowie seine Herrschaft Windelheim verpfänden, auf seine zwei Güter Petersberg und Sterzingen beträchtliche Schulden machen und andere Besitzungen verkaufen mußte. So brachte er 40.000 Gulden auf, die zur Werbung und Ausrüstung von ungefähr 12.000 Lanzknechten knapp langten. Die tüchtigsten Hauptleute dienten in diesem Heer, Boineburg, Schertlin von Burtenbach, Eidensticker und viele Andere.

Nicht mit der alten, freudigen Zuversicht zog der sonst wohlgemuthe Held diesmal in den Krieg; es ist das eben nicht zu verwundern und braucht nicht auf Rechnung böser Ahnungen gesetzt zu werden, denn schon der Ausmarsch geschah unter jener Calamität, die dem ganzen Feldzug sein unseliges Gepräge aufdrücken sollte. In Trient war die Geldnoth schon so groß, daß Frundsberg, „um nicht mit leeren Händen wegrücken zu müssen“, gegen eigene Haftung 2000 Gulden vom Mustercommissär entlieh, „die er gar hochdankebarlich mit überlaufenen Augen empfangen hat“.

Nach einem beschwerlichen Zug, auf dem Frundsberg sich gegen Feinde, nicht minder aber auch gegen die „welche Practica“ falscher Freunde zu erwehren hatte, vollzog er am 17. Februar 1527 die Vereinigung mit dem gleichfalls von Noth und Geldmangel geplagten Heer des Herzogs von Bourbon. Daß diese beiden Uebel nicht leichter zu bannen sind, wenn sie auf einer größeren Anzahl Menschen lasten, sollte man bald gewahr werden. Wie sich der weitere Zug gestaltete, und zu welch traurigen Resultaten er für den so hoch verdienten Helden führte, haben wir schon an einem anderen Orte erzählt, wo es uns als schlagender Beweis diente, wie rasch schändester Undank Gewalt über des Menschen Seele erlangt und wie tief gesunken im Verkehre mit dem fremden Kriegsvolk damals schon die deutsche Treue und Kriegszucht der Lanzknechte war.

Vier Tage nach jenem schmachvollen Austritte ernannte Frundsberg Konrad von Boineburg zu seinem Stellvertreter und trat am gleichen Tag, den 19. Mai 1527, die Reise nach Ferrara an.

Herzog Alfons, obwohl mittlerweile aus dem Bündniß ausgetreten, bereitete dem Helden einen würdigen Empfang und ließ ihn, da er auch von epileptischen Anfällen heimgesucht wurde, von seinen Leibärzten sorgfältig behandeln. Mehr seine unkräftige Natur als die Kunst dieser Aerzte, die nach der Weise jener Zeit durch Bäder in Baumöl, Tincturen aus köstlichen Gewürzen und edlen Metallen zu wirken suchten, brachten ihn endlich so weit, daß er der Sprache ziemlich mächtig war und mit Hilfe eines Stodes herumgehen konnte.

Trübe Nachrichten aus der Heimat, wo ein Lieblingssohn, Melchior, der Schüler Melanchthon's war, starb und seine Gattin allerlei Bedrängniß von den Gläubigern zu erleiden hatte, die das Geld zum Feldzug vorgeschossen, bedrängten sein Gemüth aufs Neue und weckten die Sehnsucht nach seinen Lieben in ihm. Im Mai 1528 trat er die Reise an, die theils auf dem Po und dann in einer Sänfte gemacht werden mußte und bis in den August hinein währte. Acht Tage nach seiner Ankunft zu Windelheim, am 20. August 1528, starb der wackere Herr Frundsberg. Er hatte sich stets gewünscht, in einer siegreichen Schlacht zu sterben, und es war ihm das traurige Los beschieden, den Todesstreich durch den Undank jener zu empfangen, für und mit welchen er so lange gesorgt und gekämpft hatte.

So wurde ihm, der sein ganzes Leben fast im Felde zugebracht, der Tod zuwider, und noch in seinen letzten Tagen meinte er, es sei gut für ihn, zu sterben, denn er sei „ja doch dem Krieg, wie er auf gut welch geführt werde, von Herzen gewidmet.“

Das erwähnte, von ihm gedichtete Lied, das er sich bei Tisch oft vorgesungen, ließ und einen tiefen Blick in seine Denkweise, aber auch in manche Unbill, die er widerfahren, gestattet, lautet:

Mein Fleiß und Müß'	Doch wer lang Zeit
Ich nie	Nach Ehren streit'
Hab' gepast	Muß dannen weit;
Und allzeit gewahr:	Das thut mir ant (weh),
Dem Herrn mein,	Mein treuer Dienst bleibt unerkannt.
Zum Besten sein	Kein Dank noch Lohn,
Mich geschickt hab' d'rein,	Davon ich bring
Obad, Günst verhofft	Man wiegt mich g'ring,
Doch 's Gemüth zu Hof verkehrt sich oft.	Und ist mein gar.
Wer sich zulauft	Vergessen zwar;
Der läuft	Große Noth und Gefahr
Weit vor	Ich d'standen hab,
Und kommt empor;	Was Freunde werd ich haben d'rob?

Das ist die bittere Frage, welche so oft jene stellen müssen, welche in selbstloser Weise sich und ihr ganzes Leben dem öffentlichen Wohl gewidmet haben.

Frundsberg's Bedeutung ist indessen nicht damit erschöpft, wenn man nur seinen lauter Charakter, seine wahrhaft fromme Treue und seine Tapferkeit preist. Er verdient einen hervorragenden Platz unter jenen Männern, welche sich um die Organisation der österreichischen Armee verdient gemacht haben, und im XVI. Jahrhundert steht von den Zeitgenossen nur Maximilian I., von den Nachkommen allenfalls Lazarus Schwendi neben ihm. Wie viel Antheil er an der Schaffung der Lanzenknechte hatte, ist nicht festzustellen — die Einrichtungen und die vorzügliche Ausbildung sind nahezu allein sein Werk, und so dürfen wir ihn wohl den Gründer der österreichischen Infanterie nennen.

Im Hof-Waffen-Museum in Wien befindet sich ein von Frundsberg geführtes Schwert, dessen Knauf, Parierstange und Bügel vorzüglich in Eisen geschnitten und mit Ornamenten in Gold und Silber-Lausen geziert sind. Die gerade, ziemlich breite Klinge zeigt folgende, von einem späteren Besitzer herrührende Verse:

Vorderseite:

„Herr Jörg von Fronsberg wohlbelandt,
Hatt mich geführt durch manches Landt,
In drenzehn Schlachten wohlgemuth,
Vergossen wie viel Feindesblutt.“

Rückseite:

„Von Frankosen, Ungarn, Tartaren und Türken,
Deren wir thaten viel erwirgen.
Regund Ich mich zum Frieden lebe,
Weil Thomas Moll ist iegund Herr.“

Wenn dieser friedfertige Herr Thomas Moll auch Autor dieser Inschrift sein kann, so kann ihm der Vorwurf nicht erspart werden, daß er über die Thaten Frundsberg's sehr schlecht unterrichtet war, denn dieser hat, genau gezählt, in 20 Schlachten 15 Treffen mitgefochten, ist aber Tataren, Ungarn, Türken nie gegenübergestanden.

Was das Stammschloß des Frundsberg betrifft, gebührt demselben eine nähere Beschreibung.

Nördlich von den waldigen Vorbergen des Allgäus und den schneeigen Alpen der schwäbischen Hochlande und Tirols, südlich von der Donauebene, liegt das etwa eine Stunde breite, stille Mindelthal, reich an Wiesen, Feldern und Hopfengärten, wie an Dörfern, Capellen und Höfen. Zunächst dem Hauptort des Thales, dem Städtchen Mindelheim, ragen auf steilem Berg, der das Mindel- und Kammelthal scheidet, die Ueberreste der Burg, des Georgenschlosses, empor, in welcher Georg von Frundsberg geboren wurde und starb. Die Umfassungsmauern stehen noch; die vom Eingang rechts aufgeführt gewesenen Gebäude, von denen man den Thiergarten übersehen konnte, sind dahin, aber links, durch einen tiefen Graben geschieden, sieht man, mit der Perspective auf die Stadt und die untere Gegend, verschiedene, leidlich erhaltene Reste: einen hohen, weithin leuchtenden Thurm, dessen tiefes Verlies die Phantasie des Volkes natürlich mit Messerispitzen gepflastert weiß, dann ein massives Hauptgebäude, auf dem Grundbau eines im fünfsten Jahrhundert von den Alemannen zerstörten bairischen Castells ruhend, eine restaurirte Capelle und einen, wie sich von selbst versteht, sehr geheimnißvollen Schöpfbrunnen. Was sonst an Thürmen und Thürmchen vorhanden, deutet nur die großen Verhältnisse der Feste an. (Bild Seite 297.)

Frundsberg's Andenken erlosch niemals in jener Gegend; in den Fünzigern Jahren haben ihm die Bewohner jener Stadt, deren Schützenfahne sein Bildniß führt, zu einer passenden Feierlichkeit an den Mauern seines Schlosses einen Denkstein mit dem Namen der Orte seiner Hauptthaten gesetzt. Ebenso wurde dort ein Monument gesetzt an der Stelle der alten Kirche, die, im neunten Jahrhundert erbaut, 1816 abgebrochen, die Deck, die Hachberg und die Frundsberg in ihren Hallen gesehen hat. Dieses Monument erinnert den Wanderer zugleich an die hier beerdigten Stadtbürger und die in der Nähe gefallenen Krieger Oesterreichs, Rußlands und Frankreichs.

Frundsberg's Andenken ist auch zu Mariathal in Tirol bewahrt. Dieses im Jahre 1782 aufgehobene Kloster der Dominikaner liegt einsam und waldig, eine halbe Stunde von Mattenberg entfernt. Es soll bereits 1212 gegründet worden sein; als eine Stiftung der Frundsberge beginnt es aber 1267. Als nämlich Berthold von Frundsberg seinen Vetter im Zweikampf erlegte, fand er in diesem abgelegenen Thale bei einem schmerzhaften Marienbilde Trost und Beruhigung; daher gründete er an demselben ein Nonnenkloster, verschloß sich selbst zwischen vier Mauern und that strenge Buße bis an sein Ende. — Georg von Frundsberg, der gefürchtete Krieger, erwarb ferner die Gaben seiner Ahnen mit eigenen, sehr beträchtlichen Beisteuern; aber sieht man auch noch in der Emporkirche des Gotteshauses sein Bildniß bis auf den heutigen Tag. Seit 1782 steht der Kirche ein Localcaplan mit einem Gehilfen vor; das Klostergebäude ist noch erhalten, aber das helle Gotteslob hat ausgeflungen; nur vereinzelte Pilger ziehen noch zum verwaisenen Heiligthume.

Konrad Freiherr von Boineburg.

Auf den rein menschlichen Werth, der uns die Gestalt Frundsberg's so lieb macht, darf „der kleine Heß“, wie Boineburg (Bild Seite 265) unter seinen Passengefährten genannt wurde, keinen Anspruch machen. Er war ein ausgezeichnete, tapferer Soldat und gehört zu den berühmtesten Führern der Langknechte, aber — er

...wage nicht aus dem Mangel, und besonders seine Spielwuth ist ein ...

... von Boineburg, im Jahre 1487 geboren, stammte aus einem heftigen ...
... dem auch unter dem Namen Bimmelberg vorkommt, der nicht ...
... im zwölften Jahre ...
... an den Hof Herzogs Eberhard II. ...
... und blieb hier im Gegensatz zu seinem Herrn, den Beinamen ...
... der ihn hier alle Zeiten blieb. Im bairischen Erbfolgekrieg 1504 ...
... im Heer des Herzogs Ulrich von Württemberg im kaiserlichen ...
... unter den dem Kaiser gestellten Hilfstruppen gegen die Venetianer ...
... gegen die Franzosen. Bei den unter dem Namen des ...
... in Württemberg leistete er so treffliche Dienste ...
... 1514, von Herzog Ulrich das Schloß Graiss ...
... Als sich aber die despotische Natur des Herzogs immer heftiger ...
... und Eifersucht zum Mord Johann's von Hutten hinreißten ...
... Boineburg mit achtzehn anderen Grafen und Herren die Dienste ...
... dem schweizerischen Bund bei, der jenen bekriegte und nach seiner Vertreibung ...
... gegen die Kaiser abtrat.

... Boineburg dem Georg von Frundsberg bemerkbar gemacht ...
... 1523 zu die kaiserlichen Dienste warb. Er bildete mit seinen ...
... Frundsberg's Heer und trug viel zum Sieg an der ...
... Jahr war Boineburg Befehlshaber der 500 Deutschen, welche ...
... unter Lenna die Besatzung von Pavia bildeten. Er verteidigte ...
... die Vorstadt St. Antonio so heldenhaft, daß die Franzosen ...
... unternehmen. Am Tage der berühmten Schlacht ...
... mit seinen Deutschen sofort bereit, von der Stadt aus in den ...
... durch einen wuchtigen Angriff auf ...
... und den aus den erlesensten Rittern bestehende Begleitung viel zur ...
... und zum glorreichen Sieg beitrug. Frundsberg, ...
... wie sein eigenes oft übersehen wurde, setzte ...
... Boineburg zu seinem Generallieutenant (Stellvertreter) und zum ...
... ernannt wurde.

Im November 1526 lieferte Boineburg der päpstlichen und venetianischen ...
... unter dem Herzog von Urbino bei Mantua ein siegreiches Treffen, das ...
... *liga pro Italia liberata* (Bund zur Befreiung Italiens) ein rasches ...
... Boineburg's Theilnahme am Feldzug von 1527 und die Anfechtungen ...
... von den meuternden Langknechten ausgeht war, fanden bereits ihre ...
... als es nöthig war, diese Dinge zur Charakteristik jener und als ...
... anzuführen.

Als bei der Erstürmung Roms die über den Tod des Herzogs von Bourbon ...
... italienischen und spanischen Befehlshaber vom weiteren Vorgehen ablassen ...
... Boineburg die Fortsetzung des Sturmes durch, übernahm das Commando ...
... und erstürmte trotz des Feuers der Engelsburg die sistinische Brücke. Auch die später ...
... der Langknechte bis zu deren theilweiser Befriedigung fanden schon Erwähnung ...
... bei jenen Kämpfen an, welche Boineburg mit seinen auf 5000 Mann ...
... zusammengekauften Langknechten ausfocht, um Neapel dem Kaiser zu erhalten.

Denn thatsächlich war er das Haupt der Armee, wenn auch der tapfere, aber noch sehr junge, unerfahrene und etwas leichtblütige Prinz Philibert von Oranien das nominelle Obercommando führte. So setzte Boineburg es gegen den Willen des Vicekönigs Moncada und des Marquis del Vasto durch, daß man Neapel besetzte, statt den Franzosen, unter Lautrec, eine Schlacht anzubieten.

Die Ereignisse gaben Boineburg recht. Der Vicekönig fiel in einem unglücklichen Treffen mit der vor dem Hafen stehenden genuesischen Flotte, die Franzosen aber mußten, durch die hartnäckige Vertheidigung und die Pest geschwächt, die Belagerung im August 1528 aufheben und erlitten bei Aversa durch den ihnen auf den Fuß folgenden Boineburg eine schwere Niederlage. Nachdem im „Damenfrieden zu Cambray“ Frankreich — für kurze Zeit — sich von den italienischen Kämpfen zurückzog, wurde zuerst ganz Neapel mit blutiger Strenge zum Gehorsam gegen den Kaiser zurückgebracht, dann wendete sich Boineburg nach Toscana, eroberte nach eilfmonatlicher Belagerung Florenz und stellte auch dort die Ordnung her.

Nach langjähriger Abwesenheit kehrte er 1530 nach Deutschland zurück, wohl aufgenommen vom Kaiser, der ihm aber die im Laufe der Jahre aufgelaufenen Forderungen nicht bezahlen konnte, sondern statt dessen die Herrschaften Schäßingen, Ehingen und Berg in Vorderösterreich verpfändete.

Im Jahre 1531 finden wir Boineburg als Kriegs Rath und Feldhauptmann über 12.000 Lanzknechte im Dienste des Königs Ferdinand I. An der Vernichtung der wilden Schaaren des Michal Dglu hatte er großen Antheil, und seinen klugen Maßregeln war es zu danken, daß die ihm entronnenen Türken anderen kaiserlichen Truppen zugejagt und so fast vollständig vernichtet wurden.

Weniger glücklich kämpfte Boineburg 1534 gegen den Landgrafen Philipp von Hessen, der Ulrich von Württemberg in sein Land zurückführen wollte. In der unglücklichen Schlacht bei Laufen (12. Mai) wurden er und der Statthalter von Württemberg schwer verwundet und sie entgingen nur durch einen Zufall der Gefangenschaft.

Auf Grund der vom Reichstag zu Speier 1542 beschlossenen Reichshilfe wurde Boineburg mit dem Oberbefehl über 84 Fähnlein Fußvolk betraut und war unter den acht Feldobersten, welche dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg als Kriegs Rath beigegeben waren. Seine anerkannte Kriegstüchtigkeit sicherte ihm eine ausschlaggebende Stimme, und wir wissen z. B., daß er es gegen den Wunsch der Ungarn durchsetzte, zuerst Pest zu nehmen, ehe man an die Belagerung Ofens schritt. Der erste Theil der Aufgabe war gelöst und auch schon in den Festungswall Pestsche geschossen, als die Nachricht vom Herannahen Soliman's im November zum Rückzug zwang.

Nachdem Boineburg im Feldzug von 1544 gegen Frankreich gute Dienste gethan und namentlich Meaux erobert hatte, schien es, als ob auch er die Wandelbarkeit der Fürstengunst erfahren sollte. Nachdem er nämlich vom Kaiser zu Unterhandlungen in Religionsangelegenheiten verwendet worden war, schien dieser Verdacht zu schöpfen, daß Boineburg die Sache der protestantischen Fürsten pflichtwidrig begünstige, und ließ ihn sogar verhaften. Aber bald klärte sich die Sache auf und 1546 finden wir ihn schon wieder als kaiserlichen Boten beim Landgrafen von Hessen, wo er durch entschiedenes Auftreten das wiedergezwungene Vertrauen rechtfertigte. Denn als der Landgraf meinte, es sei ihm nicht möglich, sich den kaiserlichen Propositionen zu unterwerfen, entgegnete Boineburg mit scharfer Betonung: „Für diesen Fall

seinen Diensten aus, leitete die erfolgreiche Bertheidigung Ulms gegen Moriz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg (1552), die sich sogar so weit vergessen

Sendschafft so Ibrahim Wascha den Herrn kriegscommissarien zu

Wien als seinem handtbruggen verfigelt zu geschicht.

Q Ibrahim Wascha von Gots gnaden/hochster wunsch: Secretari/Obster Nach des durchleuchtigen vnd vn-
uerwindlichen Keysern Chulcan/Balleyman/Hauptman vnd Gubernator des ganzen keyserlichen Reichs vnd
aller keyserlichen Sachen. Ich Wolgebornen/Großmachedigen/Obster vnd Hauptecke: Als uns ewerforchten durch
euer in Porten vnd Thuren/Habern vire alle sachen verstanden/Vnd wißt/das wir nicht zu finden seyn/rar er Bild der sya
zu nennen sonder id finden euerm Erhertogem Ferdinandus/der den selben nicht gefunden/danumb seyn wir so
vil tag da seissen/vnd auff in gewart/aber nicht tunnen. Vñ als gestirn/Habern wir drewever lewt gefangen/
lebig gelassn/der gleichem wdi-
letzt mit den unsern gefange auch
dandeln/wie wir dail erwernt post
ern solche eudmändelichen jhertog
gen Bruollen haben. So möge jr
deß willen eynen von euch herauff
zu uns sich der gefangen zu erklä-
digen/allzeit schicken/Vñnd jren
solchem fall/derm sorg oder forcht/
wafers trawen vnd glaudens hal-
ben/tragen/Dann das denam id
Osten/conten nicht glauden ge-
halten worden/si nicht onferffen
der jregeu schuldte gemessen/Ges-
sen vor Wien in mitem Octobris
Anno M D LIII.



Brachim Wascha der nechst des turchischen keyfers

Rath abcontrahet.

Brachim Pascha der nechste rath
Der Keyserlichen Mayestat
In allen sachen der Thuretry
Vnd ist gewesen mit vnd bey

Als Wien die Stadt belagert wart
Vnd ist geritten auff die art
Mit aller Kleidung die er diegt
Ist er worden ab contrahet.

Ibrahim Pascha. (Seite 312 u. 313.)

haben sollen, Meuchelmörder gegen ihn auszusenden. Dann führte er nach sechstägiger Belagerung die Einnahme der Feste Helfenstein durch und nahm am letzten Feldzug

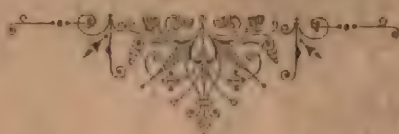
Karl's V. gegen Frankreich theil, in dem er fast der einzige Führer war, welcher glücklich focht. Er erstürmte die Feste Hesdin (21. Jänner 1553) und befehligte in der berühmten Schlacht von St. Quentin die Reserve.

Nach dem Frieden von Cambresis (1559) zog sich Hoineburg auf seine Stammballerhschaft in Vorderösterreich zurück und starb am 29. Juni 1567 auf seinem Schloß Schäßlingen.

Hoineburg war kein schöpferischer Geist und auch nicht so frei von den Fehlern seiner Zeit und seines Standes, wie Frundsberg. Als Befehlshaber werden wir ihn aber mindestens gleichstellen müssen, da er großen Scharfblick im Entwerfen und Mühnheit und Energie im Durchführen eines Planes verband. Er ist der Stammvater eines Geschlechtes, das der österreichischen Armee noch viele ausgezeichnete Streiter gab.

In der Ambrazer Sammlung in Wien befindet sich eine vollständige, hochinteressante Rüstung Hoineburg's. Sie ist ganz aus Stahl, mit Gold eifolirt und zeigt auf dem Brustharnisch links ein Kreuz mit der Jahreszahl 1551, rechts einen knienden Ritter, den Commandostab in der rechten Hand haltend, mit der Aufschrift „Ist das Endt gutt, so ist's alls gutt!“ und darüber einen eingravirten Todtenkopf.

Im Anhang zum nächsten Abschnitt, welcher ein allgemeines Bild der Kriegsgegen die Türken und der davon berührten militärischen Verhältnisse Ungarns im vierzehnten Jahrhundert geben wird, werden dann jene berühmten Heerführer Erwähnung finden, welche namentlich im Kampfe mit den Osmanen ihre Vorbeeren sammelten.



Die Türkenkriege im XVI. Jahrhundert.

Seit die Osmanen in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unter Orchan auf europäischen Boden betreten hatten, fühlten sie einen unüberwindlichen Drang sich gegen Westen und Norden auszubreiten. Wir begegnen solchen Erscheinungen in der Geschichte öfter, und es ist nicht immer bloße Eroberungslust, durch welche ein Volk gedrängt wird, immer von Neuem seine Ausbreitung nach einer bestimmten Richtung anzustreben, die übrigens selten zu seinem Heile ausschlägt. Die Deutschen haben die anjelige Sehnsucht nach dem Süden, welche während der Kaiser aus salischem und fränkischem Hause herrschte, mit dem Verfall der Kaisermacht und der Zerstückelung des Reiches bezahlt. Derselbe dämonische Zug, der manchen Menschen dazu treibt, mit Außerachtlassung seiner wahren Interessen einem Phantom nachzujagen, dessen Erreichung ihn ruiniren würde, erwacht auch in ganzen Völkern, die ihre beste Kraft für ein Ziel einsetzen, das sie weitab von ihren eigentlichen Aufgaben führt.

So verbluteten die Türken in den mit ungeheueren Opfern durch drei Jahrhunderte wiederholten Eroberungszügen nach dem Westen Europas, und es ist noch sehr fraglich, ob sie, wenn es ihnen gelungen wäre, sich dauernd festzusetzen, dieselbe

Erfolg nicht mit dem Verlust ihrer Eigenart bezahlt hätten, wie es schon manchem Sieger über ein höher cultivirtes Volk widerfuhr.

Nach dem Fall Konstantinopels (1453) ruhten die Waffen eigentlich nicht mehr, und in Soliman II. (geb. 1496, gest. 1566), der den Beinamen des „Großen“ mit gutem Recht führt, kam 1520 ein Herrscher auf den Thron der Sultane, vor dessen Kraft, Energie und weitansiehenden Plänen man alle Ursache hatte, zu zittern. Schon 1521 machte er seinen ersten Kriegszug, um Belgrad und Schabaz, diese Stützpunkte jeder Operation an der Donau, in seine Gewalt zu bekommen. Sein sehr starkes Heer erlaubte ihm, die Belagerung beider Orte zugleich zu beginnen, doch vereinigte er nach dem Fall der letzteren Feste seine ganze Macht vor Belgrad, dessen Besatzung nur aus 400 Ungarn unter Blasius Olash und Johann Bóth bestand und an Geschütz und Pulver Mangel litt.

Leider waren die Verhältnisse Ungarns derart, daß an eine energische Abwehr der türkischen Angriffe nicht zu denken war — die Tage Hunyady's und des großen Matthias Corvin waren vorüber. Auf dem ungarischen Throne saß der „königliche Knabe“ Ludwig II. (geb. 1506, gest. 1526), körperlich schwach, auch geistig nicht hervorragend befähigt und daher ein willenloses Werkzeug in den Händen unbotmäßiger und ehrgeiziger Magnaten. Am gefährlichsten erschien Johann Zápolya, der von seinem herrlichen Schloß Trenesin aus fast unumschränkt über ganz Nordungarn herrschte und ziemlich offen nach der Krone strebte. Diesem Mann die Palatinwürde zu übertragen, war nicht rathsam und der König lenkte daher, Zápolya's Bewerbung ignorirend, seine Wahl auf dessen Todfeind Bathory und verlegte dadurch jenen mächtigen Magnaten auf das bitterste. So zerfiel das Land in Parteilungen, auf dem Reichstag ging es um kleinlicher Privatinteressen stürmisch her, während das Verderben schon mit Donnereschlägen an die Pforten klopfte. Es war nur volle Wahrheit, wenn der venetianische Gesandte an seine Regierung berichtete: „Es würde Zápolya nicht leid thun, wenn das Land zu Grunde ginge, soferne er dann Gelegenheit hätte, es wieder zu erringen und sich zum König zu machen.“ Wie es unter solchen Umständen mit der immer mehr als rathsam, vom guten Willen der Magnaten abhängigen Heeresverfassung ausah, ist nicht schwer zu errathen und geht aus den niederschmetternden Ereignissen der nächsten Jahre klar hervor.

Uebrigens bewährte die ungarische Besatzung Belgrads den alten Ruhm der Tapferkeit und wies zwanzig mit ganzer Macht unternommene Stürme Soliman's ab. Aber sie hatte mit einem schlimmen Feind im Innern der Festung zu kämpfen, mit dem Verrath. Serbische Ueberläufer machten den Sultan aufmerksam, daß die Werke dort am schwächsten seien, wo sie gegen die Mündung der Save in die Donau abfielen. Sofort richteten sich die türkischen Kanonen gegen diesen Stadttheil, der meist von Serben bewohnt und ohnedies nur lau vertheidigt wurde. Als die Mauern sanken, zündeten die Serben die Stadt an und flüchteten in die Festung, wo man ihnen den Eintritt aus Mißtrauen verweigern wollte. Aber ihr verischlagener Führer, Michael More von Ghula, wußte die Aufnahme durchzusetzen, wodurch die Serben auch die Oberhand in der Festung bekamen, an deren Berennung die Türken nun schritten. Von allen Seiten gruben sie Minen, ohne daß die Belagerten aus Mangel an Werkzeugen und Pulver etwas dagegen hätten thun können.

Wieder waren es Ueberläufer, welche den Sultan bestimmten, den Hauptangriff gegen den großen und festen Thurm Kőlestorony (Hirsethurm) zu richten, dessen

tapferer Vertheidiger Jakob Utissienicz schon gefallen war, ehe die aufstiegender Wind das kolossale Bauwerk in Schutt legte, ohne indessen den Türken den Zugang zu erleichtern. Unterdessen waren die Serben in ununterbrochenem Verkehr mit den Türken, mittelst an Peile gehefteter Zettel gestanden und hatten sich gegen das Versprechen von Schonung an Leben und Gut bereit erklärt, die Uebergabe der Festung einzuleiten. Vergebens widersprachen die Ungarn und suchten die Serben zum Ausharren zu bewegen; sie bestanden auf ihrer Absicht. More eilte selbst in das türkische Lager, um zu unterhandeln, und da gegen den Willen der Serben an eine erfolgreiche Vertheidigung nicht zu denken war, mußten auch die Ungarn in die Uebergabe willigen, welche gegen das Zugeständniß freien Abzuges am 29. August 1521 erfolgte. Sofort gingen die Türken nun an die Neubefestigung und Armirung Belgrads, das nun durch 167 Jahre in ihrem Besitze bleiben sollte.

Einen Moment schien es, als ob man in Ungarn, durch den Verlust dieses wichtigen Plazes erschreckt, den Blick von dem inneren Gezänke auf die von außen drohende Gefahr lenken würde und der am 19. October 1521 in Ofen zusammengetretene Reichstag beschästigte sich mit den Mitteln zu einer erfolgreichen Abwehr. Jeder geistliche oder weltliche Güterbesitzer sollte die Hälfte seines Jahreseinkommens, die niedere Geistlichkeit den zehnten Theil desselben, unbegüterte Edelleute aber einen Ducaten steuern. Den Beitrag der übrigen Unterthanen, Bürger und Handwerker bemess man nach der Zahl der Schornsteine und für jeden derselben mußte eine „Rauchsteuer“ von einem Gulden entrichtet werden.

Als man indessen gewahr wurde, daß Soliman sich mit dem Fall Belgrads vorderhand begnügte und seine Hauptmacht an die Eroberung von Rhodus wendete, das schon Mohammed II., der Erstürmer Constantinopels, vergeblich belagerte, verslog der Opfermuth in Ungarn bald und von den ausgeschriebenen Steuern flossen nur 45.747 Ducaten ein, da Adel und Geistlichkeit sich der Entrichtung entzogen und niemand Macht und Willen hatte, sie zu zwingen. Dagegen überließ man sich den Zwistigkeiten mit alter Wuth und die Reichstage hielten wieder von dem Gezänke der Anhänger Bathory's und Zapolna's, zwischen welchen schwankend und rathlos der junge König stand.

Im Jahre 1524 nahm Soliman, nachdem er am Weihnachtstag 1522 seinen Einzug in Rhodus gehalten hatte, seine Pläne gegen Ungarn wieder auf, ohne bei der Eroberung Peterwardeins und des ganzen Banates, die schon in das verhängnißvolle Jahr 1526 fielen, erheblichen Widerstand zu finden. Nun erst, als der Sultan schon zur Belagerung von Eszék schritt, raffte man sich zu Gegenmaßregeln auf, ein schwaches, durch Parteilungen zerklüftetes Heer wurde aufgebracht, mit dem am 29. August die unheilvolle Schlacht bei Mohacs geschlagen wurde, mit deren Darstellung wir (Seite 106) unseren Abschnitt über das selbstständige ungarische Heerwesen abgegeschlossen haben.

Unaufhaltbar ergossen sich die Türken über ganz Ungarn, einzelne Schwärme streiften bis an den Platten- und Neusiedler-See. Ueberall wurde verbrannt und geplündert und nebst zahlreichen kleineren Orten sanken auch Ofen und Fünfkirchen in Asche zusammen. Die Nachricht von Unruhen in Asien bestimmte Soliman zum Rückzug, auf dem er 200.000 Christensclaven mitführte und überall die Absicht verständete, mit noch größerer Macht wiederzukehren und vor die Mauern Wiens zu ziehen.

Zu den furchtbaren, eben überstandenen Leiden und dieser mit Gewißheit für die nächste Zukunft drohenden Gefahr kam nun noch ein neues Uebel über das unglücklich

Reich: der Kampf um die Krone. Nach den erwähnten von Maximilian und Vladislaw II. geschlossenen Verträgen war kein Zweifel, daß die Kronen von Ungarn und Böhmen an Ferdinand von Oesterreich fielen. Die Witwe Ludwig's II., Maria, eine Schwester Ferdinand's, berief zum Zweck der Anerkennung von dessen Thronfolge einen Reichstag nach Preßburg. Aber Johann Zápolya, auf dem der schwere Verdacht ruht, daß er mit seinem Heer absichtlich bei Szegedin zögerte, um den König dem Verderben zu überlassen, sah den Moment gekommen, seine ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen. Ein von ihm nach Stuhlweissenburg ausgeschriebener Reichstag, der nur von seinen Anhängern besetzt war, trat am 10. Februar 1526 zusammen, rief ihn zum König aus und unmittelbar darauf folgte die Krönung. Da man gleichzeitig in Preßburg unter Stefan Bathory's Führung Ferdinand I. (geb. 1503, gest. 1564) zum König wählte, war der Bürgerkrieg unvermeidlich, und die Kräfte, die so nöthig gewesen wären, um einen furchtbaren Feind vom Lande abzuwehren, rieben sich gegenseitig auf.

Zápolya's Anhang im Lande erwies sich nicht stark genug, um die erlittene Krone auch zu behaupten. Unter Führung des alten tapferen Niklas Salm und des Markgrafen Kasimir von Brandenburg drang ein österreichisches Heer im Sommer 1527 in Ungarn ein. Tyrnau, Raab, Gran und Komorn öffneten ihre Thore und überall traten die Magnaten, darunter der Kronhüter Peter Berenyi, zur Partei Ferdinand's über. Am 21. August erfocht Salm bei Tokaj einen vollständigen Sieg über das fast nur aus Reitern bestehende Heer Zápolya's, dessen tüchtigster Feldherr Lukas Mariai dabei das Leben verlor. Derselbe Tag, an welchem auch Ferdinand in Ofen einzog, kostete einem anderen Heerführer Zápolya's, dem Grafen Christof Frangipani, bei Warasdin Sieg und Leben. Schlimmer noch war es, daß sich auch Siebenbürgen gegen ihn erklärte, das Zápolya bisher immer als die Quelle seiner Macht betrachtet hatte. So blieb ihm denn nichts über, als das Land, zu dessen König er sich mit den verwerflichsten Mitteln aufgeschwungen hatte, als Flüchtling zu verlassen und Unterstützung bei dem furchtbaren Feind desselben zu suchen.

Von Polen aus trat Zápolya mit Sultan Soliman in Verbindung, der natürlich die Gelegenheit begierig ergriff, sich in Ungarn's innere Angelegenheiten zu mischen. Aufgestachelt wurde er noch durch das zum mindesten unzeitige Auftreten des Vertreters Ferdinand's in Konstantinopel, des Ungarn Hobordanskij, der, statt den Sultan von Zápolya abzu ziehen, nicht allein die unbedingte Anerkennung Ferdinand's als König von Ungarn, sondern auch die Rückgabe mehrerer Festungen, darunter Belgrad, forderte. Nun ging Soliman einen Vertrag mit Zápolya ein, der diesem die türkische Hilfe zur Eroberung und Behauptung Ungarn's gegen einen jährlichen Tribut von 100.000 Goldgulden und andere erniedrigende Bedingungen zusicherte. Hobordanskij aber wurde mit der Botenschaft entlassen, daß der Sultan bald kommen werde, um den König Ferdinand aus einem Reiche zu vertreiben, das er unrechtmäßiger Weise an sich gerissen, er werde ihn unverzüglich auf dem Schlachtfelde von Mohacs oder in Ofen selbst aufsuchen; sollte jener aber durch seine Flucht sich zu retten suchen, so würde der Sultan auch bis nach Wien vordringen.

Am Vertrauen auf den türkischen Schutz war Zápolya anfangs 1528 von Polen aus mit einem Heer in Ober-Ungarn eingefallen, wo sein Anhang am stärksten war. Als Rathgeber und Führer einer polnischen Hilfschaar war ihm der ränkevolle

und ehrgeizige Georg Utjeffenovic oder Martinuzzi, Prior des Klosters zu Ezenstochau bei Krasau und später Cardinal, gefolgt.

Tokaň fiel durch Verrath in die Hände seines Unterbefehlshabers Franz Bada, der sofort zur Belagerung Erlau's schritt, jedoch von einem Entsatzheer geschlagen und gefangen genommen wurde. Um den lähner auftretenden Anhang Zapolya's zu entmuthigen und diesen vor der drohenden Einnahme der Türken zu vernichten, wendete sich Niklas von Salm nach Ober-Ungarn, wo ihm Zapolya selbst entgegentrat. Bei Szinye unweit Rajchau kam es am 15. März zum Kampf, der namentlich durch Kapianer's treffliche Maßregeln zu einer entscheidenden Niederlage Zapolya's wurde und ihn abermals zur Flucht nach Polen zwang.

Die Rüstungen Soliman's hatten sich verzögert, und dann waren im Herbst 1528 furchtbare Regengüsse einem Vormarsch des türkischen Heeres hinderlich gewesen. Indessen konnte kein Zweifel über die im nächsten Jahre drohende furchtbare Gefahr sein, der man nur durch ein Zusammenfassen aller Kräfte hätte begegnen können. Aber nicht allein in Ungarn sah es damit schlimm aus, sondern auch die Stände der meisten österreichischen Länder zeigten sich, erbittert über die harten Maßregeln Ferdinand's gegen die Evangelischen, nicht sehr willig. Nur in Oberösterreich bewilligte man ansehnliche Summen, und das Aufgebot des zwanzigsten, zehnten und fünften Mannes. Gegen die Meinung der Stände, daß es räthlicher wäre, der gefürchteten türkischen Reiterei wieder Reiter entgegenzustellen, beharrte Ferdinand auf dem Aufgebot; die so aufgebrachten Truppen sammelten sich in Enns unter Hans von Starheimberg und schützten das Land gegen die bis an die Grenze vordringenden Streifcorps der Türken. Das war zwar auch recht verdienstlich, aber für die Abwehr im Großen und Ganzen war damit nichts geschehen und für die Zukunft kam auch die im April 1529 in Speyer bewilligte Reichshilfe schon zu spät.

Am 9. April 1529 brach Soliman mit einem Heer von mindestens 200,000 Mann von Konstantinopel auf, und ohne Widerstand zu finden, überschritt er die Grenze und drang gegen Ungarn vor. Der leidige Geldmangel hatte oft die Bezahlung der österreichischen Truppen unmöglich gemacht, und diese hausten dann unter der Bevölkerung so schlimm, daß man die Ankunft der Türken kaum mehr für ein Uebel ansah. Am 20. Juli erst langte Soliman, der sein Heer schonen wollte, auf der Ebene von Mohacs an, wohin er, nicht ohne fühlbare Bosheit, Zapolya zur Huldigung bechieden hatte, der sich mit einem kleinen Heere wieder nach Ungarn wagte und bei Saros-Patak sogar ein Treffen gewann.

Erst bei Ofen schien den Türken ein Aufenthalt zu drohen, da der Commandant Thomas Nadasdy fest zum Widerstand entschlossen war. Aber nach dreitägiger Einschließung verloren seine Soldaten schon den Muth, und nachdem zwei Rottmeister, Traubinger und Besserer, verrätherisch Nadasdy in seinem Zimmer eingeschlossen, zog man die Fahnen ein und übergab gegen das Zugeständniß freien Abzuges die Festung. Aber der Verrath rächte sich, denn beim Abzug gerieth ein deutscher Soldat in Handel mit einem Türken, aus welchen sich ein Gemisch entwickelte, in dem die ganze treulose Besatzung niedergehauen wurde. Am 14. September erfolgte in Ofen die feierliche Einsetzung Zapolya's zum König von Ungarn von des Sultans Gnaden. Dieser ließ sich bei dieser Staatsaction durch den gewandten Renegaten Ludovico Gritti, einen gebornen Venetianer, vertreten, wie Soliman denn überhaupt den „König Janusz“ — so hießen die Türken Zapolya — ziemlich bogatellmäßig behandelte.

Gran wurde widerstandslos durch den Primas Paul Vardai übergeben, der die Hände Soliman's küßte, ebenso öffnete Wissegrad, die alte Königsburg, sofort ihre Thore; das Raaber Schloß verbrannte dessen Commandant, Christof Lemberg, und zog sich mit der Besatzung zurück. Erst Bruck an der Leitha und Neustadt zeigten sich zu ernstem Widerstand entschlossen, doch hielt sich Soliman mit ihrer Bezwingung nicht auf, sondern rückte mit möglichster Beschleunigung vor Wien.

Zur Ehre und zum Ruhme der kleinen, aber hochherzigen Stadt Bruck an der Leitha muß einer rühmenswerthen Episode gedacht werden. Als die Türken vor Bruck vorbeizogen, fragte Soliman seinen Großvezier: „Wie nennt sich das kleine Städtchen dort, mit den verschlossenen Thoren?“ — Mit tief geneigtem Haupte sprach Ibrahim der Großvezier: „Die Kais (Unreinen) nennen es Bruck an der Leitha. Meine Spahis erwarten den Befehl, diese Stätte des Uebermuthes der Erde gleich zu machen. Sklaven, welche die Thore vor den Gebiethern zu verschließen wagen, verdienen keine Schonung. Als ich sie auffordern ließ, Dir zu huldigen, ward mir die Antwort, daß sie sich nur dann dazu bequemen werden, wenn Du Wien erobert haben wirst.“ — Soliman betrachtete den kleinen Ort neuerdings und sagte: „Wahrhaftig, mir gefällt diese Antwort. Man beunruhige diese Stadt nicht im geringsten, sondern trage unsere siegreichen Waffen lieber bis an die Mauern Wiens.“

In den am 20. September rings umher auflodernden Flammen konnte man in der Stadt die grausigen Anzeichen der furchtbaren Gefahr erkennen, die unaufhaltbar näher rückte.

Die erste Belagerung Wiens, 1529.

Obwohl man schon seit 1526 das Erscheinen der Türken vor den Mauern Wiens fürchtete, war doch schlecht für die Vertheidigung vorgesorgt. Erst in den paar letzten Monaten, als kein Zweifel mehr über das thatsächliche Heranrücken einer so schweren Prüfung bleiben konnte, nahm man die Sache etwas energischer in die Hand. Alle Banten in den Vorstädten wurden eingestellt, um die Arbeitskräfte bei den Festungswerken verwenden zu können, und die Gemeinden der Umgegend mußten Hand- und Spanndienste leisten. Uebrigens sah es nach dem Berichte von Augenzugehen noch immer schlimm genug mit der Vertheidigungsfähigkeit der Werke aus. Die Mauern waren meist nur sechs Schuh dick, zwei bis drei Klafter hoch, so daß deren Erstiegung mit Weiterm keinerlei Schwierigkeit bot, und in ziemlich schlechtem Bauzustand. Nur vor den Hauptthoren erhoben sich gemauerte Vorwerke, das stärkste derselben stand vor dem Märitzwertthor, wo der alte sehr feste Märitznertthurm den Stützpunkt einer doppelten Reihe von Wällen mit Gräben und Brustwehren bildete. Die Armirung bestand aus 72 Geschützen verschiedenen Kalibers, während Soliman einen Artilleriepark von 3000 Stücken, darunter ganz gewaltige Geschütze, mit sich führte.

Ziemlich ansehnlich war die Besatzung. Zur Vertheidigung wurde die ganze waffenfähige Bevölkerung, Bürger, Handwerker, Studenten und Stadtsöldner aufgeboten. Außerdem betrug die Truppen, durch Zuzüge der aus Ungarn vertriebenen Besatzungen und einzelne Hiliscorps gebildet, an 20.000 Fußknechte und 2000 Reiter. Sowohl die Reichstruppen als die böhmisch-mährischen Hilfsvölker kamen erst an, als Wien schon von den Türken eingeschlossen war. An der Spitze der ganzen Vertheidigungsanstalten stand der dem Reichsheer vorausgeeilte Pfalzgraf Friedrich,

dem die beiden kriegserfahrenen Feldhauptleute, Niklas Graf von Salm und Wilhelm von Roggendorf (geb. 1481, gest. 1541), beigegeben waren. Unter ihnen dienten von namhafteren Kriegern Hans Kapianer, Niklas Thurn, Leonhard von Zell und Eck (Sektor) von Meischach. Weiters nahmen noch besonderen Antheil an der Vertheidigung der Statthalter Georg von Puchheim, der Generalproviandmeister Markus Beck von Leopoldsdorf, der Kanzler Niklas Rabenhaupt, Bürgermeister Wolfgang Treu, Stadtrichter Paul Bernsfuß und die drei Stadträthe Wolfgang Mangold, Sebastian Schmuß und Sebastian Eisele. dann viele ansehnliche Grafen und Herren, unter welchen wir die Namen Auerberg, Pfaffers, Herlichingen, Sager, Herberstein, Rhevenhiller, Kallonitsch, Lamberti, Mandercheid, Dettingen, Pappenheim, Schellenberg, Schwarzenberg, Seizendorf, Trauttmansdorf, Wolfenstein und viele Andere finden. Ein kleiner Haufe ansehnlichen spanischen Kriegsvolkes wurde von Don Louis de Avalos Anguillera, Villanet und dem durch seine Muthheit berühmten Don Juan de Salamanca befehligt.

Als der Fall von Ofen bekannt wurde, auf dessen zähe Vertheidigung man große Hoffnungen gesetzt hatte, machte man sich auf das Aeußerste gefaßt und begann mit dem Abbrechen der Vorstädte, und auch in der Stadt wurden die dem Wall zu nahe stehenden Häusern niedergeissen, vom Stuben- bis zum Märtnertor ein zweiter Wall und Graben aufgeführt, schwächere Stellen der Mauer mit zwei- oder dreifachen Pallisadenreihen verstärkt und das Mögliche gethan, um in wenigen Tagen die Versäumnisse von Jahren nachholen zu können.

Am 20. September verließ König Ferdinand I. mit dem Hofstaat Wien, und ihm folgten zahlreiche Flüchtige, darunter schmählicher Weise auch sämtliche Stadträthe bis auf die obgenannten drei.

Am 22. September wurden die Vorstädte in Brand gesteckt und schon Tage darauf erschien die Vorhut der Türken bei St. Marx, wobei es zu jenem Zusammenstoß mit Hardegg's Mordthaten kam, bei welchem der Cornet Jedlik in Gefangenschaft fiel. Des letzteren romantisches Geschick gab Stoff zu mehreren Erzählungen und Balladen. Der Sachverhalt wird gelegentlich eingehender erzählt werden.

Am 25. September rückte die türkische Hauptmacht vor Wien, in 16 Lagern einen weiten Bogen von Simmering bis Rusdorf spannend. Das prachtvolle Zelt Soliman's stand an der Stelle des heutigen Neugebäudes bei Simmering, vor dem für den Hauptangriff ansehnlichen Märtnertor bis zum Stubenthor schlug der Großwesir Ibrahim (Bild S. 305), der Liebling Soliman's, sein Lager auf. Das ungarische Hilfsvolk Rapolna's stand auf dem Wienerberg, das Lager der gefangenen Christensklaven befand sich am Himmelfortgrund (Theil des heutigen IX. Bezirkes). Der Donaustrom und die Arme desselben wurden von der 400 Schiffe zählenden türkischen Donauflottille, den Rässern, besetzt und stets nach allen Richtungen befahren, um jede Zufuhr und jede Verbindung mit der Reichsarmee hintanzuhalten. Ein Versuch, ihnen mit Schiffen entgegenzutreten, scheiterte an der Kürze der Zeit, und die fertig gestellten 28 Fahrzeuge mußten versenkt werden.

Soliman mochte glauben, auch Wien werde widerstandslos in seine Gewalt fallen, um dann der Mittelpunkt seines geplanten abendländischen Reiches zu werden. Er sendete daher vier Gefangene, reich mit Kleidern und Geld beschenkt, in die Stadt, mit der Aufforderung, sich zu ergeben, in welchem Falle die günstigsten Bedingungen

angeboten, ja das Versprechen gegeben wurde, daß kein Türke die Stadt betreten werde. Salm erwiderte diese Artigkeit durch Rücksendung von vier türkischen gleichfalls reich ausgestatteten Gefangenen, ohne die Anerbietungen zu beantworten. Die dann in üblicher Weise erfolgenden dreimal wiederholten Aufforderungen zur Ergebung wurden dahin beantwortet, daß man entschlossen sei, sich bis auf den letzten Mann zu verteidigen. Bei der letzten Aufforderung rief einer der tropigen alten Lanzknedtsführer dem türkischen Abgesandten mürrisch zu: „Wien ist noch kein fauler Apfel, den man dem Ersten Besten nachwirft!“

Nun schritt Soliman unverzüglich zum Angriff, der besonders gegen den Körntnerthurm, die Körntner- und Augustinerbastei gerichtet war. In den Ruinen der abgebrannten Vorstädte hatten sich die Janitscharen festgesetzt, um mit den Büchsen und Pfeilen die Wälle zu bestreichen und die dahinter gelegenen Gassen unsicher zu machen. Die Pfeile waren oft schon geschnitzt und bemalt, ja sogar mit edlen Steinen und Perlen besetzt, sollen aber auch nicht selten vergiftet gewesen sein.

Die gefährlichste Art des Angriffes war aber jene durch Minen, in deren Herstellung die Türken besondere Meister waren. Von mehr als vierzig Stellen aus trieben sie unterirdische Gänge gegen die Stadt hin, die theils in den Gräben mündeten, um ungefährdet bis hart an die Mauern zum Sturm gelangen zu können, theils aber den Zweck hatten, die Wälle in die Luft zu sprengen oder sogar einen Zugang in die Stadt zu schaffen.

Um diesen Gefahren entgegenzuwirken, mußten sehr schwierige und mühsame Arbeiten unternommen werden. Durch Bergleute aus Tirol ließ man um die bedrohtesten Stellen gleichfalls einen unterirdischen Gang ausheben, von dem aus jedes entfernte Geräusch, Klopfen oder Graben, beobachtet wurde, um entgegen arbeiten zu können. Auf diese Art entdeckte man mehrere sehr gefährliche Minen, aus welchen man die feindlichen Arbeiter vertrieb, das Pulver wegnahm und sie wieder verschüttete. Auch in allen gegen den Wall gelegenen Kellern wurde scharfe Wacht gehalten. Behältnisse mit Wasser oder Trommeln aufgestellt, welche auf jedes unterirdische Geräusch



Das Salm-Denkmal in der Votivkirche.

(Seite 315.)

aufmerksam machten. Es soll den Türken wirklich gelungen sein, in einen Keller einzudringen, wo sie aber durch die Wachsamkeit einiger Wäckerburgen vertrieben wurden; von daher soll auch die Bezeichnung des betreffenden Hauses (heute Montenuovo-Palais) auf der Fregierung, als „Heidenichuß“ herrühren.

Diese Erzählung ist sicher falsch, denn die Türken legten in jener Gegend gar keine Minen und kamen überhaupt mit denselben nicht über die Stadtmauer hinaus. Hätte doch ein solcher ungeheurer mühsamer Gang unter der Erde bis zur Mauer der Stadt gar keinen Zweck gehabt; auch blieb in der kurzen Frist, welche der Feind vor Wien weilte, nämlich nicht volle drei Wochen, zu einer so großen Arbeit keine Zeit. Der Name des Hauses rührt von den ehemaligen Besitzern desselben, der Familie Heiden, her, und die Sage bezüglich der Wäcker entstand dadurch, daß sich thatsächlich die Wäckerinnung während der Belagerung besonders wacker hielt, und nicht nur bei der Verteidigung mitwirkte, sondern auch aufopfernd für die Verproviantirung thätig war. Deshalb erhielt sie auch nach aufgehobener Belagerung einen großen, mit rühmenden Emblemen gezierten silbernen Brunkbecher zum Lohne, der noch heute in ihrer Lade bewahrt wird, nebst der Erlaubniß, denselben alljährlich am Osterdienstag im feierlichen Aufzuge in der Stadt herumzutragen. Im Jahre 1809 nahm diese erhebende patriotische Volksfest gelegentlich der französischen Invasion sein Ende.

Auch durch wiederholte Ausfälle suchte man die Belagerer in ihren Arbeiten zu stören. Am 29. September führte Eck von Reischach mit glücklichem Erfolg einen solchen Ausfall, denn es wurden feindliche Schanzen und Laufgräben zerstört, mehrere Geschütze vernagelt, ja Großvezier Ibrahim schwabte in Gefahr, gefangen zu werden. Winder glücklich verlief ein anderes Gefecht bei einem Ausfalle am 5. October, der mit 8000 Mann unternommen wurde, und gegen die Batterien vor der Märitner- und Augustiner-Pastei gerichtet war, deren Geschützfeuer großen Schaden that. Schon waren die türkischen Werke erstürmt und die Janitscharen flohen gegen das Lager zu, als durch den Ruf einiger Feiglinge: „Wir werden von der Stadt abgeschnitten! Rette sich, wer kann!“ Verwirrung und Schrecken in den Reihen der christlichen Truppen entstand. Ohne die errungenen Vortheile auszunützen, wendete man sich über Hals und Kopf zur Flucht, wobei zweihundert Mann und der tapfere Hauptmann Wolfgang Hager (aus der Familie der von Allentsteig) das Leben verloren.

Die Türken blieben die Antwort auf solche Angriffe nicht schuldig. Unmittelbar nach diesem Ausfall ließen sie zwischen dem Märitnerthor und der Augustinerkirche zwei Minen springen, welche die Mauer in der Länge von dreißig Schritten niederwarfen und eine leicht zu ersteigende Breiche bildeten. Unter des Großveziers eigenem Befehl stürmten die zur Abwehr des Ausfalls zusammengezogenen türkischen Truppen gegen die Mauern, und es gelang ihnen mehrmals, die Höhe zu erklimmen, und zweimal wurden sogar Rosschweife aufgezpflanzt. Aber die Verteidiger, den greisen Niklas Salim und Hektor von Reischach an der Spitze, waren nicht zu erschüttern; ein Regen von Steinen, Kugeln und Pfeilen ergoß sich auf die Stürmenden, und was von ihnen die Höhe der zertrümmerten Mauern erreichte, wurde mit Speiß, Schwert und Morgenstern niedergeschlagen.

Eine furchtbare Verteidigungswaffe, welche die Wiener Bürger bei diesen Kämpfen auszubeten, waren die „Sturmsensen“, lange starke Speiße, von deren Schaft aus nach beiden Seiten vorwärts geträumte, scharfe, senkenartige Klingen austiefen.



Die Belten Salom und Selbstbad an der Seite der North-Nier-Münster von St. Eufem.

Von kräftiger Hand geführt, genügte eine solche Waffe, die an eine Klafter breit war, zur Vertheidigung eines ziemlich breiten Mauerabschnittes.

Mit unsäglichen Mühen und unter dem steten Feuer der Belagerer mußten die zerstückteten Mauern nothdürftig durch neue Palissadenreihen, Herstellung einer steilen Böschung und hölzerner Bollwerke, oder durch gewaltige mit Erde und Steinen gefüllte Schanzkörbe ausgebeßert werden. Aber auch die Türken bereiteten sich zu neuen Angriffen vor, indem sie Faszinen und Reisigbündel aufhäuften, um den Graben ausfüllen zu können und den Sturm zu erleichtern. Am 8. und 9. October erfolgten neun furchtbare Stürme, welche aber, trotzdem die türkischen Befehlshaber, ohne Rücksicht auf den Menschenverlust, immer neue Schaaren gegen die Schuttwälle schickten, doch in Folge der trefflichen Maßregeln und der unerschütterlichen Tapferkeit der Vertheidiger glücklich abgeschlagen wurden. An den bedrohtesten Stellen fing man nun an, aus den Mauern der eingerissenen Häuser einen zweiten Wall herzustellen, für den Fall, daß es den Türken gelingen sollte, sich auf dem ersten festzusetzen.

Vom 11. October an richtete sich der Angriff auch auf die Strecke zwischen Körntner- und Stubenthor. Zum Glück kamen nicht alle Minen zur vollen Wirkung, was indessen die Türken nicht hinderte, mit immer wachsender Wuth anzustürmen; ein Sturm vom 11., wo nur der untere Theil der Mauer eingestürzt war, kostete ihnen in kurzem Kampf tausend Mann. Besonders gefährlich und blutig war der 12. October; mehreremale flogen Minen auf, die an zwanzig Klafter der Mauer zwischen dem Körntner- und Stubenthor in Schutt legten, und Sturm folgte auf Sturm.

Hier und bei den anderen Brechen wogte fast unaufhörlich der Kampf. Kaum war der Knall einer aufliegenden Mine erfolgt, so stürzten sich die Türken in dichten Schwärmen durch Staub und Qualm zum Angriff, so daß man sie von der Stadt aus oft erst sah, wenn sie schon den Schutthaufen erklommen hatten. Aber nirgends gelang es ihnen, sich zu behaupten, denn an Stelle der zerstückteten Mauern bildeten die Leiber der tapferen Vertheidiger einen undurchdringbaren Schutzwall. So unbezwinglicher Widerstand schien endlich auch den Fanatismus der türkischen Soldaten abzukühlen; von den Kirchthürmen der Stadt aus sah man, daß einzelne Schaaren, statt zum Angriff vorzugehen, sich zerstreuten, und durch ihre Befehlshaber vergeblich mit Säbel und Peitsche bearbeitet wurden. Die hart bedrängte Besatzung schöpfte aus solchen Anzeichen neuen Muth und widerstand den bis in die Nacht fortgesetzten Stürmen auf das tapferste.

Soliman, der sich die Bezwingung Wiens bei dem ihm wohlbekannten mangelhaften Zustand der Befestigungswerke so leicht vorgestellt hatte, wüthete vor Grimm und überhäufte seine Paschas bei einer Zusammenkunft am 13. October in seinem Zelte mit Vorwürfen. Zugleich ordnete er für den kommenden Tag einen Hauptsturm an, den er persönlich leiten wollte. Das Unterlassen jeden Angriffes an diesem Tag und die Regsamkeit im feindlichen Lager ließen aber auch in der Stadt die drohende Gefahr vermuthen, so daß man so viel wie möglich die bedrohtesten Stellen verstärkte und alle Vorbereitungen zur Abwehr traf, an der sich alle Stände, Mann und Weib, alt und jung, je nach Kräften betheiligte.

In drei großen Abtheilungen führte Soliman am Morgen des 14. October sein Heer zum Angriff, während rückwärts in breiten Massen die Keiterei folgte, um die Weichenden aufzuhalten. Am furchtbarsten tobte der Kampf an dem vor dem

Martuerthurm liegenden Bollwerk, das nur mehr ein durch große Palten ganz Schutthaufen war. Hier commandirten Wilhelm von Roggendorf und Helmreich Heischach mit ebensoviel Umsicht als Ausdauer, und die Mannschaft widerstand Tapferkeit. Vom Kampfe an dieser Stelle ist uns eine Episode erhalten geblieben, die gewiß des Erzählens werth ist.

In der Nacht vorher waren in dem Lager auf dem Schweinsmarkt (der heut Lobkowitzplatz) zwei Truppenführer, der deutsche Ritter Wilhelm von Arenstein und der Portugiese Don Andreas Lopez de Mello, in Streit über die Vorzüge ihrer Nation gerathen. Wie es immer bei solchen müßigen Discussionen geht, die nicht zu entscheiden sind, weil kein Theil zu überzeugen ist, wurden sie stets hitziger und kamen endlich am Morgen graute, überein, die Waffen entscheiden zu lassen. Raich war der Wall erklommen und sie legten schon zum Kampfe aus, als die ersten Janitscharen-Haufen heranströmten. Das brachte die Zornigen zur Besinnung, sie stugten und endlich sprach der Deutsche sein Schwert senkend: „Wie ist es doch thöricht, daß wir um eines solchen Streites willen die Waffen gegeneinander kehren, wo unsere Kraft und unser Blut doch dem Kampfe gegen den Feind gehört, der uns Alle bedroht.“ Das leuchtete dem Portugiesen auf, sie reichten sich die Hände und kehrten sich gegen die heranstürmenden Türken. Schon hatte ein Janitschar die Höhe erklimmen und den Moschikweiss aufgeschlunzt, da faßte der Deutsche mit nervigem Arm und schleuderte ihn in den Graben hinunter, daß so wie der Portugiese seine Waffen gegen jene kehrend, die herauf klangen. Wiederholte verwundet, kämpften sie heldenmüthig fort, einander zugleich gegenseitig schüßend. Als sie nebeneinander verblutend zur Erde sanken. Die Moral, welche sich daran knüpfen ließe, wird sich gewiß jeder Leser, besonders in der neuesten Zeit, selbst constituiren können, wenn er den Portugiesen mit irgend einem anderen der Völker aus unsemern großen Reichesverband erseht.

So während der Ansturm war, so heldenmüthig und ausdauernd kämpften die Vertheidiger. Endlich ertönte der ohnehin nur mehr künstlich angefechtete Muth der Türken und sie liefen lieber der eigenen Reiterei in die Speere, als gegen die Mauer, die schon so vielen Tausenden das Leben gekostet hatten. Gegen Mittag flog noch ein Mine am Martuerthurm auf und der letzte Vorstoß der Türken erfolgte. Er war ebenfalls glücklich abgeschlagen, erforderte aber ein schmerzliches Opfer; ein feindliches Geschöß schlug in die Mauerreste und ein davon abspringendes Steinstück zertrümmerte dem Grafen von Salin, der stets an den bedrohlichsten Stellen war, den Schenkel. Zum Glück traf den heldenhaften Greis der verhängnißvolle Stein erst in der letzten Stunde der nun glücklich abgewendeten Gefahr.

Die Unmöglichkeit, sein durch einen ungeheuren Troß schwerfällig gemachtes Heer in dem ausgezogenen Lande zu ernähren, der herandrückende Winter, besonders aber die steigende Unzufriedenheit seiner Truppen, bewogen den Sultan, die Belagerung aufzuheben. Er faßte den Entschluß noch am Nachmittag des 14. October und ging unmittelbar an dessen Ausführung. An der Aufwallung einer ihm sonst fremden Grausamkeit ließ Soliman alle im Lager befindlichen Christenclaven, über zweitausend an der Zahl, niedermegeln, dann wurden die Reste der Vorstädte nochmals in Brand gesteckt und in der Nacht vom 17. October erfolgte, nachdem noch eine allgemeine Salve aller Geschütze abgegeben wurde, der Abbruch des Lagers und Abmarsch des türkischen Heeres, das 40.000 Mann vor Wien verloren hatte.

Man kann sich leicht vorstellen, mit welch leichtem Herzen man von der Stadt ab-

die endliche Abwendung einer so furchtbaren Gefahr wahrnahm. Seit langer, langer Zeit erscholl wieder frohes Glockengeläute und ein feierlicher Gottesdienst bei St. Stefan stattete dem Himmel Dank für den Schutz in so schwerer Bedrängniß ab. Wiederholt unternahm die Reiterei unter dem schneidigen Magianer Ausfälle, um sich von dem wirklichen Abzug der Türken zu überzeugen, wobei denselben, mancher Schaden zugefügt und mehrmals gefangene Christen befreit wurden.

Eine energische Verfolgung scheiterte an dem Hinderniß, das in jener Zeit so oft die militärischen Maßregeln hemmte — an der Unbotmäßigkeit der Soldtruppen. Sie erhoben nämlich unter dem Vorgeben, daß fünf Hauptstürme abgeschlagen worden seien, Anspruch auf den fünffachen Sold und Nachsicht des Erfasses für den während der Belagerung bezogenen Proviant. Da es im Moment unmöglich war, ihr Begehren zu erfüllen, rotteten sie sich zusammen, bedrohten ihre Vorgesetzten und sprachen die Absicht aus, die Stadt, welche sie eben noch beschützt hatten, zu plündern. Da solche Fälle, wie wir ja erfahren haben, in der That vorgekommen waren, konnte es nicht wundern, daß die Bürger beunruhigt waren und vor ihren bisherigen Waffenbrüdern fast so viel Angst hatten, wie vor den früheren Bedrängern.

Selbst das Zureden des als Führer der Reichstruppen nunmehr nach Wien gekommenen Pfalzgrafen Friedrich vermochte die Wüthenden nicht zu besänftigen, deren große Mehrzahl sich auch an das Beispiel des Fähnrichs Paul Gumpenberger nicht lehrte, der mit einem kleinen Anhang erklärte, sich mit dem doppelten Sold zu begnügen. Nach untöblicher Lanzknechtsitte drohten sie den Hauptleuten und schließlich den Bürgern mit Mord und Todtschlag, und es mußten schließlich alle Mittel aufgeboten werden, um ihnen den dreifachen Sold bezahlen zu können, womit sie sich zufrieden gaben. Nach Herstellung der Ruhe wurden allerdings die Räufelsführer der Weiterer zur Verantwortung gezogen und einige enthauptet, die Gelegenheit zur wirksamen Verfolgung des türkischen Hauptheeres war jedoch verpaßt.

Der greise Held, welcher sich um die Rettung Wiens am meisten verdient gemacht hatte, Graf Niklas Salm, sollte der in den letzten Tagen der Bedrängniß erhaltenen Wunde erliegen. Die Strapazen und Aufregungen hatten selbst Salm's kräftige Natur erschöpft, obwohl er sich an Größe und Kraft mit Frundsberg messen konnte. Der Stein hatte die Weichtheile des Fleisches ganz zerrissen und auch der grimmige Schmerz trug dazu bei, zwar nicht die moralische, aber doch die körperliche Kraft des greisen Helden zu beugen. Am 4. Mai 1530 endete er auf seinem Schlosse Marched sein thatenreiches Leben. Die Leiche wurde nach Wien gebracht und in der Dorotheerkirche bestattet, wo die Dankbarkeit seiner Fürsten, Karl V. und Ferdinand I., dem nie wankenden treuen Diener ein köstliches Denkmal setzte. Bei der Aufhebung der Dorotheerkirche ließ die Familie Salm das Denkmal nach Schloß Raib in Mähren bringen, und 1879 erfolgte über Veranlassung des „Wiener Alterthumsvereines“ die Aufstellung desselben in der Botivkirche zu Wien.

Es ist eine der schönsten Arbeiten jener Zeit und stellt einen Sarkophag aus gelblich-grauem Marmor dar, dessen Deckel das lebensgroße Bild des Grafen Niklas von Salm, in voller Rüstung, mit Lanze und Schlachtichwert, vor dem Bild des Gekreuzigten kniet. Besonders merkwürdig sind die an den Seitewänden angebrachten Basreliefs, welche die zwölf bedeutendsten Waffenthaten Salm's darstellen, und zwar: die Schlacht bei Murten (1477), die Vertheidigung Veronas (1513), die Eroberung Friauls (1509), die Schlacht bei Greazzo (1513), die Schlacht an

der Bicocca (1522), die Schlacht bei Pavia (1525), die Schlacht und die Einnahme von Tokay (1527), den Entsatz von Erlau (1527), die Schlacht bei Szigmon (1528), endlich zwei Scenen aus der Belagerung von Wien. Zwischen diesen Vasreliefs sind 16 Brustbilder Friedrich III., Max I., Philipp des Schönen von Burgund, Karl V., Ferdinand I., Sigmund's von Tirol, Ferdinand des Katholischen von Spanien, Brunsberg's, Bourbon's und sein eigenes angebracht. (Bild Seite 313.)

Die Stadt Wien ihrerseits hat nur eine schuldige Dankespflicht erfüllt, wenn man dem Standbild Salm's unter den um Wien hochverdienten Männern, deren Statuen die Elisabethbrücke schmücken, eine Stelle einräumte.

Auch im Auslande herrschte allersorts allgemeine Theilnahme für die bedrängte, später jubelnde Sympathie für die befreite Stadt Wien. Besonders in Deutschland war man sehr um ihr Schicksal besorgt; man spendete nicht bloß werththätige Hülfe, sondern hielt öffentliche Gebete ab — in Nürnberg läutete man zu verschiedenen Tageszeiten die Kirchenglocken, um die Gläubigen zum Gebet aufzufordern — man veranstaltete Umzüge und Bittgänge, die öffentlichen Belustigungen und Tänze wurden eingestellt u. s. w. Und als dann die Nachrichten von dem Heldenmuth der Anführer, Bürger, kaiserlichen Soldaten und Reichstruppen während der Belagerung der gesangenen Stadt sich in Deutschland überall verbreiteten, als der Ruf der Todesverachtung der Wiener Bürger und der geistigen Ueberlegenheit der militärischen Führer überall in Deutschlands Gauen erscholl, da fühlte man allersorts, was Wien für Deutschland und den christlichen Glauben gelitten und geleistet hatte. Allgemein feierte man das große Ereigniß, in der deutschen Geschichte ein Blatt des Ruhmes für immernächste Zeiten, das leider binnen kurzer Zeit wieder vergessen ward. Nun, damals wenigstens machten zahlreiche Flugschriften, Abbildungen der Belagerung, einzelne Scenen und Epizodenbilder, Bildnisse der Führer und Kämpfer des christlichen und türkischen Heeres, Lieder und Lobgesänge die Kunde durch ganz Europa und verschafften dem Ereigniß die ihm gebührende Volksthümlichkeit. Auch erschienen mehrere ausführliche gleichzeitige Beschreibungen, die stark verbreitet wurden. Selbst der große Meisterfänger Hans Sachs besang zweimal dieses Ereigniß.

Eines der interessantesten und werthvollsten Gedenkblätter an diese Epoche ist die Rundansicht der Stadt Wien aus jenen Tagen durch Nikolaus Meldmann und die fliegenden Blätter und Darstellungen von Figuren des türkischen Heeres, die der Briefmaler, Formschneider und Buchdrucker Hans Guldenmund aus Nürnberg im December 1529 herausgab. Wir liefern anbei eine verkleinerte Wiedergabe der interessantesten Blätter dieser Serie, welche sich in der berühmten Sammlung des verstorbenen Feldzeugmeisters Franz Freiherrn von Hauslab, nunmehr im Besitze des regierenden Fürsten Johann von Liechtenstein, befinden.

Vor Allem erblicken wir (Bild Seite 304) den Sultan Soliman zu Pferde, im reichen Kostüm, den Turban mit einem mächtigen nach rückwärts hängenden Straußfederbusch geschmückt und in der Rechten einen Scepter haltend. Ober dem Bilde ist der Text eines Abjagebriefes des Sultans an König Ferdinand I. vom Jahre 1529 beigegeben, der folgendermaßen lautet: „Wir Sultan Solleyman von des großen Gottes im Himmel genaden, und ich Got auff dem erdtrench und aller tieffe großmæchtigen Kenjer und Soldan zu Babylon, mechtiger Kenjer zu Rathenria, Künig zu Egypten, Künig zu Trabia und in Antiochia, zu Sarchon und Künig des Edlen gesteyns in India, Eyn erhalter der götter und Fürst und gelapier von dem dürren Baum der

ff den berg Achana, und König aller König, von auffgang der Sonnen biß zum
 bergang, Probiß des heidischen Paradenß Machomet, trost und heil der Thürcken und
 ynden, und eyn verderber der Christenheit, Eyn behüter der gruben des geerenzigten
 orts (des heiligen Grabes) und König zu Hierusalem. Ferdinandus, der sich schreybt
 unjern landen eyn König zu Hungern, Du solt dich bey vertierung unser Kron
 niglich versehen, daß wir dich mit dreyßehen Königreichen in kurzer zeit mit unjer
 acht zu Wien suchen wollen, Allein der groß gott im himmel wöll dir helfen, So
 ill ich gott auff erdtreich dich und all deyn helffer, mit unsern Kriegßstücken des
 er ellendischen tods, so wir erdencken mügen, richten lassen, darnach mußt du gentslich
 stehen, das wir das ganz gemeyn Teutisch land, unserß Meyserthumbs in kürz mit
 iger macht belehern und besetzen wollen. Haben wir dir und deynem Bruder Carolo (V.)
 di wöllen verhalten. Datum in Constantinopel im 1529. Jar.“

Wir haben also hier ein wohlgetroffenes gleichzeitiges Porträt des Sultans
 Selim II. vor uns.

Das nächste Blatt Guldenmund's bringt das Bildniß des Ibrahim (auch
 Ibrahim) Pascha, ebenfalls zu Pferd, doch in mehr einfacher Kleidung. (Bild Seite 315.)
 Im Blatte ist der Text eines Sendbriefes desselben an die „Herren Kriegscommissarien
 Wien“ und das Facsimile von seiner Unterschrift beigegeben. Dieses Sendschreiben
 lautet: „Ibrahim Pascha von Gots gnaden, höchster vicerischer Secretari, Oberster Rath
 durchleuchtigen und unüberwindlichsten Meyers Sultan Selimman, Hauptman und
 ubernator des ganzen jennes Meyserthumbs, und aller jeyner sachen. Ir wolgebornen,
 roßmechtigen, Obersten und Hauptleut; Als uns ewer schreiben durch ewern Boten
 kummen, haben wir alle sachen verstanden, Und wißt, daß wir nicht kummen seyn,
 er Stadt eyn zu nemen, sonder zu suchen ewer Erzhertzogen Ferdinandus, Aber
 selben nicht gefunden, darumb seyn wir so vil tag da betyben (geblieben) und auff
 gewart, aber er ist nicht kummen. Und als gestern, haben wir drey ewer Leut
 fangen, ledig gelassen, Dergleichen wöllet jr mit den unsern gefangenen auch han-
 ln, wie wir dann ewern Boten solchs euch mündtlich anzuzuegen bevolhen haben.
 s mögt jr deßhalben eynen von euch herauß zu uns, sich der gefangen zu erkundigen,
 zeit schicken, Und je in solchem fall seyn sorg oder forcht, unserß trawen und glau-
 ns halben, tragen, Dann das denen zu Ofen, von uns nicht glauben gehalten worden,
 nicht unser, sonder jr eygen schuldt gewesen. Geben vor Wien in mitten Octobris
 mo 1529.“

Das achtheilige Gedicht unter dem Bilde lautet:

„Ibrahim Pascha der nechste rath,
 Der Keyserlichen (türkischen) Manestat
 In allen Sachen der Thürcken
 Und ist gewesen mit und bey
 Als Wien die Stadt belagert wart
 Und ist geritten auff die art
 Mit aller kleydung die er dragt
 Ist er worden abconterfect (abgebildet).“

Das dritte Blatt Guldenmund's (Bild Seite 320) endlich zeigt uns die Art
 Weise, wie die Türken gegen ihre Gefangenen vorgingen. Es führt uns einen
 türkischen Reiter vor, der an einer Lanze ein Kind geißelt hält, während er dessen
 glückliches Elternpaar an einem Strick nach sich führt. Das oberhalb befindliche
 Gedicht, die Klagen der Gefangenen ausdrückend, lautet:

er laß dich erbarmen
 Elendi gefangen armen
 gen sech (haben) wir unsere Kinder
 men sind und Schale und Kinder
 andt hoff ist uns verbrennt
 e gefürt in das Elendi

Woh daß uns unser Mutter trug
 Erst muß wir zween in dem pflug
 Und Gersten essen wir die Pferdt
 Mit unserm munde von der erdt
 Kunnt grimmer todt und uns elck
 Von dem grausamen Türken bog.

O Herr Gott laß dich erbarmen
 Unser Elendi gefangen armen
 Erwürgen sich wir unsere Kinder
 Genusien sind vns Schaff und Kinder
 Haus und hoff ist vns verbrant
 Und wir gefürt in das elende
 Woh das vns unser müter trug
 Erst muß wir zween in dem pflug
 Und Gersten essen wie die Pferdt
 Mit unserm munde von der erdt
 Kunnt grimmer todt und vns elck
 Von dem grausamen Thureken bog.

Hans Guldenmundt.

Die gefangen klagen.



Gefangene der Türken. (Seite 319.)

Was die Ansicht von Wien betrifft (Seite 328), so ist dieselbe eine
 derjenigen, welche sich in dem berühmten Städtebuche des Georg Braun be-
 findet eine Nachbildung der berühmten Langenansicht Augustin Hirschvog-
 ls zeigt uns Wien von der Seite der kaiserlichen Burg und wurde nicht
 der Türkenbelagerung verfertigt. Die Fortificationen lassen sich ganz

bestimmen. Wenn wir selbe von West nach Ost verfolgen, erkennen wir links in jener entfernten vorpringenden „Kabe“, welche die äußerste Grenze der Stadtbefestigungen bildet, die Mästerba stei; das nun in der Fronte folgende Bollwerk ist von Hirschvogel als „Röm. Königl. Majestät Bastey“ bezeichnet; von dieser zieht sich in einer Länge von 215 Mästern eine einfache Mauer bis an die Burgba stei, von wo sie sich, nur durch das „Türmlein bei den Augustinern“ unterbrochen, bis an die letzte, auf dem Bilde sichtbare, vom „Freiherrn Lienhart von Bels jetzigen beratichlagte Basten“



Das türkische Heer in Marschordnung (Seite 324.)

(von ihr wird späterhin noch die Rede sein) fortsetzt. Den Schluß der erheblich gemachten Fortificationen bildet der Märtnerthurm mit dem gleichnamigen Thor und seinen Vorwerken. Von den damaligen vier über den hier vollkommen unter Wasser gelegten Stadtgraben führenden Brücken zeigt uns das Bild zwei, nämlich jene in Form eines Viertelskreises von der Stadtseite nach dem Eingange der Burgba stei geschlagene Brücke und sodann jene beim Märtnerthor.

Obwohl von den Gebäuden in der Stadt wegen der hohen Mauern wenig mehr als die Dächer zu sehen sind, zeigt sich doch eben in diesen letzteren der mittelalterliche Charakter. Breite Pult- und hohe Satteldächer, zuweilen mit Kagen-

steigen oder Ecktürmchen geziert, hochaufliegende Dächer und Thürme der Kirchen doch vollends überragt von dem ehrwürdigen St. Stephansthurme, zeigen sich uns hinter den hohen Mauern. Verfolgen wir die Gebäude links von West gegen Ost, so gewahren wir zuerst das Dach des Schottenthurmes (Stadthurm), sodann das Schottenkloster, jenes der Minoriten, weiter rückwärts den Thurm von St. Pantaz (an dessen Stelle heute die päpstliche Nuntiatur am Hof) sowie das Kloster der „weißen Brüder“ (Karmeliter) am Hof, dazwischen den Thurm von „Unser Frauen“ Maria Stiegen, dessen durchbrochene Krone sonderbar genug dargestellt ist. Der nun folgende unbeschriebene Thurm der St. Michaelskirche macht durch seine Dachbekleidung den ungünstigen Eindruck eines im Verfall begriffenen Objectes; die Ranten dieses Thurmdaches waren in jenen Tagen mit Krabben (Meercrebse ohne Scheren, spinnenartig) geziert. Das nächstfolgende Gebäude ist die kaiserliche Burg. Nun folgen der St. Stephansdom und die Klöster von St. Dorothea, St. Augustin, St. Hieronymus (heutige Franziscaner), der Himmelspforte (Rauhenstein- und Ballgasse), St. Johann (Johanniter) und St. Clara (beim Kärntnerthore, etwa an der Stelle wo heute das Hotel Sacher).

Die Umgebung der Stadt zeigt einige Vorstadthäuser, Wiesenpläne, Einfriedungen der Gärten u. s. w. Links zeigt sich der Kahlenberg (heute Leopoldsberg) mit dem markgräflichen Schlosse. Im Hintergrunde erblicken wir jenseits der Donau einige Gebäude des unteren Werd (Leopoldstadt), diesseits desselben den oberen Werd (Hofbau), von hier reihen sich einzelne Gehöfte und Gruppen solcher bis in die Gegend der Laingrube, wo das Wegkreuz bei den Steinplätzen stand, dann ziehen sich die Gebäude am linken Ufer der Wien entlang bis zum Kärntnerthor. Fuhrwerk und Reiter vorne als Staffage sind ungarischer Provenienz, und ist nicht recht erklärlich, warum gerade solche hier angebracht wurden; vielleicht um anzudeuten, daß hier vor nicht langer Zeit König Matthias Corvin residirt hatte.

Wien hatte durch die Türken-Belagerung schweren Schaden erlitten. Mehr als tausend Bürgerhäuser waren theils direct, theils durch die fortificatorischen Arbeiten zerstört worden. Schlimmer noch als dieser Verlust wirkte die drohende Gefahr der Wiederholung eines solchen Angriffes, der jeden Aufschwung der Gewerbe auf Jahre hinaus lähmte. Die Zahl der Bürger sank auf 2000 herab, und auch die Universität, die unter Max I. von 6000 Studenten besucht wurde, kam ganz in Verfall. Ihren drastischen Ausdruck fand diese stets drohende Gefahr in der Umgestaltung Wiens zu einer förmlichen Festung nach dem damaligen Stande des Fortificationswesens. Sogar das deutsche Reich, dessen Stände sonst die Schnüre des Geldbeutels stramm zuzogen, hatte die Bedeutung Wiens für die Sicherheit des christlichen Westens kennen gelernt und steuerte für die Befestigung Wiens bis zum Jahre 1560 465.919 Gulden bei. Im Ganzen betrugen die verwendeten Summen 1,020.979 Gulden, wozu Wien ungefähr 300.000 Gulden leistete, der nach Zuziehung obigen Betrages bleibende Rest aber von den österreichischen Ständen gedeckt wurde. Indessen kam nicht der ganze Betrag für Wien zur Verwendung, da auch die Befestigungen von Raab und Komorn bestritten wurden.

Uebrigens braucht bekanntlich gut Ding Weile, und hätte Soliman, wie er es ankündigte und wohl auch im Plan führte, seinen Plan in den nächsten Jahren wiederholt, so würde Wien kaum in besserem Zustande gewesen sein als 1529. Denn die eigentliche Neugestaltung begann

erst nach dem Jahre 1548 und wurde langsam und bedächtig durch zwölf Jahre fortgesetzt.

Daß man die Gefahr einer neuerlichen Türkeninvasion stets vor Augen hatte, beweisen viele Maßregeln der folgenden Jahre. Wiens Bürger gaben sich mit neu-erwachtem Eifer kriegerischen Uebungen hin, deren hohen Werth sie in so schwerer Zeit erst recht anerkannt hatten, und eine hohe Obrigkeit unterstützte dieses Bemühen auf jede Weise. Im Jahre 1541 lesen wir „den 19. April haben Bürgermeister und Rath in jehiger vorstehender Kriegsnot gemainer Burgerschaft vnd zu mererer Übung irer Personen zugeben, und gestatt, ain Freischießen mit Balkhonetten allhie bey Sanct Niolas vor der Statt (Landstraße Hauptstraße) vnd zu einem voraus vnd freyer Schanckung verordnet, drey gewinnendten, nemlich fünf Ellen Tassant, 5 viertl roten Steinat (Tuch) vnd ain zinnerne Schüssel.“ Weiters wurde 1546 auf städtische Kosten ein Wetzschießen veranstaltet, an dem noch „Stahlschützen“ (Armbrustschützen) mit einem Schießen „nach dem Vogel auf der Stangen“ theilnahmen, wobei ein aus einzelnen Stücken zusammengefügter Adler durch Bolzschüsse herabgeholt wurde und für jeden Theil eigene Preise festgesetzt waren. Die Ordnung für Büchschützen vom Jahre 1559 weist auf ziemlich strenge Zucht hin und erinnert theilweise an die militärischen Vorschriften jener Zeit. Unter Anderem heißt es da:

„Es sollen Auch alle geuerlich vorthell verpodten sein, vnd kein schütz zwo khugl eines schuß schießen, noch gefuetert oder gepiqt khugel, sondern sinbel vnd Rundt, welliches das obertritt vnd mit solchem geuerlichen Vorthell begriffen, desselb schießzeug ist verfallen sandt Sebastian (dem Patron der Schützen) ohn alle gnat vnd widerret Item die Schützen samentlich sollen sich gegeneinander aller vngewöhnlichen andassungen, Goczsezzterung, Lugstraffen vnd anderer verpotener Scheltwort, auch des beschreien vnd einreden am schießen Im Standt in den Schueßhütten, auf der Zielflat, bei der Schenben vnd allenthalben genzlich enthalten.“

Im Allgemeinen oblag die Vertheidigung der Stadt der Bürgerschaft, wenn auch im Nothfalle die landesfürstliche Hilfe angerufen wurde und auch sonst eingriff. Symbolisch wurde die Verpflichtung durch die Bewahrung der Stadtschlüssel ausgedrückt, von welchen es in der von Ferdinand I. erlassenen Stadtordnung für Wien vom Jahre 1526 heißt: „Dieweil die notdurfft insonderheit erfordert, die Statt Thor in sorgfeltiger Bewahrung zu haben, so ist vnser Sakung, daß hinfüro vnser Burgermeister die Schlüssel zu den äußeren und inneren Thoren mit Fleiß bewaren möge.“

Die Angst vor der Türkengefahr beherrschte eben durch lange Zeit das ganze städtische Leben Wiens, das seinen Ruhm, die Vormauer der Christenheit zu sein, mit schweren Opfern und nur zu berechtigten Sorgen bezahlen mußte.

In der That sammelte Soliman schon 1532 wieder ein gewaltiges Heer, um Wien zu bezwingen. Aber dieses Mal war es der Energie Karls V. auf dem Regensburger Reichstag gelungen, rechtzeitige Hilfe zu schaffen, und während die Vortruppen Soliman's, der gefürchtete „Sackmann“, wie Mihael Oglu im Volksmunde hieß, schon von Süden her gegen Wien schwärmte, sammelte sich im Tullnerfeld ein über 50.000 Mann starkes christliches Heer, das zum Schutze Wiens heranzog und zwischen Korneuburg und der Wolsau (Brigittenau) eine ausgedehnte feste Stellung bezog.

Das Erscheinen dieser stattlichen Macht, die, wenn auch nicht an Zahl, so doch auch den Tütern weit überlegen war, bestimmte Soliman zum Rückzug,

den er über Steiermark austrat. Nicht ohne Einfluß darauf war gewiß auch die belienmüthige Vertheidigung von Guns, auf die wir noch zurückkommen werden. Es war das ein Vorgeismad, welcher Widerstand ihn wieder hinter den Mauern Wiens erwarten wurde.

Die Marschordnung des türkischen Heeres wird deutlich in der Illustration (Seite 321) gezeigt. Obwohl sie einem gleichzeitigen Werke im Original entnommen ist, möchten wir doch bezweifeln, daß die Marschformation theilachlich in ganz so geometrischer Weise gestaltet war. Einige Einzelheiten, wie z. B. der Transport der Halenbüchsen und anderer Waffenvorräthe durch Kameele, ist aber nicht uninteressant und entspricht gewiß den Gewohnheiten der Türken. Die Buchstaben-Bezeichnung bedeutet: A, B, D, G, P, Q, R Spahis oder reguläre türkische Reiterei; E abziehende „Kennei“; C der Befehlshaber der Artillerie (Topdich); F, G, H türkische Artillerie; T Janitscharen; K der Großherr, umgeben von seiner Leibwache (Postandich); L der Seraskier (Großvezier) und M der Aga der Janitscharen, jeder in Mitte einer Janitscharen-Orda; N, O Waffen und Munitionstransport; S der Schatz des Sultans.

Während Soliman durch die Steiermark vor Graz gezogen war, machten auch die wilden Schkaffen des „Sackmann“, die wieder bis an die Enns gedrungen waren, kehrt und zogen durch den Wienerwald, um den Rücken des türkischen Heeres zu decken. Aber Bialzgraf Friedrich, Hans Magianer, Schertlin von Burtenbach, Voineburg und die anderen Führer hatten schon alle Anstalten getroffen, um diesen furchtbaren Schaaren, die überall Brand und Verwüstung hintrugen, das verdiente Ende zu bereiten. Alle Pässe in die Ebene und nach Steiermark waren besetzt, und als am 14. September der Angriff begann, sah sich der Führer der wilden Horde, Michal Ogla, von allen Seiten eingeschlossen. Zuerst befahl er die Niedermetzelung der mitgeschleppten 4000 Christensklaven, dann suchte er nach Steiermark durchzubrechen. Aber es war umsonst, immer enger schloß sich der Kreis, von Laxenburg eilte Graf Ludwig Lodron herbei, von Büten kam Magianer, und was aus den Thälern des Wienerwaldes entkam, fiel bei Leobersdorf den Truppen des Markgrafen Joachim von Brandenburg in die Hände. Nach dem Fall ihres Führers, der tapfer focht, suchten die Türken ihr Heil in der Flucht und wurden von den erbitterten Bauern in die Wälder gejagt und erschlagen, wo sie sich zeigten. Noch trägt ein steiler Fels bei Sebenstein den Namen „Türkensturz“.

Es war nämlich am 19. September 1532 eine ziemlichliche Schaar Türken ins Büttenthal gekommen, um da zu rauben und zu morden; die tapferen Landleute griffen sie jedoch mit Mühe an und schlugen sie in die Flucht. Bei der Verfolgung durch die Bauern geriethen die Moslime im blinden Lauf an einen Abhang jenes mächtigen Felsens nahe der Burg Sebenstein, welcher sich am Ausgange des Mwangthales mehrere hundert Fuß hoch senkrecht erhebt, und stürzten von da in den Abgrund, wo sie dann sammt und sonders zerichmetert gefunden wurden. Daher stammt der Name dieses neben Sebenstein, gegen Scheiblingskirchen zu, gelegenen Felsens.

Von 15.000 Mann, welche der furchtbare Vortrab des türkischen Heeres zählte, entkamen nur Wenige über den Semmering, um dem vor Graz lagernden Sultan die Unheilskunde zu bringen. Dieser schwere Verlust bewog Soliman, auch hier die Belagerung aufzuheben und in sein Reich zurückzukehren, da er wohl ein Vordringen des kaiserlichen Heeres erwartete und einen Zusammenstoß mit demselben in den

steirischen Bergen, die der Zusammensetzung und Kampfweise seiner Truppen ungünstig waren, ausweichen wollte. Von Lugovich ließ er ein etwas bombastisches und gar zu sehr mit den Thatfachen in Widerspruch stehendes Schreiben an König Ferdinand richten, um den Rückzug zu beschönigen, indem es hieß, „er habe den Kriegszug blos unternommen, um Karl, den König von Spanien, der sich Kaiser nenne und sich die Herrschaft über die Welt anmaße, zu juchen, ihn aber nirgends, selbst in Graz nicht, gefunden.“ Das war allerdings richtig, nur stand nicht in dem Schreiben, warum der Sultan nicht vor Wien gezogen, wo Karl V. mit recht ansehnlicher Begleitung zu seinem Empfange bereit war und „gefunden“ werden konnte.

Ein Plan der Rückeroberung Ungarns scheiterte an der Weigerung der Reichsfürsten, welche am Schutze der deutschen Grenze genug gethan zu haben erklärten. Unter diesen Umständen schritt Ferdinand zu Unterhandlungen mit Johann Kapolya, als plötzlich ein Gesandter Soliman's, der in Persien engagirt war, mit Friedensanerbietungen in Ofen erschien und den Schattenkönig Johann zu einem Frieden mit Ferdinand zwang, der beiden Theilen den dermaligen Besitzstand in Ungarn zusicherte. Am 22. März 1533 wurde dieser erzwungene Friede geschlossen, welcher die Oberherrschaft des Sultans über Ungarn anerkannte.

Bevor wir in Kürze die militärischen Einrichtungen in dem von Ferdinand I. beherrschten Theil Ungarns skizziren, wollen wir der in mehr als einer Beziehung merkwürdigen Belagerung von Güns einige Zeilen widmen.

Die Vertheidigung von Güns gegen Soliman II.

Wenn auch keine eigentliche Festung, befand sich die kleine alterthümliche Stadt Güns doch schon von jeher in gutem Vertheidigungs-Zustand, wie wir ja anlässlich der Belagerung durch Herzog Albrecht I. gesehen haben. König Karl I. aus dem Hause Anjou erließ 1336 den Günsern alle Steuern auf zehn Jahre unter der Bedingung, daß sie die Stadt mit neuen Mauern und Gräben, sowie mit Schanzen umgeben. In dem Krieg zwischen Friedrich III. und Matthias Corvin fiel Güns in die Gewalt des Ersteren, und wurde 1481 von den Ungarn mit stürmender Hand zurückerobert. Um die Befestigungen zu erneuern, gewährte auch Corvin den Günsern einen fünfjährigen Steuernachlaß, wofür sie eine feste Mauer mit Thürmen und Zugbrücken herstellten.

Dieses Schutzes erfreute sich Güns, als sich 1532 das Herr Soliman's nahte. Desto schlimmer aber sah es mit den Streitkräften aus. Commandant und Pfandherr zu Güns war zu dieser Zeit Herr Nikolaus Jurissitsch, Rath und Hauptmann des Kaisers, der schon unter Ludwig II. zu wichtigen Diensten gebraucht worden war. Vergebens suchte er bei dem kaiserlichen Feldhauptmann Hans Ragoner in Wien um Mannschaft und Kriegsvorrath an; man über sah die Wichtigkeit des Ortes und ließ ihn ohne Hülfe. Nicht einmal genügend Munition besaß er, da sein ganzer Pulvervorrath nur einen Centner betrug.

Tessenuingeachtet dachte Jurissitsch nicht daran, die Stadt aufzugeben, sondern er warb auf eigene Kosten zehn schwer bewaffnete Reiter und achtundzwanzig Fußkaren, kaufte auch um 300 Goldgulden Pulver und versah die wehrfähigen Einwohner mit Waffen und Munition. Schaaren von Flüchtlingen waren die Vorboten des nahenden Türkenheeres; er nahm sie alle auf, theilte die kriegstauglichen unter die anderen Ver-

theidiger ein, verammelte alle Thore und wartete so, zum äußersten Widerstand entschlossen, des Türkenheeres, das sich wie eine Lawine gegen das kleine, von so unzulänglichen Kräften vertheidigte Städtchen heranwälzte.

Am 21. Juli erschien Großvezier Ibrahim (Bild Seite 305) vor Güns und forderte zur Uebergabe auf. Der ablehnenden Antwort folgten wiederholte Stürme, welche jedoch tapfer abgeschlagen wurden. Nun erst entschloß sich Ibrahim zur völligen Einschließung des Städtchens und begann mit der Beschießung, welche fortgesetzt wurde, als am 4. August auch Soliman mit dem Hauptheer anlangte.

Da die Umgebung mehrere dominirende Hügel hat, auf welchen die Türken ihr Geschütz vortheilhaft placiren konnten, so lagen nach drei Tagen schon viele der Außenwerke in Trümmern. Nun wurden die Leitern angelegt und in wenigen Tagen nicht weniger als vierzehn Stürme unternommen, aber die Vertheidiger fochten so heldenhaft, daß nicht einer davon gelang. Auch den Schaden, welchen Geschützfeuer und Minen verursachten, besserte man in rastloser Arbeit wieder aus. Einmal legten vier gleichzeitig explodirende Minen an verschiedenen Stellen sechzehn Ellen breite Breschen in die Mauern, und nun gelang es den Janitscharen einzudringen. Aber Alles, was Waffen tragen konnte, warf sich, von Kurissitsch geführt, auf sie, und nach mörderischem Kampf wurden sie mit großen Verlusten wieder hinausgedrängt. Uebrigens schmolz bei diesem ungleichen Kampf auch das kleine Häuflein der Vertheidiger rasch zusammen, und am zweiundzwanzigsten Tag der Belagerung zählte man deren nur mehr die Hälfte, 350 waren schon gefallen.

Soliman wurde über diesen hartnäckigen Widerstand eines so unbedeutenden Ortes umso ungeduldiger, als ungarische Streifcorps die Verproviantirung seines Heeres behinderten und er auf die Nachricht vom Eintreffen des Reichsheeres erst einsah, wie viel kostbare Zeit er vor Güns verloren hatte. Bald erschien es ihm räthlich, an die Heimkehr zu denken, und um deren Schmach vor den eigenen Truppen zu bemänteln, zog er über Steiermark ab und schickte ein Streifcorps von 15.000 Mann gegen Wien, dessen spätere Vernichtung wir schon berichtet haben. Großvezier Ibrahim blieb vor Güns zurück, aber weniger in der Absicht, es zu bezwingen, als um dem demüthigenden Abzug eine möglichst ehrenvolle Form zu geben. Zu diesem Zweck ließ er Kurissitsch, der als Abgesandter König Ludwig's II. in Constantinopel gewesen und ihm persönlich bekannt war, unter Zusicherung freien Geleites in das Lager laden.

Kurissitsch folgte der Einladung, da er sich nicht verhehlen konnte, daß jeder ehrenvolle Ausweg ergriffen werden müsse. Nur mehr ein Drittel seiner Leute war dienstfähig, aber auch da zählten schon die Leichtverwundeten mit und Alle waren durch Nachwachen und angestrengte Arbeiten bis zum Tode erschöpft. An eine Uebergabe dachte aber der beherrzte Kurissitsch auch jetzt noch nicht, ja er wußte das von Ibrahim vorgeschlagene Gaukelspiel ganz zu seinen Gunsten zu wenden.

Am 26. August begab er sich in das Lager, wo ihm der Großvezier viele Schmeicheleien über die bewiesene Tapferkeit machte, aber doch beifügte, es sei jetzt Zeit, an die Uebergabe zu denken, denn ein fruchtloser Widerstand sei zwecklos und vermessend. Wenn er jetzt capitulire, so werde ihn der Sultan mit Güns und dem umliegenden Gebiete belohnen, bei fortgesetztem Widerstand aber habe er nur den Tod oder harte Gefangenschaft zu erwarten.

Kurissitsch aber kannte die precäre Lage der Türken und durchschaute des Großveziers Absicht. Er entgegnete daher, daß es ihm nicht möglich sei, diese Aner-

bietungen anzunehmen, da er gewiß von den zum äußersten Widerstand entschlossenen deutschen und spanischen Soldaten getödtet würde, wenn er nur mit einem Worte einer Uebergabe gedenken wolle — eine trefflich berechnete Nothlüge, weil sich kein Mann solchen Kriegsvolkes in den Mauern von Güns befand, die Meinung aber, es sei so Ibrahim noch mehr zu Unterhandlungen geneigt machen mußte. Da ihm solcher Weise, fuhr Jurissitsch fort, auf jede Art der Tod drohe, ziehe er natürlich vor ihn bei ehrenvoller Vertheidigung zu finden, statt durch die Hände seiner meuternden Soldaten.

Das leuchtete Ibrahim ein, dessen hochherzige Denkwaise selbst gleichzeitig christliche Schriftsteller rühmen, und nach einigem Herumreden erklärte er sich bereit zum Abzug, wenn Jurissitsch, um vor den Augen der türkischen Truppen eine Unterwerfung zu fingiren, einige Janitscharen in die Festung einlassen wolle, die, nachdem sie von den Zinnen den Namen Gottes und seines Propheten ausgerufen hätten, sofort wieder in das Lager zurückkehren würden. Als Jurissitsch auch da noch Anstände machte und auf die Erbitterung seiner Soldaten hinwies, welche die Janitscharen sicher niedermekeln würden, begnügte sich Ibrahim, um die Waffenehre scheinbar zu retten, damit, daß zehn Janitscharen in die Stadt kämen und für kurze Zeit einen Rosschweif auf die Mauer pflanzten.

In dieser Weise vollzog sich am 27. August die wunderliche Ceremonie, welcher Jurissitsch aber auch noch eine lustige Wendung zu geben wußte. Er empfing selbst die türkischen Soldaten unter dem Thor auf das beste und bewirthete sie reichlich, wobei sie trotz des Koranverbotes auch dem feurigen Ungarwein tüchtig zusprachen. Als vollste Eintracht herrschte, schwang er den weinseligen Türken ihre Fahne ab und ließ sie, um der Erwartung des Lagers zu genügen, von seinen eigenen verkleideten Leuten unter lautsthallenden Allahrufen auf dem Walle schwenken und feststecken — gewiß weniger als ein Zeichen der Unterwerfung, sondern als ein Symbol der eigenen Tapferkeit und Ausdauer.

Am nächsten Tag, den 28. August, brachen die Türken das Lager ab und zogen, befriedigt von diesem höchst zweideutigen Gaukelspiel, nach Steiermark ab. Der tapfere Widerstand von Güns, der nur das Verdienst des Niklas Jurissitsch war, hatte Wien vor einer neuen Bedrohung gerettet und war überhaupt von der größten Tragweite. Denn hätte Soliman sich nicht aufhalten lassen, sondern wäre er weiter nach Westen vorgeedrungen, so würde er vielleicht dem Sammeln des Reichsheeres zuvorgekommen sein, und es wären so die Pläne ausgeführt worden, mit welchen er schon 1529 vor Wien scheiterte. So kann im Kriege oft thatsächlich die Tapferkeit und Ausdauer eines Einzelnen so schwer wiegen, wie die gesammelte Kraft von vielen Tausenden. Das Verdienst des Jurissitsch fand indessen volle Anerkennung. Er wurde sofort nach dieser glorreichen Vertheidigung von Güns zum Freiherrn erhoben, und ein ihm gehöriges Haus in der Schenkenstraße (heute Nr. 3, alt 47) zu Wien, das „Kroatenhaus“ genannt, an der Stelle der späteren ungarischen Hofkanzlei, dürfte wohl durch landesfürstliche Schenkung in seinen Besitz gekommen sein. Am Jahre 1538 wurde er oberster Feldhauptmann der fünf niederösterreichischen Lande und später auch Landeshauptmann von Krain. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Die ungarischen Wehrverhältnisse im XVI. Jahrhundert.

Wir wollen nun einen Blick auf die militärischen Verhältnisse werfen, wie sie sich nach dem Anfall an das Haus Habsburg in den demselben verbleibenden Landestheilen entwickelten. Denn nur in diesen herrschte ja noch eine gewisse Rechtsordnung, während dort, wo Johann Zápolya gebot, der Uebermuth der Magnaten und die Noth des Augenblickes alle Maßregeln bestimmten und dort, wo später die Türken herrschten, die raube Faust des Eroberers die Fägel willkürlich führte.

Nach den verschiedensten Wandlungen, welche die ungarische Wehrverfassung durchgemacht hatte, obwohl man das Princip der persönlichen Heeresfolge der Theorie



Aussicht von W

nach immer festhielt, war man endlich zu einer Art von Zweitheilung gelangt. Man unterschied zwischen der den Adelligen obliegenden Dienstpflicht und der auf dem unterthanigen Grundeigenthum ruhenden Kriegslast, die nach der Zahl der Thore (Porta) bestimmt wurde und danach Portal-Miliz hieß. Nach der alten Übung des Adels, Kriegsdienste nur zu leisten, wenn es bequem war oder mit den politischen Nebenabsichten übereinstimmte, ruhte bald das Schwergewicht der ungarischen Wehrkraft lediglich in der Portal-Miliz. Da deren Erhaltung aber der königlichen Casse oblag, mit der es meist schlecht bestellt war, so war im Falle der Noth der König doch auf die Bänderien der Adelligen angewiesen, die nur widerwillig und ungenügend beigelegt wurden. Durch diese Umstände kam es endlich so weit, daß das Land einer furchtbaren Gefahr fast wehrlos gegenüber stand, wie es bei der Schlacht bei Mohacs der Fall war.

Dieser furchtbare Schlag schien wenigstens beim Theil des Adels eine Umkehr vorbereitet zu haben, und da man unter den Verhältnissen von

einem persönlichen Zuzug absehen mußte, bewilligte der nach der Krönung Ferdinand's I. zusammentretende Landtag (1526) für jede Porta eine Kriegssteuer von zwei Gulden, ein Modus, der dann beibehalten wurde, so daß man 1536 für Kriegszwecke wieder 2 Gulden, im nächsten Jahre 3 und 1538 wieder 2 Gulden von jeder Porta ausdrieb.

Ein großer Theil der adeligen Bänderien war bei Mohacs zu Grunde gegangen; ausgenommen davon blieben fast nur die Anhänger Zapolna's. Das Bemühen Ferdinand's I. ging also dahin, soweit seine Macht reichte, aus den Trümmern des ungarischen Heeres einen neuen, lebenskräftigen Körper zu schaffen. Bei dem Gängen der Ungarn an überlieferten nationalen Rechtsformen mußte hierbei die Anknüpfung an die alte Wehrverfassung geübt und doch den Bedürfnissen der umge-



Idert. (Seite 320 u. f.)

änderten Kriegsführung Rechnung getragen werden. Man lehnte sich also an die alte Bannerordnung an, indem ein Decret vom Jahre 1528 bestimmte, daß die Prälaten, Barone und Edelleute jederzeit eine streitbare Mannschaft (*homines exercitiales*) zur Vertheidigung des Landes bereithalten müssen, und zwar von je 20 Bauerhöfen einen gerüsteten Mann, sowie daß auch die Verpflegung nach demselben Maßstabe zu erfolgen habe, wenn die Portal Miliz durch allgemeines Aufgebot einberufen werde. In dieser Weise erfolgte 1530 durch den kaiserlichen Feldhauptmann Wilhelm von Roggendorf das Aufgebot im Neutraer Comitatz, wobei man die alten Formen so ängstlich befolgte, daß die Aufbietung durch einen Herold mit blutigem Mantel und Schwert erfolgte, als Befehl, sich zu rüsten und am bestimmten Sammelplatz einzufinden (Bild Seite 345).

Ueber diese bei längerem Kriege sehr drückenden Lasten verpflichteten sich die Landtage aber wiederholt zu noch größeren Leistungen. So legte der Landtag von 1542 eine

einmalige Abgabe von einem Sechzigstel des aus den Besitzungen stammenden sogenannten Portalvermögens auf, welche auch von den Bürgern der Freistädte in gleichen Maßstabe entrichtet wurde. Im Jahre 1545 aber mußten sich alle Prälaten, Baronen und Edelleute bei Strafe des Hochverratheß beim Heer einfinden, zugleich aber auch von je zehn Bauern einen gerüsteten Mann stellen. Ähnliche außerordentliche Leistungen erfolgten noch wiederholt, zum Beweise, daß die alten kriegerischen Tugenden der Nation durch Parteikämpfe und widrige Verhältnisse zwar verdunkelt, aber nicht erstickt werden konnten.

Der persönliche Ehrgeiz einzelner Magnaten hielt noch immer an der äußeren Form der Banderien fest, obwohl kaum jemand im Stande war, ein vollständiges Banderium stellen zu können. Als sich bei der Krönung Maximilian's II., 1563 die Magnaten mit ihren Bannern einfanden, zeigte es sich, daß unter einzelnen nur zwölf, zehn, ja auch sechs Mann standen.

Unter die Regierung Ferdinand's I., der durch die vielen Kriege auf der Bahn militärischer Reformen gebrängt wurde, fällt auch die erste Einrichtung der späteren Militärgrenze. Schon unter Ludwig II. hatten deutsche Truppen in den Festungen Begg, Alissa, Krupa, Vica, Zajce u. s. w. eine Art Defensionslinie gegen die stets drohenden Ueberfälle der unruhigen Nachbarn gebildet. Später siedelte Ferdinand I. zahlreiche geflüchtete Serben und Katholiken aus dem sogenannten Türkisch-Croatien in den Grenzbezirken an, welche den Boden unentgeltlich erhielten, von allen Abgaben frei waren, aber sich nicht bloß zum Schutz ihres eigenen Landes, sondern überhaupt zu immerwährenden Kriegsdiensten verpflichten mußten. Die Flüchtlinge aus Bosnien, welche unter gleichen Bedingungen an der Grenze von Krain, in dem heute noch strittigen Sichelburger Bezirke angesiedelt und Uskoken genannt wurden, machten sich zwar durch militärische Tüchtigkeit, aber auch durch ihre niemand verschonende Raublust berühmt. Man mußte sie daher nach den fast ganz entvölkerten dalmatinisch-croatischen Grenzbezirken versetzen, wo sie nicht so leicht jemand Anderen als den Türken gefährlich werden konnten. Um 1580 entstand dann die sogenannte Banatgrenze durch Ansiedler aus Dalmatien und der kleinen Walachei, welchen Rudolf II. nebst den obengenannten Begünstigungen auch volle Religionsfreiheit zusicherte. Bald bildeten die Grenzcontingente einen besonderen Bestandtheil des österreichischen Heeres, denn im Wallenstein'schen Reiterrecht (1617) ist schon von einem croatischen Grenzübersten die Rede.

Der nationale Anstrich in Ausrüstung und Kampfweise war fast ganz aus dem ungarischen Kriegswesen geschwunden. Immer mehr trat auch hier, wo einst ein Reitervolk ausschließlich stritt, das Fußvolk in den Vordergrund. Anfänglich war es der königlichen Anordnung oder dem Gutachten des Kronfeldherrn — Vandes-capitain — überlassen, wie viele Fußknechte statt der Reiter zu stellen waren, wobei man auf zwei Berittene drei Fußsoldaten rechnete. Später aber mußte die Miliz jedes Comitatus mindestens zur Hälfte aus Fußvolk bestehen. Was die Reiterei betrifft, so wissen wir, daß jene in schwerer Ausrüstung stets geringer an Zahl wurde und fast nur mehr jene leichte Cavallerie ausgerüstet wurde, für welche Ungarn in den Hufaren ein in den Heeren von ganz Europa nachgeahmtes Vorbild schuf.

Auch in der Ausrüstung verschwanden nach und nach die streng nationalen Formen. Harnisch und Panzer waren jenen der deutschen Reiter gleich, nur die Helme behielten lange die von der Mitte aus aufstrebende Form. Die alten ovalen Schilde

den 1572 ab, als sie aus den Schutzwaffen des westlichen Europa schon lange verwunden waren. Unter der engeren Berührung mit den Orientalen verschwand aber in Gebrauch gekommene gerade Schwert wieder, und man kehrte zu dem stark gekrümmten Säbel zurück.

Eine besondere Art Kriegsvolk waren auch die in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts entstehenden Haiducken. Man nannte so das von einzelnen Magnaten oder auch von bedrohten Comitaten zum Kampf gegen die Türken geworbene Volk, welches dann später besonders in den Grenzfestungen verwendet wurde. Der Leitenburgerfürst Stefan Bocskay verlieh vielen durch ihre treuen Kriegsdienste ausgezeichneten Haiducken den Adel und feste Wohnplätze, aus welchen sich die Haiducken-Districte entwickelten, welche zwar die Steuerfreiheit genossen, insoweit sie nicht specielle Kriegssteuern betraf, aber zur Heeresfolge verpflichtet waren.

Besonders andauernd scheint indessen die Opferwilligkeit des ungarischen Adels nicht gewesen zu sein, wozu allerdings die nun auch in Ungarn auftauchenden confessionellen Gegensätze beitragen mochten. Auf dem Landtage von 1569 wurde der König aufgefordert, gegen die Widerspenstigen, welche in Ausrüstung und Verpflegung der beständigen Reiterei nachlässig seien, mit den von früher festgesetzten Strafen vorzugehen, und auf dem Landtage von 1574 drohten die Edelleute: „wenn die Prälaten und Barone fortfahren sollten, entweder gar keine oder wenige Mannschaft zu halten, würden auch sie von der, wegen Haltung einer beständigen Reiterei bestehenden Ordnung blassen.“

Wiederholte Einschärfungen scheinen nichts gefruchtet zu haben, so daß unter Matthias 1609 häufige, selbst monatliche Musterungen angeordnet wurden. Auch die persönliche Heeresfolge kam immer mehr ab, und sowohl 1596 wie in den nächstfolgenden Jahren erfolgte die Ablösung derselben gegen Geld, wobei der Adel für jeden Bauernhof einen Gulden, also für jeden gerüsteten Mann zwanzig Gulden reluirte.

Dadurch erhielt das Banderialsystem den letzten Stoß, wenn auch eine Verordnung von 1601 bestimmt hatte, daß alle Magnaten oder Prälaten, welche nicht mindestens fünfzig Mann stellten, unter dem Banner des Comitates auszurücken hatten. Wo die Türken herrschten, und dies war in fast zwei Dritttheilen des Landes, konnte ohnehin von einer solchen Aufstellung keine Rede sein, aber auch sonst verarmte der Hochadel durch die fortwährenden Kriege und Partiekämpfe so sehr, daß die Banderien, dieses Ueberbleibsel der alten ungarischen Wehrverfassung, bald ganz in Vergessenheit kamen.

So war Ungarn wohl der Schauplatz eines durch anderthalb Jahrhunderte währenden Kampfes mit den Türken, aber seine Wehrkraft lag darnieder, und es waren fast ausnahmslos fremde Soldaten, welche in diesen Schlachten bluteten, wenn es auch nicht an einzelnen Heldenthaten fehlt, welche von Ungarn ausgeführt wurden, und wir unter den kaiserlichen Heerführern den Namen Zriny, Balfsz, Erdödy, Draskowicz u. s. w. begegnen.

Nach diesem allgemeinen Ueberblick der ungarischen Wehrverhältnisse im sechzehnten Jahrhundert wollen wir den weiteren Verlauf der Türkenkriege verfolgen.

Das Ende Hans Raxianer's.

Die Verhältnisse in Ungarn verhießen auf keinen Fall lange Ruhe. Theilung des Landes konnte weder Ferdinand I. noch Johann Zápolya sein, da es ja Beiden einleuchten mußte, daß dadurch nur ihre Kraft lahm werden sollte, bis es den Türken genehm war, nach dem bekannten französischen Wort, die Artichoke ganz zu verschlingen, von der sie bis jetzt nur einzeln gepeist hatten.

Als es daher 1536 neuerlich zum Kriege kam, wunderte sich zwar darüber, aber das kaiserliche Heer war nicht in der Lage, eine kräftvolle Einzugelassen. Die Landtage, jener von Böhmen voran, versprachen zwar sehr mit der Aufstellung der Truppen ging es so lau, daß erst 1537 ein operationelles Heer zum Schutze des arg bedrohten Croatien zusammengezogen werden konnte. selbe bestand aus 24.000 Mann, davon ein Drittel Reiterei, und wurde kühnen und umsichtigen Freiherrn Hans von Raxianer befehligt, der aber Feldzüge seine früher so oft bewährten Fähigkeiten verloren zu haben schien. ungarische Reiterei befehligte Ludwig Bekry, die Oesterreicher führte Graf Hardegg, die Böhmen Graf Albrecht Schlick, die Steiermärker Johann II. die Tiroler endlich der ritterliche Graf Ludwig Lodron, der schon mit seinem Frundsberg in Italien manche schöne That ausgeführt hatte.

Dieses Heer sammelte sich im November 1537 an der Drau unweit nachdem schon im Frühjahr die wichtige Grenzfestung Klissa in die Hand der gefallen war. Schlimmes Herbstwetter, grundlose Wege und mangelhafte Verproviantirung lähmten die Schlagfertigkeit des kaiserlichen Heeres, das am rechten Draufufer zog, den von Mohammed Pascha und dem Pascha von Bosnien geführten entgegen. Sie wichen aber jedem Zusammenstoß aus und begnügten sich mit Scharmützeln und Ueberfällen, um die Kaiserlichen zu ermüden und deren Viantrung zu erschweren.

Aber die schlimmsten Feinde führte das Heer Raxianer's mit sich: Hunger und Zwietracht unter den Führern. Tagelang führte der Weg durch Sümpfe, die Kasse bis an den Bauch im Wasser standen und die Fußgänger kaum kommen konnten; das mitgeführte Vieh ging zu Grunde und täglich starben von Menschen, während andere kraftlos und elend zurückgelassen werden mußten. man bei Balpo ankam, war das Fußvolk auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Reiterei hatte sich dagegen durch beträchtliche Zuzüge sogar etwas vermehrt, türkische Gefangene erfuhr man, daß bei Eßel in starker Stellung ein österreichisches Heer von ungefähr 16.000 Mann stehe; nur mit Mühe konnte Raxianer in rath den Beschluß eines sofortigen Angriffes durchsetzen, der allerdings unter zweifelnden Umständen der einzig rettende war, da im Falle des Gelingens Eßel ein Stützpunkt gewonnen wurde.

Aber die Türken blieben ihrer vorsichtigen Taktik getreu, sie ließen sich Schlacht zwingen, und dem Drängen der ungarischen Führer nachgebend, entsetzte nun Raxianer zum Rückzug gegen Diakowar, stets umschwärmt von den rückenden Türken.

Die Lage des kaiserlichen Heeres wurde immer verzweifelter; Regen und

er dauerten ununterbrochen fort, die hungernden und erschöpften Truppen konnten nur wenige Meilen zurücklegen, und schon mußten von den achtundvierzig Ge- eine Anzahl zurückgelassen werden. Unter diesen Umständen lösten sich bald Bande der Disciplin und es bereitete sich ein Ausgang vor, der schmachvoller als es die blutigste Niederlage hätte sein können.

Am Abend des 1. December 1537 wurde ein Lager zwischen Hora und Ofopoltje bezogen, nachdem tagsüber mehrere hitzige Gefechte mit den vor allen auftauchenden Spahis geliefert worden. Der Kriegsrath beschloß hier eine neuerliche Aenderung in der Richtung des Rückzuges, wodurch die ohnehin schwankenden so erschreckt wurden, daß ihre Panique sogar auf die Führer zurückwirkte. Erste schlimme Beispiel gab Ladislatus Moré, früher ein gefürchteter ungarischer Krieger, indem er mit einem Theil der ungarischen Reiterei aus dem Lager nach nahen Burg St. Elisabeth entwich. Ihm folgte der übrige Theil der Reiter Befehl, dann flüchtete sich das steirische und böhmische Fußvolk, und selbst die Anführer, ja endlich auch der Feldhauptmann Hans von Raxianer, nahmen flüchtlich Reißaus. Nur Ludwig von Lodron mit dem tirolischen und österreichischen Fußvolk, das bestimmt war, den Rückzug zu decken, hielt tapfer aus und suchte durch Abwehrung des Plazes die Trümmer des aufgelösten Heeres zu retten. Als am Morgen die türkischen Colonnen heranzogen, ermahnte Lodron seine Soldaten zum Widerstand, indem er ihnen zeigte, daß die Flucht nicht ungefährlicher, aber viel schmachvoller sei. Da rief ihm ein deutscher Fußknecht zu: „Du hast leicht zu fliehen! Du sitzt zu Pferd, mit sechs Füßen kannst Du schneller fliehen, als wir mit zu Fuß!“ Lodron hieb den Raxianer sofort nieder, sprang aus dem Sattel und rief: „Aber, ich fechte zu Fuß an eurer Seite!“ Die Pferde aber ließ er den Verwundeten und Kranken geben.

Zum dichten Keil geformt, führte er nun seine Schaaren in den Kampf, aus dem noch der Rest der Böhmen mit ihren Führer Schlick entwich. Andere Hauptleute, wie der Führer der Märitzer, Mager, fiel nach tapferer Vertheidigung, und Lodron, obwohl schon schwer verwundet, kämpfte noch fort. Erst als ihm durch die Noth Schonung des Lebens für sich und die Seinen zusicherte, gab er den Kampf auf und ergab sich mit seinem zusammengeschmolzenen Fähnlein. Er wurde er unter dem Vorwande, daß er doch an seinen Wunden sterben würde, auf Mohammed Pascha's Befehl getödtet und sein Haupt in silberner Schüssel nach Constantinopel geschickt.

Ferdinand I., der auf dieses Heer so große Hoffnungen gesetzt hatte, war über das schmachvolle Ende dieses Feldzuges mit Recht tief erbittert und beschloß die gleiche Bestrafung aller Schuldigen. Raxianer betonte in der ihm abgeforderten Rechtfertigungsschrift die Unbotmäßigkeit der Unterbefehlshaber und entschuldigte sich damit, daß der Zug unter Gisel hinab nicht mit seinem eigenen Willen geschehen und schon am Beginn des Feldzuges die Befürchtung ausgesprochen habe: „daß aus vielen getheilten Regimentern der Kriegsobersten allerlei Weichwerden entstehen.“

So begründet auch theilweise diese Entschuldigungen sein mochten, so stimmten dennoch den erbitterten König ebensowenig zur Nachsicht, als der Hinweis Raxianer's auf seine früher geleisteten Dienste. Mit freiem Geleitsbrief stellte sich Raxianer in Regensburg, wo er vor einer Versammlung von Hauptleuten und Rathen

nochmals seine Vertheidigung führte, die darauf hinauslief, daß Proviantmangel, Zwiespalt im Heer Schuld an dem Unglück trugen, er aber nicht, wie man ihm geworfen hatte, verrätherisch gehandelt habe. Das mochte nun allerdings richtig aber mit gutem Recht erwiderte man ihm, daß er trotzdem seine Pflicht als Feldherrn gröblich verlegt habe und dafür als *crimen laesae majestatis* mit seiner Verurtheilung einstehen müsse.

Hierauf erfolgte die Verhaftung Ragianer's, der nach Wien gebracht wurde, wo auch Schlick und Niklas Thurn schon gefangen saßen.

Eine Bittschrift Ragianer's, worin er sein ganzes Eigenthum als Pfand für seine Freilassung bot, blieb ebenso unberücksichtigt wie die allseitige Verwendung für ihn; selbst Karl V. soll für ihn eingetreten sein, aber der Einfluß der verwitweten Königin Maria scheint überwiegend gewesen zu sein, die schroff meinte: „Ragianer's Sache verdiene keine Gunst.“

Unter diesen Umständen mußte er des Schlimmsten gewärtig sein und trotz der nach seine Maßregeln. In der Nacht vom 30. auf den 31. Jänner 1538 entfiel ihm thatkräftig unterstützt, aus seinem nur nachlässig verwahrten Gefängniß, in einem Schreiben an den König Ferdinand sich damit entschuldigend: „billig muß ich dem Zorn meines Herren entweichen“.

Ragianer floh nach Croatien, wo er selbst Besitzungen hatte, aber auch auf ihm von Niklas Brinß eingeräumten Schloß Kostainica seinen Aufenthalt. Bald war er der Mittelpunkt eines Kreises von Magnaten und Würdenträgern, die zwar vorderhand nicht offen rebellisch, gewiß aber nicht ganz unbedenklich in Ragianer gebot über reiche Geldmittel, warb eifrig Kriegsvolk, und schon bestand, daß man ein förmliches Bündniß zu gegenseitigem Schutz schloß, ließ erkennten, daß man nöthigenfalls auch zu bewaffnetem Widerstand entschlossen sei.

Als aber klar wurde, daß Ferdinand durch dieses Verhalten Ragianer nur noch mehr gereizt und entschlossen sei, die volle Strenge gegen ihn walten zu lassen, knüpfte dieser auch Verbindungen mit den Türken an, und dies brachte ihn zu Zerwürfnissen mit seinen bisherigen Gastfreunden. Da Gefahr in Verzug schickte Ragianer noch immer über aussehnliche Mittel gebot, griff der jüngere Graf Niklas Brinß, den wir noch näher kennen lernen werden, zu einem verzweifelten Mord und erdolchte Ragianer bei einer Zusammenkunft. Den Kopf ließ er nach Wien senden, den Körper aber in den Schloßgraben werfen, von wo er nach Oberdrauburg gebracht und beigelegt wurde.

Ein gewisser tragischer Zug ist in dem Schicksal dieses Mannes nicht zu verkennen, der so lange das Schwert ruhmreich und mit Ehren geführt, ausgezeichnete Dienste geleistet hatte und dann durch widrige Verhältnisse und verzweifelte Noth auf eine Bahn gedrängt wurde, die ihm nicht allein ein gewaltthames schimpfliches Ende brachte, sondern seinem Namen die mit dem früheren Wirken so wenig verträgliche Schmach des Verrathes anheftete. Ragianer ist nicht das einzige Beispiel eines in untergeordneter Stellung sehr Verdienstliches leistenden Generals, dessen große Kraft aber der kräftigen und zielbewußten selbstständigen Leitung eines Heeres gewachsen ist. In den Sitten jener Zeit und im Mangel an moralischem Halt wurde dann die Ursache, daß er ein zum großen Theil unverschuldetes Mißgeschick nicht in der Ergebung trug, sondern sich um den Preis seiner Ehre zu retten suchte.

Soliman verlangte von Ferdinand I. die Bestrafung der Bluttthat Brinß.

Ozu der Monarch, obwohl er dieselbe weder angeordnet noch gebilligt hatte, doch insoweniger schreiten konnte, als es ihm an Mitteln dazu fehlte. Soliman ließ daher ein Heer von 12.000 Türken in Croatien einbrechen, welches die Brinnischen Besitzungen grauenhaft verödete, die Schlösser niederbrannte und die Bewohner mit-
 Gleppte. Der letzte Act dieses erschütternden Dramas spielte sich später vor Szigeth, wo die beiden letzten Helden desselben ihre Laufbahn schlossen.

Die Nachkommen Raxianer's hatten übrigens für das Verschulden ihres Ahn-
 erren nicht zu büßen; sie erhielten die von Ferdinand I. eingezogenen Güter zurück und wurden sogar 1665 in den Grafenstand erhoben.

* * *

Johann Zapolya, der vor der Hilfe des Sultans mit gutem Rechte ein gelindes Grauen verspürte und sonst von keiner Seite Unterstützung erhielt, knüpfte 1538 Unterhandlungen mit Ferdinand I. an, die zu dem ohne Vorwissen des Sultans geschlossenen Frieden von Großwardein führten. Derselbe sicherte ihm jenseits der Theiß und in Siebenbürgen die Anerkennung als König von Ungarn, wogegen er jedem Bündniß gegen das habsburgische Haus entsagte, an welches, wenn er ohne Leibeserben sterbe, ganz Ungarn fallen sollte. Um den letzteren Punkt des Friedens illusorisch zu machen, vermählte sich Johann Zapolya im Februar 1539 mit Isabella, der jugendlichen Tochter des Polenkönigs, die den alternden Gatten gegen alle Erwartung am 6. Juli 1540 mit einem Söhnelein, Johann Sigmund, beschenkte. Dadurch wurde Ferdinand I. aller Vortheile des Großwardeiner Friedens verlustig und neue Wirren drohten, da der an der Spitze des von Johann Zapolya eingesetzten Regentschaftsrathes stehende Cardinal Georg von Martinuzzi ein ebenso scrupelloser als energischer Mann war. König Janusich verschied nämlich wenige Tage nach der Geburt seines Söhneleins, am 22. Juli 1540, wie man berichtete, „an den Folgen der nicht mehr erhofften Vaterfreuden.“ Es war ein schlimmer Trost für Ferdinand, daß Soliman immer mehr das Rauhe gegen das Haus Zapolya herauslehrte und offenbar die Absicht verfolgte, Ungarn ganz unter seine eigene Herrschaft zu bringen.

Nachdem am 17. October 1540 der in den Windeln liegende Johann Sigmund zum „König von Ungarn“ ausgerufen worden, rückte ein ansehnliches kaiserliches Heer unter dem Befehl des tüchtigen und ehrenhaften, aber körperlich hin-
 fälligen Feldhauptmanns Leonhard Freiherr von Fels gegen Ofen vor. Totis und Bissegrad wurden genommen, und im October schritt man zur Belagerung von Ofen. Aber die Ungunst der Jahreszeit und die stets wiederkehrende Klage, Mangel an Proviant und Lebensmitteln, zwangen Fels schon im November zur Aufhebung der Belagerung, und nachdem er Pest, Waizen, Bissegrad und Stuhlweißenburg mit Besatzungen versehen hatte, zum Rückzug. Im Lager vor Ofen war es zwischen dem deutschen Fußvolk und den von Peter Berenyi geführten Ungarn zu so blutigen Schlägereien gekommen, daß bei Schlichtung derselben Fels am Schenkel und Berenyi durch einen Steinwurf verwundet wurden.

Nicht günstiger ließ sich die Kriegsführung des Jahres 1541 an, wo die von Martinuzzi zu Hilfe gerufenen Türken unter Soliman selbst heranzogen. Diesmal stand an der Spitze des kaiserlichen Heeres der tapfere Freund und Waffengenosse Niklas Salm's, Wilhelm von Roggendorf, der von sich selbst klagend sagte: „daß

im Uebrigen auch, seiner glänzenden kriegerischen Tugenden unbeschadet, Feldherrn-Begabung ermangelte.

Am Juni 1541 erschien das kaiserliche Heer vor Ofen und auf Erfolg hoffen, als man ein Einverständniß mit der Partei der Königin unterhielt, die der türkischen Hilfe und den ehrgeizigen Plänen Mathias' gleicher Weise mißtraute. Ein Versuch der Ueberrumpelung mißlang. Hoggendorf gegen den Rath seiner Hauptleute zu einer förmlichen Entschloß, zog schon die Avantgarde des gewaltigen Türkenheeres herbei, sah er die Nothwendigkeit des Rückzuges ein, und als er denselben antrat, im Uebergange auf das linke Donauufer begriffene Heer (22. Aug.) vehementer Weise von den Türken angegriffen und erlitt trotz heldenhaft in welcher Hoggendorf selbst, wie immer, vorankündete, eine vollkommene Der Verlust an Menschen war groß und schmerzlich, auch Hoggendorf den Opfern, da eine Kugel ihm den Arm zerhimmelte, woran er wenig zu Sommeren starb. Aber auch das ganze Gepäck, 150 Feld- und Artilleriegeschütze fielen in die Hände der Türken, und die bisher behauptete Stellung verloren.

Am 26. August kam Soliman vor Ofen an, wo trotz des Widerstandes das Söhnlein Japolya's in sein Lager gebracht werden mußte. Versprechungen befehle der Sultan am 2. September Ofen, „weil man es nicht in Frauenhänden belassen dürfe, denn Frauen sind veränderlich und bald dahin, bald dorthin geneigt.“ Damit war die lange drohende Ungarns durch die Türken entschieden, und dem Schein zuliebe wies man kommen Japolya's Siebenbürgen und einige angrenzende Comitate „Sandschakat“ an. Die Liebfrauenkirche wurde zur Moschee eingeweiht. 145 Jahre sollte nun der Halbmond auf der Ofener Burg herrschen.

Die Versuche König Ferdinand's, durch das Versprechen eines Tributes von 50.000 Ducaten den ruhigen Besitz des nördlichen Ungarns wurden ausweichend beantwortet, ein deutlicher Fingerzeig, daß Soliman's Eroberungssucht noch nicht befriedigt war.

Diesen drohenden Anzeichen gegenüber raffte man sich auf, und von Regensburg bewilligte die Mittel für ein Heer von 60.000 Mann, 10.000 Reitern, das vom Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg Beirath Konrad's von Boineburg und Dietrich's von Pfirt befehligt, Herzog Moriz von Sachsen, der Liebling und spätere Gegner Karl's V.,

Moriz von Sachien und Andere auszeichneten, scheiterten an der Tapferkeit der Janitscharen bestehenden Besatzung.

Uneinigkeit unter den Heerführern und Reibungen zwischen den Truppen, Krank- und Mangel an Proviant thaten dann das ihrige, um einen mit so großem Aufwand von Kräften begonnenen Feldzug zu einem unglücklichen Ende zu bringen. Ferdinand I. traf wohl das Richtige, wenn er in einem Brief an seinen Bruder Maximilian II. klagt, es fehle zumeist „an dem Gehirn der guten Anführung“.

Ende October mußte die Belagerung resultatlos aufgehoben und der Rückzug angetreten werden, und der Feldzug endete, wie Schertlin von Burtenbach in



Niklas Grunp. (Seite 341 u. 41)

seiner Lebensbeschreibung klagt, thatsächlich „mit Spott und der ganzen Christenheit verächtlichkeit“.

Vergebens suchte Ferdinand I. die Lage der Dinge durch einen mit der Kaiserin Isabella im Namen des unmündigen Johann Sigmund geschlossenen Waffenstillstand zu bessern. Soliman kümmerte sich darum nicht mehr und zog im Frühjahr 1541 neuerlich in das Feld, um auch den Rest Ungarns zu erobern. Fünfkirchen fiel, und Ende Juli standen die Türken vor Gran, dessen Besatzung aus Italienern unter Martin Visconti und Franz Salamanca, Italienern unter Giovanni Vitelli und deutschen Landsknechten bestand, die von den Hauptführern Cristan Bierthaler und Michael Regensburger befehligt wurden. Die Belagerung zur Uebergabe wurde umso entschlossener zurückgewiesen, da im letzten

[illegible]

August einhundert bei Michael's Todten an Michael's
 a. Mit der bei an. C. August eine Person. In der's nach
 wachen, bei Michael's obdachten mit der dem Michael's
 bei Michael's Todten Michael's. Was in der's nach an. Mit der's nach
 Michael's an. Mit der's nach eine Person bei Michael's Todten
 Michael's. Michael's nach Michael's. Michael's nach Michael's.

Zur höchsten Angelegenheit wurde ich in der Zeit gedrungen, als die
Verlegung einer Wohnung des Ehepaars K. in der Gasse stattfand. Die
Ehefrau Herr K. und Kind war sehr beunruhigt, erkrankte am 12. Februar
ganz. Alles für die Verlegungen wurde, wie gewöhnlich, schnell gemacht.
K. kam am ersten Tage, von schmerzhaften Stößen in Zitteren
überaus und es war Entsetzen überaus, sah ich immer geschwunden. Nach
der gelassenen Mutter, die es trug, und dem Kinde, und dem hohen Alter K.
war, da es an der Erde lag, ungesund war. Aber man die Lieblinge
wurden für beunruhigt und unter Anwesenheit zum Begreifen der
Begebenheiten der Todten anhalten.

Wenige Tage nach Wien hielten auch Ebninweissenburg und
die Hüfte der Latten, womit Soliman den Helbing schloß. Der aber
der gütlichen Unterwerfung Ungarns, um so viel näher schwaich botte.

So wenig Italien bisher auch die Hochseeerei geübt hat, so ist
Heidplatz von Euxer 1544 doch billig zu neuer Aufsehung, die aber
das mit dem Sultan verbundene Frankreich gerichtet und mit der Bemerkung
wurde, „damit jeder andere Potentat sich ähnlicher und gefährlicher Handlung
Abdrücke enthalte.“

Inbessen war Mari V. durch die religiösen Wirren genöthigt, 1545 ein Tribut von 10,000 Ducaten einen achtzehnmönatlichen Waffenstillstand von den Türken zu erkaufen, um in seinem Lieblings-Project, der Gegenreformation in Deutschland nicht gestört zu werden. Dieselben Pläne bezüglich der österreichischen Länder suchte Ferdinand I., 1548 einen fünfjährigen Waffenstillstand gegen einen Tribut von 30,000 Ducaten mit dem Sultan abzuschließen.

Manz ruhten aber die Waffen auch während der Dauer eines solchen U^{msommens nicht, denn der Sultan hatte nichts dagegen, wenn die Paschas der Länder Maubzige zur Beschäftigung und Bereicherung ihrer Truppen in da^rbarreich unternahmen. Besonders in Siebenbürgen, wo der kaiserliche General Castaldo, Marschese von Cassano, gegen die Gewalt und heimlichen Unt^rApollonauer Stand zu halten hatte, herrschte nie völlige Ruhe.}

Diese Hoffstilleiten boten 1562 auch dem Sultan wieder den Anlaß, sein
nach Ungarn einzrücken zu lassen. Eine Reihe fester Plätze war schon in seine

Uen, als sich die Heere des Bezierr Ahmed Pascha und des Beglerbeg Ali Pascha einigten und, 180.000 Mann stark, im September 1552 vor Erlau erschienen. Die 1800 Mann starke Besatzung bestand nur aus Ungarn, die von Stefan Dobo von Szepka und dem heldenmüthigen Hauptmann Stefan Mezsa befehligt wurden. Tausenden schlossen sich 500 bewaffnete Bürger, Handwerker, Bauern an, und auch Frauen kamen an dieser denkwürdigen Vertheidigung theil.

Am 11. September wurde die Belagerung eröffnet; alle umliegenden Höhen waren mit Geschützen schwersten Calibers besetzt, die theilweise 50 Pfund schwere Kugeln schlugen. Aber man antwortete aus den wenigen Geschützen der Festung, die nur ein eigentliche Artilleristen besaß, so wirksam, daß schon am 14. September das Feuer der gefährlichsten Batterien am sogenannten Königsstuhl zum Schweigen gebracht war. Die Schäden der Mauern wurden immer wieder zur Nachtzeit ausgebeißert. Ballen mit Eisenklammern, mit Erde gefüllte Fässer u. s. w. mußten die Breschen ausfüllen. Diese Vertheidigungsarbeiten leitete Gregor Bornemisza, ein gewöhnlicher junger Schmied, der unerschöpflich an Hilfsmitteln war und den Ehrennamen des „Archimedes von Erlau“ erhielt, weil er seiner Vaterstadt dieselben Dienste leistete, wie der classische Mathematiker bei der Belagerung von Syrakus. Da die Türken auch Feuerpfeile, glühende Kugeln schossen, wurden alle Häuser abgedeckt, alle Heu- und Strohvorräthe vernichtet, das Getreide aber in tiefen Gruben verwahrt und mit nassen Ochsenhäuten bedeckt.

Am 29. September erfolgte der erste Sturm, bei welchem die Janitscharen ein vorliegendes Bollwerk eroberten. Sofort aber ließ Dobo seine ganzen Geschütze gegen dasselbe donnern, so daß die Türken, aus Furcht vor einem Einsturz, die wartenden Mauern verließen, nachdem sie einen Verlust von 8000 Mann erlitten hatten.

In der Nacht des 4. October traf die tapferen Vertheidiger ein furchtbares Unglück, indem ein großer in der festen Kathedrale aufbewahrter Pulvervorrath in die Luft flog und durch die Explosion ein Theil der Festungsmauern zerrissen wurde. kaum gelang es Dobo und Mezsa der Verwirrung und einreißenden Wuthlosigkeit Herr zu werden und den sogleich von den Türken unternommenen Sturm abzu schlagen. Bornemisza verstopfte die Lücken des Walles und baute zwei Pulvermühlen, um die Munition zu ersetzen.

Am Babiker-Thor versuchten die Türken durch Sandsäcke und Reisigbündel den Graben auszufüllen und eine bis zur Wallhöhe reichende Brücke für den Sturm herzurichten. Aber der „Archimedes von Erlau“ wußte zu helfen; er ließ Feuertreimer, mit Schwefel und Pech gefüllt, brennende Stenispäne, in Talg getränkte Strohwinde und überladene Pistolen in Weidenkörben hinabschleudern. Die Reisigbarrikade wurde in Flammen gesetzt, und als die Türken zum Löschen eilten, wurden viele von den plagen den Pistolenläufen niedergestreckt, ihre Arbeit aber sank in Asche zusammen.

Den ganzen 10. October stürmten die Türken von allen Seiten gegen Erlau, und Dobo konnte kaum reich genug von einem Ort zum andern eilen, um überall der höchsten Gefahr zu begegnen. Wieder bewies Bornemisza seine Findigkeit; er ließ glühend gemachte Stangen durch die Mauerlücken stecken, an welchen sich die heraufstimmenden Türken furchtbar verbrannten. Leichte Tonnen und mit Brettern verschlagene Räder, die mit Brennstoff und überladenen Pistolen gefüllt waren, wurden angezündet und den an den Schutthaufen heranstürmenden Türken entgegengerollt, Tod und Entsetzen in deren Reihen verbreitend. Erst die Nacht machte dem gräßlichen Ringen ein Ende.

Nur mit Mühe vermochte der Großvezier die murrenden Janitscharen am 12. October nochmals zu einem mit ganzer Macht unternommenen Sturm zu bewegen, der über 10.000 Türken das Leben kostete, aber von dem Häuflein heldenmuthigen Vertheidiger abgewehrt wurde.

Nun weigerten sich die Janitscharen, weiter vor Erlau zu bleiben, und da Regen und Schneefall eintrat, zog das Türkenheer, nachdem über 12.000 Kugeln abgeschossen worden waren und 40.000 Mann das Leben verloren hatten, am 19. October ab. Die Belagerten hatten 326 Mann eingebüßt. Die ruhmvolle Belagerung Erlaus ist ein glänzender Beweis, was auch geringe Kräfte leisten können, wenn sich zur Tapferkeit eine zielbewußte energische Leitung gesellt.

Ein Versuch Castaldo's, das von den Türken besetzte Szegedin zu erobern, scheiterte an der Zuchtlosigkeit der dabei verwendeten Heiducken. Schon war die Stadt besetzt und alle Türken, welche sich nicht rechtzeitig in die Citadelle flüchten konnten, niedergemacht. Statt aber diese anzugreifen und sich gegen einen Angriff zu schützen, überließen sich die Heiducken bei Plünderung der Häuser reicher Juden und Türken durch mehrere Tage allen Ausschweifungen. Selbst als der Pascha von Ofen mit seinen Truppen naht, lassen sich die Heiducken nicht bewegen, in den Kampf zu ziehen, und nur die deutsche und ein Theil der ungarischen Reiterei unter den Obersten Peter Bakhit und Adam Opperstorf stellt sich den heranziehenden Türken entgegen. Lange schwankt der ungleiche Kampf, der aber doch mit einer vollständigen Niederlage Castaldo's endet. Die Reiterei rettete sich theilweise durch die Flucht, die Heiducken aber wurden sämmtlich niedergehauen. Viertausend Rassen und vierzig Fahnen sendete Ali Pascha von Ofen als Siegeszeichen nach Constantinopel.

Diesen schmerzlichen Verlusten folgte auch der Fall Temesvars, womit wieder für zwei Jahre eine kleine Pause im Kampf eintrat, bis 1556 die von Castaldo bedrängte Witwe Zapolya's, um ihrem Söhnelein Siebenbürgen zu erhalten, abermals die zweideutige Hilfe des Sultans anrief. Um dieser neuen drohenden Gefahr zu begegnen, ernannte Ferdinand I., der mittlerweile durch die Verzichtleistung seines Bruders deutscher Kaiser geworden war, seinen zweiten Sohn Ferdinand (geb. 1529, gest. 1595), der als Gatte der schönen Philippine Welser und als Gründer der Ambrazer-Sammlung bekannt ist, zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Heere in Ungarn. Indessen wurde in der nächsten Zeit der Krieg von beiden Seiten laßig geführt, und außer der Eroberung einiger kleineren Plätze und dem Entsatze des von Ali Pascha belagerten Szigeth hatte der Erzherzog keine Gelegenheit, Vorbeeren zu sammeln.

Neben diesen Kriegsereignissen liefen schon seit sieben Jahren Friedens-Unterhandlungen, die in Constantinopel von dem gewandten Anger Gisen von Rusbeck als kaiserlichem Gesandten geführt wurden. Erst 1562 kam es zu einem achtjährigen Waffenstillstand, welchen der Kaiser mit einem Jahrestribut von 30.000 Ducaten und dem Versprechen, sich mit dem Erben Zapolya's auszugleichen, erkaufen mußte.

Das letztere aber erwies sich sehr schwierig, und als Johann Sigmund auf den Rath Stefan Bathory's den Titel „erwählter König von Ungarn“ annahm, der ebensowenig den Thatfachen wie dem Rechte entsprach, war es sofort klar, daß auch ein so friedliebender Herrscher, wie es Ferdinand's Nachfolger, der edle Maximilian II. (geb. 1527, gest. 1576), war, zum Schwert greifen mußte.

Schon hatte die Partei Zapolya's aber durch den Feldhauptmann Freiherr

Lazar von Schwendi (geb. 1522, gest. 1584) einige Schlappen erlitten, als sich das alte Spiel wiederholte und der Schuß Soliman's angerufen wurde. Dieser war umso geneigter, ihn zu gewähren, als der Kaiser mit der Tributzahlung zögerte, die er wie eine untillgbare Schmach empfand. Vorderhand erhielten die türkischen Befehlshaber in Ungarn den Auftrag, Johann Zapolya zu unterstützen, im nächsten Jahre werde der Sultan, der eben (1565) Malta belagerte, an der Spitze seines Heeres in Ungarn erscheinen, um sich mit dem neuen Kaiser, dem Sohn seines alten Feindes Ferdinand, in offener Feldschlacht zu messen.

Durch die religiösen Wirren erregt, wollten die österreichischen Landtage von einer Kriegshilfe nichts wissen, selbst das meistbedrohte Krain verweigerte dieselbe. Dagegen genehmigte der Reichstag zu Augsburg im März 1566 eine dreijährige Kriegshilfe, woran die merkwürdige Forderung geknüpft war, Ungarn möge dem römisch-deutschen Reich einverleibt werden. So konnte ein immerhin stattliches Heer aufgestellt werden, das aber gleichwohl an Zahl jenem bei weitem nicht ebenbürtig war, mit welchem Soliman am 1. Mai 1566 von Constantinopel auszog. Am 27. Juni war er vor Semlin, wo er Johann Sigmund unter so demüthigenden Formen empfing, wie einst dessen Vater Johann Zapolya, und dann ging der Zug des an 100.000 Mann starken Hauptheeres gegen Erlau, das zuerst bezwungen werden sollte. Aber die mächtige Hand der Vorsehung führte ihn einem anderen Kampfplatz zu, vor welchem dieser größte aller osmanischen Herrscher seine Laufbahn beschließen sollte.

Die heldenmüthige Vertheidigung Szigeths durch Niklas Briny.

Naum vor Erlau angekommen, erhielt Soliman die Nachricht, daß der mit Verstärkungen heranziehende Pascha von Bosnien an der Sillas eine entscheidende Niederlage erlitten habe. Weniger dieser Verlust als die Thatfache, daß ihm derselbe von dem zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen am rechten Donauufer ernannten Grafen Niklas Briny, einem alten Feind Soliman's, beigebracht worden war, versetzte den Sultan in solchen Zorn, daß er seine bisherige Absicht aufgab und sofort gegen Szigeth zog, wo er am 5. August 1566 anlangte.

Szigeth liegt fünf Meilen westlich von Fünfkirchen an dem flüßchen Almas, das kleinere Seen und ausgebreitete Sümpfe bildet. Darin bestand auch die Hauptstärke des Places, dessen eigentliche Feste selbst auf keiner dominirenden Anhöhe lag. Auf der Südseite wurde sie durch einen Arm des Sees von der Stadt getrennt, war von fünf Bollwerken umgeben und zerfiel in das innere und äußere Schloß. Das erstere war von einem Wassergraben und schwachen Wällen umgeben und durch eine Brücke, die durch einen Thurm gesperrt war, mit dem äußeren Schloß verbunden. Das äußere Schloß hatte gleichfalls Wälle und zwei vorspringende Bastionen. Von hier führte eine Brücke zur Altstadt, die eigentlich nur ein großer, rechtwinkliger Gebäudecomplex war, das von einem durch vorspringende Eckbastionen unterbrochenen Wall umgeben und durch einen Graben von der sogenannten Neustadt getrennt war. Auch diese umgab ein Erdwall, durch welchen zwei mit Bollwerken geschützte Thore nach der Landseite führten.

Die Anlage Szigeths als Festung war weder sehr günstig, noch die einzelnen Wälle besonders stark. Die Vertheidigungsfähigkeit beruhte nur darin, daß es auf drei

Seiten von Wasser oder Moräften umgeben war und von der Landseite nur ein gang möglich war, so daß der Feind erst die beiden Städte erstürmen mußte, ehe den Kernpunkt, das Schloß, angreifen konnte. Indessen war es nicht unmöglich, durch seine Werke vertheidigten Dämme zu durchstechen, wodurch mindestens ein der aufgestauten Wasser abgeleitet worden wäre.

In diesen Ort warf sich Griny, der nicht daran denken konnte, mit 2500 Mann dem vierzigfach überlegenen Heer des Sultans im offenen Felde gegenzutreten. Niklas Griny (Bild Seite 337) war 1518 geboren und nahm als elfjähriger Knabe schon an der Vertheidigung Wiens theil, wofür er von Karl V. ein Schwert und eine goldene Ehrenkette erhielt. In welcher Weise er die geplante Vertheidigung Napianer's vereitelte, wissen wir bereits; aber auch im offenen Kampfe war er unermüdblicher und tapferer Gegner der Türken, welchen er als Führer einer kleinen Reiterhaare wiederholt empfindlichen Schaden zufügte. In Anerkennung dieser Verdienste wurden ihm die Würden eines Tavernicus (Reichs-Schatzmeister) von Ungarn 1542 die des Pannus von Croatien übertragen, seit 1563 war er Oberbefehlshaber Truppen am rechten Donauufer.

Griny wußte, welche Gefahr gegen Sigeth heranzog, und traf darnach die nöthigen Maßregeln. Er häufte große Vorräthe an Lebensmitteln, an Munition und an aller Art auf, ließ die Werke nach Möglichkeit verstärken, neue Schanzen errichten, Wälle der Städte und die Mauern des Schloßes mit Geschützen besetzen, und die Werke in bestimmte Abschnitte, deren jeder einem der Hauptleute zugetheilt war.

Als Soliman's Heer nahte, berief Griny die Besatzung und alle tüchtigen Einwohner der Stadt zusammen und mahnte dieselben in einfachen aber kräftigen Worten an die Pflicht gegen König und Vaterland, und daß die Ehre in einer tapferen Vertheidigung bestehe, in der sie diesem Feind gegenüber auch einen Preis erwarten dürften. Für den Fall seines Todes stellte er ihnen seinen Neffen, Hauptmann Alapi, als seinen Stellvertreter vor; dann ließ er noch den Soldaten die Kriegesgeheiß ins Gedächtniß rufen, scharte ihnen Schoriam, Bachsamant und Tama als abklopfendes Personal ließ er einen Soldaten, der gegen seinen Hauptmann Feindschaft gezeugt hatte, am gleichen Tage enthaupten.

Am 1. August erschienen die türkischen Vortruppen vor Sigeth und es erfolgte ein heftiges Gefecht mit einer aus der Stadt ausstellenden Abtheilung unter dem Hauptmann Paul Rivanassa. Ähnliche Gefechte gab es auch an den nächsten Tagen; einige Verwundete der Türken, die der Neugier zu bemerken, wurden blutig gemordet.

Am 8. August kam das Hauptheer der Sigeth an und es erfolgte ein allgemeines Gefecht: das Hauptheer Soliman's wurde auf einer Höhe von Sigeth aufgeschlagen.

Schon am 6. begann der Sturm durch einige Kanonen-Schüsse, am Abend erfolgte der allgemeine Sturm der türkischen Soldaten, und die Besatzung wurde zum Rückzug gezwungen. Die Besatzung war jedoch nicht so leicht zu bezwingen, wie man dachte, und die Besatzung hatte sich noch einen Vortheil zu verschaffen. Eine kleine Abtheilung wurde von der Besatzung zurückgelassen.

Am folgenden Tag kam das Hauptheer der Türken unter dem Schutze der Kanonen-Schüsse an und es erfolgte ein allgemeines Gefecht. Die Besatzung wurde zum Rückzug gezwungen, und die Besatzung hatte sich noch einen Vortheil zu verschaffen. Eine kleine Abtheilung wurde von der Besatzung zurückgelassen.

türkische Artillerie-Chef in der Nacht des 8. August mit großer Mühe in dem Morast nächst dem Schloß einen Damm aufschütten ließ, auf welchem eine mit schweren Geschützen armirte Batterie placirt wurde.

Am 9. August schon waren die Erdwälle der Neustadt durch das türkische Geschützfeuer so erschüttert, daß an eine erfolgreiche Vertheidigung ohne unverhältnismäßige Opfer nicht zu denken war. Brinn befahl daher die Einäscherung dieses Stadttheils und den Rückzug in die Altstadt, nachdem sein Antrag, auch diese aufzugeben, im Kriegsrath auf Widerspruch gestoßen war. Damit schloß die erste Phase dieser ewig denkwürdigen Belagerung.

Die Türken nützten sofort die Trümmer der Neustadt für ihre Zwecke aus, worin sie von dem mit 600 Soldaten in der Altstadt stehenden Hauptmann Matthias Szejódi durch häufige Ausfälle gestört wurden. Aliportul Pascha, der Befehlshaber der Artillerie, ließ neue Dämme in den See und die Sümpfe bauen und richtete sein Feuer gegen die schwächsten Stellen der Werke, die er von in Fünfkirchen anlässigen Türken erfuhr. Zugleich nahm er die Durchstechung eines Staudammes in Angriff, durch welchen die Westseite unter Wasser gesetzt war.

Ein am 14. August gegen Brinn's Willen unternommener Ausfall von 200 Soldaten unter den Hauptleuten Radwan und Dando that zwar den Belagerern viel Schaden, da ein Theil ihrer Geschütze vernagelt wurde, kostete aber fast der ganzen tapferen Schaar das Leben, so daß Brinn bei der Nothwendigkeit, die Streitkräfte für die voraussichtlichen Stürme zu schonen, keine solchen Unternehmungen mehr zuließ.

Das Gelingen des erwähnten Dammdurchstiches gab den Türken die Möglichkeit, mit ihren Belagerungsarbeiten jetzt schon gegen das Schloß vorzugehen. Sie benützten dazu in Ermangelung von Erde mit feuchter Wolle gefüllte Säcke, die sie so hoch aufthürmten, daß sie damit die Werke des Schlosses überragten und dieselben durch das Gewehrfeuer der Janitscharen bestrichen werden konnten.

Am 19. August erfolgte der Sturm auf die Brechen in der Umwallung der Altstadt. Wiederholt wurde der wüthende Anlauf abgeschlagen, aber stets neue Schaaren stürzten sich auf die schwachen Wälle und endlich drangen die Türken in die Altstadt ein. Nur wenige der tapferen Vertheidiger konnten sich in das Schloß retten und bis auf die Brücke zu demselben wogte der grimmige Kampf. Die noch verbleibende Besatzung betrug nur mehr 400 Mann, ein Dritteltheil des ursprünglichen Standes.

Während die Türken ihren Angriff nun auf die Festung concentrirten, erfuhr der Sultan, daß sich bei Altenburg ein ansehnliches kaiserliches Heer sammle, das seinem geschwächten, mit einem ungeheuren Troß belasteten Heere allerdings gefährlich werden konnte. Er ließ daher ein um einen Pfeil gewickeltes Schreiben in das Schloß schießen, in welchem Brinn die Statthalterschaft von Syrien und große Reichthümer angeboten wurden, wenn er das Schloß übergeben wolle. Da keine Antwort erfolgte, griff Soliman zu stärkeren Mitteln. Er schickte die zufällig in seine Hände gefallene, mit dem Wappen Georg's, des Sohnes von Niklas Brinn, behangene Trompete in die Festung, mit der Botschaft, daß dieser Sohn in seiner Gewalt sei, und falls nicht Szigetß ohne Verzug übergeben würde, ließe er den Kopf Georg Brinn's ab schlagen und vor den Wällen aufpflanzen. Aber auch diese Drohung, deren Grundlosigkeit Niklas Brinn nicht kannte, machte ihn nicht wankend; sein Entschluß hielt im schweren Kampf zwischen Pflicht und Vaterliebe an der ersten fest.

Der Nachfolger Alipartus's, der durch einen Schuß aus der Festung getödtet worden war, setzte die Belagerung so eifrig fort, daß eine der beiden Bastionen des Schlosses vollkommen zerstört wurde und am 26. August ein vom Janitscharen-Aga geleiteter Sturm darauf stattfand. So wüthend aber auch der Angriff war, so setzten ihm die Vertheidiger einen so heldenmüthigen Widerstand entgegen, daß die mehrmals unternommenen Stürme erfolglos blieben. Dasselbe Schicksal hatten auch die an den folgenden Tagen eingeleiteten Angriffe, an deren Erfolglosigkeit sich der fanatisirte Kampfesmuth der Osmanen abkühlte.

Die große Anzahl der Leichen und die halbansgetrockneten Moräste hauchten unter der glühenden Augustsonne so verderbliche Miasmen aus, daß gefährliche Seuchen unter den Türken ausbrachen und deren Lager etwas zurückgezogen werden mußte.

Auch der hochbejahrte Soliman war schon seit längerer Zeit unwohl. Aber dieser Feuerseele konnten weder Alter noch Krankheit die Energie nehmen, und er bestand darauf, daß am 29. August — der Tag, an welchem er seine schönsten Siege erfochten hatte — ein großer Sturm unternommen werde. Für dessen Ausgang machte er, nachdem er scharfen Tadel über die bisherige Erfolglosigkeit der Belagerung ausgesprochen, seine Befehlshaber persönlich verantwortlich.

So arg nun auch schon die Krankheit in seinem greisen Körper wüthen mochte, so stieg Soliman am Morgen des 29. August doch zu Pferde, um sich den zum Sturm vorrückenden Truppen zu zeigen. Mit neunenfacher Kampfbegier stürzten sich die Janitscharen gegen die Wälle, ein wüthendes Handgemenge begann, aber sie mußten nachdem ihre Führer gefangen und nahezu die Hälfte gefallen war weichen. Doch die erbitterten und vor dem Zorn des Sultans hangenden Paschas trieben immer neue Schaaren zum Angriff und so dauerte dieses furchtbare Ringen mit geringen Unterbrechungen durch zwei Tage und eine Nacht fort. Berge von Leichen thürmten sich vor den schon zu Schutthaufen gewordenen Wällen auf, aber mit nicht erlahmendem Muth wiesen die Belagerten diese wüthenden Angriffe ab, obgleich ihr stets mehr zusammenschmelzendes Häuflein bald keine Ablösung mehr gestattete und sie den mit frischen Kräften unternommenen Stürmen, ohne sich Ruhe gönnen zu dürfen, entgegentreten mußten.

Nach zwei Tagen Ruhe, welche von der Erschöpfung beider Theile erzwungen wurde, versuchten am 2. September die Janitscharen nochmals einen Sturm, und als auch dieser vergeblich war, griff man nach einem anderen Mittel, die Feste zu bezwingen. Während ein unablässiger Hagel von Kugeln und Pfeilen die Vertheidiger von den Wällen vertrieb, bahnten sich die Türken von dem durch die Hitze ausgetrockneten Sumpf aus einen unterirdischen Weg zum Schloß, der nach zweitägiger Arbeit schon bis unter den Wall reichte, wo sie eine Oeffnung durchschlugen. Dieselbe wurde rechtzeitig bemerkt und Friun ließ kleine Pulverfässer und mit Feuerwerk gefüllte Körbe hineinwerfen, welche den Arbeitern viel Schaden thaten, aber ihr Werk nicht zerstören konnten.

In den letzten Tagen hatte Soliman's Krankheit so zugenommen, daß er seinen Einfluß mehr auf die Belagerung übte, und am Abend des 4. September starb er, der Sultan, unter dessen glänzender und kraftvoller Regierung das osmanische Reich den Gipfel seiner Macht erstieg, von dem es nun unter schwachen und unfähigen Nachfolgern wieder abwärts sank.

Um den ohnehin schon murrenden Truppen seinen willkommenen Aulaf zu bieten,

die Aufhebung der Belagerung zu erzwingen, beschloß der Großvezier Mohammed im Einverständniß mit den Paschas den Tod des Sultans zu verschweigen. Um aber das Geheimniß sicher zu bewahren, griff man zu dem echt türkischen Mittel, den Arzt, den Apotheker, die Page und Diener, kurz alle Personen, welche um das Ende Soliman's wußten, ermorden zu lassen. Um ein trotzdem im Lager verbreitetes



Kriegsangebot der Magyaren. (Seite 329.)

unklares Gerücht zu ersuchen, wurde noch täglich für des Sultans Tafel vorgesorgt, die Feldmusik mußte wie gewöhnlich vor seinem Zelte spielen, ja einzelne Berichterstatter erzählten sogar, daß man die Leiche, mit prächtigen Gewändern bekleidet, auf den Thron setzte und dann die Vorhänge des Zeltes zurückschlug, um die nicht eingeweihten Paschas vom Leben des Herrschers zu überzeugen. Zugleich machte der Großvezier den Befehlshabern bekannt, daß der Sultan nach ihren Köpfen greifen würde, wenn Szigetö nicht in längstens drei Tagen genommen sei.

Am Morgen des 5. September zündeten die Türken von ihrer Mine aus das hölzerne Bollwerk an, das, von der Sonne ausgebrütet, bald hell aufloderte. Doch der heftige Wind trug die Flammen gegen das Schloß zu, wo sie die zu Vertheidigungszwecken aufgehäuften Balken, Reißigbündel und Fackeln und endlich auch die Gebäude ergriffen. Alle Löschversuche wurden durch die massenhafte fliegenden Geschosse der Janitscharen erschwert und dazwischen donnerten unablässig die türkischen Batterien gegen das Schloß.

Unter diesen Umständen glaubten die Türken, daß ein Sturm gelingen müsse und in der That waren die Janitscharen schon in das nicht brennende Bollwerk und in das Schloß eingedrungen. Da eilte Briny an der Spitze eines Häufleins seiner Tapfern herbei, erlegte mit seinem Streitkolben selbst mehrere Feinde und trieb sie nach hartem Kampfe wieder zurück. Ein zweiter und dritter Sturm hatte kein anderes Resultat und endlich mußten die Türken nach einem Verlust von 7000 Mann weitere Versuche aufgeben.

Indessen wüthete das Feuer im äußeren Schlosse fort, und da es unmöglich war dasselbe zu löschen, auch die Zahl der Vertheidiger sehr zusammengeschmolzen war, blieb nichts über, als sich in den letzten Zufluchtsort, das innere Schloß, zurückzuziehen. Rasch riefte Briny so viele seiner Krieger zusammen, als in dem Getümmel möglich war, doch die Türken merkten seine Absicht, überstiegen die Wälle des äußeren Schlosses und drängten so ungestüm nach, daß es noch auf der Brücke zu einem hitzigen Handgemenge kam, und kaum das Thor verammelt werden konnte. Die zurückbleibenden Gefangenen und Verwundeten wurden sofort niedergemetzelt, dann überließen sich die Janitscharen dem Plündern, wobei sie in Zwistigkeiten und Händel kamen, die Vielen das Leben kostete.

Der letzte Act dieses erschütternden und durch den Heldennuth der Besatzung erhabenen Dramas begann. Briny war sich klar darüber, daß das innere Schloß einem ernstesten Angriff nicht widerstehen konnte, da es mit Ausnahme eines aus Ziegel gemauerten Thurmes kein Werk besaß, das auch nur eine Stunde dem Geschützfeuer hätte widerstehen können. Das Schlimmste aber war, daß alle Proviantvorräthe im äußeren Schlosse waren und theilweise in den Flammen zu Grunde gingen, da im Innenraum kaum Platz für einige tausend Scheffel Getreide war. Und endlich das Furchtbare — es fehlte auch an Wasser, und in den ersten zwei Tagen schon kamen viele Weiber und Kinder vor Durst um, da sie eng zusammengedrängt in der glühenden Hitze verschnachteten. Zwei Tage lang, den 6. und 7. September, wurden die Türken durch die Flammen des äußeren Schlosses und wohl auch durch Ermüdung gehindert, gegen den letzten Fleck Erde, welchen die heldenmüthigen Vertheidiger noch behaupteten, vorzugehen. Doch wurde die Beschießung nicht unterbrochen und am 7. steckte ein Feuerpfeil auch das innere Schloß in Brand, ohne daß es möglich war, den um sich greifenden Flammen Einhalt zu thun. Und zugleich zeigten sich die von allen Seiten anrückenden Türkenhaaren, Kopf an Kopf drängten sich die noch immer nach vielen Tausenden zählenden Belagerer gegen die kleine Schaar heran, die kaum mehr einen Schutzwall hatte und zugleich vom Feuer bedrängt wurde.

Da war kein Zweifel mehr, der Moment trat ein, in welchem die letzten Consequenzen des bisherigen tapferen Widerstandes gezogen werden mußten. Und Briny, seinen Augenblick an schimpfliche Unterwerfung denkend, zögerte nicht. Er kleidete sich in ein reiches, seidenes Gewand, verschmähte aber Panzer und Helm, sondern wählte



Die Artillerie fällt bei der Verteidigung von Szigeth, 1849.

eine schwarzseidene, mit Diamanten und einem stolzen Reiberbusch besetzte Mütze; seine Bewaffnung bestand aus einem kostbaren Säbel, der schon von seinem Vater geführt worden war, und einem leichten runden Schild. In sein Kleid ließ er sich die Schlüssel der Festung und hundert Ducaten einnähen, damit jene nicht in die Hände der Feinde fielen so lange er lebe und diese, wie er sagte, jenem Türken, der seinen Leichnam entkleide, den Lohn für diese Mühe sicherten.

So trat Briny in die Mitte seiner Krieger die ihn gerüstet und gleichfalls auf das Aeußerste vorbereitet, erwarteten, während von Außen schon das Getöse der türkischen Feldmusik und ihr Schlachtruf herüber tönte.

Mit kurzen kraftvollen Worten*) bestärkte Briny die Soldaten in ihrem Entschlusse und der allgemeine Ruf antwortete ihm, sie seien „Eines Herzens und Eines Sinnes mit dem Führer!“ Zum Beweis warfen sie nach dessen Beispiel alle Schutz-
waffen, Helme, Harnische und sogar die Scheiden ihrer Säbel von sich, um leichter für den letzten Kampf zu sein.

Nun übergab Briny dem Lorenz Kuranitich, einem der tapfersten der noch lebenden Hauptleute, die kaiserliche Fahne und befahl das Schloßthor zu öffnen. Kaum gingen die Flügel auseinander, so wurde ein schon bereit gehaltener, mit gehacktem Eisen, Bleikugeln und Kettengliedern geladener Mörser abgefeuert, der in den jenseits der Brücke in dichten Massen stehenden Türken furchtbare Verheerungen anrichtete.

Durch den Pulverdampf stürmte nun Briny an der Spitze seiner Tapferen unter dem Feldgeschrei: „Jefus!“ hinaus. Schon auf der Brücke entspann sich ein wüthendes Handgemenge, in dem die Türken keinen Zoll breit Boden erringen konnten. Aber in die kaum mehr 300 Mann zählende Heldenschaar schlugen nun von allen Seiten Pfeile und Kugeln, so daß sie rasch zusammenschmolz. Auch Briny, von zwei Kugeln schon verwundet und noch fort kämpfend, wurde endlich durch eine dritte todt niedergestreckt. (Siehe das Bild.)

Nun erst wichen die Ungarn zurück und der Kampf wogte im Thor und im Innern fort, der letzte Rest warf sich in den Thurm und vertheidigte sich bis auf den letzten Mann. Nur sehr Wenige fielen lebend in die Hände der Türken und diese mußten in türkischen Kleidern in das Lager geschafft werden, um sie vor der Wuth der über diesen furchtbaren Widerstand erbitterten Sieger zu schützen. Unter den wenigen Geretteten befand sich der Neffe Briny's, Kaspar Alapi.

Kaspar Alapi war eine der interessantesten Persönlichkeiten damaliger Zeit, ein Held, der seinem Oheim Briny wenig an Tapferkeit nachgab, aber unansehnlich von Gestalt, unbedeutend in den Gesichtszügen, dabei hatte er einen ansehnlichen Höcker. Am Treffen bei Pest führte ihn seine Tollkühnheit mitten unter die Türken, welche ihn sogleich umringten. Zwanzigfach übermannt, mußte er sich trotz der rasendsten Vertheidigung ergeben. Schon hob ein Deli (Leibgarde eines türkischen Oberbefehlshabers) den Arm, ihn niederzuhauen, als ihn ein anderer aufhielt. „Schämst Du Dich nicht?“ rief er demselben zu, und dann, zu Alapi gewendet: „Du, kleine Kröte! lauf zu! und komm' ein zweites Mal nicht wieder.“ Denselben Augenblick drangen die Ungarn vor. Alapi rief: „Denkt an die kleine Kröte!“ entriß dem Leichnam eines Spahi Lanze und Säbel und vereinte sich glücklich mit seinen Freunden.

*) Wir nehmen Anstand, den Wortlaut dieser Rede mitzutheilen, da er uns in drei verschiedenen Fassungen vorliegt, von welchen unierem beiseidebenen Erachten nach — keine echt ist.

Seitdem war Alapi stolz auf den Beinamen „die kleine Kröte“ und in ganzen Lande bloß unter diesem Namen bekannt. Als 1562 Alp Arslan Szeged überrumpeln wollte, weckte ihn aus so hoffärtigen Träumen seine gänzliche Niederlage durch „die kleine Kröte“. Wieder durch seine Tapferkeit hingerissen, wurde Alapi abermals umringt; da aber die Türken mehr die Kriegergestalten des Panus Griny und seiner Freunde Praputovich und Batschatiza im Auge behielten, kam er leicht verwundet davon, schlug und verfolgte sie auf ihrer wilden Flucht. Als Solimas auf Szigeth rückte, zog die „kleine Kröte“ mit 1500 Mann dem zehnfach überlegenen Vortrab unter Mehmed Bey entgegen, überraschte ihn in der Nacht mit un widerstehlichem Ungestüm, tödtete viermal so viel Türken als er Mannschafft zählte, fing viele vornehme Officiere, machte überreiche Beute und zog sich dann wieder in die Festung zurück.

Als später die Festung Szigeth in Flammen stand und Griny mit Letem Turanitsch den Heldentod, den er gesucht, fand, wurde Alapi, den Griny schon früher für diesen Fall zum Festungshauptmann ernannt hatte, mit einigen Genossen von der Brücke abgeschnitten und von ihnen in das Gewölbe eines fernem Vorwerkes hineingerissen, während die Pulverkammer mit dem Hauptgewölbe in die Luft flog. Sie hofften auf Flucht, wurden jedoch bald getödtet. Der verborgene Winkel wurde von Janitscharen entdeckt, welche dann die Flüchtenden niedermegesteten; nur die „kleine Kröte“ wurde abermals durch ihre widrige Gestalt gerettet. Es hielten die Türken Alapi für einen gemeinen Waffenknecht und schlepften ihn zu Griny's Leichnam, um seine prachtvollen goldenen Armbänder zu öffnen, die sie nicht von der Leiche hatten trennen können und deshalb schon die Arme abhauen wollten. Alapi warf sich an der Leiche seines Freundes nieder, küßte die kalte Hand des Helden, öffnete das ihm wohlbekannte geheime Schloß der kostbaren Armbänder und warf es den Manblutigen hin, die forteilten und ihn ruhig entfliehen ließen. So ward zum drittenmale seine Gnomengestalt sein Retter vom Tode.

Alapi, noch durch sechzehn Jahre als Befehlshaber in Kanischa und Berweier des croatischen Banats, genoß den Triumph, bei seinen häufigen Siegesmahlen, unzählige Toaste auf die „kleine Kröte“ jauchzen zu hören. Nachdem er Griny's Schatten zahllose Todtenopfer gebracht, starb er am 29. Mai 1584 und wurde im Kloster Nemeth begraben.

Die Türken hatten nach der Eroberung Szigeth's in ihrer Siegesfreude nicht daran gedacht, dem Feuer Einhalt zu thun, das immer weiter fraß und endlich auch den erwähnten festen Thurm, der in den Gewölben die Pulvervorräthe enthielt, ergriß. Mit furchtbarem Krachen erfolgte die Explosion und nicht allein der Thurm, sondern auch die übrigen Werke mit den Grundfesten flogen in die Luft, wobei mehr als 3000 Türken das Leben verloren.

Der Janitscharen Aga ließ den Kopf von Griny's Körper trennen und auf einen Pfahl in der Mitte der auf einen Haufen geschichteten Köpfe der übrigen ungarischen Krieger pflanzen. Dann wurde er nach Ofen gesendet, dessen Pajda Mustafa Sokolowitz ihn mit einem den Tod eines so tapferen Helden betauernden Schreiben an den kaiserlichen General in Raab, den Grafen Salm, schickte. Von dort kam Griny's Haupt durch seinen Schwiegersohn, Balthasar Batsani, nach Galatzbarn, wo sich das Familienbegräbniß befand. Den Körper setzten die Türken in Banjaluka bei.

Der Verlust, welchen das türkische Heer vor Szigeth erlitt, wird mindestens auf 6000 Mann beziffert und das Türkenheer mußte im eigenen Interesse daran denken, Masse der Leichen zu beseitigen, deren Ausdünstung die ganze Gegend verpestete. Und mit so riesigen Opfern war der Besitz eines Schutthaufens erkaufte worden, der mit vieler Mühe wieder in einen haltbaren Platz verwandelt werden mußte.

Als der Sultan auch bei dem für den 14. September bestimmten Siegesfest nicht erschienen, war es nicht mehr möglich, die Wahrheit zu verheimlichen; das Heer erfuhr den Tod seines großen Herrschers und Feldherrn, und tiefe Niedergeschlagenheit übermächtigte sich der wilden Schaaren, als ahnten sie, welch' unwiderbringlichen Verlust Armee und das Reich erlitten habe.

* * *

Das kaiserliche Heer war nicht weiter als bis Raab gekommen, obwohl es bei energischerer Kriegsführung nicht an Zeit gefehlt hätte, mit ansehnlicher Macht den Ort Szigeths mindestens zu versuchen. Auf die Nachricht vom Tode Soliman's theilte Kaiser Maximilian II. jede weitere Vorrückung ein, da vorauszufragen war, ob dadurch der Krieg ein Ende erreichen würde. Und als bald darauf das türkische Heer den Heimweg antrat, entließ auch der Kaiser den größten Theil seiner Truppen, da einer Sorge nach Außen ledig zu sein, da ihm deren noch genug im Innern des Reiches blieben.

Sultan Selim II., der Sohn und Nachfolger Soliman's, hatte keine Ader wie seinem großen Vater, und war der Erste jener osmanischen Herrscher, deren ganze Existenz im Serail-Parfum erstirbt. Der Kaiser benützte diesen glücklichen Personenwechsel und schloß am 17. Februar 1568 einen achtjährigen Waffenstillstand auf Grund des bestehenden Besitzverhältnisses. Der lästige Tribut wurde in ein jährliches „Ehrengehalt“ von 30.000 Ducaten verwandelt und so nach echt diplomatischer Weise eine empfindliche Sache durch ein recht fadensteiniges Mäntelchen verhüllt. Bezüglich Siebenbürgens wurde die für die Zukunft verhängnißvolle Bestimmung getroffen, daß dessen Erbprinzen, im Falle Johann Sigmund Zapolva kinderlos sterben sollte, das Wahlrecht zustehe.

In der That wollte dieser, der durch Georg Bocskai mit den unzufriedenen Magnaten Ungarns in Verbindung getreten war, von einem Frieden mit dem Kaiser nichts wissen. Und war Johann Sigmund, der zugleich nach den Kronen Polens und Ungarns strebte, dessen Ehrgeiz also viel bedeutender war, als seine Macht und Verlässlichkeit, auch kein gefährlicher Gegner, so war es doch schlimm genug, daß das ausstehend Wunden blutende und zum größten Theile unter der Türkenherrschaft schmachtende Land auch jetzt nicht zur Ruhe kommen sollte.

Dem kaiserlichen Feldhauptmann Hans von Rueber gelang es, dem anspruchsvollen Sprossen des Hauses Zapolva mehrere so empfindliche Schlappen beizubringen, daß er sich 1570 zu einem Vertrag mit dem Kaiser herbeiließ, der ihm gegen Verzicht auf Ungarn die Herrschaft in Siebenbürgen und den Comitaten Bihar, Mittel-Szolnok, Sasna und Marmaros sicherte, aber auch den Ständen das ominöse Wahlrecht vorsetzte. Als Johann Sigmund im nächsten Jahr starb, zeigte sich erst, warum jener Schwächling, der stets nur eine Marionette anderer Leute war, so hartnäckig diesem Wahlrecht bestanden hatte; denn die Stände Siebenbürgens beriefen den seit Jahren allmächtigen Rathgeber und Minister des Verstorbenen, Stefan

Bathory, zum Fürsten von Siebenbürgen — eine für das kaiserliche Interesse, die Zukunft lehrte, sehr unbequeme Wahl.

Don Juan d'Austria und die Seeschlacht von Lepanto.

In die kurze Pause, während welcher die Waffen zwischen Oesterreich und der Türkei ruhten, fällt ein Ereigniß, das nicht übergangen werden darf, weil ein Zweig des Habsburgischen Geschlechtes den größten Antheil daran hatte und es nachher als eine der glänzendsten Thaten aller Zeiten gefeiert wird.

Ueber die Geburt und die ersten Knabenjahre des Don Juan d'Austria (S. 352) ist ein Dunkel verbreitet, das durch die Verhältnisse leicht erklärlich wird. Man schwankt zwischen den Jahren 1545 und 1546, in welchen er als natürlicher Sohn Kaiser Karl V. aus dessen Verhältniß zu einer hochgestellten Dame zu Regensburg geboren wurde. Das als Mutter genannte Fräulein Barbara von Blomberg, eine eminent Sängerin, dürfte nur vorgeschoben worden sein, um den Namen der wirklichen Mutter verheimlichen zu können. Von der Erziehung des Knaben wissen wir nur, daß dieselbe dem Vertrauten Karl V., Louis Quijada von Villagar, anheim gegeben war. Erst bei seiner Thronentsagung scheint Karl V. seinem Sohne Philipp II. Mittheilung von dem Vorhandensein dieses Halbbruders gemacht zu haben, und ein seinem Testament beigeschlossener Act bestimmte, daß derselbe am besten in einem regulirten Mönchsorden eintrete, aber dazu nicht gegen seinen Willen gezwungen, sondern ihm, im Falle er sich dem Weltleben zuneige, aus den Einkünften des Königreichs Neapel ein Jahres-Einkommen von 20.000 bis 30.000 Ducaten gesichert werden solle.

Erst 1561 ließ Philipp II. den Knaben an den Hof bringen und verlieh ihm, in dem sich schon der Heldengeist des Vaters regte, das goldene Bliß und auf inständiges Bitten die Erlaubniß, ein Schwert tragen zu dürfen. Er theilte seine Erziehung mit dem Infanten Don Carlos und dem später als Feldherrn berühmt gewordenen Prinzen Alexander Farnese, und zeichnete sich nicht allein in den Wissenschaften, sondern auch in allen körperlichen Übungen und schöngeistigen Künsten aus. Schon in jener Zeit mag Philipp II. düstere argwöhnische Natur jenes Mißtrauen gegen Don Juan's aufstrebende Heldennatur gefaßt haben, das diesen später verfolgte und die volle Entfaltung seiner reichen Gaben verhinderte. Vielleicht war auch eine erklärliche väterliche Eifersucht mitthätig, da der Abstand zwischen dem blühenden, nach Thaten dürstenden Jüngling Don Juan und dem an Geist und Körper verkrüppelten Sohne des Königs, dem unglücklichen Don Carlos, ein allzu großer war.

Vergeblich waren die Versuche Philipp's, seinen Halbbruder für das Mönchthum zu gewinnen; Don Juan's Lebenslust und Thatendrang stemmten sich dagegen, und auf fortwährendes Drängen übergab ihm der König endlich 1567 ein Commando gegen die aufständischen Mauren in Granada. Schon diese erste Probe bewies Don Juan's kriegerische Befähigung; er nahm nacheinander die letzten festen Plätze der unglücklichen Mauren, siegte in der Schlacht bei Munda, verfolgte die Zerstreuten bis in die letzten Schlupfwinkel des unwegbaren Gebirges und zwang die Ueberreste dieses Volkes, das einst ein glänzendes Reich beherrschte, nach Afrika zu fliehen.

Der Ruhm, welchen Don Juan d'Austria sich errang, stimmte Philipp II. nicht günstiger, dessen kleinlicher Geist in jeder überlegenen Natur eine Gefahr sah. Als sich die Fürsten der von Pius V. gegründeten heiligen Liga zur Bekämpfung der Türken

im Mittelmeer die Dienste Don Juan's erbaten, konnte Philipp zwar nicht umhin, denselben zum „General de la mer“ zu ernennen, war aber bemüht, ihm so engumschriebene Instructionen zu ertheilen, daß er hoffen durfte, jede bedeutendere Thätigkeit unwirksam zu machen. Aber Don Juan d'Austria machte, wie jedes echte Genie, diese engherzigen Berechnungen zu Schanden und erwarb sich gegen den Willen und zum Aerger seines königlichen Bruders einen auch heute noch nicht verwelkten Lorbeerkranz.

Don Juan begab sich schon 1570 nach Messina, um das Sammeln und die Ausrüstung der Flotte zu überwachen, mit welcher er die stets bedrohlicher auftretende osmanische Seemacht brechen sollte. In seinen Briefen nach Madrid rühmt er die Ausrüstung der Schiffe, aber er rügt auch die Zuchtlosigkeit und geringe Disciplin des zusammengewürfelten Schiffvolkes. Indessen war er voll Zuversicht, ohne welcher ja nichts Bedeutendes gelingen kann, und schloß seinen letzten Bericht mit den Worten: „Wenn der Himmel mir seinen Beistand nicht verjagt, so hoffe ich, daß zur Ehre Gottes und zur Verbreitung seiner heiligen Lehre große Thaten geschehen werden!“

Ende August 1571 war auch das wichtige Cypern in die Hände der Türken gefallen, und die dadurch freiwerdende Flotte derselben, 300 Schiffe mit einer Besatzung von 100.000 Mann, wendete sich nordwärts, um die christliche Flotte, die sich drohend bei Messina sammelte, aufzusuchen.

Mit 330 Fahrzeugen, welche 40.000 Mann trugen, fuhr Don Juan d'Austria auf diese Nachricht am 25. September 1571 aus dem Hafen von Messina. Diese Flotte war aus Schiffen Spaniens, Venedigs, des Papstes, des Herzogs von Savoyen und des Malteser-Ordens zusammengelegt. Unter Don Juan d'Austria commandirten sein Jugendgenosse Alexander Farnese, der päpstliche Admiral Marc Antonio Colonna, der venetianische Admiral Sebastiano Veniero, der Malteser Großprior, der Marquis von Santa-Cruz und ein Sprosse des genuesischen Seeheldengeschlechtes der Doria.

Am 7. October kam Don Juan d'Austria vor Lepanto an, in dessen Bucht die gewaltige osmanische Flotte in voller Kampfbereitschaft seiner wartete. Noch einmal ordnet er seine Geschwader und übergibt das Commando des rechten Flügels an Andreas Doria, jenes des linken dem Venezianer Barbarigo, er selbst führt das Centrum. In breiter Linie setzt sich nun auch die osmanische Flotte in Bewegung und auf beiden Geschwadern stehen die Bemannungen dicht gedrängt auf Deck, bereit zum Gefecht.

Auf ein von Don Juan's Schiff gegebenes Signal fallen die christlichen Streiter auf die Knie und bitten um Gottes Gnade und Beistand in dem bevorstehenden Kampf. Um die Mittagsstunde des 7. October fällt der erste Schuß von den türkischen Schiffen und bald dröhnen die schweren Geschütze so gewaltig, daß die Berge von Patras und Missolonghi das Echo zurückgeben. Mit dem Näherrücken der beiden Flotten mischt sich auch das Rollen des Kleingewehrfeuers in das Schlachtgetöse und der Pulverdampf wird so dicht, daß sich die Sonne dahinter verbirgt.

Die Schiffe — wohl die größte Zahl, die jemals in einer modernen Seeschlacht zur Verwendung kam — legen sich Bord an Bord, und der grimmige Kampf mit der blanken Waffe beginnt. Don Juan sucht sich das feindliche Admiralschiff aus, um es zu entern. Zweimal zurückgeschlagen, gelingt es ihm beim dritten Angriff, seinen Fuß als der Erste auf das feindliche Schiff zu setzen — eine Scene, welche Besuchern des Dogenpalastes in Venedig von dem herrlichen Bilde im Bibliotheksaale in Erinnerung sein wird. Fünfhundert Türken wurden an Bord dieses Schiffes allein erschlagen,

und der Kopf des Kapudan-Pascha (Flottenbefehlshabers) wird als Wahrzeichen auf eine hohe Stange gesteckt.

Nicht minder heldenhaft kämpft die übrige christliche Flotte und in nicht ganz fünf Stunden ist ein glorreicher Sieg errungen. Zwei Dritteile der türkischen Flotte sind untergegangen oder in den Händen der Sieger, 30.000 Türken gefallen, 10.000



Don Juan d'Austria. (Seite 350 u. f.)

sangen und ebensoviele Christen, welche als Nudersclaven verwendet waren, befreit. Der einbrechende Abend gab den Trümmern der stolzen türkischen Seemacht Gelegenheit sich zu retten. Die christliche Flotte hatte 15 Galeeren und ungefähr 8000 Mann verloren. Unter den Verwundeten befand sich der unsterbliche Verfasser des „Don Quixote“, Don Miguel Cervantes de Saavedra, der sich stets seiner Theilnahme an dieser Schlacht rühmte, von welcher seinem weltberühmten Roman sagt

„Dieser ruhmvolle Tag brach den Stolz der Osmanen und enttäuschte die Welt, welche ihre Flotte für unbeflegbar hielt.“

Außer dem vorerwähnten Bilde im Dogenpalaste zu Venedig ist noch das seinerzeit



Vorführung der Gefangenen von Lepanto. (Seite 354.)

in Neapel zur Ausstellung gelangte schöne Gemälde Lorenzo Deban's zu erwähnen, welches den Moment vorstellt, wo der Kampfgenosse Don Juan's, der Admiral Sebastian Veniero, der Signoria in Venedig die Gefangenen von Lepanto vorführt,

von welchem effectvollen, auch für die Kostümkunde hochinteressanten Gemälde auch (Seite 353) eine Reproduktion folgt.

Die ganze Christenheit jauchzte dem fünfundzwanzigjährigen Sieger zu, und der Papst wendete auf ihn die Worte des Evangeliums an: „Es kam ein Mensch, von Gott gesandt, der hieß Johannes!“ Nur der, dessen natürliches Gefühl ihn, abgesehen von anderen Gründen, die herzlichste Freude hätte lehren sollen, König Philipp II. betrachtete diesen Sieg und den Kriegserfolg des Bruders mit scheelen Augen. Sein Befehl griff dazwischen, als Don Juan d'Autria seinen Sieg ausnützen und die Flotte vor Constantinopel führen wollte. Vielleicht hätte sich Don Juan einem solchen Befehle nicht gefügt, wenn nicht Uneinigkeit unter den Flotten-Befehlshabern ohnehin ein weiteres gedeihliches Zusammenwirken unmöglich gemacht und die Trennung der Flotte herbeigeführt hätte.

So ging denn wieder einmal eine herrliche Waffenthat ungenützt verloren, und der Großvezier Mohammed Sokolli spottete treffend, wenn er zum venetianischen Consul sagte: „Durch die Eroberung Cyperns haben wir Euch einen Arm abgeschnitten, durch die Vernichtung unserer Flotte habt Ihr uns nur den Bart geschoren. Ein abgeschnittener Arm wächst aber nicht von Neuem, während der geschorene Bart noch stärker wiederkehrt.“ Und in der That geboten die Türken schon in einem Jahre wieder über eine ansehnliche Flotte, von welcher indessen der Nimbus der Unüberwindlichkeit für immer gewichen war.

Don Juan mußte die Vereitelung seiner kühnen Pläne bitter empfinden, und seit dieser Zeit herrschte ein gespanntes Verhältniß zwischen ihm und Philipp II. Der letztere verwendete ihn zwar noch zu einer Expedition nach Afrika, ließ ihn aber streng überwachen, und als Don Juan d'Autria den etwas abenteuerlichen Plan faßte, sich an der Nordküste Afrikas ein Reich zu gründen und die Macht Karthagos wieder zu erwecken, berief Philipp ihn zurück. Auch die vom heiligen Stuhl patronisirten Pläne einer Verheirathung mit Maria Stuart, ja auch mit Elisabeth von England fanden offenen und geheimen Widerstand bei Philipp II., der seinem thatendurstigen Halbbruder endlich die Statthaltertschaft der Niederlande anvertraute. Er errang einige Erfolge über die Aufständischen, fühlte aber zu gut, daß er von allen Seiten überwacht und sein Wirken eingeschränkt war. Dies und die Vernichtung glänzender Hoffnungen verdüsterten die Seele des thatenlustigen und kühnen jungen Mannes so sehr, daß er schrieb: „Ich mag an nichts mehr denken, als an die Einsamkeit einer Klausur.“ So war er nach einer kurzen Periode voll Ruhm und Enttäuschungen jenes Sinnes, den Philipp II. früher vergeblich zu wecken gesucht hatte. Am 31. October 1577 erfocht er bei Gemblours einen Sieg über die Insurgenten der Niederlande, erkrankte bald darauf und starb am 1. October 1578 auf einem Schlosse bei Namur.

angeblich durch Gift, das ihm beigebracht wurde, eine zwar nicht absolut unmögliche, aber auch durch nichts bewiesene Annahme.

Der Heldentod Herbart's von Auerberg.

Der achtjährige Waffenstillstand war noch nicht abgelaufen, als sich der dem Trunt und anderen Vastern ergebene Sultan Selim II. zu einer Verlängerung desselben auf die gleiche Zeit bestimmen ließ. Dies hinderte indeß nicht, daß einzelne Paschas den Krieg auf eigene Faust fortführten, und wenn dies, wie schon erwähnt,

unter Soliman geschah, so durfte man sich unter des kraftlosen Selim's Regierung schon gar nicht darüber wundern.

Einer der schlimmsten Nachbarn war Ferhadbeg Pascha von Bosnien, der seine Raubzüge über Croatien bis nach Krain und Untersteiermark ausdehnte.

Trotz der auf allen Landtagen wiederkehrenden Klagen traf der in Graz residirende Erzherzog Karl II. (geb. 1540, gest. 1590), ein eifriger Beförderer der Gegenreformation, keine Maßregeln zur Abwehr dieser Einfälle und überließ es den Ständen der einzelnen Länder, sich zu halten, so gut sie konnten. Da nahm sich der tapfere Landeshauptmann von Krain und kaiserlicher Feldoberst für Croatien und die windischen Lände, Herbart von Aueršperg, der Sache energisch an und trug dem im August 1575 zu Laibach zusammentreffenden Landtag die Sachlage vor. Es war nur zu richtig, wenn er sagte, „daß die Feinde leider mehr durch unser allzuvieles Nachsehen als durch ihre Streitbarkeit von Tag zu Tag ihre Länder je länger, je mehr erweitern und alle Gewaltthaten und Bedrückungen verübten,“ und weiter, „daß die Türken den Frieden oder vielmehr den bloßen Namen des Friedens, nicht friedlich, noch mit nachbarlicher Verträglichkeit und Ruhe, sondern mit unserer armen Leute Niederlage und großem Schaden unterhielten, den Frieden im Mund und in der Faust den Krieg führten“. Und nachdem er den Landtag beschworen hatte, nicht weiter zu zögern, schloß er damit, daß „er seines Theiles an schuldiger Pflicht nichts wollte erwinden lassen, noch einigen Fleiß sparen, sondern in der That erscheinen lassen, daß des allgemeinen Vaterlands und Jedermanniglichs Wohlfahrt, keineswegs aber Eigennuß solche Fürsorge bei ihm erweckte. Mit solchen Ansehen auf die gemeine Sicherheit bliebe er Zeit seines von Gott verleihenden Lebens entschlossen, für seiner Mühe noch Ungelegenheit der Reisen, noch einiger Kriegsgefährlichkeit für sein Vaterland und anvertraute Grenzen die Achseln zu zucken. Sollte je aber Gott über ihn verhängen, daß er wurde von den Türken übereilt und überwältigt, so wolle er dennoch seinem Amt entweder durch einen rühmlichen Sieg oder ehrlichen Tod hoffentlich genug thun.“

Nur wenige Wochen dauerte es, so sollte er beim Wort genommen werden, und er löste es als tapferer Krieger ein. Die Herren Stände schienen die in Herbart's von Aueršperg Rede verborgenen Spizen eben nicht sehr schmerzlich zu empfinden, denn sie faßten den wohlfeilen Beschluß, daß der Landeshauptmann „mit den eben verfügbaren Streitkräften dem drohenden Türkeneinfall nach Möglichkeit begegnen solle“, — von einem Aufgebot oder Rüstungen aber war weiter keine Rede.

Herbart von Aueršperg, der schon manchen harten Strauß mit den Türken ausgefochten und ihnen 1566 an der Alma eine schwere Niederlage beigebracht hatte, zögerte trotz der Schwäche seiner Streitkräfte, die zusammen kaum 4000 Mann betragen mochten, nicht, dem nahenden Feind entgegenzuzurücken.

Am 22. September 1575 kam es bei Ludasky an der Madonna zum Treffen mit den vielmal's überlegenen Truppen des Pascha von Bosnien. Als Herbart sich in voller Rüstung zu Pferde setzte, scheute dieses, worin sein jüngster Sohn Wolf Engelbrecht ein übles Vorzeichen sah. „Der Vater, solches merkend“, erzählt uns die Chronik, „hieß ihn ohne alle Furcht und Sorge sein; sagte, er sollte nur von seiner Seiten nirgends hin weichen und den Anblick der Türken nicht fürchten; ja dafern es Gott gefallen sollte, ihn aus diesem Leben zu nehmen, den Tod selbst nicht zu fliehen, sondern Gott zu loben und mit fröhlichem Muth für den Christlichen Glauben mitten unter dessen Feinden redlich zu sterben. Und beschloß endlich solche seine Auf-

frischungstede mit den Worten: „Das was kein Menich meiden konu, muß nur überwunden sein. Es liegt auch nichts daran, ob Einer bald oder langsam sterbe, es muß doch einmal sein.“

Trotzdem die Uebermacht der Türken keinen Erfolg hoffen ließ, ging doch Auersperg denselben mit kühnem Angriff entgegen. Aber schon seine Vortruppe, ein von Voikovich geführtes Geschwader croatischer Husaren, wurde geworfen und floh; auch die Fußknechte wichen nach kurzem Kampfe und zerstreuten sich in die Wälder. Nur die deutschen Reiter hielten tapfer aus und mit ihnen setzten Herbart von Auersperg, sein obengenannter Sohn und der Hauptmann von Weixelberg den aussichtslosen Kampf fort. Bald waren sie auf allen Seiten von den Türken umringt, „aber darum verlor der unverzagte und redliche Herr sein großes Gemüth nicht“, erzählt uns der krainische Chronist Balvasor; „er wich, sein oder seines Sohnes Leben zu retten, um keinen Schritt, sondern blieb in den Fußstapfen, darauf er anfangs getreten, unbeweglich und schlug tapfer um sich“.

„Solches verdroß einen kühnen Delien (Reiter), welcher dem Weeg aus Bosnia sehr lieb war“, erzählt Balvasor weiter, „daß ein Einziger ihrer so vielen Delien und sonst anderer ritterlicher Türken so großem Gewalt widerstehen sollte, sprengte derowegen von hinterwärts zu dem ritterlichen Mann und hieb seinem durch so große überstandene Mühe bereits müden Gaul das Kreuz fast gar voreinander, also daß derselbe zur Stunde gefallen und dadurch dem streitbaren Obristen alle Wege wehr benommen worden. Welcher, als er alle Wege des zuvor noch allezeit gehofften Heils oder Auskommens gesperrt gesehen, den Schelmen, so ihm das Ruß nieder gehauen, zu Fuß umgebracht und vom Roß herabgestoßen. Dieses Türken Tod hat Einer, der etwa seiner getreuen Knechte einer gewest, vor seinen Augen nicht dulden noch ungerochen lassen wollen, sondern hiezu gesprengt und dem edlen ritterlichen Mann (der nichts anders als mit seinem Tode, seiner Ehr und des Vaterlands schuldigen Pflichten genug zu thun, auch dadurch der großen Mact und Gefangnis zu entfliehen, von Gott begehrt) zwischen allen anderen Delien, welche sich, ihn lebendig für den Ferrad Weeg zu bringen bemühten, und deswegen unter einander, welcher solche Ehre davon bringen sollte, mit einander zankten, den Kopff abgehauen und dadurch dem ritterlichen und zu aller Zeit denkwürdigen redlichen Mann alle Mühe, Sorge und Arbeit zumal hinweggenommen.“

Ohne mit dem naiven Chronisten über dieses jedenfalls probate Mittel, der Erden sorgen ledig zu werden, rechten zu wollen, sei doch eine andere Version erwähnt, welche glaubwürdiger berichtet, daß Herbart nach heldenmüthiger Weegenwehr getödtet und ihm dann nach türkischer Sitte der Kopf abgehauen wurde. Ferrad beg sendete denselben nach Constantinopel, von wo er nach zwanzig Jahren von der Familie Auersperg gegen eine große Summe ausgelöst und in der Familiengruft zu Tschernembl bestatet wurde.

Mit dem Fall des Führers wurde der Widerstand schwächer, und das überlebende Häuflein ergab sich. Darunter war auch des Erschlagenen Sohn, Wolf Engelbrecht, damals 22 Jahre alt, „welcher nicht so sehr auf seine fast noch schwache Jugend, als auf seines Vaters und seiner Vorvordern Exempel sahe, ja denen Andern neben ihm Fechtenden selber ein Exempel ritterlicher Tugend gab, indem er mit tapferm Streit und rittermäßigem Kampfe seine Jahre weit übertraf, auch sein Schwert eher nicht ruhen ließ, als bis er nach gefährlicher zwiefacher Verwundung vom Pferde geworfen ward“.

Ein ritterlicher Tod auf dem Schlachtfelde wäre dem armen jungen Manne eher zu wünschen gewesen, denn nachdem man ihn mit dem Haupt des Vaters genect hatte, wurde er zuerst nach Bosnien und dann nach Constantinopel geschleppt und erst nach zwei Jahren gegen ein hohes Lösegeld entlassen. Die schlecht geheilten Wunden und die Leiden der Gefangenschaft hatten aber seine Lebenskraft gebrochen, und er starb schon wenige Jahre nach seiner Rückkehr (1590), nicht ohne Spur eines langsamen, von den Türken erhaltenen Giftes.

Herbart von Auerberg aber verdient gewiß als glänzendes Beispiel, wie ein wackerer Krieger sein Wort einlöst, für alle Zeiten in der österreichischen Kriegsgeschichte einen ehrenvollen Platz.

Es bedurfte erst eines so schmerzlichen Opfers, um die Stände der innerösterreichischen Länder (Steiermark, Kärnten und Krain) und die Regierung zu Graz zu einiger Opferwilligkeit und Energie bei Abwendung dieser verheerenden Einfälle anzuwachen. Da Erzherzog Karl sich 1581, um den Unwillen der Stände zu besänftigen und Geldbewilligungen gegen die Türken zu erhalten, sogar herbei, zu erklären, daß „aus gewichtigen Ursachen das Patent vom December 1580 (welches scharfe Maßregeln gegen die Evangelischen traf) aufgehoben sei und Alles beim Alten belassen bleibe“.

Leider blieb es trotzdem auch bezüglich der militärischen Maßnahmen gegen die Raubzüge der Paschas so ziemlich „beim Alten“.

* * *

Kaiser Rudolf II., eben so unkriegertüch wie sein Vater Maximilian II., aber auch dessen anderer großer Eigenschaften entbehrend, gestand während des Landtages in Breßburg 1583 gerne die weitere Zahlung des „Ehrengehaltes“ an den Sultan zu, um nur eine abermalige Verlängerung des Friedens auf acht Jahre vom Sultan zu erlangen und wieder auf den Pradschin zurückkehren zu können, wo er sich seinen gelehrten astrologischen Spielereien und künstlerischen Passionen überließ.

In der That herrschte in den nächsten Jahren vergleichsweise Ruhe. Erst als im April 1592 Hassan, Pascha von Bosnien, in Croatien einfiel, wurde man unliebsam daran erinnert, daß der Friede abgelaufen sei. Mehrere feste Plätze wurden von den Türken genommen und der Banus von Croatien, Thomas Erdödy, erlitt umweit Sissek eine empfindliche Niederlage. Diese Feste und Kanizsa leisteten, von den Türken belagert, tapferen Widerstand, und der Winter machte für diesmal dem Feldzug ein Ende.

Um die von neuem drohende Gefahr durch die Türken jedermann in Erinnerung zu bringen, ordnete der Kaiser im ganzen Reich und Ungarn täglich dreimaliges Geläute — das „Türkenläuten“ — an, der erhoffte Zuzug aus dem Reiche blieb aber aus, und es waren ausschließlich österreichische Truppen, welche am 22. Juni 1593 dem Hassan Pascha bei Sissek eine Niederlage beibrachten, die ihm und 16.000 Mann seiner Truppen das Leben kostete.

Entschieden unglücklich war für die kaiserlichen Waffen das Jahr 1594, in welchem der Türkenkrieg wieder auf allen Seiten losbrach. Das Commando der Hauptarmee hatte Erzherzog Matthias, der älteste Bruder Rudolf's II., übernommen, und belagerte Gran vom April bis Juni, konnte es aber trotz sechsmaligen Sturmes nicht erobern, und auch auf dem übrigen Kriegsschauplatz kam es zwar zu keinen ent-

frischungsrede mit den Worten: „Das was kein Menich meiden kann, muß nur überwunden sein. Es liegt auch nichts daran, ob Einer bald oder langsam sterbe, es muß doch einmal sein.“

Trotzdem die Uebermacht der Türken keinen Erfolg hoffen ließ, ging der Auersperg denselben mit kühnem Angriff entgegen. Aber schon seine Vortrupp ein von Voiskovich geführtes Geschwader croatischer Husaren, wurde geworfen und floh; auch die Fußknechte wichen nach kurzem Kampfe und zerstreuten sich in die Wälder. Nur die deutschen Reiter hielten tapfer aus und mit ihnen setzten Herbart von Auersperg, sein obengenannter Sohn und der Hauptmann von Weirelberg, den aussichtslosen Kampf fort. Bald waren sie auf allen Seiten von den Türken umringt, „aber darum verlor der unverzagte und redliche Herr sein großes Bedauern nicht“, erzählt uns der krainische Chronist Valvasor; „er wich, sein oder jenes Sohnes Leben zu retten, um keinen Schritt, sondern blieb in den Fußstapfen, da wo er anfangs getreten, unbeweglich und schlug tapfer um sich“.

„Solches verdroß einen fürnehmen Delien (Reiter), welcher dem Beeg aus Bosnia sehr lieb war“, erzählt Valvasor weiter, „daß ein Einziger ihrer so viele Delien und sonst anderer ritterlicher Türken so großem Gewalt widerstehen sollte, sprengte betwogen von hinterwärts zu dem ritterlichen Mann und hieb seinem durch so große überstandene Mühe bereits müden Gaul das Kreuz fast gar voreinander, also daß derselbe zur Stunde gefallen und dadurch dem streitbaren Obristen alle Gegenwehr benommen worden. Welcher, als er alle Wege des zuvor noch allezeit gesuchten Heils oder Auskommens gesperrt gesehen, den Schelmen, so ihm das Roß niedergehauen, zu Fuß umgebracht und vom Roß herabgestoßen. Dieses Türken Tod hat Einer, der etwa seiner getreuen Knechte einer gewesen, vor seinen Augen nicht dulden noch ungerochen lassen wollen, sondern hiezu gesprengt und dem edlen ritterlichen Mann (der nichts anders als mit seinem Tode, seiner Ehr und des Vaterlands schuldigen Pflichten genug zu thun, auch dadurch der großen Marter und Gefängnis zu entfliehen, von Gott begehrt) zwischen allen anderen Delien, welche sich, ihn lebendig für den Ferrad Beeg zu bringen bemühten, und deswegen unter einander, welcher solche Ehre davon bringen sollte, mit einander zankten, den Kopf abgehauen und dadurch dem ritterlichen und zu aller Zeit denkwürdigen redlichen Mann alle Mühe, Sorge und Arbeit zumal hinweggenommen.“

Ohne mit dem naiven Chronisten über dieses jedenfalls probate Mittel, der Erden sorgen ledig zu werden, rechten zu wollen, sei doch eine andere Version erwähnt, welche glaubwürdiger berichtet, daß Herbart nach heldenmüthiger Gegenwehr getödtet und ihm dann nach türkischer Sitte der Kopf abgehauen wurde. Ferradberg sendete denselben nach Constantinopel, von wo er nach zwanzig Jahren von der Familie Auersperg gegen eine große Summe ausgelöst und in der Familiengruft zu Tschernembl bestattet wurde.

Mit dem Fall des Führers wurde der Widerstand schwächer, und das überlebende Häuflein ergab sich. Darunter war auch des Erschlagenen Sohn, Wolf Engelbrecht, damals 22 Jahre alt, „welcher nicht so sehr auf seine fast noch schwache Jugend, als auf seines Vatern und seiner Vorfahren Exempel sahe, ja denen Andern neben ihm Fehenden selber ein Exempel ritterlicher Tugend gab, indem er mit tapferm Streit und rittermäßigem Kampfe seine Jahre weit übertraf, auch sein Schwert eher nicht ruhen ließ, als bis er nach gefährlicher zwiefacher Verwundung vom Pferde geworfen ward“.

Hatvan sich allen Grausamkeiten überlassen hatten, da loderte der Grimm machtvoll empor, die Janitscharen warfen sich auf die Wallonen, welche jammert und jondert niedergehauen und unter Martern getödtet wurden.

Diesem ersten Verlust folgte ein noch schlimmerer. Nach der Einnahme von



Adolf von Schwarzenberg. (Seite 362.)

Erlan wendete sich Mohammed III. gegen das heranziehende kaiserliche Heer, das von Erzherzog Max und Sigmund Bathory geführt wurde und 60.000 Mann, darunter 32.000 Reiter mit 120 Kanonen zählte, also vermöge besserer Kriegszucht dem an Zahl überlegenen Türkenheer immerhin gewachsen war. Bei Mereztes kam es vom 23. bis 25. October zu einer dreitägigen blutigen Schlacht, die an Wechsel-

fällen reich war. Am ersten Tage errangen die Kaiserlichen bedeutende Vortheile und erbeuteten 43 Kanonen. Am zweiten Tag handelte es sich um die Forcirung der von der Zagura gebildeten Sümpfe, welche die Stellung des Hauptheeres der Türken deckten und nur auf schmalen Furten zu passiren waren. Auch dieses schwierige Unternehmen gelang durch die Umsicht Schwarzenberg's und Teuffenbach's. Schon dachte der Sultan an den Rückzug und ließ sich nur durch den Zuspruch eines Hodischa zum Ausharren bewegen, der ihn auf den Vorauspruch verwies: „Der Geduld folgt Sieg und Leichtes kommt nach Schwerem!“

Aber auch der entscheidende dritte Schlachttag gestaltete sich verhängnißvoll für die Türken; sie geriethen durch den vehementen Angriff der Deutschen und Ungarn in Verwirrung, und das vom Sultan selbst geführte Centrum wendete sich zur Flucht, so daß über 100 Geschütze verloren gingen.

Da rächte sich der Mangel an Manneszucht in furchtbarer Weise, und ein dreitägiger Sieg verwandelte sich in wenigen Stunden in eine furchtbare Niederlage. Trotz des strengen Verbotes machten sich die zuchtlosen Soldaten an das Plündern. Die Ordnung löst sich auf, man ergießt sich durch das ganze Lager, und auf den Schattisten des Sultans tanzen die siegesberauschten Thoren. Da macht Cicala Pajcha, ein Renegat, mit der türkischen Reiterei noch einen Vorstoß, mehr um die Flucht des Sultans zu sichern, als auf eine solche Wendung hoffend; aber als er auf keinen ernstesten Widerstand stößt und Alles in wirren Haufen vor ihm flieht, begreift er rasch die Situation und stürmt immer weiter. In kaum einer Stunde war das ganze kaiserliche Heer zerstreut, Tausende in die Sümpfe gejagt oder von den nachjagenden türkischen Reitern niedergehauen, darunter die beiden Herzoge Ernst und August von Holstein. Die Kriegscasse mit 10.000 Ducaten und 97 Kanonen fielen den Türken als Beute zu, und sie setzten den Sieg neben jenen von Mohacs.

Zum Glück war das türkische Heer nicht in der Verfassung, um den Sieg ausnützen zu können, sondern es zog sofort über Belgrad nach Constantinopel, um dort großartige Freudenfeste zu feiern. So gelang es wenigstens den Trümmern des kaiserlichen Heeres, sich zu retten: Erzherzog Max mit dem Markgrafen Karl von Burgau und dem Ober-Zeugmeister Pernstein führte die zusammengerafften Reste des Heeres nach Maschau, Sigmund Bathory eilte nach Siebenbürgen, nur der wackere Christoph von Teuffenbach hielt Stand, um den Rückzug der Türken zu beobachten. Ein gleichzeitiger christlicher Chronist stellt diese Niederlage als eine Strafe des Himmels für die von dem kaiserlichen Kriegsvolk verübten Grausamkeiten vor und erzählt davon Beispiele, gegen deren Wiedererzählen sich die Feder sträubt. Beklagenswerther als die militärischen waren die politischen Folgen dieser Niederlage, denn der schon abnehmende Einfluß der Türkei stieg wieder auf den Zenith und das angebahnte bessere Verhältniß zu Siebenbürgen und den anderen Donauländern kam bedenklich in das Schwanfen.

Im Felde ließen sich die Dinge übrigens nicht so übel an, als man fürchten durfte. Das Jahr 1597 verlief unter viel zwecklosem Hin- und Widermarschiren, jedoch erlitt der Großvezier Mohammed Saturdtschi bei Waizen durch Nicolaus Balfin und Schwarzenberg eine empfindliche Niederlage.

Die Eroberung von Raab.

Noch günstiger verliefen die Kriegsergebnisse des nächsten Jahres. Abolf von Schwarzenberg (Bild S. 360), einer der tüchtigsten und auch persönlich admenwertheiten Generale jener Periode, war Commandant von Komorn, wollte sich aber mit seiner passiven Rolle begnügen, sondern traf alle Vorbereitungen zu einem bedeutenden Unternehmen. Er häufte Belagerungsgeräthe aller Art in Komorn auf, Geschütze, Munition, Feldbrücken, Sturmleitern, Belarden u. i. w., ohne aber jemand über das Ziel seiner Vorbereitungen zu unterrichten. Erst als er gegen Ende März zur Ausführung des so sorgfältig vorbereiteten Unternehmens schritt, erfuhr man, daß die Wiedereroberung Raabs geplant war. Am 27. März brach er mit 4500 Mann, darunter 1700 Reiter, von Komorn auf, wobei dem Vortrab die Aufgabe zufiel, auf den Straßen befindlichen Reiter, Wagen oder Fußgänger anzuhalten, um den Feind ungewarnt zu überraschen.

Am 28. März hielt Schwarzenberg bei Gönnö einen Kriegsrath, in welchem die genauesten Dispositionen getroffen und die Rollen vertheilt wurden. Die Aufgabe, das Stuhlweißenburgerthor zu sprengen und zuerst in die Stadt zu dringen, fiel dem Oberstlieutenant Vaubecourt*) mit einer Compagnie „Franzosen“ zu, womit wohl französisch sprechende Niederländer gemeint sind, weil sie besonders von den Wallonen unterschieden werden. Die Führung des Hauptcorps behielt sich Schwarzenberg selbst vor.

Am 29. März, um zwei Uhr nach Mitternacht, kam man vor Raab an. Fünf verkleidete und der türkischen Sprache kundige Husaren ritten zum Stadthor und antworteten den anrufenden Wachen, sie gehörten zur Bedeckung eines von Wien kommenden Transportes, man möge nur die Brücke niederlassen, damit derselbe noch vor Tagesanbruch in der Stadt geborgen sei. In der That wurde die Zugbrücke geöffnet, und die Husaren ritten auf derselben langsam, immer mit den türkischen Wachen plaudernd, weiter, um der Compagnie Vaubecourt's Zeit zum Nahen zu geben. Auch dieser gelang es, unbemerkt bis zur Brücke zu kommen, und erst als die Soldaten auf dieselbe sprangen und ungestüm gegen das Thor liefen, merkten die Wachen den Sachverhalt, gaben Feuer und warfen das Thor wieder zu. Aber eine rasch angebrachte Belarde schmetterte dasselbe mit gewaltiger Explosion in Trümmer, daß einer der schweren Thorflügel 300 Schritte weit geschleudert wurde, und die nun rasch vordringenden Kaiserlichen eilten an die jeder Abtheilung angewiesenen Plätze, während Niklas Ralsky mit seinen 1000 Husaren die Stadt von außen umzingelte.

Die vollständig überraschten Türken kamen erst zum Vorschein, als schon die Wälle und alle Hauptpunkte der Stadt besetzt, die Thore sämmtlich in der Gewalt der Kaiserlichen waren. Sie suchten sich in Schaaren zu sammeln, wurden aber von den alle Straßen durchziehenden Colonnen sofort wieder zersprengt, entweder niedergemacht oder gefangen. Nur an einzelnen Punkten kam es zu ernstlicherem Widerstand.

Ali Pascha, der Commandant von Raab, eilte sofort, nachdem der Lärm sich erhob, von der Burg mit der Wache gegen das Stuhlweißenburgerthor. Auf eine von

*) Johann V. von Mettancourt, Graf von Vaubecourt, Generalleutnant 1642.

Peter Orsitz geführte Haiduckenjaahr stoßend, griff er dieselbe, die Fahne in der einen, den Säbel in der anderen Hand haltend, tapfer an und fiel nach kurzem heftigen Kampf. Sein Kopf wurde sofort auf der ersten eroberten Bastion aufgespißet.

Am hartnäckigsten war der Kampf bei der nordöstlichen Bastion Jartosik, in welche sich viele Türken geflüchtet und verbarricadirt hatten. Sie wiesen alle Aufforderungen zur Waffenstreckung zurück, wehrten sich auf das verzweifeltste, und als endlich nach vielen vergeblichen Stürmen die Kaiserlichen durch die gegen die Stadt gelegene Kette der Bastion eindringen, sprengte Mah-Beg, ein Timarioten-Führer, das Werk in die Luft, wobei der Rest der Türken, aber auch viele kaiserliche Soldaten das Leben verloren.

Ein anderer Haufe Türken griff die auf dem Hauptplat postirte Reserve so heftig an, daß dieselbe im ersten Schrecken bis zum Thore zurückwich. Schwarzenberg mußte hier persönlich in das Gefecht eingreifen, und erst mit Hilfe dreier wallonischer Reiter-Geschwader gelang es, die Türken zu werfen und den Hauptplatz zu behaupten. Diese Episode allein hatten den Kaiserlichen 200 Mann gekostet.

Um zehn Uhr Vormittags war der Kampf um die Festungswerke entschieden, nur in einzelnen Häusern wehrten sich noch kleinere Abtheilungen, die aber rasch überwältigt wurden, und in der Burg vertheidigte sich Omar Aga mit den Janitscharen. Als er aber mit Kanonen beschossen wurde, ergab er sich, nachdem ihm Pardon zugesichert worden war.

Bei Tagesanbruch war das furchtbare Gemügel geendet und Feldmarschall Schwarzenberg Herr der Festung. Sinnend stand der Held vor dem Haupte des Rajcha, auf welchem ein Rabe saß, der das Gehirn benagte. Als Kaiser Rudolf II. die Siegesnachricht erfuhr, dankte er dem Helden dadurch, daß er ihm in das Wappen den Raben gab, der an dem Türkenhädel nagt.

Die Türken hatten in Raab zum Spotte der Christen einen metallenen Hahn setzen lassen, mit den Worten:

„Wenn dieser Hahn wird krähen,
Sollen die Christen in Raab stehen.“

Nach der Einnahme Raabs ließ Schwarzenberg diesen Hahn abnehmen und zum Andenken über das Thor einen steinernen Hahn setzen, mit den Worten:

„Wenn dieser Hahn wird krähen,
Soll Raab wieder übergehen.“

Von der 16000 Mann zählenden Besatzung waren 13000 Mann gefallen, der Verlust der Sieger betrug sich auf 4000 Tödtete und 6000 Verwundete. An Kriegsbeute fand man 187 Geschütze und zahlreiche Gewehre, 500 Centner Pulver, 25.000 Kanonenkugeln, viele ausgezeichnete Pferde, goldene und silberne Gefäße, kostbare Pelze u. s. w. Nicht die geringste Frucht dieses herrlichen Sieges war die Befreiung von 400 Christensklaven.

Die Kunde von der Wiedereroberung Raabs erregte allerorten große Freude, denn man betrachtete es nicht ohne Grund als eine Art Ausfallsthor nach dem Westen. Selbst der sonst meist apathische Kaiser Rudolf II. wurde dadurch so erregt, daß er befahl, auf allen Kreuzwegen und Höhen steinerne Säulen zum Gedächtniß dieses Ereignisses zu errichten. Diese heute bis auf sehr wenige Exemplare schon verschwundenen sogenannten Raaber-Säulen trugen eine die Eroberung feiernde Inschrift, von der wir nur ein Bruchstück kennen, das also lautet:

„Sagt' Gott dem Herrn Lob und Dank,
 Das Raab wieder kommen in Christenhand,
 O Christ, wenn Du dies Kreuz siehst an,
 So sag' Gott Dank in dem Fürgang,
 Wegen der edlen Festung Raab,
 Die uns der Türl hat drungen ab.
 Im September 94 wieder,
 Aber in 98
 In Martii wieder einnehmen laß (lassen),
 Sey Lob, Ehre und Preß in höchsten Ehren.“

Auch in Wien stand seinerzeit in der Währingerstraße eine solche Denksäule (Bild Seite 368), die aber bei der Demolirung des Versorgungshauses, des sogenannten „Bäckenhäusl“, weichen mußte und sich jetzt wohl im städtischen Depot befinden dürfte. Auch das gothische Wienerkreuz bei Neustadt, auf der Anhöhe des Wienerberges, verdankt sein Entstehen Rudolf's Befehl.

Der glückliche Besieger Raabs wurde in den Grafenstand erhoben und erhielt, wie erwähnt, als Erinnerung an seine kühne That das Bild eines Raben in sein Wappenschild, außerdem noch ein kaiserliches Geschenk von 100.000 fl. Im gleichen Jahre nahm Schwarzenberg noch Beszprim und Totis und wurde im Auf zum obersten Feldherrn in Ungarn ernannt, der nur dem Erzherzog Matthias untergeordnet blieb.

* * *

Schlimmer gestalteten sich die Dinge in Siebenbürgen. Sigmund Bathorn, ein schwankender, zu Abenteuerlichkeiten geneigter Mensch, hatte im Beginn des Jahres 1598 Siebenbürgen gegen die schlesischen Herzogthümer Cypeln und Ratibor abgetreten. Im August bereute er aber den Tausch schon wieder und erschien auf dem Landtag zu Torda, von den Gegnern Oesterreichs, an deren Spitze der ehrgeizige Stefan Bocskai stand, mit Jubel begrüßt. Mit seiner Bitte um Unterstützung von der Pforte abgewiesen, wendete sich Sigmund Bathorn an den ränkevollen, aber energischen und kriegerischen Wojwoden Michael der Walachei, der sogleich einschlug und in durchaus nicht uneigennütziger Absicht ein Hilfsheer von 35.000 Mann zusagte.

Während so der kaiserlichen Sache ein neuer und nicht ungefährlicher Gegner erwuchs, sammelte sich im Juli 1598 ein 100.000 Mann starkes Türkenheer unter Mehmet Serdar Pascha bei Belgrad, das im September vor Großwardein rückte. Man hatte die Gefahr vorausgesehen, 1500 Haibuden, 3000 deutsche Fußknechte, eine Compagnie schlesischer Reiter, italienische Söldner unter Graf Johann Markus Isolani und 1000 Ungarn unter Oberst Paul Mary nach Großwardein geworfen, es mit Geschütz und Munition, sowie mit Geld versehen und in dem General Melchior von Hedern einen tüchtigen und kriegskundigen Commandanten bestellt.

Am 29. September 1598 langten die Türken vor Großwardein an und bezogen ein ausgedehntes Lager. Hedern sah sofort die Unmöglichkeit ein, die Stadt zu besetzen, und zog sich mit der waffenfähigen Bürgerchaft, nachdem er Stadt und Vorstädte niedergebrannt hatte, in die Festung zurück.

Mehmet Serdar Pascha begann die Belagerung sehr energisch, legte aber das Hauptgewicht auf den Minenkrieg, da vorläufig mit Bestürmung und Beschießung bei der entschlossenen Haltung der Besatzung kein Erfolg zu erwarten war. Mehrere Minen versagten, weil, wie der Annalist Hevenhüller erzählt, „Gott der All-

mächtig des Türken's Fühnnehmen durch sein starken Arm augenscheinlich abgewendt, das angezündte Pulver wiederumb aus der Fornellen (Minen) Mundloch mit großem gewaltigem sauen und praussen zuruck heraus getriben, welches dem Türken, so allerdings zum Sturm anzulauffen gefast gewesen, hart zum Kopf gestoßen". Am 17., 20. und 21. October sprangen indessen Minen mit glücklichem Erfolg, daß die Mauern Breschen in der Breite von 20 bis 30 Ellen erhielten. Aber die mit großer Wucht ausgeführten und auch an den folgenden Tagen wiederholten Stürme blieben erfolglos und brachten den Türken nur schwere Verluste.

Am 29. October waren sie mit der Ladung einer neuen Mine beschäftigt. Da schleuderte ein deutscher Büchsenmeister brennendes Berg unter die Pulverträger, deren Last explodirte, das Feuer griff um sich und entzündete auch vorzeitig die Mine, wobei gleichfalls viele Türken umkamen.

Am 1. November erfolgte der letzte Sturm, eben so erfolglos wie die früheren. Mangel an Lebensmitteln, die vorgerückte Jahreszeit und Seuchen nöthigten nun Serdar zum Rückzug, den er am 3. November mit einem um 20.000 Mann verminderten Heere antrat. Die Vertheidiger hatten 1300 Mann eingebüßt.

Die Jahre 1599 und 1600 gehörten zu den wechselvollsten. Sigmund Bathory war wieder einmal seiner Würde und des Weltgetriebes überdrüssig und verzichtete neuerdings auf Siebenbürgen, diesmal zu Gunsten seines Vetter's, des Cardinal Andreas Bathory. Aber der Wojwode Michael wollte nicht ohne Entgelt gerufen worden sein und drang nun mit einem starken Heer nach Siebenbürgen. In der Schlacht am Schellenberg bei Hermannstadt (27. October 1599) erfocht er einen vollständigen Sieg, der ihn umsomehr zum Herrn des Landes machte, als der flüchtende Cardinal von den über seine Feigheit erbitterten Szeklern erschlagen wurde. Es blieb nichts über, um doch den Schein zu retten, als daß der Kaiser den Wojwoden zum erblichen Statthalter ernannte. Aber dieser strebte höher; als er der Anerkennung des Sultans sicher war, forderte er wichtige Theile Ostungarns, und nur mit Mühe konnte man den Kaiser Rudolf II. von der Gefährlichkeit dieses Mannes überzeugen. Nun erhielt der in Oberungarn commandirende kaiserliche General Georg Basta, Freiherr von Sult, der im gleichen Jahre von den Türken zum Rückzug nach Kaschau genöthigt worden war, den Auftrag, die Fortschritte des Wojwoden aufzuhalten. Obwohl Basta selbst wegen seiner Grausamkeit und Habgucht berüchtigt war, fand er doch in den unter der blutigen Schreckensherrschaft Michael's seufzenden Siebenbürgern die eifrigsten Bundesgenossen, und mit ihrer Hilfe erfocht er am 18. September 1600 den Sieg bei Miriszló, welcher den Wojwoden zur Flucht in die Walachei zwang.

Ein empfindlicher Schlag traf die kaiserliche Sache durch den Verlust Kanizjas, das als Grenzfestung für den Schuß der Steiermark von besonderer Wichtigkeit war. Seit August 1600 wurde diese Festung vom Großvezier Ibrahim belagert. Der Commandant, Oberst Georg Paradeiser, ein erprobter tapferer Kriegermann, leistete energischen Widerstand und machte wiederholt glückliche Ausfälle, wobei die türkischen Geschütze vernagelt wurden. Durch einen unglücklichen Zufall flog in der Festung ein Magazin mit 1000 Centnern Pulver in die Luft, wodurch man genöthigt war, durch einige Tage das Feuer einzustellen, ohne übrigens in der Vertheidigung nachzulassen. Als aber das von Karl von Lothringen und den Grafen Mercoeur, Herberstein, Griny und Radasdy geführte Entsatzheer sich zurückzog, ohne wegen nume-

rischer Schwäche einen Angriff auf das türkische Lager gewagt zu haben, glaubte Paradeiser zu Unterhandlungen mit dem Großvezier berechtigt zu sein.

Am 20. October wurde Kanizsa übergeben, da der Besatzung freier Abzug mit aller Habe zugestanden war. Da jedoch nicht alle Mittel der Verteidigung erschöpft worden waren, erhob man gegen Oberst Paradeiser den Vorwurf des Verrathes oder mindestens sträflicher Pflichtversäumniß. Er wurde auf directen Befehl Kaisers Rudolf II. in strenge Untersuchung gezogen. Der Verlauf dieses Kriegsgericht-Processes ist zu charakteristisch, als daß er nicht, nach den Originalberichten aufgezichnet, hier Platz finden sollte.

„Nach Aufhebung der Festung hatte sich der gewesene Commandant, Oberst (Georg) Paradeiser, bei dem Duc de Mercurio (Philipp Emanuel von Lothringen, Herzog von Mercœur, Armee-Commandant in Ungarn, geb. 1558, gest. 1602) der Aufgebung halber zu entschuldigen, zu Rackelsburg (Radkersburg in Steiermark) eingestellt. Weil aber zur selben Zeit kein rechter Grund, ob er oder die gewesenen Soldaten an der Aufgebung schuldig oder nicht, vorhanden, hat er ihn, weil er ihm mit Eidespflicht nicht verbunden war, mit erstlicher Antwort wieder um ab- und vor Erzherzog Mathias, sich allda zu entschuldigen, gewiesen. Hierauf haben die Römisch-Kaiserliche Majestät, weil Paradeiser das Grenzhans Kanizsa, so ein Schlüssel zum Königreich Ungarn, Oesterreich und Steyr, jenseits der Donau vor des Feindes Einfall zu verwahren, vertraut worden, ob er sich seines wegen Gott und höchstgedachter Römisch-Kaiserlich Majestät gethanenen Eides gemäß, daß er nämlich solche erhalten, Ehr', Leib, Leben darinnen lassen, und nicht dem Feinde übergeben wollte, verhalten und dem allen nachgekommen sei, befragen zu lassen, Anordnung und Befehl gethan, dem allsobald, Ihro Majestät Verordnung nach, gehorsamliche Vollziehung geschehen und er Paradeiser auf vierzehn unterschiedliche Artikel darauf er seine Antwort zu geben schuldig sein sollte, examinirt und verhört worden.“

„Weil aber seine Verantwortung bei ansehnlichsten Obersten und Befehlshabern nicht genugsam erheblich sein wollen, so ist er darauf vor das Kriegsrecht nach Wien, sammt seinen Dienern zu erscheinen, gewiesen worden, er solle allsobald seine Entschuldigung wegen der Aufgebung Kanizsa nicht allein schriftlich übergeben, sondern auch dabei den ganzen Verlauf, was von Tag zu Tag geschehen, ausführlich berichten. Ueberdieß sind auch die zwei Fähnlein Deutscher Knecht zu ihrer Verantwortung, wie auch die Ungarn, die aber mehrentheils ausgerissen und flüchtig worden, auf Begehren des Obersten zu Wien erschienen citirt worden.“

„Den 4. December wurde diesem gewesenen Commandanten Paradeiser das Kriegsrecht zu gedachtem Wien, welches hernach den acht Tag über ihn zu halten angesetzt war, durch ein Decret angekündigt. Wie denn auch hierauf umgeschlagen und ausgerufen (d. h. unter Trommelschlag und Ausrufen verkündigt) wurde, daß er, sammt allen deutschen Befehlshabern und Gemeinen Soldaten, welche zu Kanizsa zu Roß und Fuß unter seinem Commando gedient, auf bestimmten Rechtstag, bei dem Kriegsrecht vorstehen, die Klage wegen Aufgebung der Festung geschehen würde, anhören und sich darauf mit der Anhörung gefaßt machen sollten. Dawider aber Paradeiser dergestalt exepirt (eingeredet), daß Ihro Erzherzogliche Durchlaucht aus denen dero selbst allbereit zugestellten Artikeln eine zwar kurze, jedoch wahrhafte und wohlgegründete Verantwortung, neben denen von beiden Fähnlein gegebenen Testimonien, so er Ihro Kaiserlichen Majestät Kriegs-Rath gehorsamt überreicht, gnädigt zu ersehen hätten,

wie er an der Aufgebung der Festung Raniſcha keine Schuld trage, ſo könne er auch neben denen, welche in die Aufgebung ohne ſein Vorwiſſen eingewilligt, in gleicher Verantwortung nicht ſtehen. Wollte ſich derowegen zu ſeiner Erzherzogliche Durchlaucht verſehen, ſie werden ſeine perſönliche Einſtellung und Erſcheinung für das öffentliche Kriegsrecht allergnädigſt einſtellen und ihn deſſelben überheben, benebenſt von Hof aus tägliche Commiſſäre zu beiden Parteien mündlicher Examination verordnen gegen denen er ſich der Nothdurft nach verantworten wolle. Auf welche Exceptiones das Kriegsrecht noch auf vier Tag, bis auf den 12. Dezember verſchoben worden.“

„Nach Erſcheinung deſſelben iſt der erſte Rechtstag über Georg Paradeiſer als Kommandanten der Feſtung Raniſcha wie auch über die Raniſche, Babotiſcher und Klein-Komornier Soldaten zu Wien, auf dem Platz vor der Kaiſerlichen Burg angeordnet und das Kriegsrecht mit viel anſehnlichen Offizieren, Haupt- und Befehlsleuten in großer Anzahl beſetzt worden, darauf Oberſt Paradeiſer, den beide Herren von Kollonics, als Oberſten, und ſein Bruder, wie auch Herr Leonhard von Harrach, vor Gericht begleiteten, ſich ſelbſt perſönlich und gehorſamſt einſtellte, wie auch alle intereſſirte Soldaten neben ihm erſchienen, und vom General-Proſoſen ſolcher Geſtalt angeklagt worden, daß ſie nämlich ihren Eid, den ſie ſeiner Kaiſerlichen Majeſtät gelobt und geſchworen, in Aufgebung der ihnen vertrauten Feſtungen, nicht, wie ſich's gebührt, in Acht genommen hätten. Wie dann der Proſoß die eingewendete Mlage mit mehrer Schärfe und Ausföhrung den unpartheiſchen Richtern vorgetragen, und gegen den Verbrechern wegen ihren Meineids mit ernſtlicher Strafe, andern zu einem Exempel fortzuſchreiten begehrt hatte. Auf welche Anklage der Oberſt Paradeiſer für ſeine Perſon, um ſechs Wochen und drei Tage, zur Einbringung ſeiner Verantwortung gebeten, welche ihm ſowohl auch andern Befehlshabern und Kriegsleuten, ſo dabei intereſſirt, zugelaffen und bewilligt und inmittelſt der Oberſt Paradeiſer allein verarreſtirt, aber nicht gefangen genommen worden.“ (Es geſchah dies in der kaiſerlichen Burg ſelbſt.)

„Am darauffolgenden Jahr 1601, den 9. Juni, wurde die Raniſcher, Babotiſcher und Klein-Komornier Knecht vor das Kriegsrecht abermals zu Wien, ſo vor der kaiſerlichen Burg gehalten, zu Anhörung ihres Urtheils vorgeſtellt, welches ihnen faſt allen das Leben abgeſprochen. Sie ſind aber allſobald auf ihre Knie niedergefallen und haben ſich gegen die Burg, wo Erzherzog Matthias an einem Fenſter ſtand, gewendet und um Gnade und Friſtung ihres Lebens gebeten. Worauf ihnen der Erzherzog das Leben geſchenkt und dahin begnadigt, daß ſie auf unterſchiedliche Grenzen, beſonders die Raniſcher Knechte, auf drei Jahr und drei Tage, gegen geringe Beſoldung, die Babotiſcher ihr Zebelaug um die Proviant dienen ſollen. Die Klein-Komornier Knechte aber wurden allerdings (jeder Verſchuldung) los und ledig gezählet.“

„Inzwiſchen war Raniſcha aufs neue, doch ohne glücklichen Succèß, von den Chriſten belagert, unter welcher Zeit hatte der geweſene Kommandant Paradeiſer, als er geſehen, daß weder er, noch ſeine Eheliebſte und Kinder, ſo die Kaiſerliche Majeſtät mehrmals um Friſtung ſeines Lebens mit unterthänigſten Fußfall gebeten, ſeine Gnade erlangen konnten, ſondern dem Kriegsrecht ſeinen Gang geſaſſen, daraus er, wie ſeine Sache einen ſchlimmen Ausgang gewinnen würde, ſpüren und abnehmen konnte, den 9. October ſeines Dieners Kleider, welcher ein einfältiger Menſch geweſen, den er bei ſich gehabt und der ihm die Speiſen zu- und abgetragen, angezogen, und war alſo verkleidet in der Kaiſerlichen Burg zu Wien aus ſeiner Verwahrung bis an

die dritte Stiege herabgekommen. Als aber die Wache gesehen, daß er angefangen zu laufen, und derjenige einfältige Mensch, dafür sie ihn gehalten, nicht sein konnte, hatten sie ihn ereilt und in bessere Verwahrung genommen.“

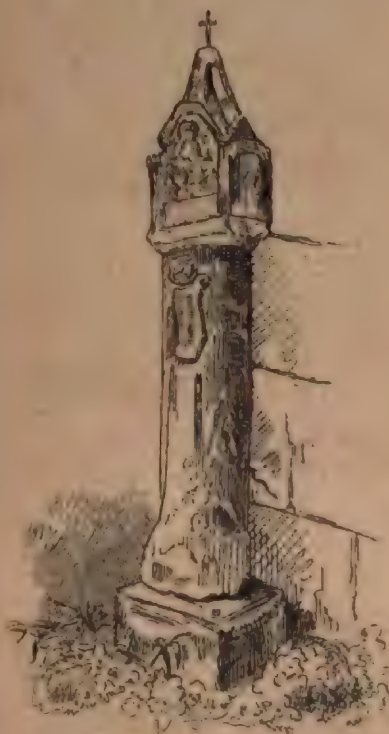
„Bald darauf aber und weil er die wohl verwahrte Haupt-Festung Kaniſcha, die mit Recht eine Vormauer und Aufhaltung der Feinde konnte genannt werden, ohne höchst dringende Noth dem Kihaſa Baiſcha, ſeines Eidespflicht gänzlich entgegen, aufgegeben, iſt er ſammt ſeinen Mitconſorten den 19. October wieder vor das Kriegsgericht geſtellt, und ſind die Urtheile über ihn und andere fünf Befehlshabern vor dem unpartheiſchen Kriegsrecht zu Wien unter freiem Himmel vor der Kaiſerlichen Burg geſchöpft, aus Befehl Ihro Kaiſerliche Majeſtät in offenem ſitzendem Kriegsrecht

verleſen und allſobald die Exekution derſelben männiglich zum Exempel und Abſcheu, auch daß ein jeder ſeinen Eid beſſer bedenken ſollte, an die Hand genommen und exequirt worden.“

„Als erſtlich ſollte Georg Paradeiſer, geweſenen Oberſten zu Kaniſcha, und deren incorporirten Grenzen, ſowohl dem Georg Angler, Fendrich und angeſehenen Hauptmann zu Kaniſcha, jedem die rechte Hand, wie das Urtheil vermöcht, abgehauen, folgendes mit dem Schwert vom Leben zum Tod hingerichtet und darauf einer mit dem andern zur Erde beſtätigt (beſtattet) und begraben werden, und ſollte die Exekution allſobald in der Stadt Wien auf dem Platz, der Hoſ genannt, wirklich vollzogen werden.“

„Wilhelm Uhrmüller, Hauptmann zu Babotſch, und Hugo de Raiſo, Fendrich, als die Babotſch aus verzagter Kleinmüthigkeit aufgegeben, ſollen mit dem Schwert, wie das Urtheil vermöchte, vom Leben zum Tod hingerichtet, und darauf einer mit dem andern zur Erden beſtätigt und die Exekution allſobald in der Stadt Wien, auch auf vorangezogenerm Ort wirklich vollzogen werden.“

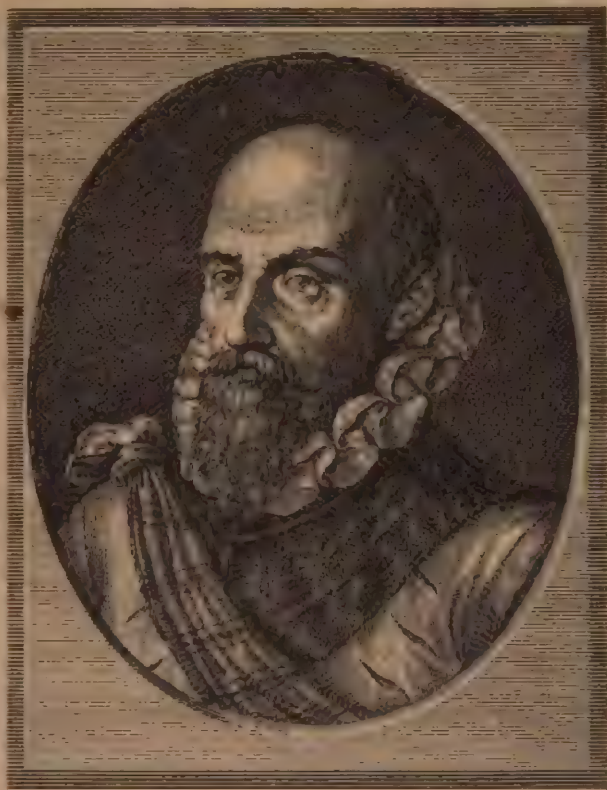
„Dem Pantraſz Ruß, Schultheiß und Oberwachmeiſter zu Kaniſcha, der zu mehrmalen ſeine Eides-Pflicht höchlich vergeßen und ſich, als man mit dem Türken Sprach gehalten (Verhandlung gepflogen), dabei finden laſſen, auch falſcher Zeugniß und Schriften überwieſen worden, ſollte, vermög ergangenen Urtheils, erſtlich ſeine Zunge zum Nacken herausgeriſſen und er alsdann neben dem Mathes Stöckel, Feldwebel zu Babotſch, mit dem Strang am ſichten Galgen (damit iſt ausgedrückt, daß der Galgen von Jedermann geſehen werde) bis ſie beide erwürgen, vom Leben zum Tod hingerichtet und über das dem Schultheiß ſeine Zunge oben über ihn an den Galgen genagelt werden. Dann ſollte man ſie beide drei Tage lang die Sonne beſcheinen laſſen (ſollte heißen von der Sonne), dann ablöſen und begraben und ſollte die Exekution allſobald in die Stadt Wien auf den Platz, der Graben genannt, wirklich vollzogen werden.“



Die Raaber Säule.
(Seite 304.)

„Ueber diesen Prozeß sind am erwähnten Tage die Urtheile eröffnet und ist gleich darauf die Execution ergangen und zu Wien am Hof auf einer aufgerichteten Bühne, sowohl auf dem Graben, beim hohen Gericht die Urtheile exequirt und vollzogen worden. Dies war“, so schließt die Relation, „das Ende dieser Treu und Pflichtvergesenen Offiziers, welche andern zum Beispiel und merklichen abscheulichen Exempel solcher Gestalt zur scharfen Execution mit höchstem Recht gezogen worden.“

Der Sohn Georgs, Franz Paradeiser, tilgte die auf dem Namen seines Vaters ruhende Schmach; im Jahre 1647 vertheidigte er die Stadt Eger in Böhmen in ruhmvollster Weise durch volle achtundzwanzig Tage gegen einen zehnfach überlegenen Feind und nöthigte denselben zum Abzug.



Ruprecht von Eggenberg. (Seite 359.)

Wie schon beim Proceß erwähnt, mißlang ein im Jahre 1601 unternommener Versuch, Manizja rückzuerobern, obwohl das von Erzherzog Ferdinand (nachmals Kaiser Ferdinand II.) geführte Belagerungsheer 30.000 Mann stark war. Durch drei Monate, von September bis November 1601, setzte der türkische Commandant Terjaki Hassan den Belagerern alle Mittel der Tapferkeit und List entgegen, und eintretender Frost und Schneefälle nöthigten den Erzherzog, nach einem Verlust von 3000 Mann, die Belagerung aufzuheben. Der Rückzug war so eilig, daß die Kaiserlichen ihr ganzes Geschütz, 47 Stücke, und das Gepäck im Stich lassen mußten und durch die verfolgenden Türken noch 3000 Mann verloren.

Was er auf dem Schlachtfelde verloren, suchte der ehrgeizige Wojwode Michael

als Höfling wieder zu erringen. Er eilte nach Prag, und es gelang ihm in der That Rudolf II. so für sich zu gewinnen, daß ihm nochmals die Statthalterschaft von Siebenbürgen zugesagt wurde. Vorderhand mußte freilich dieses unglückliche Land wieder erobert werden, da Sigmund Bathory rückgekehrt war und zum drittenmale seine selbst aufgegebenen Herrscherrechte reclamirte. Basta erhielt den Befehl, sich mit dem Wojwoden Michael zu vereinigen, um Sigmund zu vertreiben. Am 3. August 1601 kam es bei Goroszló zur Schlacht, in welcher Basta und Michael einen glänzenden Sieg errangen, der den unsteten Sigmund aus dem Land trieb. Sofort erwachten aber die hochfliegenden Pläne Michael's wieder; er rühmte sich, daß ihm das Land von rechtswegen gehöre, „denn einmal habe er es allein erobert, jezt aber dazu mitgeholfen, und so wolle er auch mehr als Basta, ja selbst der Kaiser, darin gelten“. Bei solchen Aeußerungen konnte es an Herwürfnissen zwischen den alten Feinden nicht fehlen, und als Basta Beweise dafür zu haben glaubte, daß Michael mit der Pforte in Verbindung stehe, ließ er ihn am 19. August 1601 in seinem Zelt überfallen und ermorden. Obwohl grausam und gewaltthätig, war Michael ein Mann von großen Eigenschaften und ist die bedeutendste Erscheinung seines Volksstammes.

An Härte und Grausamkeit stand ihm übrigens Basta (Bild Seite 392) nicht nach, dessen Charakter überdies noch durch scrupellose Geldgier und Geiz entstellt wird. Seine Gegner mochten nicht ganz unrecht haben, wenn sie von ihm, der eifrig von jedem Friedensschluß abrieth, sagten: „Er wolle das Kriegsfeuer unterhalten, um sich daran zu wärmen.“ In dem unglücklichen Siebenbürgen wüthete er nach Michael's Tod in entsetzlicher Weise und sah den zuchtlosen Soldaten jede Grausamkeit nach. So ließ er es z. B. unter seinen Augen geschehen, daß nach der Einnahme von Bistritz den gefangenen Bauern die Hirnschalen abgenommen wurden, um sich am Erfrieren der bejammernswerthen Opfer zu ergößen. Basta's Name war noch durch Jahrhunderte ein Gegenstand des Abscheues und Schreckens in Ungarn und Siebenbürgen. Uebrigens war er, der seine kriegerische Ausbildung unter Alexander Farnese in den Niederlanden erhalten hatte, ein tüchtiger und kenntnißreicher General und schrieb zwei seinerzeit hochgeschätzte militärische Werke: „Il maestro di campo generale“ und „Governo della cavalleria leggiera“.

Man meint, daß der Ausruf „Basta!“ (genug) davon herrührt, daß dieser Feldherr, die Unabänderlichkeit eines Entschlusses bekräftigend, stets die Discussion mit den Worten: „So sage ich — Basta!“ abschloß; es ist dies aber unrichtig. Der Ausdruck ist dem Italienischen entlehnt und stammt von bastare (genug sein, genügen).

Ein grelles Licht auf die Unzukunftlichkeiten und Gefahren, welche mit den aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Miethlingsheeren verbunden waren, wirft die Affaire von Papa, welche in das Jahr 1600 fällt. Diese nicht unwichtige Festung hatte eine aus 1000 Mann bestehende Besatzung, meist Franzosen und Wallonen. Soldrückstände, wahrscheinlich aber auch ein Versuch, ihren Fügellosigkeit ein Ziel zu setzen, trieben diese Soldaten zur Meuterei, wie man damals sagte „zum rotten“. Sie überwältigten ihre Hauptleute und traten mit dem Pascha von Stuhlweißenburg in Verbindung, welchem sie gegen eine Geldsumme und sicheres Geleit durch das türkische Gebiet nach Italien (Venedig) oder an die Meeresküste die Uebergabe Papas antrugen. Bevor aber dieser verrätherische Plan noch zur Ausführung kam, hatte Erzherzog Maximilian den rückständigen Sold gesendet und bot den Empörern gegen Rückkehr zu ihrer Pflicht vollkommene Verzeihung an. Aber sie mochten wohl

bei der Schwere ihres Verbrechens nicht an die Aufrichtigkeit dieses Anerbietens glauben und hofften auch auf türkische Hilfe; sie wiesen daher die Schiffe des Erzherzogs mit Schüssen ab und legten alle Kameraden, die nicht gemeinsame Sache machten, in Ketten.

Nun rückte, um den Verlust des Places zu verhüten, Adolf von Schwarzenberg vor Papa, und eine regelrechte Belagerung begann, welcher die Empörer, die freilich das Schlimmste erwarten mußten, verzweifelten Widerstand entgegensetzten. Leider kostete diese schmachvolle Affaire dem ausgezeichneten Feldherrn das Leben; bei einem wüthenden Ausfall wurde Adolf von Schwarzenberg, der erst am Beginn seiner Heldenlaufbahn stand, durch eine Musketenkugel im Laufgraben vor der Feste getödtet.

Der Tod des geliebten Führers entflammete die Wuth der Belagerer auf das Höchste, die Belagerung wurde unter Anführung des Freiherrn Melchior von Redern nachdrücklich fortgesetzt, bis die Feste erstürmt worden, wobei die meisten der Empörer umkamen. Die Ueberlebenden wurden nach den anderen ungarischen Waffenplätzen gebracht und auf martervolle Weise hingerichtet. Zehn der vornehmsten Rädelshführer sendete Redern am 28. August in Eisen nach Wien, wo sie „im Amtshause (Gerichtshaus*) einlogirt“ und am 27. October „justificirt“ wurden. Lorenz Jacqueney, „so vom guten Adel“, wurde auf dem Place Hof geviertheilt, und die vier Viertel vor den Stadthoren aufgehängt; Lieutenant Jean Valde vor der Stadt am Tabor (Brigittenau), Fähnrich Michael Bauge vor dem Stubenthor, Feldwebel Gisson Revel auf der Landstraße „lebendig an einen Spieß gezogen“ (gespießt); „denen übrigen Höchsten, nämlich den Lieutenants de la Visson und du Baghoir, dem Feldwebel Hans Meyer und den Soldaten Jean Caranche, Michael Bandes, Claude Maglier wurden an dreien verschiedenen Orten, nämlich am Graben, neuen und hohen Markt, zuerst die rechte Hand, mit der sie den Meineid geschworen, dann mit dem Schwert der Kopf abgeschlagen, der Ursachen, daß sie an Gott und der Römisch-Kaiserlichen Majestät meineidig worden, männiglich zum Exempel und Absehen.“

Im Herbst 1601 errang Hermann Christof von Rußworm, der in überraschend kurzer Zeit zum Feldmarschall emporgestiegen war, schöne Vortheile über die Türken. Vor Ofen war er in eine äußerst bedenkliche Lage gekommen, der er sich durch einen meisterhaften Rückzug am 29. September glücklich entzog. Er soll bei dieser Gelegenheit zum erstenmale die Staffelform und die später sehr beliebt gewordene Formation en schéquier angewendet haben, deren Hauptvortheil darin besteht, daß sich die in folgender Gestalt \therefore aufgestellten Colonnen gegenseitig im Marsch nicht hindern, aber durch die Feuerwirkung unterstützen. Am 16. October erfocht dann dieser geniale, aber mit allen Lastern einer scrupellosen Zeit behaftete Krieger einen glänzenden Sieg, welcher freilich die Verluste des schon erwähnten fluchtartigen Rückzuges des Heeres von Kanizja nicht wettmachen konnte.

Ein guter Theil Ironie lag darin, daß die Türken sogar über das Wüthen Basta's und der Bathory'schen Partei in Siebenbürgen erschrafen und zur Mäßigung mahnten, so daß unter ihrer Vermittlung endlich im Juli 1602 ein Vertrag zu Stande kam, laut welchem Sigmund Bathory seine Ansprüche an Siebenbürgen für Güter in Böhmen und einen Jahresgehalt von 50.000 Dukaten an den Kaiser abtrat. Mit

*) Das alte Gerichtshaus stand in der Raubensteingasse, an Stelle des Hauses mit der heutigen Nummer 10 (alt 933).

einer solchen Übung war aber Stefan Bocskay nicht einverstanden, und somit es auch gegen Michael der Fall war, führte nun ihm das unsinnige Schreckensregiment Báth's zahlreiche Bundesgenossen zu. Als dieser 1604 nach Ungarn abberufen wurde, um dem Heer des Großveziers Isak Ali entgegenzutreten, pflanzte Bocskay die Fahne der Empörung auf und wurde nicht allein nach Ueberwältigung der schwachen kaiserlichen Garnisonen zum Fürsten von Siebenbürgen ausgerufen, sondern trat auch mit den über die gewalttame Gegenreformation mißvergnügten Evangelischen Ober-Ungarns in Verbindung. Schaarenweise gingen die meist der reformirten Kirche angehörigen, wilden und tapferen Haiducken in sein Lager über, und er fühlte sich in Klauschau so sicher, daß er eine „Ständerversammlung“ dahin ausschrieb. Weder General Johann Jakob von Harbiano Belgiojoso (geb. 1565, gest. 1626) noch Báth vermochten ihm etwas anzuhängen, ja der letztere mußte endlich im Herbst 1604 ganz Ober-Ungarn räumen.

In unbegreiflicher Verblendung hatte man ein Friedensanerbieten des erst vierzehnjährigen, von einer gefährlichen Empörung in Asien bedrängten Sultans Achmed zurückgewiesen, und natürlich säumten die Türken nun nicht, einen Vertrag mit Bocskay abzuschließen. Gleichzeitig drangen türkische Raubhorden und Abtheilungen von Haiducken in Steiermark ein, braunten und plünderten nach Herzenslust, und die letzteren trugen den Schrecken fast bis nach Graz.

Am 22. Februar 1605 wurde Bocskay förmlich zum Fürsten Siebenbürgens gewählt, womit dieses kaum gewonnene Land wieder verloren war; am 20. April nahm er auch den Titel eines „Fürsten von Ungarn“ an und wurde in beiden Würden vom Sultan anerkannt. Aber auch materielle Hilfe gewährten ihm die Türken, und durch dieselbe gelang es ihm, nicht nur ganz Ober-Ungarn zu unterwerfen, sondern er dehnte seine verheerenden Raubzüge bis nach Oesterreich und Mähren aus.

In allem Ueberfluß herrichte noch in den kaiserlichen Cassen ein Geldmangel, welcher nicht allein jede kräftige Unternehmung lähmte, sondern noch viel schlimmere Folgen hatte und z. B. den Verlust des mit so viel Opfern vor zehn Jahren erkauften Gran verschuldete. Als nämlich Ali Pascha im September 1605 vor Gran rückte, gebot der Commandant Heinrich Graf Dampierre nur über geringe Streitkräfte, die indessen doch zu einer energischen Vertheidigung genügt hätten, wenn die Besatzung nicht wegen Ausichtslosigkeit eines Entsatzes und Soldrückstände gementert hätte. An Händen und Füßen gefesselt, wurde Dampierre den Türken ausgeliefert und dann Gran gegen freien Abzug der Besatzung geräumt.

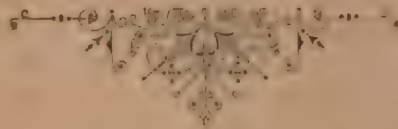
Wahrhaft trostlos erschien die Lage. Den niederösterreichischen Ständen, welche um Schutz vor den bis Wien schwärmenden Schaaren Bocskay's baten, ließ Rudolf II. den Bescheid geben, „sie mögen sich selbst helfen, da er ihnen nicht helfen könne.“ Aber auch unter dem Kriegsvolk in Wien herrichte eine Stimmung, welche das Aeußerste fürchten ließ; wallonische Fußknechte weigerten sich, nach Oedenburg zu ziehen, das gefährdet war, und vier deutsche Reiterregimenter zogen auf eigene Faust von Breßburg nach Wien, lagerten hier in den Vorstädten und sperrten allen Verkehr, um die Zahlung der Soldrückstände zu erzwingen. Unter solchen Umständen konnte man dem Erzherzog Matthias nicht Unrecht geben, wenn er offen und geheim einen Regierungswechsel anstrebte, aber auch darüber klagte, daß „der Kriegsrath noch dazu helfe, Land und Leute in Verderben zu setzen und er für seine Person

Friedensbedingungen, wie hart sie auch seien, nicht ausschlagen würde, da er nicht einzuweichen vermöchte, wie man noch länger die Sache so fortreiben könne."

In der That kam es im Sommer 1606 zu Unterhandlungen mit Bocskay, der sich anheißig machte, einen Frieden mit den Türken zu vermitteln, wogegen er Siebenbürgen und die angrenzenden Comitate Ungarns erhalten, Matthias aber unter Verbürgung der Religionsfreiheit Ungarn als „königlicher Stellvertreter“ verwalten sollte.

Bocskay löste sein Wort und vermittelte den am 11. November 1606 geschlossenen Frieden von Zütwa-Torok, der den Türken ihren Besitzstand in Ungarn ließ und das bisherige jährliche „Ehrengeld“ in eine einmalige Zahlung umwandelte.

Dieser Friede blieb die Grundlage des immer unsicheren Verhältnisses zur Pforte bis über die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, und es ist als ein großer Glücksfall anzusehen, daß es gelang, mit den Sultanen für einige Zeit die alte Rechnung abzuschließen, wo sich schon am stürmisch bewegten Horizont die Anzeichen einer neuen furchtbaren Prüfung — des dreißigjährigen Krieges — zeigten.



Die Bauernkriege.

Wir fassen in diesem Abschnitte alle jene, oft blutigen und gefährlichen Empörungen zusammen, welche vom Ende des fünfzehnten bis in das erste Viertel des sechszehnten Jahrhunderts in den verschiedensten Theilen unserer Monarchie unter der Landbevölkerung ausbrachen. Es erscheint überhaupt im Interesse der Uebersichtlichkeit und um die charakteristischen Unterschiede in der Kriegsführung schärfer betonen zu können, wenn wir die oft neben und durcheinander laufenden Kämpfe in große Gruppen zusammenfassen, statt die einzelnen Schlachten oder Feldzüge in streng chronologischer Reihenfolge aufzuzählen. Was sich nach der Ursache und im Verlaufe gleich ist, wird sich innerlich näher stehen, als Vorkommnisse, die zwar in dieselbe Zeit fallen, aber weiter kaum einen Berührungspunkt haben.

Namentlich was die Ursachen betrifft, haben alle Bauernkriege sehr viel Aehnlichkeit. Der Druck übermüthiger Feudalherren, welche sich nicht damit begnügten, daß der Bauer kaum mehr ein freies Eigenthum sein nennen konnte, sondern oft auch noch in der empörendsten Weise in dessen rein menschliche Beziehungen, in das Familienleben oder die gewöhnlichen Rechtsverhältnisse eingriffen — das war stets die erste Ursache einer Gährung, die dann oft zu blutigen Excessen ausartete. Reiche Nahrung fanden solche Stimmungen in den allgemeinen Verhältnissen; die herrschende Rechtsunsicherheit, die kaum auf kurze Zeit erlöschenden Kriege, welche nur von der fast noch erschöpfender wirkenden Kriegsgefahr abgelöst wurden — das zu Zeiten ganz darniederliegende Ansehen der landesfürstlichen Macht, welche keine Mittel hatte, die innere Rechtsordnung aufrecht zu halten, oder das Land nach Außen zu schützen:

alle diese Umstände lasteten am schwersten auf dem Landvolk und trieben es zu einem Zusammenschluß, der in so stürmischen Zeiten nicht ohne gewaltsame Mittel herbeigeführt und aufrecht erhalten werden konnte. Bei den einzelnen Bauernaufständen wirkten oft noch andere Einflüsse mit, und namentlich in der religiösen Bewegung der Geister lag später ein mächtiger Hebel, um die Massen zu stacheln und zu lenken; eine eigenthümliche Erscheinung aber tritt fast bei allen Bauernkriegen hervor: sie richteten sich, mindestens im Beginne, fast nie gegen die landesherrliche Gewalt, sondern gegen die Grundherren, den Feudaladel, die Geistlichkeit, oder auch nur gegen das den Bauer quälende und aussaugende Kriegsvolk, mochte es nun das des eigenen Fürsten oder fremdes sein.

Wir werden sehen, daß in einzelnen Fällen die Anführer selbst scharf betonten, daß sie nicht gegen den Landesherrn zu den Waffen greifen, sondern um sich gegen eine Bedrückung zu schützen, die von anderer Seite kommt. Man darf, um die bald da, bald dort aufflackernden Bauern-Unruhen richtig zu beurtheilen, nicht übersehen, daß sie stets im guten Glauben, eine durch Willkür gebeugte Rechtsordnung mit gewaltsamen Mitteln schützen zu wollen, unternommen wurden und die Bauern daher der Meinung sein mußten, daß sie nur das thaten, was eigentlich der landesherrlichen Gewalt zugekommen wäre. Dafür, daß sie nicht erkannten, wie jede gewaltsame Selbsthilfe auch den letzten Rest staatlicher Ordnung vernichtet, muß man die wilde, rechtlose Zeit verantwortlich machen, welche die letzte Lösung jeden Conflictes nur im Kampf, den besten, ja einzigen Schutz bedrohter Rechte nur in dem gegen Alle erhobenen Arm sah.

Einer der ersten größeren Bauern-Aufstände brach um 1477 in Kärnten aus. Wiederholte verheerende Türkeneinfälle hatten das Land und natürlich in erster Linie die bäuerliche Bevölkerung schwer betroffen; ohne daß Mittel getroffen worden wären, denselben entgegenzutreten. Kaiser Friedrich III. war nach allen Seiten in Handel verwickelt und litt so sehr an Geldmangel, daß er während des gleichzeitigen unglücklichen Krieges mit Matthias Corvin vom Zwettler Abt 60, von der Stadt Steyr 90 Goldgulden borgen mußte. Von ihm war keine Hilfe zu erwarten, die adeligen Stände und die wenigen Städte aber suchten sich nach Möglichkeit selbst zu schützen, ohne an die Allgemeinheit und das jedem Angriff preisgegebene Landvolk zu denken. Zu wundern war es daher nicht, daß dieses endlich eine Art Selbsthilfe organisirte, nur kehrte sich die Gewalt der „Bündner“ weniger gegen die Türken als gegen den Adel und endlich auch gegen die Obrigkeit, woran der alle Verhältnisse zerrüttende Unfug der Münzverschlechterung und eine neu aufgelegte empfindliche Abgabe, die sogenannte „Leibsteuer“, die meiste Schuld trugen.

Als nun noch Mißernten und eine furchtbare Heuschreckenplage über das arme Kärntnerland kamen und 1478 einer der furchtbarsten Türkeneinfälle erfolgte, verübten die zur Verzweiflung getriebenen Bauern schwere Gewaltthaten auf den adeligen Gütern. Kaum hatten die Türken das Land verlassen, so rief der Adel die aus den Kämpfen mit Baumkircher noch in Steiermark befindlichen Söldner nach Kärnten, und ein schrecklicher Rachekrieg entbrannte. Unnachlässig wurden alle „Bündner“ verfolgt und blutige Strenge waltete statt weiser Gerechtigkeit, die ja nicht bloß strafen, sondern auch die Ursachen der Uebelthaten beheben soll.

Eigenthümlich in seiner Entstehung, aber gleichfalls direct gegen den grundbesitzenden Adel gerichtet, war ein im Jahre 1514 ausbrechender Bauernaufstand in

Ungarn. Mit mehr Eifer als Erkenntniß der Zeitverhältnisse betrieb der Cardinal-Primas Bakos einen neuen Kreuzzug gegen die Türken. Ausgerüstet mit der päpstlichen Vollmacht, wußte er den schwachen König Vladislav zur Einwilligung zu vermögen und stellte diesem sichere Vernichtung der Türken in Aussicht. Vergeblich warnten einige Würdenträger, und der Schatzmeister Stefan Telegdy wies ahnungsvoll darauf hin, daß das Kreuzheer nur ein Sammelpunkt für die zahlreichen unsicheren und gefährlichen Elemente im Lande sein werde und die Nahrung unter dem Landvolk daraus Nahrung und Unterstützung schöpfen könnte. In eindringlicher Weise legte er dar, wie unklug es sei, die verzweifeltsten und unruhigsten Theile der Bevölkerung zu sammeln und zum Bewußtsein ihrer Macht zu bringen, man möge ganz von dem Kreuzzug abstehen oder doch nur die höheren Stände, den Adel und die Bürgerschaft daran theilnehmen lassen. Aber der Primas drang mit seiner Idee durch, der Reichstag genehmigte dieselbe, und am 16. April 1514 wurde die Kreuzbulle verkündet.

Nur zu bald traten die von allen Einsichtsvollen gefürchteten Folgen ein. Zwar strömten an allen Sammelplätzen die Kämpfer zahlreich zu, und es fehlte bald an Waffen, um sie sämmtlich auszurüsten. Aber neben dem nur nach Beute und Gewaltthat lüfternden Gesindel, wie es als Niedererschlag der Parteizwistigkeiten und Kriege durch ganz Ungarn heimisch war, strömten besonders die unter den Willkürlichkeiten des Adels leidenden Bauern dem Kreuzheer zu. In kurzer Zeit lagerten bei Pest, Stuhlweissenburg, Großwardein, Bekprim und Malocsa ziemlich starke, wenn auch mangelhaft bewaffnete Haufen von Bauern und allerlei Gesindel, deren Disciplin und stets offener hervortretende Denkweise Anlaß zu den gerechtesten Befürchtungen gab. Von dem ursprünglichen Zweck der Fürstenbekriegung war bald keine Rede mehr, obwohl man den Namen der Kreuzfahrer beibehielt, der vom lateinischen *crux* (Kreuz) im Volksmunde in „Kuruzzen“ verwandelt wurde, eine Bezeichnung, die später noch lange als Schreckensruf gebräuchlich war und auch dem harmloseren, Verwunderung ausdrückenden „Kruzi Türken!“ (Kuruzzen und Türken) zugrunde liegt.

Während man im ganzen Lande schon vor dem Kreuzheer zitterte, hielt der Cardinal-Primas noch immer an seiner Idee fest und ernannte sogar den Oberbefehlshaber des Kreuzheeres. Seine Wahl hätte nicht unglücklicher ausfallen können, denn sie fiel auf einen zwar tapferen und energischen, aber ehrgeizigen Mann, der in seiner Denkweise jener der erbitterten Bauern viel näher stand, als der Primas ahnen mochte. Georg Dóssa, ein Szekler-Bauer aus Dalnok, hatte im Vorjahre besondere Tapferkeit im Kampf gegen die Türken bewiesen und einen ihrer vornehmsten Reiterführer getödtet, wofür er vom König den Adel, ein Gut von vierzig Bauernhöfen, eine goldene Kette und einen Ehrensäbel erhielt. Trotz dieser Auszeichnungen blieb aber Dóssa der Gesinnung nach ein Bauer und unversöhnlicher Feind der großen Grundherren, ja es scheint, als ob persönliche Conflict mit Johann Zapolya, diesem stolzeften und gefährlichsten der Magnaten, in Dóssa diese Stimmung noch besonders genährt hätten.

Der neue Oberbefehlshaber ging mit unleugbarem Geschick an die Organisation seines bunt zusammengekehlten Heeres, das bald auf 40.000 Mann anwuchs. Als Unterbefehlshaber fungirten sein Bruder und der Giegleder Pfarrer Laurenz Meszaros, in welchem wir den Rathgeber Dóssa's und die eigentliche Seele der ganzen Bewegung zu erkennen haben. Vom Kreuzzug war bald gar keine Rede mehr, aber mit Verdrehungen und Verheimlichungen benützte man die Kreuzbulle und den päpstlichen

Ablaßbrief dazu, um die nach einer Aenderung der allerdings drückenden Besitzverhältnisse künftigen Bauern noch mehr gegen den Adel aufzustacheln; man spiegelte ihnen vor, der Papst ordne eine neue Gütervertheilung an, den Kreuzfahrern sei Freiheit von allen Abgaben und Frohnen zugesichert, und wer bei Durchführung dieses löblichen Werkes mitwirkte, genieße einen vollkommenen Ablaß.

Die Zahl derer, welche die drohende Gefahr erkannten, wurde nun mit jedem Tag größer, aber man ergriff die schlimmsten Mittel zur Beseitigung derselben. Mit Gewalt wehrte man den Bauern den Zuzug zum lawinenartig anschwellenden Kreuzheer, und es fehlte dabei nicht an neuen Willkürlichkeiten und Grausamkeiten, die den Haß gegen die Großgrundbesitzer noch mehr entfachten. Statt die Gefahr dadurch zu bannen, daß man in kluger Weise das Kreuzheer wieder zu seinem ursprünglichen Zweck, der Befreiung der Türken, zurückführte, was übrigens nur der gänzlich ohnmächtigen königlichen Gewalt gelungen wäre, gaben die übermüthigen Magnaten ihrerseits das Zeichen zu Gewaltthatigkeiten, indem sie die Unterthanen zwangsweise zur Feldarbeit anhalten wollten und die Widerstrebenden unbarmherzig verfolgten.

Désza oder „Zekel Jörg“ (Zekler-Georg) wie er in gleichzeitigen deutschen Flugblättern genannt wurde, antwortete seinerseits darauf mit einem förmlichen Manifest in dem er nimmehr offen die Bekämpfung und Vernichtung des „trenlosen Adels“ als die Aufgabe des Kreuzheeres ankündigte.

„Georg von Zeklerland, ein tapferer Soldat, Anführer und oberster Hauptmann der geheiligten Schaar der Kreuzfahrer“, — so lautet dieses hochst eigen thümliche Schriftstück — „Unterthan des Königs von Ungarn, nicht aber der adeligen Herren, entbietet allen Städten, Dörfern und Weilern im Königreich Ungarn seinen Gruß! Wir befehlen Euch auf's Strengste, bei Strafe des Mannes und ewiger Verdammniß und bei Verlust des Vermögens und des Kopfes, das Ihr nach Erhalt dieses Schreibens allsogleich auf der Stelle, ohne jedes Verweilen und Ausflucht, kommt und Euch in das Dorf Czegled begeben, damit so die heilige Schaar und segensreiche Verbrüderung die Kraft und Arme der Ungläubigen und vermaledeiten Edelleute beschränken, zügeln und überwinden könne. Handelt Ihr so, so ist es gut, sonst verfallt Ihr der ebenbeschriebenen Strafe. Ja, auch nicht damit werden wir zufrieden sein, sondern Euch an den Wiebeln Eurer Hausthore hängen lassen, Euch spießen, Eure Güter verbrennen, Euch Weib und Kinder tödten.“

Solch „milder“ Aufforderung folgten die Bauern umso lieber, als ihnen der Gehorjam Befriedigung ihres Rachedurstes gegen die langjährigen Peiniger versprach und Désza mit populären Schlagworten, wie Gütervertheilung, Aufhebung aller Lasten u. s. w., gerade so freigebig umzuspringen wußte, wie die Agitatoren aller späteren Zeiten. Nichts sagt dem unklaren Denken und der Begehrlichkeit der Masse so sehr zu, als überschwängliche Versprechungen, mag es sich nun um quackalberisches Heilmittel für die Schäden der Seele und des Leibes, oder um socialistische Theorien zur sogenannten „Umgestaltung“ der Gesellschaft handeln.

Die ungarischen Bauern verstanden die ihnen gegebenen Wink und überetzten diese Theorien sofort in eine furchtbare Praxis, ohne daß anfänglich eine Macht oder ein Einfluß bestanden hätte, der sie zügeln oder niederhalten konnte. Sie überfielen die Herrensitze, brannten und plünderten, alle Adelige aber, die in ihre Hände fielen, wurden martervoll hingerichtet.

Neben Döſſa ſtanden noch andere Führer auf, die an Rachloſigkeit mit ihm wetteiferten. Ein höchſt feltenes und intereſſantes Flugblatt unter dem Titel: „Die auf rux. ſo geſchehen iſt im Ungarlandt, mit den Creuſern, Vnd auch darben wie man den Creuſer Hauptmann hat gefangen vnd getödt Zefel Jörg 1514“, ſagt unter Anderem: „Item. Auch zu wiſſen, daß auff datum XVj. Junij dies Jars, Im gantzen Ungarlandt auffruer vnd todſchlahen iſt. Wann die Ungarn haben das Creuß an die Türken zuziehen angenommen, Vnd ſein derſelbigen Creuſer ſo viel worden, das jr



Todesmarter Georg Döſſa's. (Seite 360.)

ob hundert Tauſend mannen, an mer enden, bei einander zu Felde ligen. Die ſelbigen haben ain Hauptmann auffgeworffen, den ſie ain kunig nennen. Welcher ſich alſo ſchreibet. Melchior Baumer. auß göttlicher gnaden, Ein kunig des gebenedeyten Volcks der Creuſer, Ein freundi vnd vnderthaniger des Ungariſchen Königs vnd nicht der Herren, Prelaten, Bannerherren vnd Ritter. Dieſelbigen Creuſer ſchlahen alle Herren, Biſchoff vnd Edelleut zu todt, die ſie ergriffen, vnd nemen alles jr gut. Haben ain Biſchoff, den von Zynuar (Eſenad) mit vil herren vnd Edelleuten geſpißt. Vnd haben noch teglich groſſen zulauf die ſich an ſie ſchlahen.“

Nun freilich erkannte man, wie gefährlich das Spiel mit der Volksempörung

war, und der Primas verhäng, entsiegt über die Frevel, die das von ihm gesammelte Kreuzheer beging, den Rannschach über alle Uebeltäter. Man ist daran so wenig als an die Befehle des alten und unselbstständigen Königs Ladislaus, der jeden weiteren Zusatz zum Kreuzheer verbot und dessen Abmarsch nach anordnete. Niemand hatte mehr Lust, gegen die Türken zu streiten, und das war nur mehr ein Symbol des Fortschreitens, für langjährige Unbilden und furchtbare Noth zu nehmen. Eine Eigenthümlichkeit, die übrigens sehr ähnlichen Empörungen auftritt, ist das stete Betonen der Unterordnung an königliche Gewalt, obwohl gleichzeitig das von derselben repräsentirte Recht in der furchtbarsten Weise durchbrochen wird.

Uebrigens konnte auch diese Fiction nicht lange aufrecht erhalten werden als einzelne vom Adel mühsam zusammengeraffte Gespannheitsbanderlen sich unzufrieden erwießen hatten, um den Fortschritten und Greuelthaten der Kuruzen zu thun, berief Ladislaw, der zugleich die böhmische Krone trug, ein Heer in das Land, das von Dózza offen bekämpft wurde.

Jauner klarer trat die rein communikirche Tendenz des ganzen Aufstandes und es ist sehr bezeichnend, daß die schon erwähnte gleichzeitige Flugschrift lautet: „Die gemelte Kreuzer thun kannem armen kann lajdt, nimint niemant mit gewalt, vnd was man Inen zuert, desselben ain gute notturtzt, bezalen par.“ Auch eines religiösen Anstrichs scheint der Aufstand nicht entbehrt zu haben, obwohl oder vielleicht auch weil außer Meszaros noch viele Mitglieder des Clerus es mit den Kuruzen hielten. In dieser Beziehung erzählt die obige Flugschrift: „Also ist der gemann man in hande Clöster gangen hie zu Ofen zu sant J. Borfuesier, vnd zu sant Niclas Prediger Ordens, auffgestanden, vnd zu den M. gesagt: Wie lang müsten sich nun die Herren vnd Edelleute, nun bey 20 Jahren. Es ist alles puberen, Es soll kanner wider sie ziehen, die das Creutz haben. Wann wir ainen ersaren, den wollen wir selbst erschlahen. Vnd Ir vnd Pfaffen. Alles was Ir sagt, ist mit vnwarheit, wir wollen füro Predigen vnd Singen wenter schaynen glauben haben, zu euch nit mer in die kommen. Haben etlich Ire hecklein gesucht, zu den Mönichen geworffen, also Ir Mönich von der Gancel entrunnen seind. Sie waren sonst geheiligt worden von den.“

Dózza ersocht anfänglich Sieg auf Sieg über die ihm entgegengestellten Heere und war eifrig bestrebt, die Bewegung über ganz Ungarn auszudehnen. Zur Achtung des böhmischen Hilfsheeres ließ er einige tausend Mann bei Pest strichbrach mit der Hauptmacht gegen die Theiß auf. Bei Csanad stieß er auf ein starkes, vom Adel aufgestelltes Heer, das vom Temescher Obergespan Stefan B. und dem Csanader Bischof Nicolaus Csaky befehligt wurde. Nach kurzem ersocht Dózza, mit dem viele gezwungene Streiter des Adelsheeres sympathisirten, vollkommenen Sieg, der zur regellosen Flucht des letzteren ausartete. Mit canst Grausamkeit verfuhr Dózza gegen die in seine Hände fallenden Magnaten und B. Der auf der Flucht eingeholte Bischof von Csanad (in jener Flugschrift in „A. verballhornisirt“) wurde zuerst halbtodt geprügelt und dann im vollen Ornat. Noch schlimmer erging es dem Schatzmeister Stefan Telegdy, der zuerst die M. des Kreuzheeres erkannt und davor gewarnt hatte. Dózza ließ ihm einen Strick den Leib ziehen, ihn so an den Galgen hängen und als Zielscheibe für seine Schützen dienen.

Unaufhaltjam drang nun das Kreuzheer gegen Temesvar vor; der ganze Marsch war nur eine Kette furchtbarster Greuel, welche an dem Adel und seinen Anhängern verübt wurden. Bathory hatte sich mit den Trümmern des aus der Schlacht bei Chanad geflohenen Heeres nach Temesvar gerettet, das schon damals der wichtigste Platz Süd-Ungarns war, und vermochte es nur mit äußerster Anstrengung gegen die ungestümen Angriffe Dószas zu halten. Nur von Einem Manne war Rettung und eine wirksame Belämpfung der Empörer zu erwarten — von Stefan Zapolya, der ein starkes Heer in Siebenbürgen zusammengezogen hatte, bisher sich aber unthätig verhielt, theils aus altem Familienhaß gegen Bathory, theils weil jede Schwächung der königlichen Macht seinen eigenen ehrgeizigen Plänen förderlich sein mußte.

Stefan Bathory demüthigte sich so weit, den persönlichen Gegner um Hilfe zu bitten, damit Temesvar dem König erhalten bleibe und der weitere Ruin des Landes und des Adels abgewendet werde. Mehr als alle patriotischen Bedenken wirkte offenbar das Classeninteresse, wenn Zapolya sich endlich entschloß, gegen Dóza in das Feld zu ziehen. Sein Streben nach der Königskrone verhiess nur Erfolg, wenn er sich einen möglichst großen Anhang unter dem allein ausschlaggebenden und die politische Macht ausübenden Adel Ungarns erwarb; darum schritt er zu dessen Gunsten im letzten Augenblicke ein, wo sich die Ohnmacht des Königs, die Empörer zu bezwingen, schon klar gezeigt hatte.

Zwei Monate schon dauerte die Einschließung und Verrennung Temesvars, das bei der Unzulänglichkeit der Vertheidigungsmittel schon längst gefallen wäre, wenn das Bauernheer auch nur über die einfachsten Belagerungsgeräthe oder einige Geschütze verfügt hätte.

Vor Temesvar kam es zum Kampf zwischen Zapolya's Truppen, die meist aus Reitern bestanden, und dem Bauernheer. Lange schwankte der Sieg; doch der Fall Dószas, der durch einen Lanzenstoß vom Pferde geschleudert wurde, erschreckte die an seine Führung gewohnten Bauern, sie kamen in das Schwanken, und ein nochmaliger Angriff der gepanzerten Reiter trieb sie nach allen Seiten zur Flucht. Dóza selbst, sein Bruder und zahlreiche andere Kuruzenführer wurden gefangen; nur vom Pfarrer Meszaros ist es ungewiß, ob er in der Schlacht fiel oder sich zu salven wußte, wie es ja meist die eigentlichen Urheber solcher Empörungen machen, wenn der von ihnen geschürte Brand gewaltjam erstickt wird.

Das Nachwerk gegen die Aufständischen wurde in einer Weise betrieben, welche fast noch die Greuelthaten Dószas übertraf. Ein in Temesvar eingeseßtes besonderes Blutgericht befaßte sich weniger mit der Untersuchung und Rechtspredung, als mit der Erfindung grausamer Martern, unter welchen die eingefangenen Bauern hingerichtet wurden.

Ueber Dószas Schicksal, das von Zapolya selbst mit echtem Cannibalen-Scharfsinn ausgeflügelt wurde, erzählt das schon mehrfach angezogene Flugblatt: „Item. der Marggraffen Diener mit namen Cristoffel ist auß dem Heer kumen, sagt, wie man den Beckel Jörg (Szeller Georg) gefangen hab, das man in gefangen hab, das man ihn genummen hab vnd ausgezogen vnd auff eynen hohen stull gesetzt hab. Vnd darnach hm gemacht hatt ein Kron aus einer Radt-schinnen vnd darnach dieselbig Kron glüend gemacht vnd haben im die selben aufgesetzt. Vnd in solchem krönen haben ir pen sechzig nach im vnd vor im müssen tanzen nach irer manier vnd auch darzue mit geugen vnd pfeiffen gepfeufft auff ir art. Vnd was da gegenwertig ist gewesen von

München oder Pfaffen oder Junst gelernt, haben alle gefungen Te deum laudamus. Und in solchem singen jennnen Bruder, so mit im gefangen ist worden, von Drenke zu stucken haben lassen, vor seinen augen, und darnach die tanzenden sein pest diene haben in Koch sollen freffen, solches haben sich sein Diener gewideret, in dem jennnd drei oder vier niedergeharven worden, und da die anderen solches gesehen habenn, jennndt sie mit geöffnetem maulern in in gefallen und stund aus im gepissen und getressen haben, hat man in darnach geviertheilt. (Bild Seite 377.)

Nach einem anderen Bericht war auch der Sessel, auf welchen Dózza geket wurde, und das Scepter, das man ihm in die Hand drückte, aus glühendem Eisen, und sein Leib wurde an allen Stellen mit glühenden Zangen gezwickt. Jene seiner Gefährten, welchen befohlen ward, von ihm zu freffen, hatten seit Tagen nichts zu essen bekommen. Dózza selbst soll diese unsäglichcn Martern mit stoischer Ruhe erduldet haben, nur als die vom wüthendsten Hunger Gepeinigten aus Angst vor dem Tode das Fleisch von seinen verjüngten Gliedern rissen, rief er ihnen zürnend zu, daß er nicht um sie verdient habe, sie als gefräßige Hunde an seinem eigenen Körper zu finden. Die Stücke seines geviertheilten Leichnams wurden durch ganz Ungarn herumgeschendet.

Man braucht keiner falschen Sentimentalität zu huldigen, um sich mit Ekel und Schauer vor solchen Schenßlichkeiten abzuwenden, welche für die Wahrheit des Dichterwortes zeugen:

„Besudelt und getränkt mit Strömen Blutes
Liebt Blatt an Blatt in der Geschichte Buch.“

Ähnliche Schauerseenen wiederholten sich durch ganz Ungarn, wo man der in einzelnen Abtheilungen verzweifelnden Widerstand leistenden Reste des Rutzenheeres habhaft wurde. In jedem Comitat wurde ein besonderes Blutgericht eingesetzt, das meist nach dem in Temesvár gegebenen Beispiel verfuhr. Wohlthuend hoben sich von diesem blöden Wüthen einzelne Beispiele von kluger Milde ab, wie z. B. jenes des Bischofs Johann Gósztony von Raab, der als Befehlshaber einer königlichen Abtheilung die Weichhülze nur mit Stroh, Heu und Fegen laden ließ und einen Bauernhaufen durch ein bloßes unblutiges Wefalle zerstreute. Vier Monate dauerte es, bis die letzten Zuckungen dieses furchtbaren Aufstandes niedergeschlagen waren, wobei die Adligen eine wahre Hejagad auf die thörichten Opfer der Verführung ausführten und auch die Unschuldigen nicht schonten.

Von dem gleichen Geist der Unduldsamkeit war ein Gesetz, das auf dem gegen Schluß des Jahres 1514 abgehaltenen Reichstag von dem allein stimmberechtigten Adel beschloffen wurde; der 25. Artikel dieses Gesetzes lautete: „Alle im Reiche anjässigen Bauern verlieren ihre Freiheiten, denen zufolge sie bis jetzt ihren Wohnplatz ändern durften, und bleiben ihren Grundherren in leibeigener, ewiger Knechtschaft unterworfen.“ Damit waren alle die Ursachen, welche die blutige Empörung des Dózza herbeigeführt hatten, noch vielfach verschärft und die ganze bauerliche Bevölkerung willenlos den Grundherren überliefert.

Wie schlimm derartige Zustände, welche die zahlreichste und fräftigste Bevölkerungsklasse von der directen Antheilnahme am Wohl und Weh des Staates ausschloffen, auch auf die Wehrverhältnisse des Landes zurückwirkten, bezeugt erst 20 Jahre später die Unglückschlacht bei Mohács. Gewonnen hatte durch diese Schlacht niemand etwas, außer Johann Japolya, der als „Staatsretter“ ge- und dem

die adeligen Reichsstände den Tausch der „Nation“ aussprachen; als Abgott des Adels trat er nun immer offener als Kronprätendent auf und fehrte sich in keiner Weise an die stets mehr verfallende königliche Macht. Das Volk freilich urtheilte anders und ersand sich in seinem Grauen über die von Zapolya verübten Schauerthaten die Legende, daß er während der Messe, wenn der Priester die geweihte Hostie emporhebe, stets erblinde, weil seine Augen nicht mehr würdig seien, den Leib des Herrn zu schauen.

Wenn auch nicht im selben Umfange, so doch bezüglich der Ursachen und des Verlaufes zeigte viele Aehnlichkeit mit dem Kuruzenkrieg ein 1516 ausbrechender Bauernaufstand in Krain. Die durch den Krieg in Italien und die Abwehr der Türken stets steigenden Geldansforderungen wurden natürlich von den Landständen so repartirt, daß den Grundherrschaften die Möglichkeit verblieb, die Hauptlast auf die Bauern zu überwälzen, welche ohnehin unter den unruhigen Zeiten am meisten litten. Die so entstehende Währung wurde von einigen Führern klug benützt, indem sie vorgaben, daß laut der alten Urbarien und Siebigkeits-Documente die Herrschaften kein Recht hätten, die Steuern auf ihre Unterthanen abzuwälzen. Rasch schloß man einen Bund zur Erhaltung der „alten Gerechtigkeiten“, und als auch in diesem Falle ungeschickte Maßregeln die Aufregung steigerten, zogen sich bei Rann an der Grenze zwischen Krain und Steiermark 40.000 bewaffnete Bauern zusammen, welche ziemlich peremptorisch auftraten, indessen doch eine Deputation nach Augsburg schickten, um dem Kaiser ihre Beschwerden vorzutragen.

Maximilian I., eben mit den Vorbereitungen zum Kriegszug nach Italien beschäftigt, versprach genaue Untersuchung und Abhilfe, ermahnte sie aber zum Niederlegen der Waffen. Das wollten aber die Bauern nicht thun, bevor sie nicht ihre Wünsche durchgesetzt hatten, und als die versprochene kaiserliche Einflußnahme zu lange auf sich warten ließ, griffen sie zur Selbsthilfe. Vergeblich wendeten sich nun auch die Stände an den Kaiser, der ihnen ziemlich ungnädig bedeutete, es sei ihre Sache, für Recht und Ordnung zu sorgen; die Bewegung griff auch nach Steiermark und Kärnten hinüber, und man war derselben umso hilfloser gegenüber, als auch viele Städte und feste Plätze, vielleicht mehr aus Furcht als aus wirklicher Sympathie, mit den aufständischen Bauern gemeinsame Sache machten. Von der Vertreibung der Grundobrigkeiten gingen die Anführer bald zur Verwüstung der adeligen Güter über, und die einmal entfesselten Leidenschaften ließen es auch an Brand, Mord und anderen Greueln nicht fehlen. Die Bauern geberdeten sich als Herren des Landes und setzten dem nur über geringe Streitkräfte gebietenden Landeshauptmann von Krain, Hans von Auersperg, so hart zu, daß er sich nach seinen eigenen Worten fühlte, als ob er „in die Hölle verdammt wäre“.

Nur zögernd ertheilte Maximilian I., der als genauer Kenner der Gebirgsländer die Lage der bäuerlichen Bevölkerung kannte, den Ständen die Erlaubniß, volle Strenge und Waffengewalt gegen die Aufständischen anzuwenden. Von Steiermark her zog der Landeshauptmann Sigismund von Dietrichstein gegen die Rebellen und brachte ihnen bei Pettau eine entscheidende Niederlage bei; vom Süden aber rückte des Kaisers Kriegsrath und Feldhauptmann Georg von Herberstein (geb. 1469, gest. 1528) mit kaiserlichem Kriegsvolk heran, schlug die Bauern wiederholt in Krain und befreite dadurch Hans von Auersperg aus seiner gefährlichen Lage. Der Manneszucht und Bewaffnung ordentlichen Kriegsvolkes konnte die ungeführte Tapferkeit

der schlecht gerüsteten, planlos geführten Bauernhaufen nicht Stand halten, wie groß auch ihre numerische Uebermacht war.

Mit der Niederwerfung des Aufstandes begnügte man sich aber nicht, obwohl es auch niemand mehr einfiel, dessen Ursachen zu erwägen und sie zu beseitigen. Wie in Ungarn schrie man nur nach Rache, und ein blutiges Schreckensregiment begann, „weil nur Furcht und Noth den gemeinen Mann zwingen“, wie man an den Kaiser berichtete.

Besonders Sigismund von Dietrichstein wüthete in furchtbarer Weise und verdiente den Namen des „Bauernschinders“, den man ihm ertheilte, vollkommen. Außer den Häufelsführern, die in Graz hingerichtet wurden, ließ er die der Theilnahme am Aufstand verdächtigen Bauern zu Duzenden an die Bäume hängen, in roher Weise wählend: „sie sollen, weil sie die Felder nicht mehr bebauen wollen, solchergestalt sich wenigstens als Vogelscheuchen nützlich erweisen“. St. Veit, das mit den Aufständischen gehalten und den Truppen des Landes die Thore verschlossen hatte, verlor seine Freiheiten und den Rang der Landeshauptstadt von Kärnten, welcher bei dieser Gelegenheit auf Klagenfurt überging.

Daß die Lage der Bauern wirklich traurig und so manche ihrer Forderungen vollkommen berechtigt waren, das kümmerte die Gewaltthaber, sobald sie das Heft wieder fest in der Hand hatten, nicht mehr. Erst der moderne Staat versteht nicht bloß zu strafen, sondern auch die Ursachen solcher trauriger Katastrophen zu erforschen und sie nach Möglichkeit, soweit es mit der Rechtsordnung verträglich ist, zu beheben.

Obwohl Luther selbst das Werk der Reformation streng auf das religiöse Gebiet beschränken wollte, konnte es doch nicht fehlen, daß die dadurch entfesselte mächtige Bewegung der Geister sich auch in politischer und socialer Beziehung geltend machte. Es war dies umso natürlicher, als mancher theologische Querkopf in der Sucht, Alles aus „der Schrift“ zu erklären und nach ihren Worten einzurichten, zu den gewagtesten Principien kam, welche den Bestand von Staat und Gesellschaft gänzlich in Frage stellten. Es genügt als Beleg hiefür, auf den fanatischen und unklaren Thomas Münzer, der in Prag vollkommene Gleichheit und Freiheit, die Ausrottung aller Genüsse, sowie der Künste und Wissenschaften predigte, und auf die Wiedertäufer hinzuweisen, die dem hinverbrannten Communismus unserer Tage nahestehen, so wie Münzer's Theorien an jene der Nihilisten erinnern.

Die Haltlosigkeit aller solcher Lehren wird aber nur vom geläuterten Bewußtsein eines freien Volkes erkannt; wo ein unnatürlicher Druck in irgend einer Richtung die Geister verwirrt und erbittert, da finden selbst die absurdesten Lehren leicht Anhang, wenn sie nur Befreiung von dem schwer empfundenen Joch versprechen. Und eine solche Stimmung herrschte im größten Theil der süddeutschen Landbevölkerung, als sich im Jahre 1525 die ersten Anzeichen jener furchtbaren Volksbewegung merkbar machten, die man unter dem Namen des „großen deutschen Bauernkrieges“ zusammenfaßt.

Man wird vom heutigen Standpunkte aus kaum etwas gegen die Forderungen einwenden können, welche die Führer der Bauern beim Beginn der Bewegung geltend machten, die anfänglich eine gewisse Mäßigung und Zeichen einer Vorbereitung und gewissen Organisation zeigte. Die Mehrzahl, ja fast alle dieser Forderungen werden heute als etwas Selbstverständliches angesehen und sind sogar überholt. Die Bauern verlangten Aufhebung aller neu auferlegten Lasten, nicht dem Recht und Herkommen

entsprachen, eine unabhängige Rechtspflege, die nicht nach Gunst und Ungunst urtheilt, Beschränkung der Zehnten auf die Feldfrüchte, Aufhebung der Leibeigenschaft, endlich Glaubensfreiheit. Uns erscheinen diese Forderungen, die schon lange unverlierbares Recht geworden sind, ganz ungefährlich, den Machthabern jener Tage aber waren sie ein Greuel, und wo man sich in Unterhandlungen einließ, geschah es gewiß nicht in der Absicht, diese Wünsche ernstlich zu prüfen, sondern nur um Zeit zu gewinnen.

Vergeblich waren selbst die Vermittlungsversuche Martin Luther's, der auch die Fürsten und Herren zu Milde und Gerechtigkeit aufforderte, später aber, als die erbitterten Bauern ganze Landstriche verwüsteten, ihnen mit flammenden Worten entgegentrat. Denn durch die schroffe Abweisung auch der berechtigten Forderungen bekamen, wie dies stets der Fall ist, die extremsten Parteien die Oberhand, und die verzweifelten Bauern fachten einen Sturm an, der verheerend über ganz Süd- und Mitteldeutschland dahinbrauste, auch einzelne Theile Oesterreichs berührte und in Strömen Blutes erstickt werden mußte.

Am meisten wurden Tirol und Steiermark unter den österreichischen Provinzen vom Bauernkrieg berührt. In Tirol lag die Leitung in der Hand eines Bergknappen aus Sterzing, Michael Weismayer, der sich den Titel eines „obersten Bundeshauptmannes“ beilegte und mehr in der Organisation und Leitung der Massen als im Kampf großes Talent entwickelte. Von Triyen ausgehend, ergriff der Aufstand das ganze südwärts des Brenner gelegene Land bis zum Monsberg und das Valsugan. Ein von Weismayer nach Meran einberufenes Bauernparlament stellte seine Forderungen in 116 Punkten auf, von welchen Erzherzog Ferdinand, nachdem der Aufstand durch Waffengewalt bezwungen war, jene, welche auf die bauerlichen Verhältnisse Bezug hatten, in die Landesordnung aufnahm und nur die ziemlich radicalen confessionellen Forderungen rundweg ablehnte.

Wunder glimpflich ging es in Steiermark ab, wo der Industrialort Schladming Mittelpunkt des Aufstandes war. Viel trug dazu das harte Gebahren des „Bauernschinders“ Sigismund von Dietrichstein bei, der bei Schladming durch den Bauernführer Michael Gruber eine schwere Niederlage erlitt und gefangen wurde. Durch Monate verheerte der grimmige Kampf das Land, bis Graf Niclas Salm mit kaiserlichen Truppen kam, die Aufständischen in einer Reihe blutiger Gefechte bezwang, die Rädelsführer hinrichten ließ und so die Ruhe herstellte.

Auch in Salzburg behaupteten die Bauern anfänglich die Oberhand, so daß ihr Führer, der reiche Gewerksbesitzer Erasmus Weitmoser, den Erzbischof durch zwei Monate in der Feste Hohen-Salzburg belagerte. Auch hier gelang es erst den vom Herzog Ludwig von Baiern herbeigeführten regulären Truppen, des Aufstandes Herr zu werden, worauf ein drückendes und grausames Schreckeneregiment eingeführt wurde.

In Oberösterreich griff die Bewegung nicht um sich; dagegen war die Lage der Dinge einige Zeit im Lande unter der Enns ziemlich gefährlich, wo im Wienerwald ein Heer von 12.000 Bauern sich sammelte, das Abschüttlung der Grundherrschaft ganz offen als sein Ziel angab. Das Bemühen der Stände, die Bauern zu beruhigen, hatte umso eher Erfolg, als mittlerweile der Aufstand in Steiermark den Waffen Salm's erlegen war, und so konnte hier wenigstens Blutvergießen vermieden werden. Im Sommer 1526 war der Bauernkrieg überall niedergeschlagen. Wenn ein gleichzeitiger Chronist naïv meint: „Was Gott damit gemeint, ist über meinen Verstand,

will solches der Obrigkeit anbefohlen haben", so ist zu betonen, daß die letzte Aufgabe im Allgemeinen in Oesterreich besser erfüllt als im übrigen Deutschland. Man zeigte doch wenigstens guten Willen, einige Beschwerden der Bauern zu erörtern und abzustellen, und hielt sich von der blutigen Vergeltung frei, mit welcher einzelne Feldhauptleute, besonders in Württemberg und Franken, gegen die bezwungenen Bauern vorgingen.

Die Noth der Türkenkriege mit den stets steigenden Lasten brachte 1570 in ungarischen Misdöden einen Bauernaufstand zum Ausbruch, der zwar rasch gedämpft wurde, aber da er nicht ganz frei von confessionellen Beweggründen war, noch lange eine Währung des Volkes hinterließ, die bei den unsicheren Zuständen des Landes doppelt gefährlich erscheinen mußte. Ueberhaupt trat, je mehr man sich in den markgebenden Kreisen mit dem Gedanken einer gewaltigen Gegen-Reformation vertraut machte, das religiöse Moment bei diesen Aufständen stets ausschlaggebender in den Vordergrund.

Besonders auffällig war dies bei dem 1597 in den beiden Stammländern der Monarchie ausbrechenden Bauern-Aufstand. Die religiösen Beschwerden bildeten nicht den Ausgangspunkt, vielleicht auch bloß den Vorwand, hinter dem sich die anderen Forderungen der Bauern verbargen. Vorderten einmal die Pfarrhöfe in Flammen auf, dann dauerte es nicht lange, bis diese auch auf die Edelfitze und die Amtshäuser hinüberzuckten.

Nicht undeutlich ließ übrigens Erzherzog Matthias auf dem 1597 zu Wien gehaltenen Landtag durchblicken, daß mindestens ein Theil der bäuerlichen Beschwerden begründet war, indem er als Ursache des Aufstandes aufführte, daß „die Bauern, weil sie nie erfahren, was man im Landtage beschließe, die Stände im Verdacht hätten, daß sie die Auflagen für sich selbst oder doch mehr und doppelt einfordern“, und weiters deutete er an, daß es ungehörig sei, alle Lasten auf die Schultern der Unterthanen zu überwälzen. Ein Versuch, durch Vermittlung der städtischen Räte des Landtages die Unruhen beizulegen, scheiterte an dem Mißtrauen der Bauern und der Engherzigkeit der Vertreter des Ritter- und Prälatenstandes, die sich weigerten, irgend ein Recht aufzugeben oder höhere Lasten zu tragen, weil, wie sie mit unverfrorener Egoismus bezeugten, „die Nächstenliebe bei sich selbst anfangen“.

So kam es denn zum Kampf mit dem auf 15.000 Mann angewachsenen Heer der unterösterreichischen Bauern, unter deren Anführern der Schulmeister Siegmund Steinhauer aus Reusfeld eine hervorragende Rolle spielte.

Aus einem vom Kaiser Rudolf II. erlassenen Aufgebot ist zu schließen, daß die Lage zeitweilig sehr gefährlich war. Dieses Aufgebot, eines der letzten, welche erlassen wurden, lautete: „Wir Rudolf u. s. w. Getreue Liebe. Demnach über alles versuchten gütlichen Mittel die boshafte Bauernschaft nicht zu stillen, sondern der Graubedaucht werden muß; deshalb und zur Erhaltung der Gottesordnung, zum Schutz der Obrigkeit, zum Schutz des Adels und althergebrachter Gerechtigkeit, ist hiemit unser gnädiger Befehl an euch und wollen wir, daß ihr, wie dann hieneben absonderlich auch jedem auferlegt worden, so stark ihr zu Roß und zu Fuß aufkommen könnt, nämlich im Viertel unter dem Wienerwalde unserer Stadt Wien, und enthalb der Donau unter dem Mannhartsberg unserer Stadt Korneuburg gemitet zuziehet, daselbst euch sammelt, auch alles so viel möglich in der Stille und unvermerkt haltet und die Rebellen an Leib und Leben, mit Feuer und Schwert, ihrem Verdienen nach, ab-“

Verschonung strafen und verfolgen helfet. Auch wollen wir, daß ihr euer Haus bestellet, Weib und Kinder an sichere Orte flüchtet und solche Fürsichung thut, wo eure Unterthanen von ihren Häusern den Rebellen zulaufen, soll ein jeder Landmann und Nachbar dem andern, dieselben aufrührischen weglauenden Dörfer, sie gehören, wenn sie wollen,



Die Linde bei Pfaffing. (Seite 380.)

anzünden, verbrennen, Weib und Kinder wegführen und so einen Ernst zeigen, damit die Unterthanen erkennen, daß sie hierin unrecht und ihren Schaden selbst muthwillig gethan und gesucht haben; doch daß zuvor ihr und ein jeder Landtman seine Unterthanen davor treulich warne, mit der Vertröstung, daß ihnen zu Hause nichts geschehe, sie vielmehr allen Schutz und Sicherheit haben sollen" u. s. w.

Das Kriegsvolk jener Zeit, vielleicht das zuchtlofeste, das sich denken läßt, folgte den etwas unvorsichtigen Winken dieses Aufgebotes nur zu getrenlich und haufte unter dem Landvolk, ohne Rücksicht auf Schuld oder Unschuld, auf entsetzliche Weise. Wiederholt wiesen die mit der Vermittlung betrauten städtischen Abgeordneten darauf, daß gerade das Treiben der wilden Soldateska die Fackel des Aufruhrs nicht erlöschen lasse und die erste Bedingung des Friedens das Zurückziehen dieser Truppen sei. Es war vergebens, man hatte einmal an die Gewalt appellirt, und sie sollte ihren entsetzlichen Weg fortgehen.

Am linken Donauufer wütheten die Reiter des Obersten Morawsky schrecklich; ohne Rücksicht, ob die Schuld nachgewiesen sei, wurde jeder Bauer, der ihnen in die Hände fiel, martervoll getödtet, verstümmelt und dann mit abgeschnittenen Nasen und Ohren oder entmannt laufen gelassen „zu heilsamen Schrecken und Exempel“.

Zur Berrohung der Soldateska trugen nicht wenig die selbst von den Commandirenden wohlgefällig angehörten und verbreiteten „Kriegslieder“ bei. Als charakteristisches Beispiel eines solchen dient z. B. das folgende, welches sicher nicht zur Erhebung und Beredlung des Gemüthes beitrug:

„Heut' Bauer rüfte dich!
 Heut' kriegst du einen Gast an mir!
 Nimm mich mit Freuden auf,
 Sonst schlag ich dir die Thür
 In tausend Stück,
 Zum Angellück
 Entzwei, entzwei!
 Sag's deiner Tochter, Köchin, Magd:
 Es kommen unsrer Drei!
 Geb' deine Schinken her!
 Sie sind schon recht für uns gemacht;
 Wir schneiden sie in der Luer
 Und find sie noch so hart.
 Trag auf den Tisch
 Gebackene Fisch,
 Schenk' ein! schenk' ein!
 Du weißt es wohl,
 Hier ist Parol,
 Hier ist Parol:
 He Bier und Wein,
 He Bier und Wein!“

Die Bauern wieder entfachten ihren Grimm gegen die soldatischen Unterdrücker mit anderen Liedern, und so entstand bereits im sechzehnten Jahrhundert jene Art von Meinungskundgebungen, die „Soldaten-Vater unser“ benannt wurden und sich über den dreißigjährigen Krieg hinweg selbst bis noch unter Maria Theresia im Bauernvolke erhalten haben, in der letzten Zeit allerdings mehr gegen den occupirenden Feind gerichtet waren. Einer der ältesten und am längsten in Gebrauch stehenden „Soldaten-Vater unser“ war der folgende:

„Wenn der Soldat zum Bauern leht ein,
 Gräßt er ihn mit freundlichem Schein
 Danket ihm daneben zu aller Frist,
 Bauer, was du hast, alles ist

Vater
 unser

Dagegen danke ihm der Bauer	der du bist
Der Teufel führt dich her du Laur	in dem Himmel
Sei gewiß, daß dich noch strafen wird	geheiligt werde
Der Herr, der oben auf regiert	dein Name
Ich glaube daß man kaum einen findet	zukomme uns
Der aus diesem verfluchten Gefind	dein Reich
Nach Gott, kein Volk lebet auf dieser Erde	dein Wille geschehe
Durch welchen mehr gelästert werde	wie im Himmel
Ihr meißes Wort ist jedes Mal	also auch auf Erden
Was der Bauer hat, das selbe All	unser täglich Brod
Ja lieber Herr, wenn sie nur künften	gib uns heute
Zu plündern sie sich unterstünden	und vergib uns
So du sie würdest erschlagen	als auch wir
So würde die ganze Bürgerschaft sagen	vergeben
Wenn wir quitt wären dieser Pein	unseren Schuldigern
So wollen wir armen Bauern sein	und führe uns
Ich weiß nicht wo das Gefind hinfährt	nicht
Im Himmel sind sie nicht viel werth	in Versuchung
Sie nehmen unser Gut und Hab	sondern erlöse uns
Und schneiden uns vor dem Maul ab	von allem Uebel Amen."
Daß wir sie alle in dieser Nacht	
Mögen erschlagen mit großer Macht	
Wir haben dieß gleichwohl Alle verschuldet	
Nimm uns Herr wieder auf zu Huld	
Wo diese Leute lange bei uns bleiben	
So werden sie uns in Elend vertreiben	
Wollen schlafen bei unsern Töchtern und Weibern	
Was nur ansehen die Augen ihr	
Müssen wir alles umsonst schier	
Niemand bleibt darum, auch wir	
Müssen bezahlen die Schulden ihr	
Niemand kann brauchen die Köpfelein sein	
Thu' Unterlaß heißt es Bauer spann ein	
In dem Hause ist alle Tag viel Prassen	
War oft sie uns in der Stube lassen	
Welches denn schmerzlich eindringt	
Und manchen ehrlichen Mann oft bringt	
Aus alle die solches Böses treiben	
Die laß' Herr nicht lange bei uns bleiben	
Die Frommen aber spar gesund	
Und behüte sie zu aller Stund	

Hab es schon im Frieden und gewöhnlichen Verkehr Anlaß zur haßerfüllten Recitation solcher bösen humoristischen Dichtungen, um wie viel mehr mußte das der Fall sein, wenn der Soldat auf Commando den Bauern gegenüberstand. Nicht nur Spieße, Lanzen und anderes Mordgewehr wurde da gegen die Bedränger geschwungen, selbst ein zur religiösen Ausübung dienender Gegenstand wurde zur gewichtigen Waffe — der Rosenkranz oder Paternoster. Von jeher hatten sich nämlich die Bauern außer den gewöhnlichen landläufigen Wehren auch große Rosenkränze mit gewaltigen, lothschweren Mörnern und eisernen Ringen gemacht, durch die sie starke Seile zogen und die sie sich wie fromme Wallfahrer um den Hals hingen; mit diesen theilten sie dann nicht minder gewichtige Hiebe aus als mit den Waffen, die man ihnen verboten oder abgenommen hatte. Das Tragen solcher schwerer Paternoster hatte zudem noch

die schlimme Folge, daß selbst in friedlichen Zeiten, im gewöhnlichen Leben es Mode wurde, sie zu tragen, und daß, wenn die Bauern nach der Messe in den Wirthshäusern erschienen, sie mit ihren Paternostern bei Kaufhändeln in der Trunkenheit einander die Hirnschalen, Augen und Nasen zerklugen. Aus dem Gebrauch dieser Waffe entstand die Redensart: „einen Sieb haben“ für rauschlustige Angetrunknenheit.

Die früher erwähnten Schenkslichkeiten trieben gerade deshalb den Aufständischen immer neue Kräfte zu, und schon drohte der Aufruhr nach Steiermark hinüberzugreifen, von wo die Holzknechte und Bergleute aus dem Innerbergischen die Botenschaft schickten, daß „ihrer 60.000 zu Hilfe kommen würden, wenn man gegen das Pfaffennest Wien losgehen wolle“.

Da erlitten die Bauern am Steinfelde bei St. Pölten in einer förmlichen Schlacht gegen den Obersten Kollonitz eine vernichtende Niederlage, der nur wenige entkamen.

Damit war die Gefahr beseitigt und der Aufstand gebrochen, aber die blutigen Repressalien begannen erst. In Wien dauerten die Hinrichtungen der eingebrachten Bauern bis in den October 1597 fort und gegen tausend wurden nach abgenommenem Eid, künftig Frieden zu halten, mit abgeschnittenen Nasen und Ohren in die Heimat zurückgeschickt. Einige schwächterne Versuche, mindestens den begründetsten Klagen der Bauern abzuhelfen, verliefen bei den unruhigen Zeiten im Sand, dagegen ließ Cardinal Melchior Klesl durch die von Soldaten begleiteten Pfarrer der Bauernschaft das Gelöbniß abnehmen, künftig sammt ihrem Gesinde am katholischen Glauben festzuhalten.

In Oberösterreich kam der Aufstand nicht zum vollen Ausbruch, da die Stände rechtzeitig unter dem Vorwand der Türkengefahr ein 1500 Mann starkes Regiment Fußvolf unter dem kriegserfahrenen Gotthard von Starheimberg aufgestellt hatten. Dadurch eingeschüchtert, erwiesen sich die Bauern gütlichen Vorstellungen zugänglich, und es kam fast gar nicht zur Anwendung von Waffengewalt.

Dagegen war dieses Land dreißig Jahre später der Schauplatz eines furchtbaren Bauernaufstandes, bei dem die religiöse Frage im Vordergrund stand. Die Gleichartigkeit des Gegenstandes wird es gewiß rechtfertigen, wenn wir um des inneren Zusammenhanges willen der Zeit nach etwas vorgreifen und auch diesen Bauernkrieg gleich hier anreihen.

In Oberösterreich waren ganz eigenthümliche Zustände maßgebend. Der größere Theil der Bewohner bekannte sich zur evangelischen Lehre, und die nie ganz aufgegebenen Bestrebungen, den katholischen Glauben zwangsweise wieder einzuführen, unterhielten eine Währung unter der Bevölkerung, welche wiederholt zu gewaltthamen Ausbrüchen drängte.

Dazu kam noch, daß das Land seit 1619 für die Kriegskosten des bayerischen Kurfürsten gegen Böhmen, welche 13 Millionen Gulden betrugen, an den Kurfürsten Maximilian verpfändet war. Dieser Fürst war in Glaubenssachen nicht weniger eifrig als Kaiser Ferdinand II. selbst und setzte die schon begonnene Gegenreformation in Oberösterreich energisch fort. Die evangelischen Prediger wurden verfolgt und ausgetrieben, den Anhängern der neuen Lehre ließ man nur die Wahl, zum Katholicismus überzutreten oder auszuwandern, in welcher letzterem Falle man eine so hohe Steuer, das sogenannte „Abfahrtsgeid“, nahm, daß den Auswandernden selten etwas von ihrem Vermögen blieb. Am unmittelbarsten aber empfand das Volk die Willkür und Typpressungen des zügellosen bayerischen Kriegsvolkes und den horren Steuerdruck, da Kurfürst

Maximilian, um die Kriegskosten zu erschwingen, zahlreiche neue Abgaben einführte und mit rücksichtsloser Strenge eintreiben ließ.

Schon 1625 kam es zu vereinzeltten Aufständen, die von dem bayerischen Statthalter, Adam Graf von Herbersdorf, mit unkluger Grausamkeit unterdrückt wurden. So ließ er z. B. unter dem Vorwand, ihre Beschwerden anzuhören, einige unzufriedene Gemeinden auf dem Haushammerfeld bei Böllamarkt zusammentufen. Als das Volk sich einfand, wurde es von Truppen umstellt, und Herbersdorf ließ 38 Richter und Gemeindevorsteher herausgreifen, die er sofort ohne Untersuchung und Rechtspruch zum Galgen verurtheilte. Auf dringendes Bitten schenkte er der Hälfte das Leben; die Verurtheilten mußten jedoch um ihr Leben würfeln, und 17 der Verlierenden wurden sofort im Angesicht des Volkes an eine Linde und drei vom Versammlungsort aus sichtbare Kirchthürme aufgeküpfelt.

In der Nähe der Ortschaft Pfaffing bei Böllamarkt, im Amtsbezirk Frankmarkt in Oberösterreich, fällt dem Wanderer auf dem Haushammerfelde diese riesige Linde ins Auge, das Denkmal einer traurigen Periode in Oesterreichs socialer und militärischer Geschichte, ein gewaltiger Torso, den die Natur auf wunderbare Weise zu erhalten scheint und der wohl noch selbst das steinerne Wahrzeichen überleben dürfte, das sich in seiner Nähe erhebt. Der kolossale Stamm, der einst kühn seine Zweige zum Himmel streckte, ist jetzt halb verdorrt, hohl, schwarz, und würde zu den lachenden Fluren an seinem Fuße wohl einen seltsamen Contrast bilden, wenn nicht die nimmermüde Natur die langsam fortschreitende Zerstörung mitleidig mit grünem Schleier dem Auge verdecken würde. (Bild Seite 385.)

Unter dieser Linde, auf einem von dem „Freimann“ (Henser) ausgebreiteten Mantel fielen die schrecklichen Würfel, von je zwei und zwei der Verurtheilten geworfen. Die Sage erzählt dabei von einem erhebenden Bilde brüderlicher Treue. Zwei Brüder nämlich, die zufällig miteinander zum Würfeln kamen, stritten darüber, wer den „kleineren Wurf“ habe, da Einer für den Andern sterben wollte!

Diese Grausamkeit Herbersdorfs und die stets ärger werdenden Vergeßlichkeiten durch die bayerischen Truppen nährten natürlich den Funken des Aufruhrs, der nach stuger Vorbereitung endlich im folgenden Jahre in hellen Flammen emporloderte.

Am 17. Mai 1626 kam es zwischen Bauern und bayerischen Soldaten, welche eigenmächtig Pferde requiriren wollten, zum ersten Kampf, in welchem die Baiern verjagt oder erschlagen wurden. Damit war das Signal zum Aufstand im ganzen Lande gegeben, dessen Tendenz auf Verjagung der fremden Soldaten und Gewalthaber und auf Erlangung völliger Gewissensfreiheit ging.

Der offenbar sorgfältig vorbereitete Aufstand nahm sofort bestimmte geregelte Formen an, die Bauern theilten sich in verschiedene regelmäßige Corps, führten strenge militärische Disciplin ein und trafen alle Maßregeln für einen längeren regelmäßigen Krieg. Durch Wahl wurden die Hauptleute über die einzelnen Landesviertel, die Unterbefehlshaber und auch ein eigener Kriegsrath bestellt; das Bauernheer besaß aber auch eigene Feldschreiber, Proviantmeister, ja einzelne Corps trugen eine besondere schwarze Montur, wovon sie den Namen der „schwarzen Bauern“ erhielten. Eine besondere „Defensionsordnung“ stellte bestimmte Grundsätze für den Fall des Einmarsches fremder Truppen fest; Flußübergänge, wichtige Straßenknoten wurden durch Schanzen befestigt, Sammelplätze für die Wehrfähigen, Zufluchtsorte für Weiber und Kinder bestimmt.

Die Seele der ganzen Bewegung war Stefan Fadinger (Bild, Seite 391), der um 1570 geboren wurde, von Gewerbe Hutmacher war, längere Zeit Kriegsdienste geleistet zu haben scheint und zur Zeit des Aufstandes einen großen Bauernhof in der Gemeinde Parz, Pfarrdorf St. Agatha bei Mischach im Hausruckviertel, besaß. Noch jetzt heißt im Volksmunde eine in der Nähe seines ehemaligen Besitztumes gelegene Wiese der „Sammelplatz“.

Fadinger war unleugbar eine bedeutend angelegte Natur; kühn und tapfer, besaß er ein ausgezeichnetes Organisationstalent, natürliche militärische Begabung und eine kurze treffende Ausdrucksweise, mit welcher er die Bauern an sich fesselte und sie zu blinder Anhänglichkeit an seine Person brachte. Nicht zu übergehen ist, daß Fadinger nach Möglichkeit jene Ausschreitungen verhinderte, welche sonst mit diesen Aufständen verknüpft waren, auf strenge Manneszucht hielt und das ganze Unternehmen in die Bahn eines regelmäßigen Krieges zu leiten suchte. Sein Name ist frei von dem Gedächtniß scheußlicher Gewaltthaten, wie sie von anderen Bauernführern und — von anderen Gegnern und Besiegern begangen wurden. Stets betonte er die Zwecke des Aufstandes und ließ auf seine Fahnen den Spruch setzen:

„Weil's gilt die Seel' und auch das Blut,
So gab uns Gott ein' Heldennuth!
Es muß sein!“

Sofort nach dem Ausbruch des Aufstandes traf Fadinger seine Maßregeln. Er bot die Bauern auch im Mühlviertel auf, zog aber sein Hauptcorps bei Peurbach im Hausruckviertel zusammen, von wo aus in wenigen Tagen das feste Schloß Belden besetzt, Mischach und Grieskirchen genommen wurden. Die im Lande zerstreuten bayerischen Besatzungen wurden von der so plötzlich aufflammenden und doch planmäßig organisirten Empörung vollkommen überrascht. Erst am 21. Mai zog Herbersdorf mit rasch zusammengerafften Truppen und einigen Geschützen gegen die Bauern aus. Bei Peurbach kam es zum Treffen, das nach kurzem Kampf mit einer schmachvollen Niederlage der Baiern endete. Man ließ den Soldaten nicht Zeit zum Feuern, so tollkühn stürzten sich die nur mit Aexten, Sensen, Dreschflegeln und Paternostern bewaffneten Bauern auf ihre Glieder. Herbersdorf verlor gegen 500 Mann und mehrere Kanonen und rettete sich mit dem Rest auf fluchtartigem Rückzug nach Linz.

Waiskirchen, Wels, Lambach, Steyr, Gmunden, Kremsmünster und Riedlbruck wurden jetzt von den Bauern in raschem Flug erobert. Nur in Kremsmünster ließen sie sich, erbittert über den hartnäckigen Widerstand, zu Gewaltthatigkeiten hinreißen, sonst wurde ziemlich gute Mannszucht gehalten. Am Stift Lambach bewahrt man noch ein Besteck auf, dessen sich Fadinger bei seinen Mahlzeiten bediente, während er dort verweilte: ein hornener Löffel, Messer und Gabel mit schönen Achsgriffen, aber Alles von riesigen Dimensionen.

Das Heer Fadinger's war nunmehr auf 30.000 Mann angewachsen, und er nahm den Titel an: „Oberhauptmann der christlich-evangelischen Armee oder der versammelten Bauernschaft von Oberösterreich.“ Das Betonen des religiösen Standpunktes und seine kluge Haltung führten Fadinger auch zahlreiche Anhänger aus anderen Ständen zu, denn der Haß gegen die Baiern war allgemein. So finden wir unter seinen Unterbefehlshabern denn adeligen Landstand Adam Willinger von der Au und mehrere Bürger. Eine höchst interessante, aber seltsame Erscheinung ist der

sogenannte „Student“, dessen Name unbekannt blieb, der indessen nach dem Wenigen, was man von ihm weiß, eine höhere Bildung genossen haben muß und zu den einflußreichsten Rathgebern Fadinger's gehört hat.

Erschreckt über die Erfolge der Bauern, ließ sich Herbersdorf unter Vermittlung der Stände zu Unterhandlungen herbei, er versprach vollkommene Vergebung, wenn sie sich unterwerfen und auseinander gehen würden. Nicht ganz mit Unrecht mißtraute man diesen milden Worten; Fadinger erklärte sich zwar bereit zu Unterhandlungen, setzte aber seine Operationen fort. Mit 18.000 Mann brach er von Steyr gegen Enns auf, umschloß diese Stadt und forderte sie zur Uebergabe auf. Die auf der Donau mit bayerischen Soldaten herabkommenden Schiffe wurden angehalten und versenkt, nachdem die Mannschaft getödtet war.

Mittlerweile hatten sich in Linz kaiserliche Commissäre unter Führung des Abtes Agnaz von Lilienfeld eingefunden, um zu vermitteln. Fadinger erklärte, die Waffen nur niederlegen zu wollen, wenn die freie Religionsübung, wie sie vor zehn Jahren zugestanden wurde, wieder eingeführt und die bayerische Besatzung vollkommen aus dem Lande entfernt würde. Einige Zeit schien es, als ob das kluge Verhalten der Commissäre in der That eine Verständigung erzielte, und Fadinger entließ während der Erntezeit sogar den größten Theil seiner Leute.

Aber bald faßte man wieder Verdacht gegen die Aufrichtigkeit der gemachten Zusicherungen, und Fadinger, dem Unterstützung von Seite Petzlen Gabor's und Mannsfeld's zugesagt worden sein soll, setzte seine Unternehmungen mit erneuter Energie fort. Auf die Nachricht, daß seine nach Wien geschickten Unterhändler vom Kaiser Ferdinand II. nicht empfangen und Unbilden ausgesetzt worden seien, ergrimmte Fadinger, ließ die kaiserlichen Commissäre in Steyr gefangen setzen und erklärte, daß er nun selbst das Nöthige thun müsse, um die Baiern aus dem Land zu treiben und dem Volk zu seinem Recht zu helfen.

Mit einem bei Ottensheim zusammengezogenen Bauernheer schloß er Linz enge ein, um alle Zufuhr abzuschneiden. Während er alle Vorbereitungen zu einer förmlichen Belagerung traf, drohte er mit einem Hauptsturm und Plünderung, wenn ihm die Stadt nicht übergeben und der bayerische Statthalter Herbersdorf nicht ausgeliefert werde. Gleichzeitig ließ er Enns durch seinen Hauptmann Wolf Sturm belagern, und nach hitzigem Kampf wurde das ziemlich feste und gut vertheidigte Freistadt von den Bauern eingenommen.

Herbersdorf bereitete sich in Linz zum äußersten Widerstand vor, und Fadinger traf seine Maßregeln zu einer förmlichen Belagerung. Seine rücksichtslose Muthheißigkeit bereitete ihm aber den Tod. Am 28. Juni wagte er sich auf einem Reconnoissirungsritt so nahe an die Mauern, daß die auf ihn feuernden Soldaten sein Pferd tödteten und ihm den Schenkel zerschmetterten. Die ihn begleitenden „Leibschützen“ schafften ihn nach der Vorstadt und von dort nach seinem Hauptquartier zu Ebelsberg, wo er am 5. Juli 1626 nach furchtbaren Leiden seiner Verwundung erlag und in Efferding bestattet wurde. Aber selbst hier sollte er keine Ruhe haben. Ein Decret Herbersdorf's ddo. Linz 5. Mai 1627, an den dortigen Pfleger verordnete: „Es ist mit unbewußt, daß Stephan Fättinger und Christoph Zeller als erste Urheber der nächsten abscheulich-mordthätig- und höchsten landesverderblichen Rebellion, nachdem sie hie zeitlichen die Straf und Urth Gottes auf ihren Kopf bekommen, von der rebellischen Mott zu Efferding begraben worden. Dieweil aber ihr Körper neben Ehrlichen

nicht ruhen sollen, als ist mein ernstlicher Befehl hiermit, daß ihr Leede alsobald wiederum aus, in ein wildes unwohnlich Ort oder Moos eingraben und alldarüber zu ihrem ewigen unehelich und schändlichen Nachgedenken einen Galgen aufrichten lassen, und wie es geschehen, nichts hernach berichten sollt, verlaß ich mich."

Die Quittung des Linzer Scharfrichters beweist, daß dieser Befehl wirklich vollzogen worden; er bezeuget in derselben: von der Herrschaft Efferding zwanzig Gulden empfangen zu haben, wegen Verurteilung des Stephan Fadinger und Christen Zeller, der rebellischen Bauerschaft gewesene Christen." Nach dem Berichte des Bilegen an den Statthalter Graf Herbersdorf wurden diese zwei Anführer der Bauern auf dem Kirchhofe ausgegraben und nicht weit vom Dorfe Seebach (eine Viertelsmeile von Efferding entfernt) verscharrt. Es ist daher unrichtig, wenn ältere Chroniken den



Georg Basta. (Seite 365 u. 370.)

Fadinger in Kleinmünchen eingraben lassen; der Irrthum kommt wohl daher, daß als Fadinger von Ebelsberg weggeführt wurde, die Bauern in Kleinmünchen irgend eine Trauerfeier veranstalteten, was zu der Verwechslung mit einem Leichenbegängniß Grund gegeben haben dürfte.

Fadinger hatte trotz der Schmerzen seiner Wunde bis zum letzten Augenblick die Belagerung geleitet, auch an den wieder angeknüpften Unterhandlungen lebhaften Antheil genommen.

Unleugbar war Stefan Fadinger ein tüchtiger und hochbegabter Mensch, dem auch die Gegner eine gewisse Achtung nicht vorenthalten konnten. Sein Tod war der schwerste Schlag, welcher seine Anhänger treffen konnte, und für die Baiern von größerem Werth als ein gewonnenes Treffen.

Niemand bejaß im Bauernheer jenes unbedingte Ansehen, um mit Erfolg an

Fadinger's Stelle treten zu können. Die Wahl Mathias Willinger's, Herr auf Matering und Hinterstobl, zum Oberbefehlshaber war schon deshalb keine glückliche, weil ihm viele Bauern als Adelligen Mißtrauen entgegenbrachten und dadurch der Grund zu Reibungen und Eifersüchteleien gelegt war.

Indessen wurde die Belagerung von Linz eifrig fortgesetzt. In einem blutigen Ausfallsgefechte rächten die Bauern den Tod ihres Führers, wobei sie selbst 200 Mann verloren, von den Ausfallstruppen aber fast alle Leute erschlagen wurden. Um den Belagerern jeden Stützpunkt zu entziehen, ließ Herbersdorf mittelst Pechkränze die Vorstädte anzünden, wobei die Bibliothek und die kostbaren Aufzeichnungen des großen Astronomen Johannes Kepler zugrunde gingen.



Stefan Fadinger. (Seite 390.)

In wiederholten vergeblichen Stürmen gingen viele Bauern zugrunde. Herbersdorf, der im vollsten Wortsinne um sein Leben kämpfte, da er keine Schonung erwarten durfte, verstärkte unablässig seine Befestigungen und ließ um das Schloß eine feste Schanze anlegen, die er „Trug-Mauer“ nannte. Endlich gelang es, eine breite Bresche in die Mauer zu schießen, hinter welcher aber die Vertheidiger schon einen neuen tiefen Graben aufgeworfen hatten.

In Abtheilungen zu 1000 Mann stürmten nun die Bauern gegen diese Bresche, wobei sie Reisigbündel, Säcke mit Sand und Steinen mit sich trugen, um nach und nach den Graben auszufüllen. Da sie stets frische Haufen zum Sturm schicken konnten, wäre ihnen das Eindringen wohl auch geglückt, wenn Herbersdorf in der höchsten

Gefahr nicht brennende Pechballen hätte gegen sie schleudern lassen, welche bei leinenen Kleidung der Bauern eine furchtbare Wirkung übten.

Da es in den nächsten Tagen gelang, eine Verstärkung der Besatzung, Proviant und Munition in die Stadt zu werfen, standen die Bauern von weiteren Streichen ab und begnügten sich mit der vollkommenen Abschliefung von Linz. Zu diesem Zweck zogen sie im Umkreis einer Viertelmeile eine dichte Postenlinie um die Stadt, die Donau wurde mit Ketten gesperrt und an den Ufern Schanzen errichtet.

Von mehreren Seiten rückten jetzt bayerische und auch kaiserliche Truppen in das Land. Von Niederösterreich aus erzwang Oberst Köbl den Entsatz von Enns: aus Böhmen aus kam Oberst Johann Philipp von Breuner, schlug die Bauern bei Mischbaum und besetzte Freistadt wieder. Steyr, Wels und Lambach wurden den Bauern entrissen, und Herbersdorf erhielt dadurch so viel Luft, daß er die Cernirungen um Linz sprengen und auch Urfahr am linken Donauufer besetzen konnte.

Diese Mißerfolge beugten den Troß der Bauern, und sie traten mit den kaiserlichen Obersten in Unterhandlungen, immer betonend, daß sie sich dem Kaiser unterwerfen wollten, die erste Bedingung aber die Entfernung der bayerischen Truppen zum mindesten des verhassten Statthalters Herbersdorf sei. Davon wollte Kurfürst Maximilian, trotzdem der Kaiser selbst diese Forderung befürwortete, nichts wissen, denn er verfolgte offenbar den Plan, das werthvolle Pfand ganz in seinen Besitz zu bekommen.

Er beschleunigte daher, statt seine Truppen aus Oberösterreich zu ziehen, den Anmarsch von Verstärkungen. Im October 1626 brach von Passau aus ein bayerisches Regiment unter dem Herzog Adolf von Holstein in das Land ein, sofort in der grausamsten Weise gegen die Bevölkerung verfuhr. Die Bauern sahen darin einen Beweis von der Unaufrichtigkeit aller Versprechungen und nahmen den Kampf mit aller Wuth wieder auf. Bei Wessenufer machten sie einen nächtlichen Anfall auf die Soldaten des Herzogs, der sich mit knapper Noth im bloßen Hemde rettete. Tausend Bayern fielen unter den Streichen der ergriminten Bauern, welche ganze Bagage, einige Kanonen mit Munition erbeuteten.

Um diesen Verlust wett zu machen, rückte nun der bayerische General-Wachtmeister Freiherr von Lindlo in das Land und erfocht anfänglich einige kleinere Vortheile. Im Siegestaumel ließ er sich aber zu hitziger Verfolgung verleiten und fiel im Praterwald in einen Hinterhalt. Von allen Seiten angegriffen, verlor er 3000 Mann, 10000 Fußkugeln, vier Kanonen und abermals alle Bagage und Munition.

Leider hatte unter diesen längeren von beiden Seiten mit äußerster Erbitterung geführten Kämpfen der Krieg einen wilden, grausamen Charakter angenommen. Niemand gab Pardon, die Gefangenen wurden hingerichtet, und wer im Verdacht stand, es der einen oder anderen Partei zu halten, hatte das Schlimmste von deren Gegnern zu erwarten. Von einer einheitlichen Leitung konnte unterdessen bei den Bauern kaum mehr eine Rede sein und die Verwilderung machte auch unter ihnen immer mehr Fortschritte, so daß sie oft so schlimm hausten wie die gefürchteten Bayern.

Kurfürst Maximilian mußte umsomehr trachten, dem Aufstand ein rasches Ende zu machen, da er die Anwesenheit kaiserlicher Truppen in dem ihm verpfändeten Lande nicht gerne sah. Er sendete daher Ende October 1626 den tapferen Regimentsgeneral Gottfried Heinrich (Graf von Pappenheim) an der Spitze von 8000 Mann nach Oberösterreich.

Während die Bauern das rechte Donauufer bewachten und befestigten, den Strom mit Ketten und Seilen sperrten, um ihm die Ueberschreitung zu wehren, brach Pappenheim, der sich den Anschein gegeben hatte, von Passau aus einzufallen, in der Nacht von Ort auf, überschritt bei Geiersbach die Grenze und stand am 4. November schon in Linz.

Den verhassten Baiern gegenüber flammte der Kampfesmuth der Bauern noch einmal zur vollen Höhe empor, und es erging ein allgemeines Aufgebot an alle Waffentüchtigen. Trotz der überlegenen Kriegskunst Pappenheim's kostete es noch manchen erten Strauß, bevor er sich des Sieges rühmen konnte, und er mußte sogar die Mithilfe der kaiserlichen Truppen in Anspruch nehmen.

Bei Efferding kam es am 8. November zum ersten Zusammenstoß. Kühn traten die Bauern dem anziehenden Heer Pappenheim's entgegen und sie fochten so tapfer, daß ihnen schon der Sieg winkte und das Geschick der Baiern verloren schien. Ein glänzender von Pappenheim selbst geführter Weiterangriff stellte die Schlacht wieder her und entschied sie zu seinen Gunsten, wobei er selbst einen tüchtigen Kolbenschlag bekam. Gegen 3000 Bauern blieben auf der Wahlstatt und viele kamen bei der Verfolgung um, wobei die bayerischen Schützen sie „wie Vögel von den Ääumen schossen“.

In einem Bericht an den Kurfürsten läßt Pappenheim der bauerlichen Tapferkeit in seiner Weise Gerechtigkeit widerfahren, indem er sagt, daß die Bauern „gleich rasenden und wüthenden Hunden losfahren“. Sie waren auch durchaus nicht unmutig und räumten zwar Efferding, zogen sich aber in guter Haltung in das Traunviertel zurück.

Am 11. November kam es bei Gmunden nochmals zum Kampf. Die Bauern hatten sich durch Zugänge wieder auf 20,000 Mann verstärkt und warfen sich, Psalmen singend, mit Wucht auf das vereinigte kaiserlich-bayerische Heer. Durch sechs Stunden wogte der Kampf, und erst das Eingreifen der letzten Reserve brachte die Bauern zum Weichen. Aber selbst der sonst so hitzige Pappenheim wagte nicht, sie zu verfolgen, da sie wiederholt Halt machten und Lust zeigten, das Treffen zu erneuern. Ihr Verlust betrug 4000 Mann, da einzelne Abtheilungen in der Umgegend von Gmunden bis zum letzten Mann fortfochten, ohne Pardon anzunehmen.

Fortwährend nachdrängend, brachte Pappenheim endlich am 19. November den Aufständischen bei Böcklabruck eine entscheidende Niederlage bei, durch welche sie zeriprengt wurden. Als am 30. November auch das feste Schloß Wolfsegg genommen war, wobei wieder gegen 2000 Bauern fielen, war die Kraft des Aufstandes gebrochen und in einzelnen Trupps ergaben sie sich den das ganze Land durchziehenden Kolonnen Pappenheim's und des kaiserlichen Obersten Löbl.

Auf Verwendung Pappenheim's sah man von den sonst in solchen Fällen üblichen Repressalien nach, und die Masse der Aufständischen blieb unbehelligt, nur wurde diese Verzeihung an die Bedingung der Rückkehr zum Katholicismus geknüpft. Nur die vornehmsten Führer des Aufstandes wurden zur Verantwortung gezogen; am 26. März 1627 wurde Adam Willinger mit sieben Anderen, darunter Wolf Wadler, Stadtrichter, und Lazarus Holzmüller, Arzt in Steyr, zu Linz enthauptet; zehn andere Hinrichtungen, darunter der Oberstwachmeister Schlottet, Hauptmann Wolf Wurm und ein lutherischer Prediger folgten am 23. April nach. Eine Anzahl von Minderschuldigen wurde zur Zwangsarbeit in den ungarischen Bergwerken oder bei den Befestigungsarbeiten von Wien verurtheilt.

Auf Jahre hinaus war der Wohlstand des Landes vernichtet, das auch durch die baierische Pfandherrschaft noch weiter tragen mußte. Wiederholt wurden im weiteren Verlaufe des dreißigjährigen Krieges Versuche gemacht, den Aufstand zu entspannen, so 1632, wo Gustav Adolf vom Lager zu Nürnberg aufstand verhielt, und 1636, wo es in der Welsergegend zu Unruhen kam. Aber die Kraft der Bauern war gebrochen und es blieb bei bloßen Anläufen.

Durch mehr als anderthalb Jahrhunderte blieb Oesterreich-Ungarn nun stets unheimlichen und auf tiefe Schäden deutenden Erscheinung solcher Bauernaufstände verschont, bis im fernsten Südosten der Monarchie unter Kaiser Josef II. der belarische Aufstand in Siebenbürgen ausbrach, dessen Schilderung wir uns behalten.

Es erübrigt uns noch, eines blutigen Vorspiels des Bauernkrieges von 1594/1597 zu erwähnen — die Ermordung eines tapferen Kriegers gegen Frankreich die Türken, des Freiherrn Christoph von Haim, Herr zu Reichenstein, im Jahre 1594.

Der zu Arnfeld in Steiermark geborene Freiherr war nach ausgezeichneten Militärdiensten unter Kaiser Maximilian II. zum niederösterreichischen Kammerrath ernannt worden und brachte die letzten Jahre seines Lebens auf der Feste Reichenstein in Oesterreich zu, die er 1565 von den Herren von Liechtenstein gekauft hatte. Wie tauchte sich aber der Freiherr, wenn er in der Zurückgezogenheit des Landlebens den Reichwerden des Krieges und der Staatsgeschäfte ausruhen zu können hoffte! neuer Besitz ward ihm und vielen Familien seiner Unterthanen zum Verderben, er fand hier einen verderblicheren Krieg, als gegen die Völlen und den Halb, und verwickeltere Geschäfte als am Hofe zu Wien.

Haim war streng, rasch, gebieterisch; der Charakter seiner neuen Unterthanen paßte nicht zu dem ihres Herrn; von jeher zeichneten sich die Bewohner des Marktfreies, wie die fast aller Gebirgsländer, wenn auch Einfachheit und Wiederkeit Grundlage ihres Charakters angenommen werden darf, durch beharrliches Festhalten am Alten aus; sie waren stets mißtrauisch gegen Neues, Fremdes, wenig Erprobte, dabei aber doch wieder voll Anhänglichkeit und Hingebung gegen jene, die einmal Vertrauen zu gewinnen wußten. So sind sie zum Theile heute noch beschaffen.

Das alte Bergschloß Reichenstein entsprach wenig den Bedürfnissen des Marktherrn und seiner zahlreichen Familie, und so wurde ein stattlicher Ausbau mit der Roboten und Frohnen der Unterthanen aufgeführt. Allein in der aus den alten Zeiten stammenden Ungleichheit und Unbestimmtheit der Leistungspflichten der Unterthanen an ihre Herrschaften lagen viele Keime der Zwietracht; über alle zweifelhaften Fälle: Freigelde, Dienste, Roboten, Zehenteinhebung und Ablösung entstanden Streitigkeiten — die Unterthanen führten Beschwerde gegen ihren Herrn bei der Landhauptmannschaft in Linz, wie aus einer Rechtfertigungsschrift der Witwe Haim hervorgeht, die sich in dem ständischen Archiv befindet — aber die Streitigkeiten arteten sehr bald in Thätlichkeiten aus.

Am 1. Jänner 1599 rotteten sich die Unzufriedenen zusammen, verbrannten zwei Meierhöfe, überfielen 300 Mann stark, mit Büsch und Faustbüchsen, Wurfbögen, Speeren und Seitengewehren bewaffnet, das Schloß Reichenstein, fanden aber solchen Widerstand, daß sie unverrichteter Sache abziehen mußten.

Als vorzüglicher Anführer dieses Aufstandes Sigmund Waisruck, der sich durch die Flucht der verdienten Strafe entzog, bei den übrigen,

nur zu geneigten Unterthanen fortan Unterthleiß und Unterstützung fand. Haim konnte die Bestrafung des Schuldigen nicht erwirken, verhielt aber seine Unterthanen an Bezahlung der Kosten für eine bewaffnete Mannschaft, die er besoldete, um sein Schloß vor einem neuen Ueberfalle zu sichern. Hatte man doch noch immer das traurigste Beispiel solcher Schloßerstürmungen im Deutschen Reich vor Augen, wo selbst Kirchen und Altäre nicht vor der Wuth der blinden Menge geschützt hatten, wo bei einer solchen Gelegenheit, nachdem bereits die gesammte Dienerschaft gefallen, die Schloßgebieterin ihre und ihrer Tochter Ehre mit der Pistole in der zarten Hand hatte schützen müssen. (Wild Seite 409.)

So standen die Sachen, als Freiherr von Haim am 6. Juni 1571 zur Nachschau bei seinen Adersleuten auf den nahe gelegenen Schloßberg ritt. Bei der Nähe desselben nahm er nur einen Jungen mit sich, der ihm, wenn er abstiege, das Pferd halten sollte. Da kam der herrschaftliche Hofamtmann Gaisruggger (Vater des Sigmund) seinem Herrn auf dem Felde entgegen. Haim ließ den Jungen bei den Adersleuten warten, bis er ihn rufen würde, und ritt, von dem Hofamtmann begleitet, aus unbekannter Veranlassung wieder gegen das Schloß zurück.

Da stand unter einem Gehege, durch Laubwerk und Reifig so verdeckt, daß absichtliche Vorbereitung vermuthet wurde, Sigmund Gaisruggger — seine Ruchie berührte beinahe den Vorüberreitenden — es fiel ein Schuß und durchbohrte die Brust des Kriegers mit drei Kugeln. Seine Angehörigen sahen mit Schrecken, von den Fenstern ihrer Wohnung aus, wie der Freiherr nach dem Schusse schnell thalab dem Schlosse zu ritt, eilten ihm entgegen, hoben ihn von seinem Rosse und untersuchten die Wunde. Da stöhnte der Getroffene: „Oh Amtmann, Amtmann! wie hast Du mich geführt!“

Der Amtmann kam erst später nach, was den Verdacht veranlaßte, er habe längere Zeit am Ort der That verweilt, um dem Thäter zur Flucht zu verhelfen. Indessen kann dieses Zurückbleiben nicht befremden, wenn man bedenkt, daß der Amtmann sicher nicht, gleich seinem Herrn, beritten war. Als der Freiherr dann des Amtmanns ansichtig war, wiederholte er ihm ins Angesicht den Ausruf: „Oh Amtmann, Amtmann! wie hast Du mich geführt!“ — Nach drei Stunden, während welcher er unträgliche Schmerzen litt, verchied er nach empfangenem heiligen Abendmahl.

Von dem Ergebnisse einer eingeleiteten peinlichen Untersuchung fand sich bis heute keine Spur, und so scheint es wirklich, daß alle Maßregeln der Regierung fruchtlos geblieben sind. Noch im September 1572 erließ Kaiser Maximilian II. nachstehendes Patent:

„Wir, Maximilian der Ander etc., entbieten unserm Landeshauptmann und Landrathen, desgleichen allen Landesgerichtsinhabern und unsern Landjassen, insonderheit auch den Obrigkeiten und Gerichten in Städten, Märkten, Dörfern und Flecken und insgemein Männiglich, was Würden, Standes oder Weisens die in unserm Erzherzogthume Oesterreich unter und ob der Enns wohnhaft und gelegen seien, unsere Gnade.

Ihr wißt Euch sämmtlich und insbesondere zu erinnern, als vor der Zeit unser gewesene, niederösterreichische Kammerrath und getreue, liebe Christoph von Haim zum Reichenstein durch seine eigenen, untreuen, aufrührerischen und ungehorsamen Unterthanen nächst bei seinem Schlosse Reichenstein, im Biertel Machland ob der Enns gelegen, mörderisch und bösslich erschossen worden, haben wir durch unsere niederösterreichische Regierung ernstliche, offene Generale (allgemeines Rundschreiben) ausgehen

und darin Männiglich gebieten lassen, den Thätern und sonderlich einem Sigmund Waisrucker genannt, alles Fleißes nachzustellen, dieselben zu Gefängniß, und (Waisrucker, wo nicht lebendig, doch) todt einzubringen, damit, wie billig, dieser gottlos und hoch strafmäßige Mord an den gelübdbrüchigen, untreuen Unterthanen, Andenken zum Abscheu und Exempel, gestraft werden möge. Und hatten uns darauf ganzlich versehen, es würden Männiglich, sowohl die Unterthanen als die Stadt-, Land- und Dorfgerichte, ihrer Amtsgebühre und dem Gehorsam nach, so sie diesfalls zur Förderung des Rechts und Bestrafung eines so erschrecklichen Mordes aus christlicher Gebühr an Gott und uns, das weltliche Haupt, schuldig, ihre Mächtigkeit gethan, die Thäter zu ihrem Grund und Boden nicht gelitten, sondern denselben aller Orten durch emfleißige Erfundigung nachgetrachtet und sie zu Gefängniß gebracht haben; angesehen, da dadurch dergleichen muthwilligen, untreuen und verwegenen Mördern ein Schreck gemacht, der einst Furcht und Gehorsam gegen die Obrigkeit erhalten und männiglich vor ihnen gesichert würde.

Wir erfahren aber mit besonders mißfälliger Befremdung, daß bis auf den heutigen Tag und eine so lange Zeit her, ungeachtet aller unserer und vor unsrer niederösterreichischen Regierung ausgegangenen, ernstlichen Befehle und Generale, und allein keiner aus den Thätern und Flüchtigen ins Gefängniß oder zu der gebührenden Strafe gebracht, sondern, daß auch ihnen keines Ortes nachgestellt, sie allenthalben zu euren Gründen, Obrigkeiten und Gebieten, in Wirthshäusern und sonst gelitten, ja auch von etlichen gar „gehaidt“ (beschützt), beherbergt, aufgehalten, befördert und gewahrt werden; inmassen dann der obbemeldte Waisrucker sich noch bis dato um Reichensterz und der Enden aufhält, hin und wieder streift, sich in allerlei Drohungen mit Schicksal und Brennen vernehmen läßt, auch unlängst etliche arbeitende Personen zu Felde mit gewehrter Hand überfallen, geschlagen und geängstigt, überdieß auch das von Hart Winke und Erben einen Absagebrief auf Morden, Brennen und Rauben in das Schloßthor gesteckt, dergleichen bei nächtlicher Weile vor das Schloß mit spöttischen Geschrei und Herausforderung etlicher Personen gekommen und in das Schloß durch die Fenster, des endlichen Vorjages, Jemand dadurch zu entleiben, geschossen hat, welches wir, unserer kaiserlichen und landesfürstlichen Amtsgebühre nach, zur Erhaltung des geziemenden Ernstes und Gehorsams, auch Verhütung des uns daraus erfolgenden Spottes länger nicht gestatten können.

Wir halten auch gänzlich dafür, wobisher ihr, die Landgerichtsherrn, Grund- und Dorfbogkeiten, auch Richter, Amtsleute und Geschworene jedes Ortes, der Sache mit Ernst, Fleiß und Eifer, wie ihr es zu thun schuldig seid, nachgesetzt, daß man die Thäter, deren Helfer, Wirth und Förderer längst zur Bestrafung gebracht hätte. Dieweil wir dann diese Gesellschaft ausgerottet, den geschehenen Mord gestraft und mehr Unglück verhütet haben wollen; so ermahnen wir hiemit auch alle, Landesgerichtsherrn, deren Inhaber und Verwalter, dergleichen die Dorf- und Grundbogkeiten jedes Ortes, also auch die Richter, Amtsleute und Geschworenen in Städten, Märkten und Flecken, einsichtigen Höfen und insgemein jeden Unterthan im ganzen Lande, ganz ernstlich befehlend, daß ihr von dato dieses unseres (Generals — in allen euren Land-, Stadt- und Dorfgerichten — den flüchtigen Thätern, deren Namen Euch von Zeigern (Vorzeigern des Erlasses) angezeigt werden, alles Fleißes nachstellen, auf dieselben Rundschaffe aus machen und aller Orten, wo sie betreten werden mögen, niederwerfen, fängnißten und wohlverwahrt enthalten laßet; dessen auch zur Stunde

uns oder unsere österreichische Regierung, oder aber unsern Rath und Landeshauptmann in ob der Enns erinnert.

Im Falle aber ihr, die Unterthanen, dieselben Thäter sämmtlich oder zum Theile und sonderlich den Waisrucker erfahret, sollt ihr sie gestracks dem Richter desselben Ortes unver säumt anzeigen und selbst zu ihrer Einziehung allen möglichen Fleiß gebrauchen.

Wir confirmiren und erneuern auch hienit unsere vorige Erklärung, daß derjenige, welcher den Waisrucker lebendig zu Händen bringt, drei hundert Gulden, demjenigen aber, wer ihn todt bringt, ein hundert Gulden rheinisch aus unserm Vicedomant (Untergerichtsstelle) zu Linz zur Verehrung alsbald zugestellet werden und dennoch derselbe Anzeiger sein Vebelang gegen Männiglich unvermeldet bleiben und ihm diese Einbringung seiner Ehre und seinem guten Geruche ganz unaufheblich sein soll. Welcher Waisrucker ein weißbleicher Mann (mit aschblonden Haaren), bei dreißig Jahren alt, einer ziemlichen Länge, mit einem kalben Barte, hin und wieder flüchtig ist und sich mit Möllern (Möhlern) in Wäldern und Gehölzen aufhält.

Wo aber, diejem unserem ernstlichen Generale entgegen, ihr Landgerichtsherrn, Grund-, Stadt- und Dorfsobrigkeiten, auch ihr Richter, Geschworne und Amtleute läßig sein, nicht allenthalben in eurem Gebiet umsehen, auf die Thäter Achtung bestellen oder das thun würdet, so zur Erlangung der Thäter gehörig, sollt ihr euch gänzlich versehen, daß wir gebührend Einssehen haben und die Sachen auf solche Wege richten werden, daß dergleichen Mordthäter sich der bisher gehabten Freiheit und Sicherheit nicht mehr trösten sollen.

Diejenigen aber, welche die Thäter wissen, uns aber und unserer nachgesetzten Obrigkeit zur Verachtung nicht anzeigen, dergleichen auch die, welche sie oder ihre Angehörigen beherbergen, hauen (beschützen), aufhalten, verleugnen, weisen, weiter fördern, warnen und ihnen zum Besten sind, oder aber sich auf Befehl der Obrigkeit zu ihrer gefänglichen Einziehung zu helfen, mit dem wenigsten weigern, werden, wenn wir sie jetzt oder künftighin nach der Thäter Erlangung in Erfahrung bringen sollen, ohne alle Gnade und Barmherzigkeit eben der Strafe des Todes, wie die Thäter selbst, unterworfen sein. Wie wir dann bereits Befehl gegeben, daß auf solche Wirths Förderer, Aufhalter und Warner gute Achtung gegeben und dieselben durch unsere Landrichter gefänglich angenommen und nach Linz geführt werden sollten.

Darnach sich Jeder zu richten und vor Nachtheil und Schaden zu hüten hat. Es thut auch Jeder von euch uns hieran die gebührende Schuldigkeit und wird das Uebel gestraft. Gegeben in unserer Stadt Wien, den 2. September 1572."

Dieses Patent sowie die Thatsache, daß auch trotz desselben die Schritte der Regierung keinen besseren Erfolg wie alle früheren gehabt haben, beweist, daß hinter der Ermordung des tapferen Kriegers ganz andere Ursachen als die landläufig vermeinten maßgebend gewesen sein müssen. Eine Sage aus jener Gegend gibt die Ursache der Ermordung in einer Weise an, welche eine traurige Illustration zu dem bereits (Seite 68) erörterten Aberglauben des Einmauerns lebender Menschen in alte Burgen und Festungen liefern würde, wenn selbe auf Wahrheit basirt wäre. Sie erzählt nämlich:

Herr Christof von Haim, ein guter Familienvater, ein tapferer Krieger, gerecht, aber streng auf seine Rechte haltend, und mehr gefürchtet als geliebt, war damals eben im Erweiterungsbaue seines Schlosses begriffen, als der kleine Knabe des benachbarten Waisrucker Bauers plötzlich in Verlust gerieth. Sogleich entstand in

dem abergläubischen Manne der Verdacht, der Guts herr Ritter von Haim müsse das Kind heimlich geraubt haben, um durch Einmauerung desselben seine Wut unbezwinglich zu machen; und von dem unseligen Wahne verblendet, schwor er bei sich dem vermeintlichen Mörder seines Kindes den Tod. Einst als Herr von Haim Abends von seinem Meierhofs in Greifingberg nach Hause ritt, lauerte ihm Warrucker eine Viertelstunde außer Reichenstein im dichten Walde auf und schoß den Vorüberreitenden drei Kugeln in die Brust. Dennoch hatte der rüstige Mann noch Kraft genug, sein Schloß reitend zu erreichen, wo er in den Armen der Seinigen bald darauf seinen Geist aufgab.

Der Mörder blieb unentdeckt, aber von Gewissensbissen unablässig gefoltert dem siehe: die nächste Erntezeit entdeckte die Unschuld des Guts herrn und die Ungerechtigkeit des Verdachtes. Man fand auf dem Felde einen Arm und einen Fuß des verlorenen Kindes, das sich im Getreide verirrt hatte und ohne Zweifel von einem Raubthiere war zerrissen worden. Der Mörder suchte, in der vollen Erkenntniß seiner grundlosen Missethat, reuevoll in kurzer Zeit dem Grabe zu und bekannte in der Erwartung seines nahen Todes aus eigenem Antriebe sein Verbrechen.

Sagen sind immer auf irgend einen geschichtlichen Grund zurückzuführen, und wir möchten wir nicht unbedingt Jenen zustimmen, welche die obige Sage verwerfen und als Grund dafür angeben, daß kein documentirter Beweis vorliege, als habe im sechzehnten Jahrhundert der Volksglaube, der hier zu Grunde liegt, bestanden, und welche die Sage für eine spätere Erfindung irgend eines Pflegers oder Beamten halten, der die gefährliche Erinnerung an die That sache der Ermordung des Guts herrn, welche in der Munde der Unterthanen fortlebte, damit schwächen und verdrängen wollte.

Unerklärbar ist freilich der Umstand, daß die Auf findung der Ueberreste des verlorenen Kindes von der Regierung unbeachtet und unbeachtet geblieben, daß das fünf Vierteljahre nach der That erichienene Patent Maximilian's II. über die Urheber noch in unverkennbarer Unwissenheit schwebt. Es muß daher die Grundursache der Ermordung anderswo liegen und etwa der Aberglaube der Kindereinmauerung nicht nebenbei mitgewirkt haben. Sie ist vor Allem in dem Processe enthalten, den die Unterthanen schon einige Jahre früher gegen ihren Herrn bei der Regierung in Wien geführt hatten, von dem noch heute die Actenstücke erhalten sind, und es gehörte zumindest eine theilweise Mittheilung derselben in den Kreis der angestellten Untersuchungen.

Auch hier wie im ganzen Verlauf der Bauernkriege zeigt sich evident: Muß es allerdings als Regel gelten, Mord und Aufruhr an krankhafte Zustände des Volkes zu knüpfen, fordert es die Billigkeit, daß man auch die Klagen desselben berücksichtigt, die der That vorausgingen und häufig dessen materielles Wohl und oft seine rechtliche Existenz betreffen. Weichwerden und Klagen solcher Art sind im sechzehnten Jahrhundert keine Seltenheit; sie sind in großer Menge und auf allen Seiten Oesterreichs lange vor dem Bauernkriege erhoben und an die Regierung gebracht worden.



Kampfspiele und Duelle.

Von nicht minderem culturchistorischen Interesse sind die Kampfspiele, welche in jener Zeit der Bedrängniß abgehalten wurden, vornehmlich wenn irgend ein freudiges Ereigniß bei Hofe oder die Ankunft eines hochgeehrten Gastes eine solche Festlichkeit als unumgänglich nöthig erscheinen ließen.



Das Fusturnier am Burgplatz zu Wien, 1565. (Seite 402 u. 403.)

Besonders markant sind diesbezüglich jene Feste, welche im Jahre 1565 bei Gelegenheit der Ankunft von Ferdinand's I. Schwiegersohn, Herzog Albrecht V. von Bayern (geb. 1528, gest. 1579), am Hofe Maximilian's II. zu Wien statthatten. Auf der Burgbastei wurde „ein überaus schöner und köstlich weiter Saal, lust- und Tanzhaus“ erbaut und auch im Arsenal geschahen große Anstalten, um Waffen und Schiffe zu den bevorstehenden Kampfspielen zu rüsten. Am 28. Mai hielt ein Herold

mit Trompetern und Pseifern einen Umzug und rief das Turnier aus, welches am Burgplatz abgehalten werden sollte. Nach der Sitte der Zeit war dasselbe in allegorischer Gewand gekleidet. Demnach verkündigte der Herold, daß vier tapfere Ritter, welche für ihre hingebende Liebe von ihren Schönen nur mit Undank belohnt worden seien, die Meinung hegten, es gäbe überhaupt nur mehr Herzlosigkeit bei den Frauen. Sie fordern daher alle Ritter, welche anderen Sinnes sind, heraus, diese Ansicht mit Schwert und Schwert zu erhärten.

Der Burgplatz wurde zu dem Turniere aufs schönste hergerichtet. „Vor der Burg ist ein schöner Platz, welcher hundert und vierzig schridt lang und hundert breit ist. Derselb Platz war überaus wol gebauet, gezieret und vermachet mit großen Bäumen umbundumb. Auch war allda vil schöner und zierlicher Pinen (Tribünen) gebauet für die Frauen und Jungfrauen vom Adel und ander Personen und in der Mitte des Platz ein ander Pine für die Richter und Ernholden (Herolde). Gegen diezer Pine über war die Turnierschranken.“

„Als nun das Turnier-Cartel angeschlagen war, wurden die Dänke (Turnierpreise) bekannt gemacht, die da gegeben werden sollten nach Erkenntniß der Frauen und edlen Jungfrauen. Da kamen nach und nach die Gäste alle herbei und war des Volkes fast zu viel in Wien, daß gar kein Unterkommen war. Wir aber“ — so erzählt Wolf Wolfrath, ein Augenzeuge im Gefolge des Herzogs von Bayern — „wobeten in den Häusern des Grafen von Salm, des Herrn Eisinger und des von Harrach, von welchen Gänge eingebrochen waren, eines in das andere Haus, dieselben bequemtlich zu bewohnen.“

„Als nun mein Herr, der Herzog, bei kaiserlicher Majestät gespeiset hatte, ging er mit allen Herrschaften am 12. Junius 1565 zur Jagd. Den folgenden Tag aber hob das Fußturnier an (Bild Seite 401) und sind zu demselben elf Barthelen aufgezogen in großem Schmucke, die hatten bei sich Trommeln, Pseifen und Trommeten. Darunter war auch Herzog Ernst II. von Oesterreich (geb. 1553, gest. 1595), des Kaisers Sohn, erst zwölf Jahre alt, der mit Herzog Karl II. von Oesterreich (geb. 1540, gest. 1590) zwei Spieße im Rennen gebrochen und fünf Streiche mit dem Schwert gar zierlich gethan.“

Zuerst waren die vier Mantenutoren (Plakhalter) und hierauf die turnierlustigen Ritter oder „Aventurirer“ (Abenteuerfuchenden) prunkend in die Schranken eingezogen, und da auch ein Preis für jenen ausgesetzt war, welcher „am zierlichsten auf dem Plan erscheinen würde“, so wetteiferten die Kämpfer in Pracht der Kleidung und des Gefolges. Neben einer großen Anzahl von Pagen, Dienern, Musikleuten und Reifigen fungirte beim Einzuge auch „der groß wällisch Trabant, mit Namen Bartl me, wie ein wilder Mann und hat in der Hand einen ganz großen Thaumbaum mit wurzen gehabt, die leung desselben Baumes war ungefehrlich fünf Klafter“. Dieser war der bekannte Hans Brav, der große Bauer von Trient, wegen seiner außerordentlichen Größe am Hofe Erzherzogs Ferdinand (Gemahl der Philippine Welser) zu Ambras gehalten. Seine Lanzknechtrüstung wird in der Ambrasersammlung bewahrt.

Eine Ueberraschung anderer Art bot eine Abtheilung, bei welcher unter mitleidender Trommel- und Pseifenbegleitung eine als Sybille gekleidete Frau erschien, welche verkündete, ein Ritter aus fernem Lande habe von der Aufforderung gehört, und da „sich doch seine Inamorata (Innigstgeliebte) immer und je gegen ihn ganz freundlich, dankbar und in allen treuen erwiesen hat“, so sei er bereit, mit Schwert und Speer

die angeschuldigten Jungfrauen zu vertheidigen. Hierauf wurde der Ritter selbst in einem Häuschen, wie ein Fels gestaltet, herbeigeführt, die Sybille schlug mit einem Stabe daran, der Fels öffnete sich, und der Ritter trat heraus, während zugleich die mit eingeschlossenen Vögel nach allen Seiten herumflogen.

Nachdem elf Parteien ihren Einzug gehalten hatten, begann das Kampfspiel, zuerst der Einzelkampf und dann die „Jolia“, in welcher die in zwei Parteien getheilten Kämpfer sich gruppenweise maßen. „Es sind gar vill spieß gebrochen, darnach traten sy mit den schwertern zusammen und schlugen ritterlich auf einander, in dem gethumbt und graussamen Geschrei haben die Hagtenschützen sich nicht gesaumbt, auch für und für abgeschossen, daß jeder mögen erachten, es wäre eine rechte Völkschlacht geschehen.“

Dem Zeitgeschmacke gemäß, durfte bei diesem Kampfspiele auch der Spaß nicht fehlen. „Wie nun in der Ordnung wiederum aus dem Schranken abgeschieden wurde“, berichtet Wolfrath, „ist erschienen ein kurzweilliger Marcolfus. (So wurde damals ein Schalksnarr genannt, aus Ursache, daß König Salomo's Hofnarr diesen Namen getragen haben soll.) Der war mit Hahnenfedern geschmückt, saß auf einem ungesattelten Esel rücklings und hielt den Schwanz für seinen Baum in der Hand. Den wollte unser Narr Kunz necken und hielt ihm einen Spiegel vor, der Marcolfus aber ließ — da lachten Alle.“

Den nächsten Tag fand in dem Tanzhause Abends ein Fest statt, bei welchem die Preise vertheilt wurden; dieselben bestanden in Waffen und goldenen Kränzen und wurden von „schönen und ehrlichen Jungfrauen überreicht. Die Sieger behielten aber nur die ersteren, die Kränze hat jeder „den Jungfrauen wieder geschenkt, sie artlich umhalsst und zu danz geführt.“ Auch wurden Maskeraden und Scenen aufgeführt, von welchen namentlich eine sehr charakteristisch war, wenngleich sie für unsere Zeit recht derb erscheint. Es erschien nämlich ein „Schalksnarr, geklaidt mit langer zotteter Hose und zerhauten lumpeten Wamms (Rock), der fuert mit jme ein Cupido wol verwahrt und gebunden mit einer großen gulden ketten. Cupido ist gewesen ein schöner junger kñab, der ging, als wenn er nachhet wär, in leibfarben Taffat, welcher dazu gericht und gemalt gewesen, also sauber, daß niemandt anders gemeint, denn er war nachhet. Und die Augen waren ihm verbunden mit einem weißen linnen Schleiertuch, auch hat er an dem ruckhen zwei weiße schöne Flüg, welche Federn mit Gold geschmückt waren. Also hat jm der Henther hin und her gefuert in dem Frauenzimmer und jme dem Cupido für und für mit seinen riemen und striden gedroht, er wöll in henkhen, wovern jme das Frauenzimmer nicht zuhilff theme.“ Zwei Knaben in weiblicher Kleidung nahmen sich des Liebesgottes an und riefen die Ritter zum Schutze desselben auf.

Die Erfindung des Scherzes gebührte dem spanischen Gesandten, Graf de Luna, der am nächsten Tage (17. Juni) das Spiel beim zweiten Turnier am Burgplatz weiterführte. Es war nämlich neben der Rennbahn, in welcher diesmal die Ritter zu Pferde erschienen, ein Galgen errichtet und auf der Leiter stand der Henker mit dem gebundenen Cupido. Jeder gelungene Lanzenstoß brachte den letzteren eine Sprosse tiefer, jeder mißlungene eine solche höher auf der Galgenleiter, bis endlich durch die Bemühung der Kämpfer die völlige Befreiung des Liebesgottes gelungen war, der nun den edlen Frauen und Jungfrauen übergeben und zu eigen geschenkt und ins königliche Frauenzimmer geführt wurde. „Nach der zehnten Partie kam ein großer Fels, mit kleinen Bäumlein besteckt, auf welchem ein Thurm stand. Als man nun mit einem Stabe

an den Fels schlug, that sich derselbe von einander und es ritt heraus in völliger Rüstung Herr Raspat von Fels, Freiherr von Schenkenberg. Alsdann aber ging das Thürmlein neben dem Galgen mit großem Krachen und Plagen an und flog umher als 1000 Haketlein. Dann aber wurde Tanz gehalten und die Tänze (Preise) untertheilt. Den ersten Tanz, ein goldenes Kränzlein, bekam Don Castello Marchese der Jungfrau Lasso de Castilia, die er herzte und zum Tanz führte; goldene Kränze bekamen Hans Minsky, der Freiherr zu Ulting und ein Herr von Bernsteins.

„Darauf am Tage Johannis des Täufers hielt Herr Graf Luna abermals ein Turnier, vor Wien im freien Feld, in dem untern Werb (Leopoldstadt) enthalten in Schlaggründen unterhalb des Tabor (Tabor) im freien Feldt. Da waren die Schranke errichtet und schön verziert mit Laub- und Blumenkränzen, zwischen hohen Tannbäumen je sechs Schritt weit einer von dem anderen. Und an dem ersten Baume des Grafen Luna Wappen, zwischen den Bildsäulen des Mars und der Venus. Es waren acht Schuh hoch und standen auf Säulen, zwischen Lorbeerbäumen, die Schilde böglein mit grünen Sträuchlein umwunden. Die Bühnen aber, auf welchen Kaiser Maximilian II. und die edlen Frauen standen, waren schön verziert und geschmückt und mit Teppichen behangen. Aber auf einer kleineren Bühne, etwas unter der größeren, saß eine schöne niederländische Jungfrau, gekleidet in weißen Sammet mit Silber. Vor ihr herab hing eine rothe Sammetdecke, daran war geschrieben auf Spanisch: „Dies ist die Schönste der Welt. Leget nieder euere Waffen, denn durch ihre Liebe und Gutmüthe habe ich gesiegt.“

Unter der Bühne stand die Wildsäule der Göttin Diana, umhängt mit den vier Wappen der Mäcenatoren. In dem Wappen des Grafen von Luna sah man einen mit Wasser umgebenen Felsen, an dem zu kurze Leitern lagen, auf welchen ein Bewappneter die Spitze erklimmen wollte, mit dem Spruche: „Dahin kein Weg reicht mein Fuß.“ Der Sohn des Grafen Luna führte fast eben dieses Wappen, darüber aber eine Hand, die nach einer schwarzen und einer weißen Kugel griff, dabei stand: „Ich hab' den besten Theil erwischt.“ Das dritte Wappen des Herrn Proskowsky hatte den Spruch: „Sie s mein 3 für O.“ (Sie achtet meine Treue ich nichts; also einer der Rebuffe aus frühester Zeit.) Das vierte Wappen des Don Merim zeigte einen Berg mit einer Perle; dabei stand „Preziosa“ (die Kostbare). Als nun aber der junge Graf Luna, genannt Don de Zuñones, einritt in die Bahn, war er geschriebene Zettel um sich, darauf stand: „Da ich mich an Euch ergab, spracht Ihr auch mein Urtheil ab, dennoch werd' ich standhaft sein und Euch lieben nur allein.“

Hierauf ritten nun die Parteien ein, „gar trefflich und zierlich geschmückt“, und es gefiel besonders wohl der Herzog von Münsterberg, der in einem mit Stroh verbräunten Kleide erschien und in seinem Schilde die Worte führte: „Es liegt mir eben nichts daran, Doch muß ich meine Ursach han. In solcher Farbe zu erscheinen. Das wissen die Edlen und Gemeinen.“ Er that dies deswegen, weil er im ersten Turnier keinen Dank erhalten hatte, obwohl er ihn gleich verdient zu haben glaubte. Der Freiherr von Pannewitz erschien ganz schwarz und hatte den Spruch: „Ich weiß, warum ich traure.“ Freiherr von Zellring führte den Reim: „Des Glücks ich wart Nach meiner Art.“ Aber dann kamen „viele vermunnt in Weibeskleidern, mit Larven, switzigen Hüten, waren spanisch gekleidet und hatten den Reim: Spitzig Nasen, helle Stimmen, Wohnt der Teufel darinnen“. Es war außer gerennt und gestochen, bekam auch mancher einen Denzettel und einige mußten der Bahn getragen werden.

Aber den ersten Dank erhielt Erzherzog Karl, „einen gülden Ring, durch eine ungarische Jungfrau, schön von Gestalt“.

Endlich wurde am 24. Juni ein großartiges Kampfspiel: „Sturm und Eroberung des Städtleins so an der Thuenaw gebaut gewesen“ unter Mitwirkung der Donau-Flotte abgehalten, wozu eine hölzerne Festung am Gestade gebaut war. Hiemit schlossen die Belustigungen, welche durch entwickelte Pracht, die Menge der Teilnehmer und die bewiesene Gewandtheit und Kraft jedenfalls zu den ausgezeichnetsten gehörten, welche Wien in und um seine Mauern begeben sah. Ueber diese Festlichkeiten hat der kaiserliche Herold Hans von Frankolin ein besonderes, 180 Folioseiten enthaltendes Buch unter dem Titel herausgegeben: „Turnier-Buch. Wahrhafter Ritterlicher Thaten, so in dem Monat Juny des vergangenen LXV. Jars in und außerhalb der Statt Wien zu Ross und zu Fuß auff Wasser und Land gehalten worden.“ Das Buch ist mit acht Folio-Kupferstichen von der Hand des renommirten Künstlers Hans Lautensack geziert, und diesem Buche ist unsere Illustration (Seite 401) entnommen. Hochinteressant ist dieselbe insbesondere dadurch, daß man den noch heute stehenden Tract der kaiserlichen Hofburg zu Wien, sogenannten Schweizerhof, und den Tract daneben getreu dargestellt sieht.

Ein absonderliches Kampfspiel aus jenen Tagen fand zu Graz statt und war dessen Held Freiherr Andreas Eberhard von Rauber (geb. 1507, gest. 1575), Jugendgefährte, vertrautester Liebling des Kaisers Maximilian II. und dessen Hofkriegsrath.

Rauber war eine der imposantesten Erscheinungen aller Zeiten. Seine Größe betrug drei Ellen, sein Körper war kräftig und vom schönsten Bau, sein Bart war von so ungeheurer Länge, daß er, in zwei dicke Röpfe geflochten, dem Stehenden nicht bloß bis zur Erde, sondern noch von dieser zurück an den Gürtel reichte. Seine Kraft entsprach dem Aussehen; ein Hieb seiner bewaffneten Hand spaltete den Kopf des grimmigsten Feindes bis zum Fuße des Pferdes, neugeschmiedete Hufeisen zerbrach er mit der Hand wie Glasplitter, und centnerschwere Steine oder Eisen flogen pfeifend in die möglichsten Entfernungen, wenn seine Riesenfaut sie schleuderte. Einmal hob er den Kaiser sammt Rüstung und Zugehör mit einer Hand aus dem Sumpfe, während die andere dessen Schlachthengst unter seinem Leibe hervorzog.

Diese außerordentlichen Eigenschaften verbreiteten sich, sein Ruf drang in die fernsten Länder, und bloß um diesen Herkules zu sehen, reisten viele Fremde aus weiter Ferne an den kaiserlichen Hof. Aber turnieren wollte Keiner mit dem Freiherrn, denn das wäre eine ganz vergebliche Sache gewesen, ihm gegenüber Sieger bleiben zu wollen.

Einmal, als der Kaiser den Erzherzog Karl in Graz besuchte, wurden ihm zu Ehren glänzende Feste und Kampfspiele gegeben. Waren selbe beendet, wurden alle Arten von Schauspielern, Tänzern, Gauklern, Taschenpielern u. dgl. in die Halle gelassen, wo sie ihre Künste producirten und den Hof zu unterhalten suchten. Unter anderm erschien eines Tages ein Diener, der einen Juden anmeldete, welcher außerordentliche Kraftübungen anzustellen bereit sei. Man ließ ihn eintreten, er verneigte sich ehrerbietig vor der hohen Gesellschaft, ließ einen düsteren Blick aus den buschigen Brauen auf den Freiherrn von Rauber schießen und erörterte dann, nachdem man ihm erlaubt habe, seine Kraftübungen zu zeigen, zuerst müsse er die hohe Gesellschaft mit seiner Person bekannt machen, und er sei niemand Geringerer, als ein Abkömmling des starken Simson und der Delila, nebstbei bekannt als der stärkste Mann in der ganzen Welt. „Oho, mäßige Dich!“ rief der Kaiser, der sich in seinem Freunde

beleidigt fühlte, „neben mir sitzt der steiermärkische Herkules, wie man ihn alle nennt; der tödtet Dich und noch zehn Andere Deines Gleichen durch einen einzigen Schlag seiner Hand.“ Der Athlet lachte verächtlich, was Rauber derart in Zorn versetzte, daß er, den Ort, wo er sich befand, vergeffend, schrie: „Gleuder Bräutigam! Steh' und kämpfe! Nicht umsonst sollst Du den Rauber herausgefordert haben.“

In einem Nu war der Speisesaal in einen Turnierplatz verwandelt; man brach die Würfel, und die beiden Kämpfer losten, welcher von ihnen dem Gegner den ersten Schlag beibringen sollte. Das Loß war dem Juden günstig, er versetzte dem Rauber mit seiner Riesenfaust einen solchen Schlag über den Kopf, daß derselbe ohnmächtig zu Boden sank und erst nach ein paar Stunden wieder zum Bewußtsein kam. Wüthend raffte sich Rauber auf, erfaßte mit der linken Hand den prahlerischen Athleten am Bart, wickelte ihn zweimal um dieselbe und führte mit der Rechten einen so furchtbaren Hieb darauf, daß ihm die Haare sammt dem Kinnbacken des Juden in der Faust blieben. Der Athlet stürzte zusammen und starb in wenigen Minuten an dieser schrecklichen Wunde.

Nicht lange darauf sollte ein neues Kampfspiel eigenthümlicher Art großes Aufsehen machen. Kaiser Maximilian hatte mit einer Gräfin von Ostfriesland eine Tochter Helene, welche wohl auf keinen Thron Anspruch machen konnte, aber jedem selbst dem edelsten Ritter, die wünschenswertheste Partie war. Sie besaß einen hohen schlanken Wuchs und das schönste griechische Gesicht, weshalb sie sich auf Verlangen ihres sie vergötternden Vaters stets in griechischer Idealtracht kleidete. Rauber liebte sie innig, und auch Helene mußte dem schönen, tapferen, riesigen Manne ihre Bewunderung zollen, welches Gefühl sich bald in Liebe verwandelte, und so mancher liebe Geschenk aus der theuren Hand, von scherzenden Neben des gütigen Monarchen begleitet, ruhte auf des Ritters Brust, unter seinem ungeheuren Barte verborgen. So der Gunst des Kaisers für seine Liebe sicher, wollte er schon als öffentlicher Bewerber um ihre Hand auftreten, als ihn die plötzliche Erscheinung eines gefährlichen Nebenbuhlers aus seinem Himmel schreckte.

Don Parcas di Montavides, Grand von Spanien, Besizer von unermesslichen Schätzen, zahllosen Ahnen und endlosen Titeln, trat auch als Brautwerber auf, und — was das Schlimmste war — er war kaum minder tapfer und stark wie der Freiherr, ja er überragte ihn noch um einen Kopf. Bereits schwankte der Kaiser in seinem Entschlusse, wenngleich die Waagschale mehr sich zu Rauber's Gunsten neigte; endlich aber entschied sich Maximilian für den Zufall. Es sollte nämlich derjenige der beiden Brautwerber, der im Kampfe Sieger bleiben würde, die Tochter erhalten; aber nicht im blutigen, sondern im lustigen Kampfe mußte solches geschehen. Statt Lanze und Schwert war jeder mit einem großen Sack versehen, und derjenige sollte als Sieger anerkannt werden, der den Andern zuerst in den Sack stecken konnte. Diesen Vorschlag nahmen die Nebenbuhler im Vertrauen auf ihre Stärke an.

Am bestimmten Tage trafen sie sich auf dem Turnierplatze zu Graz — dieser Platz wurde noch bis in die neueste Zeit der „Tummelplatz“ genannt — und als die neunte Stunde schlug, erschien der Kaiser an der Seite der schönen Helene mit seinem Bruder Karl und dem glänzenden Hofstaate. Helene war in griechischem Costüm: ihre königliche Stirne schmückte eine mit Gold und kostbaren Edelsteinen reich durchwirkte Binde, ihr schwarzes, dichtes, langes Haar fiel in schönen „Nocken“ herab, feurig blickte ihr schönes Auge nach dem Orte, von woher der Brautwerber auftreten

mußten, und als dieselben, versehen mit ihren Säcken, erschienen, flog ein unaussprechlicher Liebesblick dem österreichischen Freiherrn entgegen. Er drückte die Hand ans Herz, verbeugte sich zierlich und stellte sich in Positur.

Nachdem der Herold das übliche Zeichen gegeben — der Kreiẞwärtel schlug dreimal mit einem Weidenstäbchen an die Lanze, sodann durfte der Kampf beginnen — griffen sich die Gegner an. Grimmig balgten sie sich herum, packten sich gegenseitig mit den riesigen Fäusten und haschten nach Vortheilen durch Wendungen, so viel jeder konnte. Die Erde bebte unter ihren Füßen, der Sand flog weit umher, der Schweiß rann stromweise von den gerötheten Gesichtern; da — ein Schrei! — Rauber beugte ein Knie.

Der Schrei war aus Helene's Brust gedrungen. Wie elektrisches Feuer berührte er den Freiherrn. Wie Anteus von seiner Mutter Erde, schien er neue Kräfte zu bekommen; er erhob sich fest,kehrte seine Rolle um, packte den „spanischen Herkules“ um den Leib, daß dieser sich nicht bewegen konnte, hob ihn hoch in die Luft und — schubbs zappelte derselbe im Sack. Das Volk hallolte Beifall.

Nun trug Rauber den im Sack zappelnden Spanier in einer Hand, mit weit vorgestreckten Armen, bis zur Tribüne des Kaisers, wo er ihn zur Erde fallen ließ. Beschämt und mit geknackten Gliedern kroch der Don heraus. Maximilian umarmte den Freiherrn öffentlich als Eidam, und Helene drückte ihm freudig den Brautkuß auf die Lippen. Vom Kampfplatze weg ging der feierliche Zug in die Kirche zum Trauaktare, von da zum Hochzeitsfeste. Der Spanier ging traurig in sein Vaterland zurück und vergrub sich vor Scham in ein Dominikanerkloster. Seit dieser Zeit hieß Helene unter dem Volke nur die schöne „Scharfäckerin“, und es entstand das Sprichwort: „Einen in den Sack stecken“, was so viel bedeutet, als über jemand irgend einen Vortheil gewinnen. Rauber lebte mit Helene nur eine kurze Ehe, die kinderlos geblieben. Später vermählte er sich zum zweitenmale mit einem kaiserlichen Hoffräulein aus ungarischem Geschlechte, Namens Ursula von Ezillagh, welche ihm vier Paar Zwillinge gebar. Rauber's Bild in Lebensgröße bewahrt das Johanneum in Graz, von welchem unsere Illustration (S. 416) eine Wiedergabe bildet.

Nicht selten arteten die lustigen Kampfspiele in gar ernste Duelle aus, von denen einige geschichtliche Berühmtheit erlangten und in den Chroniken verewigt wurden, wie z. B. die folgenden.

„Im Jahr 924, etliche sezen 930, kam ein ungläubiger Ungar, Graco mit Namen, eine Person von zehn Schuh Länge, hieher nach Regensburg, um Leib und Seele (Tod und Leben) zu kämpfen. Weil er andern Orten obgelegen (Sieger geblieben), wollte sich hier niemand seiner annehmen (den Kampf aufnehmen). Endlich erbietet sich Hans Dollinger*), ein adeliger Bürger allhier, dessen Voreltern adelige Güter in Bayern gehabt, und wagte sich an den Heiden, der aber den Teufel zum Beistand hatte. Der erste Ritt mißlang dem Dollinger; in dem andern aber hat er den Heiden umgebracht. In einer vornehmen Behausung, dem Rathhaus gegenüber, und jetzt dem Wolf Heinrich Haßl gehörig, befinden sich in einem Saal nicht allein Kaiser Heinrich des Voglers und beider Kämpfer Bildnisse, aus Gips lebensgroß gemacht, sondern auch auf einer Tafel die Sache mit alten Reimen beschrieben, wie folgt:

*) Die Familie Dollinger ließ sich später in Oesterreich nieder, kam daselbst zu großem Ansehen, starb jedoch anfangs des siebzehnten Jahrhunderts aus.

Es ritt ein Türk aus Türkenland,
 Er ritt gen Regensburg in die Stadt, da Stechen ward.
 Von Stechen ward er wohl bekannt,
 Da ritt er für des Kaisers Thür:
 „Ist jemand hie, der komm herfür,
 Der stechen will, um Leib und Seel,
 Um Gut und Ehr, und daß dem Teufel die Seele wär.“
 Da waren die Stecher all verschwiegen,
 Keiner wollte dem Türken obliegen,
 Dem leidigen Mann, der so trefflich stechen kann,
 Um Leib und Seele, um Gut und Ehr,
 Und daß unsers Herrn die Seele wär.
 Da sprang der Dollinger herfür, wohl um, wohl um,
 Ich muß hiefür an den leidigen Mann,
 Der so trefflich stechen kann.
 Das erste Reiten, das sie thaten,
 Sie führten gegeneinander zwei scharfe Speer,
 Der eine ging hin, der andere her,
 Da stach der Türk den Dollinger ab,
 Daß er an dem Ruden lag.
 „O Jesu Christ sieh mir bei, sieh mir ein Zweig,
 Sind ihrer drei, bin ich allein,
 Und führ meine Seel ins Himmelreich.“
 Da ritt der Kaiser (Heinrich I.) zum Dollinger, so stehend,
 Er führt ein Kreuz in seiner Hand,
 Er strichs dem Dollinger über den Mund,
 Der Dollinger sprang auf, frisch und gesund.
 Das andert Reiten, das sie da thaten,
 Da stach der Dollinger den Türken ab,
 Daß er an dem Ruden lag.
 „Du herrlicher Teufel, nun stehe ihm bei,
 Sind ihrer drei, bin ich allein,
 Und führ seine Seel in die bittre Höl hinein“

Dieses Turnieren oder Stechen geschah auf dem großen Platz vor der
 stube und bekam von dem Heiden den Namen „Heid“ Hans Dollinger,
 wie er große Ehre aufgehoben, also ist er und seine Nachkommen von dem Kai-
 sonderbaren Freiheiten begnadigt worden. Craco's Waffen sind zu Niedern
 1600 Jahre bei Sanct Erhard's Grab aufbewahrt worden, bis selbe im Jahre
 Kaiser Karl V. von der damaligen Frau Hebristin von Achaim begehrt, em-
 und mit sich nach Wien geführt.“

Von einem späteren berühmten gewordenen Duell erzählt die Chronik Fol-
 „Als man zählte nach Christi Geburt 1487 Jahr, zog Herzog Sigismund
 Oesterreich mit Heeresmacht zu Felde gegen die Venediger durch Hil-
 feistand mehrerer Fürsten, in trefflicher Anzahl und lagerte sich vor die
 Roveredo an der Etich, des unterstanden sich die Venediger zu wehren, und li-
 sich gegen ihn. Und als beide Heere etliche Tage gegen einander gelegen,
 ein Walch*), Antonio Maria genannt, ein Sohn des Signor Ruberto, der
 der Venediger Hauptmann und in trefflichem Ansehen war, in das österrei-
 cheer: Ob jemand sei unter den Deutschen, der mit ihm kämpfen wolle, den w

*) Mit dem altdeutschen Worte wal, walich, bezeichnete man ehemals überhaupt einen F-
 ipäterhin jedoch besonders einen Italiener, wofür auch der Ausdruck „wälsch“ kommt.

bestehen (besiegen). Da das dahin kam, jagte Graf Hans von Sonnenberg (Bild Seite 417), ein geborener Truchseß von Waldburg: „Das will ich thun und mag er kommen. Ich will kämpfen mit ihm von wegen der Deutschen, zu Rosse, um 1000 Goldgulden auch Waffen und Rosß.“ Und ward der Kampf also abgeredet, daß derselbe



Vertheidigung einer Schlossfrau gegen die rebellischen Bauern. (Seite 397.)

sollte gehalten werden zwischen beiden Lagern und verboten sein bei Strafe des Henters, daß jemand ein Wort reden, winken, zurufen, Zeichen geben u. sollte. Die Zeugen waren Ritter und Edle, eine erlesene Anzahl und das Zeichen (der Kampfeinstellung, Bekennniß der Ueberwindung) war Sancta Katharina. Wenn einer der Kämpfer dieses schrie, sollte zugelaufen (Hilfe gebracht) werden.“

„Als sie auf die Bahn kamen, legten jeder seine Lanze ein und als die Trompeten ertlangen, rannten sie auf einander zu. Der Graf fehlte seinen Gegner, dieser aber traf ihn auf die Brust. Aber an des Welschen Pferd brach das Eisen, es rann davon und warf ihn über die Schranken. Er raffte sich aber sogleich wieder auf und nur traten beide mit den Schwertern gegeneinander. Der Welsche entrang ihm daselbe und hatte der Graf nur noch Kolbe (Streitkeule) und Dold. Die Kolbe warf er weg. Da erschrafen die Deutschen gar sehr und meinten, er wolle sich gefangen geben. Da lief der Welsche ihn mit seinem eigenen Schwerte an, und der Graf machte mit seinem Dolden ein Kreuz vor sich, sprang seinem Gegner aus dem Stiche und unterlief ihn.“

„Nun kam es zum Ringen. Der Welsche vermeinte den Deutschen niederzuwerfen, aber es wollte nicht gehen und Beide fielen zusammen nieder. Des Welschen Kopf lag unter dem Arme des Deutschen und jenes linke Hüfte über ihm. Des Ringens ziemlich matt, griff endlich der Deutsche nach des Welschen Blöße mit der linken Hand, hob ihm etliche Male den Ringharnisch auf, wechselte den Dold mit der anderen Hand, faßte den Dold an der Klinge, an der er sich selbst schnitt, brachte aber doch den Dold seinem Gegner in die Blöße (unbeschützten Leibestheil) und stach ihm denselben von hinten hinaus in die Beine, drei bis viermal in den Leib, bis der Dold stecken blieb, so, daß er ihn am Hest fassen konnte, und den Welschen hart verwundete. Da schrie dieser Santa Catarina!“

„Sogleich ließen die Grieswärtel (Wärter des Kampfplatzes, der mit Gries, groben Sand, bedeckt war) hinzu, um sie auseinander zu bringen und der Deutsche stand als Sieger auf. Sogleich aber fiel er wieder auf die Knie und dankte Gott für diesen Sieg. Antonia Maria wurde aufgehoben und verbunden und mit vielen anderen Welschen ins Lager geführt, wo sie wohl empfangen und traktirt wurden. Die Kämpfer beschenkten einander mit schön geschmückten Rossen und wurden nachher die besten Freunde, wechselten Briefe und schickten einander Geschenke. Aber die tausend Dukaten bezahlte der Welsche nicht, ob er sie gleich verloren hatte und der Deutsche mahnte ihn nicht.“

In der Stiftskirche zu Wolfsegg in Oberösterreich sieht man auf einer hölzernen Tafel den Kampf des Grafen von Sonnenberg mit dem Sohne des venetianischen Heerführers, Namens San Severino, abgemalt, mit einer Erzählung desselben in alten deutschen Reimen.

Der berühmte Chronist Ritter Richard von Stein berichtet ebenfalls über ein sehr charakteristisches Duell: „Bei dem Turniere, welches zu Linz im Jahre 1521 zur Hochzeitsfeier Ferdinand's I. gehalten worden, hat ein vornehmer Spanier an Ihrer fürstlichen Durchlaucht Hof die Deutschen hoch verachtet, sich mit einem Herrn oder Rittersmann um Leib und Leben zu kämpfen angeboten, auch darüber an das Rathhaus sein Vorett angeschlagen. Als sich aber aus bedenklichen Ursachen, damit die Hochzeitsfreude nicht möchte gestört werden, keiner so bald gefunden, hat sich gedachter Spanier noch mit mehr verächtlichen Worten wider die Deutschen hören lassen.“

„Nun vermeinte Herr Sebastian von Rosenstein*), als im Land ob der Enns, solches vertheidigen zu sollen: darauf sich beide Theile eines Tages verglichen, gerüstet und Jeder mit seinen Anhängern auf den Platz gezogen, der Spanier zwar, mit großer Pracht und meisten Hofgesind zum Donauthor hinein, Herr von

*) Aus dieser Familie stammt das spätere Geschlecht Starbemberg.

Losenstein aber doch zuvor mit etlichen wenigen Beiständen, von der Gasse, wo jetzt das Landhaus ist. Jenem sind ihrer viere vorgeritten, mit roth und weiß angestrichenen Stäben, dieser hat sein Roß, als er den Helm noch nicht aufgesetzt, getummelt, wie auch der Spanier hernach gleichfalls das seinige, zierlich und wohl. Es hat aber Herr von Losenstein einen Weidenhander angehangen, dessen sich Männiglich verwundert, was er zu Roß damit machen wolle. Auf seinem Roß hat er einen Maulkorb geführt, und ist sein Roß dahin abgerichtet gewesen, wann er ihm den Maulkorb abgeworfen und ihm zugesprochen, daß es das andere Roß unversehens angefallen. Auf dem Plage sind Bühnen aufgemacht gewesen für Ihre fürstliche Durchlaucht (Ferdinands Gemahlin, die königlich ungarische Prinzessin Anna, von welcher bereits bei dem politisch wichtigen Feste der Doppelheirat Seite 195 die Rede gewesen) und dero Frauenzimmer.“

„Als sie nun mit den Spieken gegen einander gerennt, haben sie Beide gefehlt, darauf zu den Wehren gegriffen, allda der Spanier den Herrn von Losenstein mit Stechen und Schlagen sehr hart angegriffen, von welchem er sich eine gute Zeit mit Verdecken aufgehalten, also daß auch seine Befreunde darüber erschrocken und vermeint, es hätte ihn der Spanier verzagt und erschrocken gemacht. Wie nun der Spanier sich damit abgemüdet und Herr von Losenstein seine Gelegenheit ersehen, hat er dem Roß den Maulkorb abgeworfen, seiner Gewohnheit nach zugesprochen und den Raum schießen lassen, welches des Spaniers Roß bei der Nase erwischt und festgehalten, Herr von Losenstein aber mit seinem Weidenhander dem Spanier den Helm aufgeschlagen, bloß geschlagen und hart verwundet auch gleich den Baraus machen wollen.“

„Als aber Ihre fürstliche Durchlaucht gesehen, in welcher Gefahr der Spanier sei, haben Sie Fried zu nehmen geschrien, darauf die Spanier, die auf der Bühne gedient, ihn hinweggenommen und also beim Leben erhalten, dessen Herr von Losenstein sehr übel zufrieden gewesen, mit Vermelden, da (wenn) der Spanier den Vortheil vor ihm gehabt, wüßte er nicht, wie es ihm ergangen wäre; doch hat er sich zur Ruhe begeben und ist sammt seinen Beiständen mit Frohlocken abgezogen; darauf die Spanier etwas stille geworden.“

Ein tragisches, in Wien viel Aufsehen erregendes Duell war das des böhmischen Cavaliers Otto von Buchomicz mit dem Grafen Niklas Salm, Enkel des berühmten Bertheidigers von Wien (1529), Reichs- und Hofkriegsrath, Generalstatthalter und Commandant der ungarischen Grenzfestung Kanizza (gest. daselbst 1580).

Beide Herren befanden sich im Rathe vor dem Kaiser Rudolf II., welcher die Regentenwürde erst ein Jahr nach dem Tode seines Vaters besaß und noch nicht Prag zu seiner Residenz gewählt hatte. Graf Niklas Salm erstattete Bericht über das Grenzschloß Kanizza und wurde beim Hinausgehen aus dem Rathe vom Herrn Otto von Buchomicz zur Rede gestellt, daß er vor Seiner Majestät des Grenzschlosses Erwähnung gethan, da doch diese Angelegenheit noch nicht von den Kriegsräthen vorher erwogen worden wäre, daher zum Vortrage an den Kaiser nicht reif gewesen sei. Wahrscheinlich war der Graf beim Kaiser dadurch den anderen Kriegsräthen in die Quere gefahren und Buchomicz gab nur den Ideen des Gesamt Rathes Ausdruck.

Graf Salm antwortete ihm: „Verschont mich mit solchen Worten, zum wenigsten im Borgemache des Monarchen, und wenn Ihr schon irgendetwas von mir wollt, so eröffnet es mir an einem andern Orte.“ Darauf entgegnete Buchomicz: „Was ich

Euch zu sagen habe, laun ich Euch hier wie anderswo ins Gesicht sagen.“ — Nur gab ein Wort das andere, bis sich beide im „Ruchenwald außerhalb der Stadt“ (nachmals Roßstadt, Roßerano, heute Verchenfelderstraße) bestellten. Dort fanden sie sich auf ihren Pferden ein, ohne jemand anderen bei sich zu haben, als einen Jungen, der ihnen, nachdem sie abgestiegen waren, die Pferde hielt. Sie griffen zu den Waffen und wurden sogleich handgemein.

Ruchomicz erhielt den rechten Arm an zwei Stellen durchbohrt und starb an Verblutung; Salm wurde am Kopfe, indeß nicht gefährlich, verwundet, weil er geschickt die Stöße seines Gegners mit dem Dolche — dieser spielte damals neben dem Schwerte in den Zweikämpfen eine gewichtige Rolle — auffing, sonst würde er ohne Zweifel getödtet worden sein; denn zwei Streiche, welche Ruchomicz nach ihm führte, parirte er mit seinem Dolche und hielt sie mit genauester Noth auf, so zwar, daß sein Dolch nach beendeterm Duell sich beinahe mitten entzwei gehauen befand.

Dieses ist übrigens das erste geschichtlich bekannt gewordene Duell, welches auf dem in späterer Zeit so berühmten Marktplatz, der nachmalig sogenannten Roßeranogasse, von der noch späterhin die Rede sein wird, stattgefunden hat.



Episoden und Kriegerotypen.

Nicht nur die Thaten großer Feldherren, auch die heldenmüthige Aufopferung einzelner einfacher Persönlichkeiten verdient als Beispiel der Nachahmung oder zur Ermuthigung Erwähnung. Besonders reich sind diesbezüglich die Episoden aus den Türkenkriegen, deren schon mehrere erwähnt wurden, hier aber noch mehrere nachgetragen werden sollen.

So erzählt der gleichzeitige Annalist Friedrich II. von der Pfalz folgende That eines einfachen Reiters. „Auf dreißig Schiffen hatten 20.000 Türken die Donau überjezt und das Marchfeld mit Raub und Brandlegung heimgesucht. Julius Graf von Hardegg, vor dessen Augen ein großer Haufe derselben eben Schloß und Dorf Schmieda angezündet hatte, stürzte mit 200 Reitern so gewaltig in ihre Reihen, daß sie beinahe alle niedergemetzelt waren, ehe sie dessen Gegenwart bemerkten. Von den Seinen verlor er nur einen Mann, der Roberte hieß, und dieser starb auf eine hochrühmliche Weise. Gleich beim ersten Angriffe hatte Roberte nämlich sein Pferd so heftig mitten in die Feinde hineingespornet, daß er mit den bereits Fliehenden bis an die Schiffe fortstürmte, hier sich nicht lange besann, sondern in eines derselben, das von Türken ganz angefüllt war, sprang, es umwarf und selbst mit unterging. Allgemein war die Annahme, daß die That Folge eines raschen, heldenmüthigen Entschlusses gewesen.“ (Siehe das Bild.)



Selbstauferung des Bardeausohns Ritters Koterle

Interessant dürfte die Erwähnung sein, daß die Ahnen des berühmten russischen Marschalls Diebitich-Sabalkanski Oesterreicher waren und sich in kaiserlichen Kriegsdiensten rühmlichst auszeichneten. Das Geschlecht der Diebitich gehörte zu dem ältesten Adel Schlesiens und insbesondere des Fürstenthums Glogau, in welchem seine Stammgüter liegen. Früh schon traten die Mitglieder dieses Hauses in der Geschichte des Landes mit Auszeichnung auf; man findet in den Annalen von Glogau, daß sie schon im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ebenso sehr in den Kriegszügen der Schlesier als in der Magistratur hervorragten. Sie leisteten den schlesischen Herzogen die Heerfolge und kämpften unter ihren siegreichen Fahnen namentlich gegen die Ordensritter in Preußen während des blutigen Krieges, welcher im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts dem Orden so viel Unglück brachte.

Später, und nachdem die Herrschaft über Schlesien an das Haus Oesterreich übergegangen war, erschienen die Diebitich oft als Landesälteste der schlesischen Fürstenthümer und als Träger angesehenen Hof- und Staatsämter. Der merkwürdigste derselben ist der Ritter Hans von Diebitich, welcher im Jahre 1529, während der Belagerung von Wien durch Sultan Soliman, gegen die Türken focht und unter den tapfersten Streichern glänzte. Es ist interessant, zu bemerken, wie ein Diebitich, als einer der Häuptlinge der schlesischen Ritterschaft, im September des Jahres 1529 die damalige Hauptstadt der Christenheit gegen den mächtigsten der Sultane vertheidigen half, und wie einer seiner Abkömmlinge — der russische Feldmarschall Graf Hans Karl Diebitich-Sabalkanski, der Ueberschreiter des Balkan, daher sein Beiname — den ritterlichen Muth der alten und alle strategische Kunst der neueren Zeit in sich vereinend, genau dreihundert Jahre später, im Jahre 1829, ja auch in demselben Monat, die Hauptstadt des Islam mit dem nahen Widerhall seiner Waffen schreckte.

Ueberhaupt zeichnete sich Schlesien schon 1529 durch seine Rüstung zur Wehre gegen die Osmanen vorzüglich aus. Als Soliman verheerend in Oesterreich einbrach und verkündete, er suche König Ferdinand, um sich mit ihm zu messen, da versammelten sich rasch die schlesischen Stände in Breslau und beschloßen, dem König Ferdinand 7000 Reiter, 3000 Mann Fußvolf, 200 Wagen und 8000 Rüstpfertde zu Hilfe zu schicken; überdies rüstete sich das ganze Land, die Grenzfesten wurden bewehrt, das Volk aufgeboten und über jeden District ein Oberster gesetzt.

Große Verdienste in den Türkentriegen erwarben sich die Serben, welche, einer Aufforderung der ungarischen Könige zufolge, tractatmäßig als Nation, mit Zusicherung ihrer Religion, Nationalität, Sprache u. s. w. in das wüste und durch die Barbaren verheerte Unterungarn aus Serbien gezogen waren und die Barbaren mit ihrer bedenkenden Waffenmacht aus Unterungarn vertrieben haben. Als die Türken durch hundert dreißig Jahre die Stadt Ofen und den größten Theil von Ungarn im Besiz hatten und alle Magyaren gegen die Karpathen gedrängt wurden, da bildeten die Serben mit ihrer tapferen Brust eine feste Mauer zwischen den Türken und Magyaren. Der unüberwindliche Knez (Fürst) Paul Brankowics hatte die Türken aus dem Banate vertrieben und wurde für seine großen Thaten vom ungarischen Könige, als ungarischer Unterthan, zum Ban im Banate und zum Juxtae curiae ernannt. Der Serbe Monosterly, Vice-Woiwode, übte mit seiner Armee bei Salankemen Wunder der Tapferkeit; hochberühmt wurden die Helden Balics.

Paul Balics kämpfte im Jahre 1524 gegen den mächtigen Ferhat Pascha; entging 1526 der unglückseligen Niederlage bei Mohacs, diente hierauf dem Könige

Nach Verlauf von fünf Tagen, den 24. Juli, zeigte sich der türkische Vortrab das erstemal vor Nagy-Ida. Die Aufforderung zur Uebergabe wurde von den wackeren Vertheidigern mit Kanonen- und Flintenschüssen beantwortet: A p n i n Pascha lagerte hierauf ergrimmt mit seiner vollen Macht vor dem Schlosse und bestürmte es, da der felsige Grund den Minenbau nicht zuließ, unter einem unaufhörlichen Feuer aus allen seinen Geschützen. Adonyi und seine Zigeuner erwiderten dasselbe nach Möglichkeit und schlugen sieben Stürme der Türken so tapfer zurück, daß der Pascha nach dreizehn Tagen an der Einnahme des Schlosses verzweifelte und sich, nachdem er über vier-tausend Mann vor dessen Mauern verloren hatte, zum Abzuge entschloß.

Aber auch im Schlosse war Mangel an Munition eingerissen, und obwohl der eben so tapfere als umsichtige Adonyi die größte Sorgfalt und Sparsamkeit bei der Ladung der Geschütze anbefahl, so fanden die Zigeuner an dem unausgesetzten Abfeuern derselben doch so großes Vergnügen, daß am vierzehnten Tage, wo der Abzug der Türken erfolgte, nur mehr einige Pfunde vorrätig waren. Durch diesen Mangel und einen bösen Zufall sollten alle Früchte der Vertheidigung verloren gehen.

Es suchte nämlich Adonyi nach dem Abzuge der Feinde die Zigeuner im Schlosse zurückzuhalten, diese aber wollten nichts davon hören, sondern liefen, in dem ihrem Völkchen angeborenen Erwerbsinn, sogleich nach der Stätte des Türkenlagers, um in demselben Nachlese zu halten. Zwei derselben geriethen hier in die Hände der türkischen Nachzügler, wurden ergriffen, vor den Pascha geschleppt und verriethen hier, von dem Tode bedroht, den vertheidigungslosen Zustand von Nagy-Ida.

A p n i n Pascha gab diese Neuigkeit seinen entmuthigten Truppen kund und kehrte hierauf mit der ganzen Macht vor das Schloß zurück, aus welchem überdies ein Theil der Zigeuner bereits abgezogen war. Die zusammengeschmolzene Besatzung wehrte zwar den erneuerten Sturm noch einige Stunden mit Piken, Alexen und Schaufeln ab, konnte aber, bei der einreißenden Muthlosigkeit, nicht länger widerstehen, und am Abende desselben Tages wurde die weiße Fahne, das Zeichen der Unterwerfung, aufgesteckt. Der ergrimnte Pascha gab das Schloß den Flammen preis, die tapfere aber unbesonnene Besatzung jedoch mußte über die Klinge springen. Wahrscheinlich theilte auch der tapfere Moses Adonyi dieses traurige Schicksal, wenigstens ist die Sage, daß er mit vier Zigeunern dem Bluthade entronnen und nach Kaschau gelangt sei, durch nichts beglaubigt.

Die Vertheidigung des Schlosses selbst ist nur in Windisch's Geographie von Ungarn mit wenigen Worten erwähnt, daher die vorliegende nähere Schilderung Interesse gewähren dürfte. In Nagy-Ida soll bis 1797 eine jetzt verlorene Steintafel die Erinnerung an die heldenmüthige Vertheidigung, sowie an das traurige Ende des tapferen jüdischen Anführers Moses Adonyi und seiner Kampfgenossen bewahrt haben.

Eine durch ihr tragisches Schicksal hervorragende Persönlichkeit aus dem Kriegerleben jener Tage ist Georg Wüst, der Feldprediger eines kaiserlichen Regiments in Ungarn, bekannt unter der volksthümlichen Bezeichnung „der Soldaten-Magister“.

Im Monat Mai des Jahres 1593 hatte ein Leipziger Kaufmann, Adolf Weinhausen, welcher der Calvinischen Lehre anhing und bereits seit acht Jahren, wo er aus Bern eingewandert, das Lob eines frommen, ehrenwerthen Mannes genoß, einige Studenten zur Mahlzeit eingeladen, zu der sich auch ein Leipziger Professor, Doctor Major, und ein Wittenberger, Doctor Huber, welcher ebenfalls Calvinist war, einfanden. Als die Geister des Weines die Gemüther erhitzt hatten, kam es zwischen den

Gasten zu heftigen Streitigkeiten, welche von denselben weitergetragen, schließlich ganze Stadt ansteckten und einen gewaltigen Tumult hervorriefen. Die Häuser Calvinisten wurden gestürzt, ihre Effecten zerstört und sie selbst aus der Stadt trieben. Erst nach mehrtägiger Herrschaft der aufgeregten Menschenmassen gelang beoaffneten Bürgerchaft, die Ruhe wieder herzustellen. Von den Rädelsführern vier: ein Kürschner, ein Zimmermann, ein Maurer und ein Leichgräber verhaftet nach kurzem Proceß auf öffentlichem Markte enthauptet, ihre Leichname aber mit Ehren auf den Gottesacker gebracht und zusammen in ein Grab gelegt.



Eberhard von Rauber mit dem langen Bart. (Seite 407.)

Die vier hingerichteten Handwerksleute waren eigentlich die Sündenböcke hoher stehende Haupttumultuanten, namentlich Studenten, welche man entweder abhiet ließ, oder die sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht hatten. Unter letzteren befand sich auch der Student Georg Wüst aus Regau, einem Städtchen nahe Regensburg, ein riesenstarker, in allen ritterlichen Künsten wohlgeübter Mensch. Wüst war ein Mann, der in allen Künsten gab, fehlte er niemals, und in den Herbergen war er der Schrecken bürgerlichen Wastes. Seine Heldenthaten wurden zum Stadtgespräch, und im Colloquium wagte ihm kein Commiliton (Vergenosse) zu widersprechen, denn seine Tapferkeit lag stets am Degengriff. Trotzdem Georg Wüst bei der Studentenschaft

unbeliebt, denn er hatte ein ehrliches Gemüth und stand immer dem Schwachen als Schutz zur Seite, auch galt er für einen Burschen, der was gelernt hatte; ferner war er ein guter Musiker und auf der Thomasschule Collaborator (Lehrergehilfe) gewesen.

Bei dem oben erwähnten Tumulte hatte Georg Wüst eine Hauptrolle gespielt, so unter Anderem die wilde Rote dreimal persönlich gegen Weinhauser's Haus, das durch Schüsse vertheidigt wurde, geführt, und als es erstürmt war, die Tumultuanten aufgefordert, alles darin Vorhandene zu zerstören und in Stücke zu schlagen. Sowie die Ruhe wieder hergestellt war, konnte man nicht umhin, auch nach Georg Wüst zu fahnden: der hatte jedoch schon längst die Stadt im Rücken. Damit war die Sache



Der Graf von Sonnenberg (Seite 409.)

abgethan, und nachdem die vier Handwerker ihre Köpfe verloren, legte sich auch die allgemeine Aufregung.

Georg Wüst war nach Ungarn geflüchtet und dort in ein kaiserliches Regiment als Feldprediger eingetreten. In diesem Amte hatte er vier Jahre zugebracht, als ein Streit mit einem Reiterofficier den Feldprediger bestimmte, seines Friedensamtes zu vergessen und den Officier vor die Klinge zu fordern. Georg Wüst stach seinen Gegner todt, und drei Kameraden des Getödteten hatten, dem trefflichen Fechter, einem der eminentesten Schüler der „Bruderschaft von St. Marcus“ (S. 38 bereits besprochen) gegenüber, dasselbe Schicksal. Es würde wahrscheinlich noch zu weiteren Duellen gekommen sein, wenn nicht der Regimentsvorfeser sich ins Mittel geschlagen und den Feldprediger in Haft genommen hätte.

Eines Abends brach jedoch derselbe aus seinem Gefängniß und flüchtete nach Böhmen, von wo er ein Bittschreiben an den Churfürsten Friedrich Wilhelm I. von Sachsen richtete und um freies Geleit nach Leipzig bat, um daselbst seine Sache wegen des Aufruhrs gegen die Calvinisten persönlich zu vertheidigen. Das Gesuch fand Genehmigung, und Georg Wüß wußte seine Betheiligung bei dem Tumult geschickt zu entschuldigen, daß er begnadigt wurde, jedoch unter der Bedingung, seinen ständigen Aufenthalt nicht in Leipzig zu nehmen, sondern sich in seiner Vaterstadt Pöggau niederzulassen. Dies geschah, nachdem er bei der Universität Leipzig die Magisterwürde erworben hatte.

Der „Soldaten-Magister“, wie man ihn jetzt allgemein nannte, führte in Pöggau ein eingezogenes Leben; er schrieb einige theologische Streitschriften und unterrichtete Kinder angesehener Familien. Merkwürdig war seine Gewohnheit, stets einen Degen an der Seite zu tragen. Es war dies eine der langen spanischen Stoßklingen mit breitem Korb und Kreuzbügel, wie sie seit Mitte des sechzehnten Jahrhunderts üblich geworden, sich bis nach dem dreißigjährigen Kriege in Mode erhielten. (Vgl. Seite 425.) Das Recht, eine Wehr zu tragen, konnte ihm, als einem dem Gelehrtenstande angehörigen Manne, nach damaligen Gesetzen nicht verweigert werden. Da sollte ein neues, selbstverschuldetes Unheil den „Soldaten-Magister“ treffen.

An einem schönen Frühlingstage des Jahres 1597 war der „Soldaten-Magister“ mit seinem Vetter Martin Schumacher nach Leipzig gefahren, wo letzterer Einkäufe zu besorgen hatte. Der „Soldaten-Magister“ hatte noch manchen alten Bekannten und Commilitonen daselbst, und bei solchen Besuchen that er insgemein im Collegieneller einen guten Trunk, wie es damals im Freundeskreise zur guten Sitte gehörte. So kam es denn, daß dem „Soldaten-Magister“ heute das Bier ganz außerordentlich mundete, und als er Nachmittags aufbrach, um den Rückweg nach Pöggau anzutreten, befand er sich in der übermüthigen Stimmung, durch welche er leicht zum Raufbolde wurde. Es gelang indessen seinen Freunden, den gefährlichen Bechgenossen bei guter Laune zu erhalten, und mit dem Wunsche baldigen Wiedersehens trennten sie sich. Als der „Soldaten-Magister“ in die Herberge kam, fand er daselbst seinen Vetter schon seiner harrend, und beide bestiegen den Wagen zur Heimkehr.

Vor der Stadt, unfern der Windmühle, begegnete den Heimkehrenden ein Bauersmann, Hans Ott aus Baalsdorf, welcher mit zehn Pferden einen großen Eichstamm zum Schloßbau nach Leipzig führte. Da Ott nicht auswich, erbitterte dies den „Soldaten-Magister“ dergestalt, daß er seinem Vetter die Peitsche aus der Hand riß und damit nach dem Bauersmann schlug. Dieser gab jedoch die Hiebe zurück und verjetzte dadurch den „Soldaten-Magister“ in die größte Wuth. Er sprang vom Wagen, zog den Degen aus der Scheide und stieß die Klinge dem alten Bauersmann durchs Herz.

Nachdem die unselige That geschehen, so kam der Mörder zur Besinnung und überschaute die Folgen. Schon sah er von der Windmühle den Müller mit einem Beile bewaffnet herbeieilen, dessen Ruf noch mehr Leute hinzulockte. In der ersten Bestürzung suchte Georg Wüß sich in einem Kornfelde zu verbergen; als er jedoch die Vergeblichkeit dieses Rettungsmittels einsah, ging er den Verfolgern herzhafte zu Leibe. Diese waren aber zu solcher Zahl angewachsen, daß Widerstand nichts fruchten konnte; da warf der „Soldaten-Magister“ den Degen weg und gab sich gefangen. Er wurde mit gefesselten Händen nach des Veters Wohnung gebracht, von wo ihn der Leipziger Rath durch seine Knechte nach der Festung abholen ließ.

Zu den wichtigsten Vorrechten mancher der damaligen Universitäten, vornehmlich aber der Universität Leipzig, gehörte durch eine alte landesherrliche Verordnung, daß keines ihrer verwandten Glieder anders als durch das Universitätsgericht verurtheilt werden sollte, sogar Mörder waren davon nicht ausgenommen und mußten auf zehn Meilen Weges ausgeliefert werden. Todesstrafe war für diese Verbrecher nicht vorhanden; das härteste Urtheil des Gesetzbuches der Universität lautete nur auf ewiges Gefängniß, welches jedoch nach wenig mehr als Jahr und Tag entweder mit Vergnädigung des Uebelthäters, oder, wenn der Fall gar zu schwer war, mit seiner Flucht aus dem Kerker zu endigen pflegte.

Durch diese unbillige Bevorzugung des Gelehrtenstandes auf Kosten der Bürger erbittert, hatte der Leipziger Rath schon vielfache Kämpfe mit der Universität zu bestehen gehabt, namentlich nachdem er 1567 einen Studenten wegen Betrugs auf öffentlichem Markte hatte enthaupten lassen. Dies würde wohl auch nicht geschehen sein, wenn nicht gerade der Churfürst in Leipzig anwesend gewesen wäre, der, über das mit großer Raffinirtheit ausgeführte Verbrechen des Studenten entrüstet, ausdrücklich befohlen hatte, denselben nicht an das Universitätsgericht abzuliefern, sondern ihm kurzer Hand Proceß zu machen und die Execution zu vollziehen, welcher der Churfürst, zur Unterstützung des Rechtspruches und um öffentliche Demonstrationen zu unterdrücken, aus einem Fenster des Rathhauses zusah.

Kaum war nun der „Soldaten-Magister“ in des Rathes Frohnstube untergebracht worden, als sofort eine Deputation der Universität erschien und den ihrem Gerichte zuständigen Uebelthäter ausgeliefert verlangte. Der Rath weigerte sich und verurtheilte den Verhafteten zur Enthauptung. Dieses Urtheil wurde schon am nächsten Tage nach der That gesprochen und für den darauffolgenden Tag das hochnothpeinliche Halsgericht und die Hinrichtung angelegt.

Der „Soldaten-Magister“ hatte zwar gegen dieses Urtheil eines ihm nicht zuständigen Gerichts protestirt, ja auch besonders hervorgehoben, daß er keines Amtes als Feldprediger eines kaiserlichen Regiments bisher nicht enthoben sei und daher, wenn schon nicht dem Gerichte der Universität, doch gewiß dem seines in Ungarn stehenden Regiments angehöre; als er aber ernstliche Anstalten zur Hinrichtung treffen sah, fügte er sich mannhafte in sein Schicksal und rief: „Man soll sehen, wie ein kaiserlicher Regimentsprediger dem Tode furchtlos ins Auge blickt!“

Fest und ungebeugt betrat er den Kreis, in welchem ein niederes Schaffot errichtet war, umgeben von der bewaffneten Bürgerschaft. Vor dem Schaffote hatten sich die Thomasschüler mit dem bei Leichenbegleitungen üblichen Kreuze aufgestellt. Als der „Soldaten-Magister“ das Kreuz erblickte, wandte er sich an dessen Träger und sagte: „Mein Sohn, als ich noch Collaborator an der Schule zu St. Thomas war, habe ich mit diesem Kreuze gar manche Leiche auf den Gottesacker hinausgeschungen und hätte nicht vermeint, daß es auch mir, besonders bei einer so entsetzlichen Gelegenheit, dereinst vorgetragen werden sollte. Hier, Zunge, nimm diesen Biergroshen und bete ein Vaterunser für mich!“

Da trat der Praefectus chori auf den armen Sünder zu und sagte: „Herr Bürgen, Gott sei Eurer Seele gnädig, bis zu unser Aller einstigen Auferstehung am jüngsten Tage!“ Der Verurtheilte reichte ihm die Hand, und ohne ein Wort zu sprechen, streifte er das Hemd über die Schulter und bot, auf den Sand niederknien, sein Haupt dem Schwerte des Richters dar. Als der Streich geschehen war, „ist der

Leib sammt dem abgetrennten Kopfe fein säuberlich in einen bereitstehenden Sarg gelegt und unter dem Geläute der Glocken mit Vortrag des Kreuzes und Gesang der Schüler, begleitet von zwei Geistlichen, auf den Gottesacker getragen worden, wo der Pfarrherr zu St. Johannis, Herr Magister Walch, am Grabe die Leichenrede gehalten.

Kaum war die Hinrichtung vorüber und die bewaffnete Bürgerschaft auseinandergegangen, als auf den Straßen der Ruf ertönte: „Bursen heraus! Bursen heraus!“ und die Studenten haufenweise zusammentiefen. Die „Bursen“ waren Gebäude, in welchen die Studenten jeder Facultät beisammen wohnten. Damals hießen sie schon „Collegien“, aber die Corporationen nannten sich noch nach der alten Einrichtung „Bursenschaften“, eine Bezeichnung, welche nach Jahrhunderten wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen worden und nun mit der Bezeichnung „Burschenschaft“ ausgedrückt ist.

In der Nähe des Paulineums, als des Hauptsteges der Universität, wurden hierauf von den Studenten Tische und Sessel zusammengetragen und zur Verhöhnung der Gerichte und des Rathes „ein gottloses, peinliches Halsgericht“ gehegt, wobei über den Bürgermeister und die vornehmsten Rathsherren der Stab gebrochen und ausgestopfte Puppen mit ihren daran befestigten Namen an einen Schnellgalgen aufgehängt waren.

Als die Bürgerschaft zur Verhütung weiteren Unfugs abermals in Waffen erschien, zogen sich die Studenten in ihre Collegien zurück und begannen aus denselben auf die Bürger zu feuern. Drei Tage und drei Nächte mußten die Bürger in Rüstung und die Stadthore geschlossen bleiben. Drei Rathsknechte und zwei Bürger waren von den Studenten erschossen worden. Der Rath hatte in seiner Bedrängniß sich an den Landesherrn gewendet und um Beistand gebeten, worauf als fürstlich Commissäre Hans von Wolfersdorf, Hauptmann zu Weißenfels, und der Kammerrath Wadehorn erschienen. Aber wie diese Herren auch inquiriren mochten, sie konnten nur erfahren, daß der Student Justus Rauch bei der Komödie des peinlichen Halsgerichts als Richter, sowie Claus Wobst als „Zeterschreier“ (Ankläger) und Quirin Lampe ein Studiosus von zweinundsünfzig Jahren — als Henker fungirt hatten. Alle drei wurden vierzehn Tage gefänglich in der Pleißenburg untergebracht und dann wieder auf freien Fuß gesetzt. Unter der Studentenschaft aber herrschte allgemeiner Unruhe — der „Soldaten-Magister“ war gerächt.

Eine merkwürdige Thatsache sei noch zum Schlusse erwähnt. Der Windmüller, welcher den „Soldaten-Magister“ gefangen genommen hatte, wurde fünf Jahre später von einem gleichen Schicksale, wie dieser, ereilt. Es ist nicht bekannt, welches Verbrechen er begangen hatte, man weiß nur soviel, daß er im Verdacht stand, ein Schwarzkünstler zu sein. Am 23. Juli 1602, Morgens um neun Uhr, wurde der Windmüller gemeinschaftlich mit einem Schneider, der gestohlen hatte und vom Henken zum Köpfen verurtheilt worden war, zum Tode geführt. Als die Leiden zur Richtstatt gingen, erhob sich ein fürchterliches Wetter, welches drei Stunden anhielt. Als der Windmüller den Rabenstein betrat, führte er seltsame und wunderliche Reden. Er rief, daß der Geist des „Soldaten-Magisters“ vor ihm stände und ihn mit blutiger Hand bedrohe. Er weigerte sich auf Befehl des Scharfrichters, niederzuknien und mußte von dessen Knechten mit Gewalt dazu gezwungen werden.

Da hieb der Scharfrichter zu und traf den Unglücklichen in die Schulter, daß er Ach und Wehe schrie. Die Knechte wollten ihn wieder aufrichten, aber er wehrte sich.

Darauf warf der Scharfrichter einen Strid um seinen Hals und hieb ihm den Kopf im Liegen ab. In diesem Augenblick brach die Sonne durch die Wolken, und das Wetter verzog sich. Entrüstet über die schauerliche Mezelei, wollte das Volk sich an dem Scharfrichter vergreifen, der aber rief: „er hätte drei Köpfe übereinander gesehen und nach dem untersten, als dem richtigen, zu hauen vermeint und müsse der arme Sünder ein Zauberer gewesen sein!“ — Diese Erklärung wirkte damals beruhigend, und die Menge zerstreute sich voller Befriedigung, daß der „Teufelsgenosse“ für alle Zeit unschädlich gemacht worden war.

Es verdient wohl hier auch Erwähnung, daß die Anhöhe zwischen Weinhaus und Gersthof noch heute die Bezeichnung „Türkenschanze“ trägt. Dieselbe stammt jedoch nicht, wie stets geglaubt wird, aus der, später zu besprechenden, zweiten Türkenbelagerung vom Jahre 1683, wo allerdings daselbst die Türken ein starkes Befestigungswerk errichtet und mit zahlreichen Kanonen besetzt hatten, sich auch auf denselben des anbringenden Entsatzheeres mit solcher Ausdauer erwehrten, daß bei der Schanze in der That die Waagschale des Sieges schaukelnd wurde, der Herzog Karl V. von Lothringen selbst seine Tapferen mehrmals vergebens zum Sturm führte und die Schanze erst in der fünften Nachmittagsstunde genommen wurde, als der Prinz Ludwig von Baden mit den sächsischen Dragonern zur Unterstützung ankam, diese abstießen und mit zwei kaiserlichen Regimentern zum Sturme anrücken ließ.

So unbestritten auch diese Thatsache ist, wird doch durch einen gleich sicheren Beweis die Annahme widerlegt, daß der Hügel von dieser Redoute 1683 seinen Namen erhalten habe, denn die Topographie Matthäus Merian's, welche 1649 zu Frankfurt am Main aufgelegt wurde, zeigt nämlich auf dem interessanten Blatte, welches das Schloß Hernals bei Wien darstellt, auch die Anhöhe bei Weinhaus mit dem Buchstaben Q bezeichnet, der in der Erklärung als „Türkenschanze“ vorkommt, so daß hiemit der Name schon über dreißig Jahre vor der zweiten Türkenbelagerung im Gebrauche war, daher noch viel früher entstanden sein mußte. Es ist daher die Annahme, daß sich die Benennung „Türkenschanze“ schon von der ersten türkischen Belagerung, 1529, her schreibe, eine vollberechtigte, wenngleich hierfür jede Beweisstelle mangelt, denn in den Beschreibungen derselben wird keine Befestigung des Hügels erwähnt, die auch bei der kaum dreiwöchentlichen Anwesenheit des Feindes, so fern von der Stadt, eine unnütze Arbeit gewesen wäre. Auch der sonst so lehrreiche Mundplan des Nicolaus Meldemann über die Belagerung 1529 läßt über die „Türkenschanze“ nichts entnehmen. Aber es mag hier ein gut vertheidigtes Depot für Munition und Mundvorräthe eingerichtet gewesen sein, dessen Spuren nach dem Abzuge des Feindes verblieben waren und die dem Orte schon im sechzehnten Jahrhundert den Namen „Türkenschanze“ gaben, den er später bei der zweiten Belagerung durch die That rechtfertigte.

Aus der Zeit Kaiser Karl's V. dürfte eine sehr wenig bekannte Episode interessieren — die Eroberungszüge in Amerika, von denen H. Sudelin sowie der Geschichtschreiber N. von Klöden sehr prägnante Schilderungen liefern.

Es war ein Vertrag zwischen Kaiser Karl V. und den reichen Augsburger Kaufleuten Welser zur Zufriedenheit beider Theile abgeschlossen worden. Kaiser Karl empfing die ausgedungene Summe, deren er zur Bestreitung der Ausgaben, die ihm seine im Jahre 1526 erfolgte Vermählung mit der portugiesischen Prinzessin

Isabella, der Tochter König Emanuels des Großen, verurjacht hatte, bedurfte, um die fast überreichen Augsburger Kaufleute Welfer erhielten dafür den am Antillenmeer liegenden südamerikanischen Küstenstrich Venezuela (ungefähr die heutige Provinz Carabas) als erbliches Lehen. Sie glaubten dabei nicht schlecht zu fahren, denn das Land war ihnen als ein überaus goldreiches gerühmt worden.

Alfonso von Ojeda, ein spanischer Abenteurer, hatte diesen Küstenstrich an der Nordküste Südamerikas im Jahre 1499 entdeckt, und nach einem Dorf, das wie Venedig auf Pfählen erbaut war und dem er aus diesem Grunde den Namen Venezuela — das heißt „Klein-Venedig“ — gab, wurde später die ganze Landschaft so benannt. Bald nach Ojeda's Ankunft ergoß sich nun ein wahrer Strom von Abenteurern aller Länder und Reiche nach diesen Gegenden, denn der große Ruf von unermesslichen Reichthümern und die geringe Wehrkraft der Eingeborenen waren hervorragende Lockmittel für Leute, denen es lediglich um Bereicherung zu thun war, und die im schlimmsten Falle weiter nichts als ein erbärmliches Leben in die Scham zu schlagen hatten.

Diese Menschen trieben es denn auch darnach in den neuentdeckten Länderstrichen; sie begingen die abscheulichsten Räubereien, nahmen die Ureinwohner gefangen, schlepten sie als Sklaven fort und entvölkerten mit Feuer und Schwert die Küsten. Klagen über Klagen kamen über das Meer, und endlich sah sich die Regierung Castiliens veranlaßt, den frechen Raubzügen Einhalt zu thun. Johann von Ampun, königlicher Factor, erhielt Befehl, an der Küste Venezuela's zunächst eine Stadt anzulegen, allerdings eine schwierige Aufgabe, die aber doch zu einem allenfalls zufriedenstellenden Resultat führte. Ampun schloß mit dem Indianerhäuptling Manare, welcher das Land um das Dorf herum, das Ojeda aufgefunden hatte, beherrschte, ein Schutz- und Trugbündniß, das höchst angenehme, ausgedehnte Gebiet wurde in Besitz der Krone genommen und eine neue Stadt angelegt und erbaut, der man den Namen Coro gab.

Da erhielten plötzlich die Welfer vom Kaiser Karl das Besizrecht. In dem obenerwähnten Vertrage zwischen ihnen und dem Kaiser war festgestellt worden, daß sie vier Schiffe mit dreihundert Mann Besatzung für ein Jahr auf ihre Kosten ausrüsten, das Land im Namen der Krone Castiliens vollends erobern und Alles einnehmen sollten, was zwischen dem Cap La Vela, wo die Statthaltertschaft Sanct Martha endigte, und dann Cap Maracagna lag. Sie sollten sich auch aller Inseln bemächtigen, die innerhalb dieser Grenzen waren, ausgenommen Curacao, Aruba und Bonayre, die Ampun behalten hatte, und in der ganzen Strecte dieses Landes zwei neue Niederlassungen und drei Festungen begründen, sowie fünfzig Bergleute in allen Provinzen vertheilen, in denen sich Spanier niedergelassen hatten.

Der Kaiser verpflichtete sich seinerseits, die Würde eines Alguazil mayor (Oberrichter) auf ewige Zeiten den Welfern zu ertheilen, ebenso den Titel eines Adelantade (Statthalter) unter ihnen erblich zu machen, ferner die Auswanderer von dem Zoll für die Einfuhr aller Lebensmittel, die sie aus Spanien kommen lassen würden, zu befreien. Von dem großen Gewinn, der an den Kaiser fiel, sollten die Welfer vier Procent haben, auch von dem durch sie gewonnenen Lande zwölf Quadratmeilen als Eigenthum behalten, die Erlaubniß haben, die Indianer zu Sklaven zu machen, wenn sie sich nicht gutwillig unterwürfen, und die bereits Gefangenen zu kaufen, letzteres jedoch nicht ohne Theilnahme der Missionäre und königlichen Beamten. Endlich verpflichtete sich der Kaiser dazu, dem Vorgesetzten der anzukommenden

Mannschaft ein Gehalt von 400.000, dem Lieutenant aber ein solches von 200.000 Maravedis — ein Maravedi gleich circa 40 Kreuzer österr. Währung — lebenslänglich zu zahlen.

Zum Hauptmann der angeworbenen Fußknechte und Reiter ernannten die Welser Ambrosius Alfinger, zu seinem Lieutenant Bartholomäus Sailer, welche beide auch zu Anfang des Jahres 1529 wohlbehalten in Coro anlangten. Allein die Welser hatten in diesen Männern keine gute Wahl getroffen, denn mit ihrer Ankunft in dem neuentdeckten Lande nahm dort alle kaum errungene und befestigte Wohlfahrt und alles Glück ein Ende. Gold! Gold! das war ihr Feldgeschrei, und die abscheulichsten Mittel wurden angewandt, um solches zu erlangen. Selbst der würdige Razié (Oberhaupt) Mananure, mit welchem Johann von Ampunú ein Bündniß geschlossen hatte, wurde schändlich mißhandelt und sogar auf die Folter gebracht, um zu bekennen, wo er sein Gold versteckt habe; zum Glück gelang es ihm zu entfliehen.

Alfinger zog nun in das benachbarte Land der Araquer, wo er Alles plünderte und mordete, was ihm in die Hände fiel, obgleich ihm die Eingeborenen vertrauend und voller Freuden entgegen kamen und ihm reiche Goldgeschenke machten. Alsdann begab er sich zu den Potabujern, welches Volk zu seinem Unglück viel Gold besaß. Obwohl der Trupp Alfinger's arg zusammengeschmolzen war, fürchtete er sich doch nicht vor Gewaltthaten, ließ Männer, Frauen und Kinder, soviel er nur habhaft werden konnte, gefangen nehmen und so lange dursten und hungern, bis für Jeden ein Stück Goldes aufgebracht war. Wer dies nicht zu beverstelligen vermochte, kam elendiglich um.

Ähnlich erging es den Alkoholadern, denen der deutsche Hauptmann mit der ersinnbarsten Grausamkeit eine Menge Gold abzwang, deren Niederlassungen er verwüstete und mit deren Blut er den Boden düngte. Hier erhielt Alfinger auch zuerst Kunde von dem sogenannten „Goldlande“, von den Spaniern El Dorado genannt, das im Innern Südamerikas, weit vom Meer entfernt, an einem See gelegen sein sollte. Von diesem Lande ging die Sage, es sei so goldreich, daß die Einwohner, die zugleich sehr civilisirt und kriegerisch wären, nicht allein Gold und Silber statt aller anderen Metalle verwendeten, sondern sich auch vollständige Waffenrüstungen daraus anfertigten und sogar ihre Häuser damit deckten. Der Name dieses Volkes sei Omegas und seine sehr große, schön gebaute und reiche Hauptstadt umfasse den größten Theil der Einwohner des Landes.

Das war für die goldgierigen Abenteurer eine Nachricht, wie sie ihre Begierde sich nur wünschen konnte. Sofort machte sich Alfinger auf, dies Land zu entdecken und — zu plündern. Aber dies sollte ihm nicht gelingen, vielmehr empfing er im Kampfe mit einem sehr tapferen Indianerstamme eine schwere Verwundung, der er im Jahre 1532 zu Coro erlag. Sein Lieutenant Sailer folgte ihm bald darauf im Tode nach.

Wohl war nun das unglückliche Venezuela von Zweien seiner abscheulichsten Peiniger befreit, aber es folgten ihnen unverzüglich andere. Der deutsche Rittersmann Georg Hohemut von Speier, welchen die Welser im Jahre 1534 nach Venezuela als Oberbefehlshaber sandten, nachdem die Nachfolger Alfinger's bereits anfangs des genannten Jahres gestorben, war nicht minder goldgierig als Alfinger, und seine Raubzüge waren ebenfalls mit gräßlichen Unthaten verknüpft. Sein Lieutenant, Nicolaus Federmann, ein ehemaliger wüster Lanzknecht, machte es nicht besser und raubte, plünderte und massakrirte bei seinen Expeditionen, wo er nur konnte.

Das gerühmte Goldland vermochten jedoch auch sie nicht zu entdecken, und auch sonst die Gewinnste bei den Unternehmungen die Welser nicht zufriedenstellen. Was dieselben auf die Unfähigkeit Georgs von Speier schoben, so rüstete Bartholomäus Welser, der Jüngere, eine neue Flotte aus, unter deren Besatzung sich auch der kaiserliche Kriegsoberst Ritter Philipp von Hutten, ein Bruder des Bischofs von Eichstätt, Moriz von Hutten, befand.

Dieser Mann, der des Kaisers Waffenrock ruhmreich getragen, macht eine seltene Ausnahme unter all den Befehlshabern, welche die Welser nach Venezuela sandten. Wenn ihn wohl auch nur die Lust nach Abenteuern dorthin trieb, so besleckte er doch seinen und seines Vaterlandes Namen nicht mit so entsetzlichen Schandthaten, wie es seine Vorgänger gethan.

Im Jahre 1535 kam er mit 130 Mann in Coro an und unternahm alsbald mit Georg von Speier, dem er aber als Gouverneur-Vicutenant und Militär-Commandant untergeordnet blieb, einen neuen, überaus schwierigen und gefährvollen Zug nach dem berühmten Goldlande, jedoch wiederum ohne Erfolg. Entkräftet, von 100 auf 80 Mann zusammengeschmolzen, krank und elend kehrten sie nach einer vierjährigen nutzlosen Expedition nach Coro zurück, wo Georg von Speier, ermüdet von den vergeblichen Anstrengungen, bald darauf seinen Abschied nahm.

Nun wurde Hutten, nachdem er noch persönlich dem Kaiser einen Bericht über Venezuela in Europa abgestattet, im Jahre 1541 zum Statthalter von San Domingo ernannt und unternahm nach seiner Rückkehr von Europa mit Bartholomäus Welser einen neuen Zug in das Innere Südamerikas.

Nach ungefähr acht Monaten gelangte er zu einem indianischen Völkerstamm am Flusse Guaviari, bei welchem er erfuhr, daß das ersehnte Goldland nun nicht mehr fern sei. Unter den höchsten Strapazen — es mangelte an Lebensmitteln, Krankheit schmolz das Häuflein Europäer immer mehr zusammen, die eingebornen Führer entwichen — zog er weiter und entdeckte endlich einen Berg, welcher nach der ihm gemachten Beschreibung mit dem Aehnlichkeit besaß, der bei der Goldstadt El Dorado liegen sollte. „Eine große Freude bemächtigte sich der Deutschen,“ heißt es bei unserem Geschichtschreiber, „und wie einst die Kreuzfahrer sehnsuchtsvoll und hoch erfreut die Zinnen der heiligen Stadt erblickten, so malte sich Freude und Vergnügen in den Gesichtern unserer Krieger, die man auch wohl Kreuzfahrer nennen konnte, denn Kreuz und Elend wartete ihrer genug.“ — Man eilte, den Berg zu erreichen; man mühte sich, ihn zu ersteigen, aber als man oben war, fand man sich in seinen Hoffnungen betrogen, denn von El Dorado war weit und breit nichts zu erblicken.

Zu allem Unglück brach jetzt die Regenzeit herein, die ohne Unterbrechung sechs Monate lang andauerte und während welcher sich die Deutschen wenig erholen konnten. Kaum war sie aber beendet, als es wieder von Neuem vorwärts ging. Gefahren, Mühen und Entbehrungen wurden nicht geachtet, war doch Aussicht vorhanden, dies Alles reichlich vergütet zu erhalten. Mit vierzig Mann gelangten Hutten und der junge Welser schließlich bei dem Naziken von Makaton an, der ihnen versicherte, daß das Land der Omegaer wirklich sehr reich an Gold und Silber sei, daß es aber auch von einem äußerst starken und kriegerischen Volke bewohnt wäre. Er erklärte es für eine Tollkühnheit, mit vierzig Mann ein Land erobern zu wollen, das von Leuten vertheidigt werde, welches noch nie von einem anderen Volke mit irgend welchem Erfolg angegriffen worden sei.

Hutten ließ sich jedoch von seinem Vorhaben nicht abschrecken, und so versprach denn der Mazise, ihn selbst in das Land der Omegaer zu führen und ihn nicht eher zu verlassen, als bis er ihm El Dorado gezeigt habe. Nach einem fünftägigen Marsche kam man an einen Berg, von welchem aus vier bis fünf Hütten, von großen Strecken wohlangebauter Ländereien umgeben, zu erblicken waren. Weiterhin aber, in einem unmittelbar daneben befindlichen reizenden Thale sollte, wie man Hutten versicherte, ein unermesslich großer Ort: „El Dorado“ liegen.

Als sich die Deutschen den erwähnten Hütten näherten, entflohen einige ackerbauende Indianer, als sie die fremden, weißen und absonderlich gekleideten Ankömmlinge erblickten, in wilder Hast nach dem Thale zu. Hutten suchte einen derselben zu ergreifen, allein ein wohlgezielter Speerwurf streckte den Anführer verwundet zu Boden. Zum Glück für die Deutschen senkte sich bald darauf die Nacht auf die Erde herab, denn schon begann es in dem Thal, wo El Dorado liegen sollte, laut zu werden. Trommeln erschallten, und weithin war das Getöse von Waffen vernehmbar. Und als der neue Tag anbrach, da bot sich den Blicken der bestürzten Abenteurer ein unermessliches Heer von Omegaern dar, das herangezogen kam, um die Fremdlinge anzugreifen. Unter dem Befehl des Obersten Limpia — denn Hutten's Verwundung war eine schwere — rüsteten sich die Deutschen zum Kampfe, der bald begann.



Der „Soldaten-Magister“. (Seite 418.)

linge erblickten, in wilder Hast nach dem Thale zu. Hutten suchte einen derselben zu ergreifen, allein ein wohlgezielter Speerwurf streckte den Anführer verwundet zu Boden. Zum Glück für die Deutschen senkte sich bald darauf die Nacht auf die Erde herab, denn schon begann es in dem Thal, wo El Dorado liegen sollte, laut zu werden. Trommeln erschallten, und weithin war das Getöse von Waffen vernehmbar. Und als der neue Tag anbrach, da bot sich den Blicken der bestürzten Abenteurer ein unermessliches Heer von Omegaern dar, das herangezogen kam, um die Fremdlinge anzugreifen. Unter dem Befehl des Obersten Limpia — denn Hutten's Verwundung war eine schwere — rüsteten sich die Deutschen zum Kampfe, der bald begann.

Es klingt fabelhaft, aber es ist erwiesen, daß neununddreißig Europäer zehntausend Indianer zurückschlugen, keiner von den ersteren ward getödtet, ob das Schlachtfeld war mit gefallenem Omegaern bedeckt. Hierbei ist daran zu erinnern, daß Hernand Cortez mit 508 Soldaten und 109 Matrosen, welche zusammen nur 45 Schießgewehre besaßen, ein Land angriff, das von sechs Millionen cultivirter und kriegerischer Einwohner vertheidigt wurde, und daß Francesco Pizarro das unermessliche Reich Peru mit 180 Spaniern thatsächlich eroberte!

Mit diesem glänzenden Siege war jedoch kein Resultat erzielt. Die Deutschen sahen ein, daß trotz desselben nicht weiter ohne Gefahr für ihr Leben vorzudringen möglich war und daß das Land nur von einer weit größeren Zahl von Truppen erobert werden könnte. Sie beschloßen daher, sich vorläufig nach Coro zurückzubegeben und mit zahlreicherer Mannschaft später zurückzukehren. Bei den befreundeten Königen von Matatua verweilten sie so lange, bis Hütten von seiner Wunde genesen war, aber trotzdem sollte er weder Coro noch sein deutsches Vaterland wiedersehen.

Als nämlich während einiger Jahre von Hütten keine Kunde nach seiner Statthaltertschaft gelangt war, ernannte der oberste königliche Gerichtshof von Santiago Domingo einen gewissen Juan de Carvajal zum Statthalter an Stelle Hütten's. Carvajal hatte bereits einige Zeit als Hauptmann in den Diensten der Welser gestanden, war aber wegen unglaublicher Grausamkeiten entlassen worden. Jetzt bot er sich durch Intriguen aller Art den Statthalterposten erschlichen und kennzeichnete seinen Antritt sogleich durch die infamsten Schenßlichkeiten gegen die umwohnenden Völker.

Im Jahre 1545 unternahm er einen Zug in das Innere des Landes und suchte dabei in der Charwoche des Jahres 1546, ungefähr hundert Meilen von Coro entfernt, auf den längst todtgeglaubten Hütten, der wieder auf dem Heimmarsch war. Carvajal war aufs höchste erstaunt und erschreckt darüber, denn seine Stellung stand nach Hütten's Heimkehr auf dem Spiele. Kurz entschlossen, kam er mit seinen Begleitern dahin überein, Hütten und seine Genossen, darunter auch Bartholomäus Welser, zu ermorden. Nur ein Einziger entging dem Blutbade und berichtete die Schandthat an den Kaiser, in Folge dessen Carvajal auch nach seiner Rückkehr in Coro vor Gericht gestellt, geschleift und gehängt wurde.

So endete der Zug Philipp's von Hütten nach dem Goldlande, nach El Dorado, und mit ihm hören überhaupt bedeutendere Unternehmungen der Welser in Venezuela auf. Sechs mühevollen Jahre hatte Hütten auf seinen beiden letzten Zügen nach dem Lande der Omegaer zugebracht und war schließlich um alle Früchte dieser Anstrengungen auf so schändliche Art betrogen worden. Aber auch die Wissenschaft ist durch seine und der welscherischen Expeditionen wesentlich bereichert worden, denn das Hauptziel war und blieb die Eroberung von El Dorado, und vor diesem traten alle anderen Bestrebungen in den Hintergrund. Venezuela selbst aber wurde unter einer schlechten Verwaltung nur verheert, auf das schändlichste ausgefogen, geplündert und entvölkert. Infolgedessen nahm dann auch Kaiser Karl V. die Souveränitätsrechte über das unglückliche Land auf sich zurück, nachdem die Welser im Jahre 1546 den Besitz desselben thatsächlich aufgegeben hatten.

Ein schönes Beispiel von Mitterlichkeit und Treue gab zur Zeit Karls V. der General Graf Michael von Abensberg-Traun (geb. 1484, gest. 1530.) Als nämlich Kaiser Karl V. Spanien verlassen hatte, in Aachen zum deutschen Kaiser gekrönt

worben war und sich auf einer Reise nach Regensburg befand (1520), da sah er eines Morgens fünfundzwanzig stattliche Ritter auf milchweißen Schimmel einher Sprengen. Sie trugen gleiche Panzer, gleiche Farben und gleichen Helmschmuck, die Visire geschlossen. Einige Schritte vor ihm hielten sie, und der Führer der Vierundzwanzig schlug das Visir auf — es war Graf Abensberg-Traun. „Wir können Euch, gnädigster Kaiser,“ sprach er, „bei uns zwar nicht die Herrlichkeiten Iberiens bieten und unser Boden gebiert keine Orangen, aber Ritter von Eisen, denn unsere Frauen sind brav.“ — Bei diesen Worten gab er den Rittern ein Zeichen, sie schlugen die Visire auf, und — Karl erstaunte, denn ein Gesicht war wie das andere, ein Zug wie der andere, nur durch Jahre unterschieden. Und nun nahm der Graf wieder das Wort: „Diese Vierundzwanzig sind meine Söhne, mannbare Ritter, haben schon alle ihre Panzen gebrochen, und ich“ — dabei erhob er sich stolzer im Sattel — „ich brauche mich nicht zu schämen, ihr Führer zu sein!“ Mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ gab er sodann dem Pferde die Sporen und sprengte an der Spitze der Vierundzwanzig im gestreckten Galopp voraus, die Ankunft des Kaisers zu verkünden. — Schon sein Ahnherr Babo von Abensberg, der zur Zeit Kaiser Heinrich's II. lebte, hatte bei einer ähnlichen Begebenheit seine Unterthanentreue gezeigt. Der Kaiser hatte einmal alle zu Regensburg anwesenden vornehmen Herren zur Jagd eingeladen, jedoch mit dem Bedenken, nur mit wenigem Gefolge zu erscheinen. Babo erschien aber mit 32 Rittern, worauf ihn der Kaiser entrüstet fragte, warum er sich, seinem Befehl zuwider, von solch außerordentlichem Gefolge begleiten lasse. „Höher Herr“, erwiderte Babo, „es ist dies kein Gefolge, diese Zweieunddreißig sind meine Söhne, deren jeder nur Einen Knecht bei sich hat, die ich aber mit Blut und Leben Eurem Dienste schenke.“ Gerührt von der Anmuth und Bravour der jungen Ritter, küßte sie der Kaiser nach der Jagd, nannte sie seine lieben Kinder und behielt sie an seinem Hofe.



Die Cavallerie des XVI. Jahrhunderts und das Reiterrecht.

Mit der Vermehrung der Feuerwaffen war das Uebergewicht der Reiterei für immer gebrochen; die Fußtruppen wurden zum Hauptbestandtheil der Heere, in dessen Hand in weitaus den meisten Fällen die Entscheidung der Schlachten gelegt war. Bevor man die Wichtigkeit jener Aufgaben erkannte, welche der modernen Cavallerie durch den Rundschaffter- und Aufklärungsdienst (Eclaireurs) zukommt, ward diese wichtige Waffengattung, aus welcher einst fast allein die Heere bestanden hatten, nahezu vernachlässigt. Ein theilweiser Grund dafür lag gewiß in der Schwierigkeit, welche die Ergänzung der Reiterei im geworbenen Heere machte. Um derselben zu entgehen, griff man, wie wir sofort sehen werden, selbst zu den Formen des längst verblähten und alles thatfächlichen Inhalts baren Ritterthums zurück, und die „Kriesser“ Maximilian's I. blieben Vorbild bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

Wie wir aus dem „Reiterrecht“ entnehmen, war die Werbung in die Hände der Oberste und Rittmeister gelegt, welche daraus meist eine Einnahmequelle zu machen

wußten, ein System, dessen Blüthe und große Uebelstände wir in der Periode des großen deutschen Krieges kennen lernen werden.

Der Landesherr vergab an kriegserfahrene und bekannte Officiere sogenannte Bestallungen, durch welche sie das Recht und die Verpflichtung zur Werbung einer bestimmten Anzahl Reiter erhielten. Um die Ausrüstung derselben und wohl auch den erforderlichen Pferdebesatz zu bestimmen, lautete die Bestallung entweder bloß „Gerüstete“ oder auf Kürassiere, „Archibussier“, Draconen u. s. w.

Die Reiter-Werbung unterschied sich schon darin von jener des Fußvolles, daß damit nicht bis zum Krieg gewartet wurde, sondern man schon im Frieden eine Reserve schuf. Diese im voraus geworbenen Reiter blieben an ihren Wohnorten, mußten aber die Pferde und Rüstungen bereit halten, um auf „des Kaisers und heiliger Reiches Mahnung“ sofort auf den bestimmten Musterplatz abzurücken zu können. Für diese Bereitschaft erhielten sie ein bestimmtes Wartgeld von vier bis acht Gulden monatlich, und während des „Munittes“ zum Musterplatz bezogen sie ebenfalls eine Vergütung für jeden Tag. Die Werbherren mußten binnen einer gewissen Zeit genaue Listen der geworbenen Mannschaft abliefern, um wenigstens den größten Unterschleiss mit den Wartegeldern vorbeugen zu können.

Der Abschluß einer Bestallung lautete gewöhnlich auf drei Monate; längere Contracte ging man wegen der Kostspieligkeit der Reiter nicht gerne ein. Uebrigens wurde immer festgesetzt, daß sie im Falle des Bedarfes über diese Zeit hinaus dienen mußten, während umgekehrt, wenn der Kriegsherr sie vor der bedungenen Zeit entlassen sollte, er doch den Sold für die einmal bestimmte Zeit zu leisten schuldig war.

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts faßte man 2000 Reiter zu einem Körper zusammen, für welchen jedoch erst um 1600 der Name Regiment allgemein üblich wurde. Davon sollten der Regel nach 1600 mit Speissen und 400 mit Büchsen bewaffnet sein. Man hielt also die verschiedenen Arten der Reiterei nicht auseinander, sondern vereinigte sie in einem Verband. Hundert Reiter davon trugen vollkommen das Gepräge der schweren Cavallerie; sie hatten ganze Rüstungen, ihre Pferde mußten Stengste und schwer genug sein, um einen ganzen Panzer zu tragen. Die waren die Kürassiere, die wir schon aus dem Heere Kaiser Maximilian's I. kennen. Die übrigen Lanzenträger und Schützen mußten Helme mit Visiren, stählernen Ringfragen, Armschienen, Brust- und Rückenharnisch, Panzerschürze, mindestens aber Panzerärmel mit stählernen Bucheln, Kragen mit Achselbeschütz, ohne Ausnahme aber lange Handschuhe haben.

Für einen Kürassier mit einer ganzen Rüstung und entsprechendem Pferd wurden monatlich 24 Gulden Sold gezahlt, für jedes andere bei der Musterung approbirt Pferd 12 Gulden. Für je 12 Pferde war ein Troß oder Botenpferd gestattet, sammt einem Boten, für welche gleichfalls 12 Gulden bewilligt wurden. Ebenso gehörte zu je 12 Pferden ein vierspänniger Wagen, für welchen, wenn er bei der Musterung richtig befunden wurde, monatlich 12 Gulden entfielen.

Die Stellung der Obersten war sehr einträglich und gesucht. Der Oberst erhielt an Sold monatlich 600 Gulden, außerdem bezog er für 16 Trabanten, auch wenn er deren nicht so viel mit sich führte, monatlich je 8 Gulden. Die bei den Werbungen thätigen Rittmeister erhielten für jedes bei der Musterung tauglich befundene Pferd 1 Gulden. Unter Kaiser Karl V. theilten sich die unter einem Obersten stehenden 2000 Reiter in zwei Abtheilungen zu je 1000 Mann, welchen je ein Hauptmann

vorstand, und die wieder in „drei Fahnen“ zerfielen, zwei mit 400 „Spießern“ und eine mit 200 Schützen. Diese Hauptleute hatten eine Besoldung von 50 Gulden monatlich, die sich auch gleich blieb, als unter Maximilian II. nur 300 Reiter unter dem Befehl eines Hauptmannes (Mittmeisters) standen. Fähnriche oder Cornets und die schon bei den Tyriffern genannten, aber doch erst später regelmäßig eingetheilten Lieutenants wurden bei jeder Fahne einer oder zwei angestellt: für die ganze Abtheilung, die öfters auch „Hausen“ genannt wurde, waren noch zugetheilt ein Quartiermeister, ein Proviantmeister, ein Wachtmeister, ein Kaplan (oder später auch Prediger), ein Fourier, ein Schreiber, ein Trompeter und ein Paukenschläger. Für beide unter einem Oberst stehende Abtheilungen war ein Leibarzt angestellt und auf je 100 Pferde ein Hufschmied.

Die Spießer wurden schon zur Zeit Karl's V. in leichte und schwere Reiter eingetheilt. Der Unterschied bestand in der Schwere des Brust- und Rückenharnisches, von welchem jedoch der erstere stets für Flinten- und Pistolenkugeln Schutz bieten mußte. Der Schwere der Rüstung entsprach dann auch der Pferdebeschlag. Die Hauptwaffe dieser Reiter, in welchen eigentlich die Ritter fortlebten, war der Speiß oder die Lanze, die von sehr beträchtlicher Länge, mit einer zwei- oder dreischneidigen Spitze versehen war und mittelst eines Lederriemens am rechten Arm getragen wurde. Außerdem führten sie noch ein zu Hieb und Stich taugliches gerades Schwert mit einfachem Korb, das um die Hüfte gegürtet wurde, später häufig auch eine oder zwei Pistolen, die mit Pulverflasche und Patronenbehälter am Sattel befestigt waren. Mit Ausnahme der Lanze hatte der Kürassier die gleiche Bewaffnung, nur war das gerade Schwert länger und schwerer. Diese Reitertruppen waren zum Angriff in geschlossenen Massen bestimmt, dessen Wucht die feindlichen Linien zersprengen und trennen sollte.

Die Schützen führten nebst einem Schwert anfänglich nur Pistolen, dann aber bald Carabiner oder kurze Hakenbüchsen, welche „Petrinal“ hießen. Bei der Reiterei kam viel früher als beim Fußvolk das Luntengewehr ab und das Radischloß in Gebrauch. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts kamen die zu den leichten Reitern zählenden Arkebusiere auf, deren Name von dem französisch corrumpten Wort Hakenbüchse stammt. Sie führten eine leichte Gattung dieser Feuerwaffe, Alchhaube, Brust- und Rückenharnisch, ein Schwert und zwei Pistolen und waren unter Umständen auch zum Kampf zu Fuß bestimmt. Alle leichten Reiter, welche nach der Schußwaffe benannt wurden (Schützen, Arkebusiere, in Oesterreich auch „Archibüßer“ genannt, und die um 1600 auftauchenden Carabinier's), fanden ihre Verwendung weniger im geschlossenen Angriff als in der Eröffnung und Einleitung der Gefechte u. s. w.

Die in den niederländischen Kriegen aus geworbenen Leuten bestehende „deutsche Reiterei“ war nur leicht gerüstet, hatte ein Feueergewehr, zwei Pistolen und einen geraden Degen. Ueberhaupt kam in den meisten Heeren die Lanze mehr und mehr ab, nur in der österreichischen Reiterei erhielt sie sich, woran die unter Maximilian II. beliebten Anklänge an das Ritterthum ihren Antheil haben mochten. Die mit Lanzen bewaffnete schwere Reiterei sollte nur aus „Adeligen und Junkern“ bestehen, die aber auch geworben wurden, wie wir aus dem Reiterrecht wissen. Jeder Reiter oder Ritter hatte mindestens einen Knecht bei sich, der nur halb gerüstet war und ein Feueergewehr mit Radischloß besitzen mußte. Daraus wurden die leichten Reiterhaaren gebildet, welche ganz den oben erwähnten in den Heeren Alba's und Alexander's von Parma befindlichen „deutschen Reitern“ entsprachen.

Die taktische Aufstellung der Reiterei entsprach der Einteilung in „Fahnen“. Man bildete meist geschlossene Massen von je 16 bis 20 Mann Front und Tiefe, nachdem die Stärke der einzelnen Abtheilungen es erforderte. Zu bestimmten Zwecken zog man auch mehrere zusammen, um einen gewaltigen Choc auszuführen, oder man bildete kleinere Haufen zum „Scharmützeln“. Das letztere, einst viel gebräuchte Wort hängt mit dem auch jetzt noch für ein kleines Gefecht üblichen Scharwutzel zusammen. Nach der Behauptung Einiger stammt das Wort aus dem Italienischen, wo es Scaramuccio, auch Scaramuggio heißt (französisch Escarmouche), und zwar von schiera, Schaar, und mucchio, Haufen, also eigentlich eine Schaar, die sich vom Haufen losgelöst hat. Zu den letzteren Zwecken ward meist die leichte Reiterei verwendet, welcher auch die Requisition und Fouragirungen, der Wachtdienst vor dem Lager und dem Heere (Vorposten) oblagen.

Ein höchst bemerkenswerthes Beispiel, daß trotz der schweren Rüstung der Reiter noch immer körperliche Gewandtheit zu bethätigen möglich war, bietet der Cornet Christof von Jedliß, ein schlesischer Edelmann aus der Reiterei des Grafen Hardegg. Derselbe fiel, wie schon erwähnt, 1529 während der Belagerung Wiens durch Sultan Soliman bei einem der ersten Reiter-Scharmügel in türkische Gefangenschaft. In der darüber existirenden handschriftlichen Relation heißt es: „Denn als im obgemelten Jahr der türkische Kaiser Wien berennen lassen, hat sich dieser edle Ritter bald an den Feind gemacht, ihn ritterlich angegriffen und sich sehr wohl gehalten, und als er in einem Scharmügel vom Gaul fiel und derselbe ihm abhanden gekommen, daß er ihm nicht wieder anzukommen getraut hat, geschrien, man wolle den Fahn retten, was ein Niederländer gethan und hat Herr Jedliß allda ein klein rund Berglein in einem Weinberg zum Vortheil genommen, welches bald drei Türken gewahr worden, die auf ihn zugerennet und mit Macht ihm zugeeilet, er aber hat sich mit seinem Schwert gegen sie geschüßt, den Pferden nach den Köpfen gestochen und sich ein Weil aufgehalten, hätte sich der auch wohl entledigt, wo nicht endlich noch ihr zwölf daherkamen, welche hinten und vorne in ihn gefallen und ihn mit Haufen zu Boden geschlagen, als er aber einen durch den Arm gestochen, haben sie ihm das Schwert ausgewunden, auch den Harnisch aufmachen wollen; weil er aber in einem ganzen Kürass verwahrt, hat ihn keiner vermocht aufzumachen, sonst wäre er von ihnen ohn Zweifel in dem Grimme gesäbelt und zu Stücken zerhackt worden, darum sie ihn gefangen zwischen sich genommen und ein gut Viertel Meil Wegs zwischen den Rossen geführt, darnach ihm in seinem Kürass auf einen Saumesel, welche sie zum Tragen brauchen, sitzen lassen und sind die ganze Nacht geritten, bis gen Bruck an der Leitha, da der türkische Kaiser mit seine gewaltigen Haufen gelegen.“

„Als sie ins Lager kamen, ist ein großer Zulauf geworden, nachdem der von Jedliß in einem vollen schweren Kürass gefessen, Haupt, Harnisch und Alles verschraubet, daß an ihm nichts, denn blank Eisen zu sehen war, da hat ihn Einer vom Haufen auf crobatisch angesprochen, was er thun und ausrichten könnte, weil er so viel Eisen an ihm hätte, darauf er geantwortet: „Wenn ich einen Gaul hätte, frei, los und ledig wäre, würdest du wohl sehen, was ich thun würde.“ Als er weiter fragte, ob der von Jedliß auch die Erde mit der Faust erreichen könnte, hat er sich bald nach der Erden gebückt, indem zerriß der Gurt am Saumfattel, daß er mit großem Krachen auf die Erde fällt; wie die Türken des beginnen laut zu lachen, ist der von Jedliß eilend aufgesprungen, ohn' allen Vortheil in seiner schweren Rüstung auf dem



horner & co's gymnastische Production des Sultan Süliman. 1829.

hohen Esel, daß sich die Türken sehr verwundert und des Lachens bald vergassen. In diesem Zuge ist bei dem türkischen Kaiser gewesen der Imbre (Abraham) Bassa (Bild Seite 305) und ein vortrefflicher und namhafter Mann, welcher dem Soliman der Zeit der Mächtig gewesen, Alles regiert und unter Händen gehabt im ganzen türkischen Reich, auch in diesem Krieg alle Råth und Anschläge geführt. Als nun vor diesen der von Zedliß geführt worden, hat er befohlen, man soll ihn aufmachen, aber der ist kein rittermäßiger Mann unter den Türken, der dieses Cürasses Manier, so damals nicht vielmehr bräuchlich und den Feinden ganz unbekannt, hätte aufmachen können, bis ihn der Soliman selber darum zusprechen lassen."

"Darauf der von Zedliß geantwortet: Wo er seines Lebens sicher, wolle er sich aufmachen. Als ihm der Imbre Bassa das Leben zugesagt, hat er dem Dollmetscher auf der Seiten zwei Schräuslein gewiesen, dieselben ziehen lassen, da ist der Cürass bald von einander gegangen, welches den Türken wunderbarlich fürkommen. Nachdem er den Harnisch abgelegt und die Türken ein goldene Ketten an ihm gesehen, sind sie heftig zugefallen und sich um die Ketten gerissen, aber der von Zedliß hat sie selbst mit beiden Händen gefaßt, in Stücken zerrißen und unter sie geworfen; haben ihn auch sein Petschiererring abgezogen, ihn wegen des Goldes für hohen Standes und Vermögen angesehen, er aber sich für ein Armen von Adel ausgeben, der solches im Krieg verdient. Als nun solches im ganzen Heer kund worden, und von dieses streitbaren Helden ritterlichen Thaten und sonderlicher Geschicklichkeit in wunderbarer Rüstung viel geredt worden, hat ihn ein Jeder sehen wollen, sonderlich weil er unter den Ersten im Verrennen der Stadt Wien gefangen worden, derhalben ihm befohlen, daß er sich im vollen Cürass also sollt' sehen lassen, wie er allermåßen für den Feind gethan, es hat auch derselbest begehrt zu sehen, ob der von Zedliß in seinem Cürass ohn allen Vortheil von der Erden aufstehen könnte."

"Sind also folgende Tage Maulesel und sonst mancherlei Ross hinten ausschlagende vorgezogen, da hat sich der Herr von Zedliß in eingeschraubeten Cürass auf die Erde geleeget, sich behend wiederum erhoben, also im ganzen Cürass ohn allen Vortheil sich auf das Ross geschwenkt und dieß etliche Mal gethan, sich auf dem Platz mit Rennen, Wendespringen ganz herrlich und ritterlich für dem Hõllenhausen sehen lassen, wie vormals vor dem König Ferdinand I. geschehen und sind also ein Spektakel mit ihm gehalten worden, darüber sich männiglich allda hoch verwundert und sonderlich der Imbre Bassa, welcher ihn bald zu sich hat genommen und in guter Sicherung verwahren lassen." (Hiezu das Bild.)

Christof von Zedliß wurde im türkischen Lager sehr gut gehalten, erhielt statt seines Harnisches „ein roth Sammet tyrisches Kleid, wie ein gulden Stuck fermiret“, und bei Aufhebung der Belagerung erhielt er noch „ein Sammet türkisches Kleid“ und hundert Mper und wurde nebst einem ihm bekannten gefangenen Reiter ungefährdet nach Wien entlassen.

Selbst Sultan Soliman hatte ihn liebgewonnen, denn es hatte ihm des deutschen Reiters Kraft hohe Achtung eingelöst. Er bot ihm eine Ehrenstelle an, wenn er bei ihm Kriegsdienste nehmen wollte, aber Zedliß antwortete: „Ich bin ein Christenmann und will als Feind aller Christenfeinde sterben.“ Der Sultan war über diese freimüthige Antwort keineswegs erzürnt, sondern verehrte ihm zwei kostbare Kleider von Goldstoff, zu denen der Bezier noch eine schwere goldene Kette fügte, und obte ihm, frei und ungenirt im türkischen Lager herumzugehen.

Als beim Abzuge der Türken von der Stadt das Geschütz von den Wällen, im Kriegsmusik und zum erstenmale wieder das Geläute aller Glocken ertonte, dankte Soliman den gefangenen Cornet, der stets frei im Lager herumging, um die



Oberster Zeugmeister. (Seite 460.)

dieses Lärmens. Zedlig antwortete freimüthig: „Zultan! Was jetzt zum Himmeldringt, das ist der Christen Danklied, der Bürger Jubel, daß sie den Erbfeind zu hinnen fliehen sehen!“ Soliman ehrte den Freimuth des Gefangenen, ließ ihn abmalts in reiche Gewänder kleiden und schenkte ihm mit zwei Leidensgefährten die Frei-

edlich kehrte in die Stadt zurück, wo die Erzählung dessen, was sich bei den Türken
ihm zugetragen, allgemeines Staunen erregte. Aus jedem Munde erschollen Lob-
preisungen auf den jungen Helden, aber nach kurzer Zeit starb er an der Auszehrung.



General-Reiter-Oberst. (Seite 435.)

nd es mag wohl etwas Wahres an der sich alsbald bildenden Meinung sein,
ß irgend ein mißgünstiger Paicha ihm vor seiner Entfernung aus dem Türkentlager
fi habe beibringen lassen. Der edle Soliman selbst war aber einer solchen Unthat
cht fähig.

Wenn auch bei der Reiterei gleichfalls bestimmte Normen über die Rüstung und Bewaffnung bestanden, so war sie doch dem äußeren Ansehen nach noch verschieden als beim Fußvolk. Aus der Anrede des Feldobersten bei der Musterung, die „Fürsten, Grafen, Herren, Adelige und gemeine Reiter“ gerichtet war, läßt sich der Schluß auf die Verschiedenheit des Rangs und der Vermögensverhältnisse ziehen, die sich in der Reiterei zusammenfanden und gewiß in Rüstung und Bewaffnung ihren Ausdruck fanden. Lag doch schon darin, daß die bessere Ausrüstung gewisse Vorteile verheißt, ein Sporn, sich hervorzuthun. Uebrigens betont schon Herr Lazarus Schwend in seinem „Kriegsdiscurs“: „die Hoffahrt der Kriegskente soll sein: schöne Hosen, Harnische und Wehren und redliche Thaten, nicht Pracht in Kleidern und Gold und Silber. Ihre Wehren sollen sie gepuht und gerüstet halten, denn welcher Kriegsmann seine Wehren nicht in Ehren hält, der gedenkt nicht redlich zu streiten.“

Besonders wird in diesem militärischen Werk des erfahrenen Feldobersten die Wichtigkeit der Stellung des Fähnrichs bei der Reiterei hervorgehoben. Der Rittmeister soll ihm die Fahne vor den Reitern mit einer ernstlichen Erinnerung übergeben. Der Fähnrich soll bei jedem Alarm und jeder Feindesnoth der Erste zu Pferde sein, und sobald er einige wenige Leute bei sich hat, auf den Alarmplatz rücken. In Abwesenheit des Rittmeisters soll er selbst die Schlachtordnung machen helfen. Die Fahne soll er gegen den Feind selbst führen und im Treffen nicht senken, sondern stets aufrecht halten. Er soll im Kampf den Reitern zusprechen und mit den hinteren Flügeln stets nachdrängen und vorbrechen, wenn die vorderen bedrängt oder schwankend werden.

Im Allgemeinen blieben die Formation und Einrichtungen bei der Reiterei durch das ganze sechzehnte Jahrhundert und bis zum dreißigjährigen Krieg viel gleichartig als beim Fußvolk. Bei diesem bedingte die steigende Vermehrung der Feuergewehre und der Gebrauch der Piken statt der langen Spieße gegen den Schluß des Jahrhunderts Aenderungen in der Zusammenziehung und taktischen Verwendung. Bei der Reiterei aber lag in der Schwierigkeit der Werbung ein Grund, möglichst bei den alten Formen zu bleiben.

Für die Verhältnisse gegen Ende des Jahrhunderts ist ein Bestallungsbrief interessant, durch welchen Kaiser Rudolf II. (Prag, 20. Mai 1598) den Georg Rudolf Marschall zum Obersten über 1000 deutsche gerüstete Pferde (schwere Reiter) einsetzt, „nemlich das ehr jezt alsbalden berührte Ein Tausend Reutter, welche Alle und Jede Insonderheit nur wohlgeübte Meißigeknechte, mit tauglichen Pferden und Rüstungen, Als wolbedeckten Schurz und Ermeln, Stragen, Ruck-, Krebs-, Hand- und Haupt-Harnisch, darzu mit solchen guten Seitengewehren und Stechern, deren sie sich zum Ernst gebrauchen können, und insonderheit jeder wenigstens mit zweyen gerechten Feuerschlagenden Büchsen gefast und versehen seyn sollen, in aller Ehl werben, fördern, leicht in Bereitschaft bringen, und damit off den letzten nechstkommenden Monats Rung Alten Calenders in unserer Stadt Olmütz, in unseren Markgrasthumb Mähren, dahin Ihn und den Reuttern hiemit der Musterplatz benannt seyn soll, zur Musterung zugleich erscheinen, und Folgendes Uns und dem heiligen Reich drei Monat lang, Jeder Monat, dem alten Kriegsbrauch nach, dreißig Tage gerechnet, die nächsten nacheinander dienen.“

„Und sollen die 1000 Pferd in Vier Fahnen, Nemlich ein Jeder 250 Pferde getheilt werden. Darauf sie auch der Obrist mit gut ersharen Rittmeister versehen soll. So bewilligen wir ander den 1000 Reuttern, und off seine weitere oder höhere Anzahl

so gleich etliche Pferde darüber in Musterung passirt werden sollen) Auf jedes gerüstete doch allein in der Musterung gut gemachte Pferd, den gebräuchlichen Mittgulden dem Rittmeister bezahlen zu lassen. Mehr sollen allwege über 50 gemusterte Pferde ein Rottmeister gehalten und demselben von Jedem gemusterten Pferd ein halber und also von allen 50 Pferd 25 fl. Monatlichen passirt und gut gemacht werden. Gleichfalls sollen ihn auf 12 Pferd ein gerüsteter Wagen mit guten vier Rossen gemustert, auch allwege auf Jeden, wo nicht zwey doch ein guter feuerschlagender Doppelhacken oder Musketen mit sammt zweyen Rnebelspießen gehalten werden, und dann auf solchen gemusterten Wagen wollen wir monatlichen Passiren 24 fl. Item sollen auf 12 Pferde ein Troßflepper gemustert und darauf 6 fl. Monatlich passirt; doch so weit dieselben in Musterung vorgestellt werden.“

„Ferner bewilligen wir ingemein auf jedes in der Musterung gut gemachte Pferd zu Monatlichen Besoldung 12 fl. Und dann noch auf jedes solch Reifig gemusterte Pferd zu einer Zubuß einen halben Gulden. Und letztlich wollen wir auch unter Jeden Jahun Nachfolgende Einbter und Vorttel (Besoldungen). Als Nemlich: Auf einen Lieutenaut 40 fl., Auf seine 2 Trabanten, Jedem 8 fl., thut 16 fl.; Auf ein Fähnrich 40 fl.; Auf 2 Trommeter, Jedem 12 fl., thut 24 fl.; Auf ein Forier 12 fl.; Auf ein Sattler 6 fl.; Auf ein Schlosser 12 fl.; Auf ein Schmitt 12 fl.; Auf ein Plattener (Harnischmacher) 12 fl.; Auf ein Dolmetsch 12 fl.; Und dann auf ein Wagen 24 fl. Rheinisch, zu 15 Pagen oder 60 Kreuzer, als über Sold und Forill.“

Wenn diese Besoldungen auch mit Rücksicht auf den Umstand, daß Rüstung und Bewaffnung beige stellt werden mußten und Jeder sich und sein Pferd davon selbst unterhalten sollte, gering erscheinen, so darf doch der damalige Geldwerth nicht übersehen werden, welcher mindestens das Fünffache des heutigen betrug.

Kamen schon bei den Musterungen des Fußvolkes Uebelstände und Unterschiede vor, so muß es damit bei der Reiterei noch viel ärger bestellt gewesen sein, und der Klagen und Rathschläge, um allen Finten zu begegnen, ist in gleichzeitigen Berichten und Schriftstellern kein Ende. Kam es doch vor, daß dieselben Pferde, welche als Bespannung bei den Wägen oder Geschüßen vorgeführt worden waren, dann nochmals als Reifigenpferde die Musterung passirten. Im Felde aber boten die wirklichen oder angeblichen Abgänge vor dem Feind Anlaß zu solchen einträglichen „Financirungen“.

War das Heer groß und besonders die Anzahl der Reiter eine bedeutende, so setzte man für dieselbe besondere Ober-Officiere ein. Der erste derselben war der General-Reiter-Oberst (nebstbei bemerkt der erste Gebrauch, der von dem Namen General in Oesterreich gemacht wurde, Bild Seite 433). Er stand unmittelbar unter dem Feldherrn, hatte Sitz und Stimme im Kriegsrath und war mit der obersten Leitung und Beaufsichtigung der Reiterei im Lager, auf dem Zuge und vor dem Feinde betraut. Auch Oberst-Wachtmeister über die Reiter gab es bei größeren Haufen, deren Dienstleistung eine doppelte, und zwar bei der Truppe und beim Feldherrn war. In ersterer Beziehung oblag ihnen hauptsächlich die Ueberswachung der Disciplin und Ordnung; sie stellten die Wachen nach Anordnung des Feldmarschalls aus, umritten und besichtigten sie bei Tag und Nacht, damit dieselben vollzählig seien, gehörig abgelöst wurden, kein Reiter abfaß oder schlief und keine Feuer gehalten wurden. Aber sie waren auch direct dem Feldherrn unterordnet, holten von demselben die Lösung, um sie den Wachen mitzutheilen, und im Felde überbrachten sie seine Befehle den Unter-Commandanten, thaten also Adjutantendienste.

Der Reiter-Oberst führte im Felde stets auch das Commando über den von ihm angeworbenen Haufen. Unter ihm standen die schon an der Werbung mitbetheiligten Rittmeister, die auch vor dem Feind ihre Fähnlein führten, die Schlachtordnungen machten, Bewegungen leiteten und im ersten Glied standen. Sie durften — ebenso alle Untergebenen — das Lager ohne Erlaubniß nicht verlassen. Knechte, die verbrochen, konnte der Rittmeister in Eisen legen lassen, das Strafrecht aber ihm nur mit Vorwissen und Erlaubniß des Obersten zu; Junker, die Ungebühr thaten, durfte der Rittmeister verhaften und zum Reiterrecht vorladen lassen.

Der Lieutenant war der unmittelbare Stellvertreter des Rittmeisters. Pflichten des Fähnrichs haben wir schon kennen gelernt. Gegen Ende des Jahrhunderts kamen auch schon „Wachtmeister“ bei den Reitern vor, die anfänglich nur die Wachen zu besorgen und zu beaufsichtigen hatten, bald aber an die Stelle der Rottmeister traten und die höchste Mannschaffs-Charge bildeten.

Die Bezeichnung „deutsche Reiter“ wurde um 1600 nur mehr für schweren Reiter angewendet, denn schon tauchten die nach französischem Muster bewaffneten Arkebusiere und später auch Dragoner auf.

Ein Armeebestand von 1602 specificirt die österreichische Reiterei folgendermaßen, wobei noch keine Regimenter formirt waren, wie schon aus der Ungleichheit der Zahlen hervorgeht, sondern die einzelnen Corps nach dem Namen der Führer benannt wurden:

„Wenigs	500	Pferde
Majekfu	500	„
Matas Graf Thurn	1000	„ Arkebusiere
Heinrich Arzinegli	1000	„ „
Otto Lohenstein	1000	deutsche Reiter
Hans Majekfu	500	„ Arkebusiere
Wolff Mengensreiter	500	„ „
Rheingraf Philipp Otto	600	Curazier „
Kollonics	2000	zu Fuß „
Tilly	3000	Wallonen.“

Im Jahre 1604 zählt ein Verzeichniß auf:

„Christe zu Fuß.

Graf Thurn	1000	Pferde
Christof Teufel	1000	„
Hans Christof Buchheim	1000	„
Karl Kollonitsch	500	„
Adam Trautmannsdorf	500	„
Wolf (zweiter Name unleserlich, wahrscheinlich Jörger)	500	„
Friedrich Graf Hohentlohe	250	„
Curazier, Wallonen	350	„
Reim-Fahnen	200	„
Draconen	400	„
Summa	5700	Pferde

Alle im Feldlager des Baisa.“

In nahezu einseitiger Weise legte man im ganzen sechzehnten Jahrhundert das Hauptgewicht auf das Fußvolk, und nur selten führte, mehr durch einen Zufall als durch planvolle Absicht, die Reiterei die Entscheidung in einer Schlacht herbei. So war dies z. B. in der Sporenjacht bei Guinegate der Fall, aber nur, weil die französische Reiterei sich überraschen ließ, das Fußvolk aber durchbrannte, ohne den Kampf abzuwarten. Aus dem gleichen Grunde kennen wir aus dieser Periode auch keine Führer, die sich besonders als Reitergenerale hervorthaten. Am ersten wäre von Oesterreichern neben dem schon ausführlicher erwähnten Hans von Raxianer noch Karl von Bierotin (geb. 1509, gest. 1590, Bild Seite 441) zu nennen, der seine Tapferkeit zuerst beim Zuge Karl's V. nach Tunis bewährte.

Später befehligte Bierotin stets Reiterschaaren und bewährte sich auf Streifzügen und in der Schlacht als kühner und schneidiger Führer. Im Feldzuge von 1540 eroberte er Pest; bei der Belagerung von Belgrad fiel er in das feindliche Lager ein und schlug sich durch die ihn von allen Seiten umringenden Spahis. Im Schmalkaldischen Krieg stand Bierotin als Feldmarschall an der Spitze der schweren Reiterei. Schon 1551 finden wir ihn wieder vor den Türken im Felde, wo er die mährischen Kriegsvölker befehligte. Bei der Belagerung von Zippa drohte durch einen plötzlichen Ausfall der Türken große Gefahr, da ließ Bierotin seine rasch gesammelten Reiter abziehen, um sie den schon ins Lager eindringenden Feinden entgegenzuwerfen, von welchen auch nur wenige in die Festung entkamen. Auch am erfolgreichen Sturm auf die Festung hatte Bierotin großen Antheil. Im Jahre 1556 stand er an der Seite des Erzherzogs Ferdinand, als dieser den Oberbefehl in Ungarn hatte. Dabei führte er die Verproviantirung des nachmals so berühmt gewordenen Szigeth durch — eine seiner glänzendsten Waffenthaten. An der Spitze seiner böhmischen und mährischen Reiter durchbrach er unter fortwährenden Kämpfen das türkische Lager, brachte Proviant und Geschütze glücklich in die Feste und bahnte sich dann wieder den Rückweg. Durch dieses kühne Reiterstück Bierotin's, der den Wahlspruch hatte „Alles Gott, nichts dem Glück!“ war Szigeth für diesmal gerettet.

Eigentliche Reitergenerale finden wir aber erst, als man der Cavallerie wieder mehr Aufmerksamkeit zuwendete und die Wucht ihres Angriffes gegen die um der Feuerwirkung willen in dünnen Fronten formirte Infanterie zu verwenden suchte. In Johann von Werth und Gottfried von Pappenheim werden wir später die ersten eigentlichen Reitergenerale kennen lernen.

Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts taucht auch der Name der Husaren als besondere Reitertruppe auf. Sie wurden von einzelnen Magnaten ausgerüstet, so finden die Husaren Palffy's (600 Mann), Forgacs' (500 Mann) und jene Radasdy's mit nur 100 Mann in den Schlachtberichten jener Zeit Erwähnung. Für den Feldzug des Jahres 1602 stellten die ungarischen Comitate 1000, die Grenzdistricte 2000, Siebenbürgen aber 3000 Husaren. In der nächsten Zeit wird die ungarische leichte Reiterei meist unter den Namen Kroaten zusammengefaßt, als welche im Vorpostendienst, bei Streifungen und Ueberfällen sie oft sehr wesentliche Dienste leistet. Einer ihrer bekanntesten Führer war Graf Johann Ludwig Isola ni, der auch schon gegen die Türken diente, aber eigentlich zu den Generalen des dreißigjährigen Krieges gerechnet werden muß, wo von ihm die Rede sein wird.

Das Reiterrecht.

Biel später als für das Fußvolk erhielt auch die Reiterei ihre bestimmten Dienstvorschriften. Das älteste „Reiterrecht“ ist aus dem Jahre 1534 und verhältnismäßig kurz; in nur 34 Sätzen wird das Nothwendigste bestimmt, und schon aus der milderen Fassung ist zu erkennen, daß die Reiter nicht als bloße Söldner betrachtet wurden, sondern sich aus besseren, wohlhabenderen Bevölkerungskreisen ergänzten. Uebrigens lag durch nahezu hundert Jahre — von 1470 bis 1560 — die Hauptstärke der Heere fast ausschließlich im Fußvolk, und die Reiterei spielte nur eine Nebenrolle. Als sich dies änderte und auch die Reiterei wieder in Aufschwung kam, aber dann in ihren Reihen auch die Berufs- und Glücksoldaten überhand nahmen, stellte sich auch die Nothwendigkeit ausführlicherer und strengerer Dienstbestimmungen ein.

Kaiser Maximilian II. klagte mit gutem Recht auf dem Reichstag zu Speyer 1570 „wie die jetzt täglich mehr und mehr überhandnehmende Frechheit des deutschen Kriegsvolkes in etwas einzuschränken und so viel möglich, auf der löblichen Vorfahren alt deutsche ritterliche Tapferkeit und Redlichkeit wieder zu richten und dafür zu sorgen sein möchte, daß die Kriegswerbungen der ausländischen Könige und Fürsten in Deutschland, künftig ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaisers nicht weiter zugelassen und Kriegsgeheiß, denen die Reiter und Fußknechte nachleben sollten, gemacht würden.“

Wie verderblich mußte die Verfahrenheit der politischen Verhältnisse, die durch Eifersucht der Fürsten und stete Verkleinerung der kaiserlichen Gewalt geschaffen wurden, auf den Gemeingeist gewirkt haben, bis Deutschland der Tummelplatz fremder Werber werden konnte? Und noch schlimmer war es, daß sie auch, in Folge des gewährten höheren Soldes und der laxeren Disciplin, die in fremden Heeren herrschte, viel Zulauf fanden und Tausende fortzogen, um unter feindlicher Fahne gegen Kaiser und Reich zu fechten.

Auch diese Anregung, wie so manche andere des hochsinnigen und edlen Maximilian II., blieb bei der Ungunst der Zeiten ziemlich erfolglos. Deutschland mußte erst die Prüfungen des dreißigjährigen Krieges erleiden, um fremde Hilfe und fremden Hohn gebührend zu würdigen, das System der geworbenen Heere mußte erst seine ganzen Uebelstände gezeigt haben, bevor man daran ging, ein anderes System der Heereergänzung einzuführen, das die Vertheidigung der Heimat wieder den durch die Abstammung und Staatsbürgerpflicht dazu berufenen Kämpfern auferlegte.

Nahezu das einzige greifbare Resultat der Anregung Maximilian's II. war die Ausarbeitung eines ausführlichen „Reiterrechtes“, dessen Entwurf von dem kriegserfahrenen Feldhauptmann Lazarus Schwendi herrührt. Diese Kriegsordnung der Reiterei, bloß für die österreichische Cavallerie berechnet, blieb lange Zeit in Kraft und gibt so genaue Auskunft über Zusammensetzung, Beschaffenheit und Kriegsbrauch dieser Waffengattung, daß eine mindestens auszugsweise Wiedergabe ebenso nothwendig als interessant erscheint.

1. Die Reiter sollen mit wohlgeübten Knechten und guten Rüstungen, nämlich wohlbedeckenden Schürzen, Hermeln, Rock, Krebs (Brustharnisch, aus übereinander liegenden Schuppen bestehend, daher von der Aehnlichkeit mit einer Krebschale die Benennung tragend), Haupt- und Handharnisch, jeder zum wenigstens mit zwei Faust- und

feuerschlagenden Büchsen versehen, auf des Kaisers und des heiligen Reiches Mahnung, an dem ihnen jederzeit zu bestimmenden Musterplatz, gegen Erhalt eines halben Monatsoldes auf das Anrittsgeld, förderlichst zur Musterung erscheinen, auch vom Tage der Musterung an gerechnet drei Monate lang, und so lange man ihrer weiterhin noch bedürfen würde, zu dienen schuldig sein.

2. Vor dem Anritte soll ihnen auf jedes Pferd das Nachtgeld mit 9 Kreuzer und auf einen Wagen 9 Kreuzer passirt werden. Jeder ist des Tages 4 Meilen zu reiten schuldig, der fünfte Tag ist Masttag.

3. Auf dem Musterplatz haben sie der Musterung zu warten. Würde diese für einige Tage verschoben, so sollen für diese Tage auf das Pferd 9 Kreuzer nebst dem Wagengeld weiter passirt und bezahlt werden.

4. An jedem Orte, den ein solcher Anzug trifft, soll die Obrigkeit den Wirthen eine billige Tage vorschreiben, wonach diese für Roß und Mann 9 Kreuzer über Nacht und für den Wagen 9 Kreuzer erhalten. Hingegen sollen die Reiter mit hinreichender Tractation sich begnügen und sättigen lassen.

5. Bei den Anzügen sollen der Oberst und die Rittmeister schuldig sein, die Reiter alsbald in Rotten auszutheilen und bei jeder Rote einen Rottmeister oder sonst eine bestimmte Person zuzuordnen und an allen Orten, wo sie durchziehen, des Rottmeisters oder der zugeordneten Person rechten Namen angeben und verzeichnen lassen; damit, falls durch die Reiter den Unterthanen Gewalt oder Schaden zugefügt würde, man wisse, an wen man sich zu halten habe.

6. Nach geschehener Musterung sollen die Reiter einen ganzen Monatsold, nämlich 9 Gulden für jedes Reifigenpferd auf die Hand erhalten, nebst dem Wagengeld und einem Gulden für Troß und Rottmeister.

7. Der Monat hebt mit der Musterung an und wird zu 30 Tagen gerechnet. Sollte man nachher der Reiter nicht weiter bedürfen, so soll der Abtritt wie der Anritt ihnen berechnet und bezahlt, für die Hemter und andere Dinge aber kein weiteres Geld gegeben und sie beurlaubt werden.

8. Nach der festgesetzten ersten Musterung, auf welcher jeder mit seinen Reitern zu erscheinen hat, soll den nachkommenden Reitern keine Nachmusterung gestattet werden, noch ihnen wegen des Anrittsgeldes ein Anspruch an Kaiser und Reich zustehen, außer die Versäumniß wäre aus zulässigen Ursachen geschehen. Wenn Einer mehr als die ihm bestimmte und bewilligte Anzahl von geworbenen Reitern bringt, so sind Kaiser und Reich nicht verbunden, sie gleich den Andern zu unterhalten.

Punkt 9 bestimmt, daß der Sold für drei Monate, sowie das Anrittsgeld auch dann voll zu zahlen sind, wenn die Reiter nicht volle drei Monate im Dienste behalten werden.

Punkt 10 regelt den Ersatzanspruch für umgestandene oder vor dem Feinde umgekommene Pferde.

11. Sollte man der Reiterwagen zu Kriegszwecken bedürfen und die Reiter sie ohne besonderen Nachtheil entbehren können, so sollen sie dieselben auszufolgen schuldig sein.

12. Gemusterte und vergütete reifige Pferde und Troßkleeper darf Niemand, außer mit Wissen und Erlaubniß seines Rittmeisters, in den Wagen spannen.

13. Jeder Rittmeister soll, nach Anschlag der Commissarien und Obersten, ungefähr 300 Pferde unter seiner Fahne haben.

14. Dem Rittmeister soll auf jedes gerüstete Pferd, das in der Musterung passirt wird, monatlich ein Gulden Rittmeistergeld gut gethan werden.

15. Es sollen jederzeit über 50 Pferde ein Rittmeister und auf jeden Rott 25 Gulden; ferner je auf 12 Pferde 1 Troßknecht und darauf 6 Gulden; auf einen Lieutenant 32 Gulden, auf einen Fähnrich 24 Gulden, auf zwei Trompeter 12 Gulden Uebersold; auf einen Schreiber, Feldscheer oder Fournier 12 Gulden Uebersold; auf einen Feuerschloßmacher 12 Gulden, auf einen Sattler 6 Gulden, auf einen Hufschmied 12 Gulden Uebersold; auf zwei Trabanten jedem 8 Gulden, auf einen Caplan, Prädicanten, wosern ein solcher zugegen, 24 Gulden passirt und bezahlt werden.

16. „Dieweil der Rottmeistergulden den Rottmeistern darum bezahlt wird, sie schuldig seien, neben den anderen Befehlshabern die Reifigen in guter Ordnung zu halten, die Rittmeister aber bisweilen diesen Gulden einstecken und dann kein Rittmeister da ist, so soll jeder Rittmeister schuldig sein, den Rottmeistergulden ordentlich unter seiner Fahne auszutheilen und je über 50 Pferde einen Rottmeister zu stellen, ihn von genannten Geld zu unterhalten und namhaft zu machen.“ Mehr Einschränkungen über richtige Verrechnung und Musterung enthalten die Punkte 17 und 18.

19. Die Rottmeister sollen auf Rügen und Fütterungen und wo es sonst nothwendig ist, gute Aufsicht auf die ihnen untergebenen Reiter führen, damit man die Uebeln leichter auffindig mache und zur Strafe ziehe.

20. Um die beschwerlichen langen Pferdereien zu vermeiden, sollen keinem Rottmeister über 12 Pferde, keinem Adeligen über 6 oder 8 Pferde und keinem Grafen oder Herrn über 10 oder 12 Pferde passirt und vergütet werden. Nur wenn ein stattlicher vermöglicher Graf, Herr oder Adliger mit einer größeren Anzahl ganz ausgerüstet in der Musterung erschiene, dürften ihm die Mustercommissarien mehr Pferde mehr passiren.

21. Die Obersten und Rittmeister sollen nicht gestatten, daß sich ihrer Rotten eine Reihe zusammenschlagen und unter Einem Namen in der Musterung durchziehen, sondern es soll Jeder mit seinem Tauf- und Zunamen und seinen Pferden ordentlich im Musterregister verzeichnet sein und durchreiten.

22. Einem jeden Herrn oder Adeligen, der 5 oder 6 Pferde hat, soll nicht als ein Rott, wer nur 4 oder 3 Pferde hat, kein Rott; wer aber 12 Pferde hat, 2 Rotten passirt werden.

23. Welcher Herr oder Junker 6 Pferde oder darüber hat, der soll dazu einen mit einem langen Feuerrohr bewaffneten Knecht haben, welcher zu Fuß mitzugehen und es vor dem Feind zu gebrauchen versteht.

24. Der Oberst und die Rittmeister dürfen keine solchen Pferde werben oder in das Musterregister und in die Musterung bringen, wo der Junker oder Herr nicht persönlich selber gegenwärtig ist; auch dürfen sie die Pferde unter keinem fremden Namen durchreiten lassen.

25. Dieweil etliche Herren oder Junker ihre Pferde unter die Fahne ihrer Rotten lassen und doch mit ihrer Person oder einem oder zwei Knechten, die sie übergeben haben vorgeben, frei und Niemand unterworfen sein wollen, woraus allerlei Ungleichheit, Ungehorsam und Unordnung entsteht, so sollen die Rittmeister keine Herren und Adligen unter ihren Reitern dulden, die nicht gleich Andern in das Register geschrieben zum Gehorsam verbunden sind.

26. Die Rittmeister sollen, so viel möglich ihre Heiter aus Adeltigen und nicht „Einspännigerknechten“ (die nur ein Pferd stellen) anwerben.

27. Jeder Herr und Junker soll von Haus aus seine Knechte dermaßen bekleiden, daß ihr Leib gegen Kälte und Unwetter geschützt und die Büchsen wohl gedeckt sind.

28. Jeder Herr oder Junker soll seine Knechte auf die völlige Zeit und so lange auser und Reich ihrer bedürfen, zu bestellen schuldig sein. Kein Knecht oder Diener at, so lange die Bestallung währt, das Recht, von seinem Herrn oder Junker einen Urlaub zu fordern, es gehe sein Jahresziel aus oder an, wie es wolle; sondern er ist huldig, bei ihm zu bleiben, ihm zu dienen und ihn mit der Besoldung nicht zu teigern, so lange er bleibt und dient. Wer ohne Erlaubniß und Bestallbrief abzieht,



Karl von Hierotin. (Seite 437.)

wird im Betretungsfalle an Leib und Leben bestraft, oder wenn er entläuft, zum Schelm gemacht und darf nirgend gehalten und gelitten werden.

29. Kein Knecht soll seinem Herrn oder Junker muthwillig trotzen und sich ihm widersetzen, gleichweige denn, eine Büchse oder Waffe gegen ihn richten, bei Leibestrafe.

30. Keiner soll dem Andern sein Gefinde abwendig machen. Wird ein Knecht von seinem Herrn in Unfrieden entlassen, so darf ihn kein Herr oder Junker, der auf demselben Zuge ist, annehmen, es sei denn mit Gestattung des vorigen Herrn.

31. Hingegen sollen die Herren und Junker ihre Knechte gebührend und leutselig behandeln. Verhält Einer seine Diener übel und unbillig und es kommt darüber zu Klage und Spaltung, so soll der Rittmeister oder Oberst billig einschreiten. Wäre hiemit der Klage nicht abgeholfen, so soll es an den Feldmarschall gelangen, und dieser den Handel untersuchen und schlichten.

32. Der Oberst oder Rittmeister darf, ohne des Feldherrn Erlaubnis, weder einen oder mehrere Reiter beurlauben, noch von anderen annehmen und unter die Fahnen stellen.

33. Wenn solche Reiter erkrankten, oder aus dem Felde erkrankt sind, so lange man im Felde liegt, monatlich von den Feldherren zu sehen lassen die Pferde und Rüstungen der Erkrankten oder Kranken jeder zur Musterung aufgeführt werden.

34. Wenn Knechte oder Pferde eines Reiters von den Feldherren erkrankt oder getödtet werden, oder sonst ohne Schuld in Verlust gerathen, so soll der Reiter einem oder längstens zwei Monaten andere Knechte oder Pferde einstellen, auf ihn die Beoldung darauf nicht weiter pallirt werden.

35. Keiner soll Knechte, Pferde, Harnische noch sonstige Rüstungen bei sich entleihen und durch die Musterung bringen, noch Einer dem Andern leihen, jeder für sich selbst vollständig und hinreichend gerüstet sein. Die dagegen handeln ihre Beoldung verliert und verfallen in Strafe.

36. Keine, als des Rittmeisters 12 und des Fähnrichs 6 Pferde sollen frei sein.

37. Oberste und Rittmeister sollen mit Ernst darauf sehen, daß die Reiter-Muster-Registern nach ihre Pferde und Rüstungen bei ihrer Fahne vollständig

38. So oft man in den Zügen und Ordnungen der Feld- und Commisariaten, von den Obersten und Rittmeistern begehrt, die Fahnen auszählen lassen, müssen sie es thun, die Fahnen abgefordert ziehen und abzählen lassen. sich dann bei irgend einer Fahne ein namhafter und verdächtiger Mangel an der so soll dem genau nachgeforcht werden, damit kein Betrug vorfallen könne.

39. Der Oberst und die ihm untergebenen Rittmeister, Befehlshaber und sollen darüber wachen, daß Niemand aus der Ordnung und dem Lager reite, auf Wagen fahren lassen, oder sich ohne Befehl mit dem Feind einlasse, sondern auf seinem angewiesenen Platz bleibe.

40. Sie sollen bei ihren ritterlichen adeligen Ehren und Pflichten das löbliche deutsche Ritter- oder Ritterrecht unter einander eifrig handhaben, fort und sich demselben, als ihrer ordentlichen Justiz, unterwerfen, jeden Frevel vor ihnen untersuchen und strafen lassen.

41. Der Kaiser bestätigt das alte Herkommen des löblichen Ritter- und Ritterrechts und will, daß nicht nur am Kaiserhofe, in den Feldzügen und Besatzungen Kaisers, sondern auch im ganzen römischen Reiche und in allen kaiserlichen Erblanden nach gehandelt und Recht gesprochen werde.

42. Was während der Feldzüge allenthalben vor dem Ritterrecht geurtheilt, gehandelt wird, das Alles soll in das Kriegsprotokoll eingezeichnet und am Ende jedes zwei beglaubigte Copien davon gemacht werden, die eine für den Kaiser, andere für die kurfürstliche Kanzlei zu Mainz, damit man im Reiche die ergangenen Urtheile kennen lerne und sich darnach richte.

43. Zur Mehrung der Gottesfurcht, christlichen Wandels, guter Ordnung, Gerechtigkeit und Gehorsam, sollen sich die Reiter erstlich vor allem gottlosen, leertigen, bösen Leben, sonderlich vor Gotteslästerung, Verachtung seines heiligen Wortes, vor Verdrückung und Vergeßlichkeit des armen Mannes hüten und keine unzüchtigen Weiber mit sich führen oder im Lager haben. Wo es jedoch unverdächtige Weiber

man zu Abwartung kranker Personen, zum Waschen und anderen unsträflichen Dingen, ohne Schande und Unzucht gebraucht, die sollen geduldet und zugelassen werden, aber mit Vorwissen der Befehlshaber.

44. Die Obersten, Rittmeister und Befehlshaber sollen den ihnen untergebenen Reitern kein böses Exempel geben, vielmehr sich selbst alles christlichen und guten Wandels befleißigen.

45. Ferner sollen die Herren und Junker sammt ihren Knechten sich befleißigen, an Sonntage und so oft zum Gottesdienst oder zur Predigt umgeblasen wird, das Ort Gottes zu hören und den Gottesdienst abzuwarten. Wer während solcher Zeit Kneipen, Tabernen und anderen ärgerlichen leichtfertigen Orten betreten würde, soll dafür gestraft werden, nämlich wenn er ein Knecht ist, mit Gefängniß und Eisen, und wenn er ein Herr oder Junker ist, durch mündliche Zurechtweisung auf Seite des Obersten oder Rittmeisters. Hilft das nicht, so soll der Herr oder Junker bei dem Feldmarschall verklagt und vom Reiterrechte bedeuget werden, daß bei Verharren in ärgerlichem Wandel, nach Rechtskenntniß gestraft und aus dem Haufen gestoßen werde.

46. Während des Gottesdienstes und der Predigt darf durch die Marktender Wein und Bier ausgezapft und verkauft werden.

47. Oeffentliche Gotteslästerei sind an Ehre, Leib und Leben zu strafen.

48. Dieweil es leider dahin gekommen, daß unter den Deutschen, sonderlich im Rheingebirge, das lästerlich viehische Vollsaufen schier im allgemeinsten Gebrauche ist, woraus der ganzen Nation viel Verkleinerung, Unehre, Nachtheil und Spott entsteht, sonderlich in Kriege auch desto weniger Sieg und glückliche Verrichtung erfolgt, so sollen Oberste, Rittmeister, Befehlshaber, desgleichen Herren, Junker und Mitreiter, sich der steten, immerwährenden Völlerei mäßigen, sonderlich aber solches ihren Knechten und Dienern nicht gestatten.

49. Wäre ein Befehlshaber der immerwährenden viehischen lästerlichen Völlerei maßlos ergeben, daß er seinen Befehl und Dienst nicht gehörig verrichte, dem soll durch den Feldmarschall und seinen Obersten der Befehl entzogen und einem anderen würdigeren, so mehr nüchtern, übergeben werden.

50. Bei strafbaren Mißhandlungen, die durch Herren, Junker, Knechte verübt werden, soll die Trunkenheit zu keiner Entschuldigung oder Strafmilderung dienen, vielmehr gleichen Verbrechen desto schärfer, schwerer, ja doppelt gerichtet und bestraft werden.

51. Wer Völlerei halber Feindesnoth veräuunt oder verschläft, soll am Leben bestraft werden.

52. Reifige und andere den Reitern dienende Knechte, welche so viehisch und gestalt sich volltrinken, daß sie ihrer selbst und ihrer Vernunft nicht mächtig sind, sollen strafs festgenommen, in die Eisen geschlagen und ohne des Obersten oder Rittmeisters Vorwissen nicht ausgelassen werden.

53. Wer gegen den Feldobersten oder Feldmarschall die gewaffnete Hand erhebt, oder seinen Befehlshabern, sonderlich in der Amtshandlung sich widersetzt, soll an Leib, Ehr und Gut gestraft werden.

54. Wer seinen Vorgesetzten mit verächtlichen schmähenden Worten begegnet, wird vor das Reiterrecht gestellt und bestraft.

55. Wer gegen den Feldobersten und anderen Vorgesetzte Meuterei begeht, wird Leib und Leben gestraft.

56. Jeder soll sich der Justiz und Feldordnung gemäß verhalten.

57. Keiner darf an die Justizleute, als Profoszen, Rummormeister, Wagenteufelmeister und deren Diener und Zugehörige Hand anlegen, ihnen mit Gewalt in Uubeischeidenheit widerstreben, noch sie in ihren Amtsverrichtungen hindern, vielmehr ein Jeder sie gegen Gewalt schützen und schirmen helfen, und zwar bei Leibes- und Lebensstrafe.

58. Keiner soll dem Feldmarschall, dem Obersten oder an deren Statt dem Profoszen einen Diener vorenthalten, noch sein Gefinde gegen Rechtspruch in Anspruch nehmen.

59. Die Rottmeister und gemeinen Reiter sollen gute Züge und Ordnung halten, nicht vor der Fahne umherstreifen. Besonders soll sich kein Reiter in den Troß und unter die Wagen mischen, noch vor der Fahne aus dem Lager rücken und vorziehen; Alles bei schwerer Strafe.

Die Punkte 61 und 62 handeln von Fahnenflüchtigen, wobei es heißt, daß jene, die auf einen solchen „schießen oder stechen, nicht allein nicht strafbar sind, sondern sich noch großen Dank erwerben“.

63. Ohne des Feldobersten Erlaubniß soll keiner einen Trompeter zu den Feinden schicken, noch von ihnen annehmen, noch in anderer Weise mit ihnen verhandeln. Wenn Briefe oder Bottschaften von den Feinden zukommen, der hat sie sogleich seinem Rittmeister oder Obersten auszuantworten und dieselben uneröffnet und unerforscht zu den Feldobersten gelangen zu lassen.

64. Niemanden von den Feinden oder dessen Zugehörige darf die Wacht aus dem Lager oder in dasselbe lassen, sondern die Wacht muß den Betretenen dem Obersten ausliefern.

65. Auf Zügen, Wachten oder unter fliegenden Fahnen darf keiner eine geweihte Hand gegen den Andern gebrauchen, noch mit ihm balgen oder schlagen, bei Leib- und Lebensstrafe.

66. Keiner, es sei in oder außer dem Lager, darf den Andern mit Buchse oder mörderischer Waffe anfallen, noch Einer den Andern zu Roß herausfordern.

67. Niemand darf den Andern in seinem Zelt und Logiment muthwilliger Weise überfallen und vergewaltigen, bei höchster Strafe.

68. Niemand darf einen Pflug rauben, noch Mühlen, Backöfen und was den gemeinen Bedürfnisse dienlich, es sei Fremden oder Feinden zuständig, ohne Erlaubniß beschädigen oder zerstören, noch Wein, Mehl oder Korn muthwilligerweise ausräumen lassen und verderben, bei Leibesstrafe.

69. Niemand darf alte abgelebte Leute, Priester, Prediger, unbewehrte Frauen oder unmündige Kinder todtschlagen, bei Leibes- und Lebensstrafe.

70. Keine Nation und kein Kriegsvolk darf wider das andere sich zusammenrotten, Aufruhr und Zulauf machen, nach seiner Nation schreien, bei Verlust des Leibes und Lebens.

71. Bei besetzter Wache darf keiner eine Büchse loschießen, noch Geschrei, Gesang und andere Unruhe erregen.

72. Im Felde und in der Garnison, so lange der Feldzug dauert, darf Niemand alte Uneinigkeit und Feindschaft äußern oder thätlich rächen, sondern er muß die Sache verschieben oder durch die Vorgesetzten ausgleichen lassen, oder den ordentlichen Rechtsweg gehen.

73. Wenn Einige unter sich uneinig würden, oder thätlich an einander gerietzen, so soll jeder Anwesende Frieden zu stiften suchen und die Händer sich nach ihm achten.

74. Keiner darf seine ordentliche Wacht versäumen, sie verweigern oder vor der Ablösung verlassen. Wer es thut, verliert seine Besoldung, wird ohne Paßbrief von dem Haufen abgeschafft oder sonst gestraft.

75. Jeder soll mit seinem Harnisch und den anderen gebührenden Wehren, auf welche er gemustert ist, auf die Wacht ziehen, und weder auf Tag- noch Nachtwacht von seinem Pferde absteigen. Wer anders betreten wird, dessen Pferd und Harnisch ist dem Feldmarschall verfallen (woran dem Wachtmeister der halbe Theil gebührt) und er wird noch überdies bestraft.

76. Keiner soll auf der Schild- oder Schaarwacht unnöthigen Lärm machen.

77. Wer auf der Wacht trunken und voll betreten wird, also daß er seine Wacht nicht gebühlich versehen oder die rechte Losung nicht geben kann, verfällt in Strafe.

78. Fremde und verdächtige Personen soll Niemand beherbergen, sondern sie seinen Vorgesetzten anzeigen.

79. Wer Vorthail an den Feinden und Nachtheil an den Freunden sähe oder einen guten Rath zu geben wüßte, wie man den Feinden Abbruch thau und sich selbst vor Schaden bewahren könne, der ist schuldig, dies insgeheim dem Feldherrn, oder dem Feldmarschall oder seinen Obersten mitzutheilen.

80. Niemand darf brandschäken, ein Lager anstecken oder anstecken lassen, noch brennen, außer auf Befehl des Feldobersten.

81. In Schlachten und Gefechten soll Jeder an dem Orte, wohin er verordnet ist, bleiben und ohne Befehl sich nicht wegbegeben. Wenn in derselben Zeit andere Kriegsleute an einen anderen Orte gegen den Feind siegen, so soll derjenige, der Gehorsam geleistet und das ihm Befohlene gethan hat, eben so gut gehalten werden, als derjenige, der ebenfalls im Gehorsam die That vollbringen half.

82. Auch nachdem der Feind besiegt worden, soll Keiner ohne Erlaubniß sich aus seiner Ordnung und von seiner Fahne weg, auf das Reuten und Verfolgen begeben.

83. Keiner soll dem Andern seine gewonnene Beute mit Gewalt oder sonst entreißen, sondern wenn Irrung und Uneinigkeit hierüber entsteht, der Streit durch die Vorgesetzten oder vor dem ordentlichen Reiterrecht entschieden werden.

84. Keiner soll in oder außer dem Lager die Marketender plündern, ihnen Gewalt anthun oder auf den Proviantplätzen Gewalt üben, in die Proviantplätze einfallen, noch etwas mit Gewalt nehmen, bei Strafe an Leib und Gut.

85. Keiner darf vor das Lager gehen, um Vorkauf auf den Proviant zu thun, sondern aller Proviant soll zu freiem Kaufe in das Lager kommen.

86. Wer den Feinden Vieh oder anderen Proviant abgewinnt, der darf ohne höhere Erlaubniß das Vieh nicht aus dem Lager führen, sondern muß es in dem Lager verkaufen.

87. Wer im Lager oder sonst im Dienste etwas hört, was dem Kaiser und Reiche, deren Kriegsweisen oder Land und Reuten zum Nachtheil gereichen könnte, oder wer sonst verdächtige Leute sieht und weiß, der soll es sofort seinem Rittmeister oder Obersten, oder wenn die Sache wichtig ist, dem Feldmarschall melden. Wer dies nicht thut, soll gleich dem Aufstifter, an Leib und Gut gestraft werden.

88. Wenn der Kaiser oder dessen Feldoberst gewisse Personen, Städte, Märkte, Flecken, Dörfer, Häuser mit Geleite, Freibriefen, Saubegarden versieht, so soll Niemand dagegen handeln.

89. Des Kaisers und des Reiches Unterthanen soll im An- und Abzug und sonst in Durchzügen und Lagerungen Niemand beschweren, pressen, plündern oder sonst beschädigen, sondern Jedermann gebührende Bezahlung thun. Hingegen sollen die Kriegerleute von den Wirthen nicht übertheuert werden. Wenn sie aber gegen den Feind zu Felde liegen, dürfen sie die nöthige Fütterung holen.

90. Wenn Geld und Zahlung nicht regelmäßig erfolgen kann, und sie auf dem Wirth oder dem armen Mann leben und zehren müssen, so sollen sie dennoch nach Gebühr und Billigkeit sich verhalten, über dasjenige, was ihnen die Wirth oder armen Leute (Bauern) geben, ehrliche Rechnung führen, ihnen Zettel oder Empfangsscheine ausstellen und sich's nachher an ihrer Besoldung abziehen lassen.

91. Die armen Leute sollen für ihre derartigen Schäden durch des Kaisers und heiligen Reichs Kriegspennig oder Zahlmeister ordentlich bezahlt werden.

92. Wenn man in Feindesland und doch auf Reichsboden läge, darf Keiner hinausreiten und die armen Leute plündern, brandschätzen und vergewaltigen, noch seinen Dienern solches gestatten, vielmehr lehtere überwachen, daß sie nichts Ungebührliches in das Lager bringen, sondern sich mit Proviant und Fütterung nach vorgeschriebener Tage, Maß und Ordnung halten. Liefte dieserhalb Klage ein, so sollen die Rittmeister die armen Leute an Geld entschädigen und es den Schuldigen an ihrer Besoldung abziehen. Es sollen auch die Herren und Junker ihre Knechte, nach Befinden ihrer Schuld, zur Widererstattung anhalten, die Thäter noch außerdem vor Gericht gestellt und als Räuber gestraft werden.

93. Wenn der feindliche Feldoberst oder die feindlichen Hauptleute durch die Reiter gefangen würden, so haben diese die Gefangenen gegen ein angemessenes Geschenk dem Befehlshaber zu übergeben.

94. Werden, außer so vornehmen Feinden, noch andere Personen gefangen, die darf derjenige, der sie niedervirft und fängt, schätzen, und nach Kriegsgebrauch behandeln. Doch sollen alle Gefangenen dem Feldobersten angezeigt und ohne sein Vorwissen keines ledig gelassen werden.

95. Wenn Städte, Schlösser, Flecken, Land und Leute erobert werden, sollen diese sammt den dazu gehörigen Geschütze, Munition- und Proviant-Vorrath jederzeit dem Kaiser und dem Reiche zustehen und bleiben; die eroberten Orte, Land und Leute, nach dem sie zur Huldigung aufgenommen worden, nicht weiter beschädigt, noch gebrandschaft werden, aber alle Habe, die nach Kriegsbrauch preisgegeben ist, soll den Kriegerleuten bleiben.

96. Wenn verschiedenerlei Nationen zu Roß und Fuß zusammenkommen, soll um Uneinigkeit zu verhüten, keine Nation die andere mit Willen, Werken und Weiberden schmähen, noch sich mit derselben in Streit einlassen, sondern etwaige Ansprüche und Forderungen sollen bei der Obrigkeit und den ordentlichen Kriegsrechten vorgebracht werden.

97. Wenn jedoch Reifige wider Bestallung, Kriegsrecht, Brauch, Ehr und Pflicht handeln, sollen sie nach Erkenntniß und Brauch des Reiterrechtes an Leib, Ehr und Gut gestraft werden.

98. Wenn bei diesen Reitern kein Feldmarschall ist, durch den ein ordentliches Reiterrecht gehalten werden könnte, die vorgefallenen Vorgehen aber keinen Aufschub zulassen, so soll der Oberst für sich selbst das Unrecht strafen, die Rittmeister, Lieutenants, Hurliche, auch wenn es nöthig, einige Rottmeister zu sich fordern, und mit ihrem Rath und Erkenntniß nach dem Reiterrechte gegen die Uebelthäter verfahren.

99. Bei allen deutschen Reiterregimentern, mit wenigen oder vielen Fahnen, wenn kein ordentlicher Feldmarschall vorhanden, nichts desto weniger Prosoßen halten und das Uebel gestraft werden.

100. Wer von einem Rittmeister Anrittgeld nimmt, aber bei der Musterung dem Haufen nicht erscheint, sondern vor oder nach der Musterung, ehe das Feldiment bestellt ist, wieder abreitet, oder sich in eines andern Herrn Dienste begibt, so soll, um sich zu rechtfertigen, vor das Reiterrecht citirt, und wenn er ungehorsam bleibt, so über ihn abgeurtheilt werden, wie wenn er zugegen wäre.

101. Wenn in diesem oder anderen Feldzügen, außerhalb des Reiches, bei andern Potentaten, sich Irrungen oder Ehrensachen zwischen Deutschen entspannen, Einer gegen den Andern vor dem Reiterrechte austragen wollte, und der Kläger an, um das Recht wider seinen, bei dem Haufen in der Bestallung befindlichen Gegner anzurufen, so soll ihm Recht gestattet, der Beklagte ordentlich citirt werden und Antwort zu geben schuldig sein. Hingegen soll sich der Ankläger dem Feldmarschall oder Feldobersten so lange mit Pflichten unterwerfen, gebührende Caution und Verpfändung thun, und alles Gebührende erstatten, so lange bis er seine Sache zu Recht geführt hat.

102. In dem Allen sollen sich Oberste, Rittmeister und Reifige halten, wie es ihnen von frommen Ritters- und andern ehrlichen Kriegsleuten bei Treu und Glauben führt.

103. Auch soll der Oberst in eigener Person bei den ihm untergebenen Rittmeistern sein und bleiben, und an seiner Statt, ohne des Feldobersten Vorwissen, einen Verwalter oder Lieutenant stellen.

104. Ferner sollen die Reifigen monatlich, oder wenn man es begehrt, sich musternd zu lassen schuldig sein, und ihnen dann ihre Bezahlung gereicht werden. Wenn aber das Geld sich verzögert, und nicht im Ausgang des Monats gleich überall in Händen wäre, sollen sie dieß geduldig tragen, nichts destoweniger ihre Löhne und Kosten versehen, keinen Zug abschlagen, wie redlichen Kriegsleuten gebührt.

105. Es soll auch diese Bestallung und Artikel zur Zeit der ersten Musterung öffentlich den gemeinen Reitern im Felde unter fliegenden Fahnen vorgelesen, und sie darauf in Gelöbniß genommen werden.

106. So oft man nachher mustert, soll immer die Bestallung den Reitern im Felde wieder vorgelesen werden, damit sich Jeder derselben besser erinnere und sich danach richten könne.

107. Gleichergestalt sollen alle Reiter, die sich später noch während des Feldzuges dem Haufen begeben, und Dienst und Besoldung nehmen, eben so gut zu Haltung der Bestallung und Artikel verbunden sein, als ob sie zu Anfang darauf bestellt oder in Gelöbniß genommen worden wären.

108. Die Rittmeister sollen bei der Werbung darauf sehen, daß sich keine leichtfertigen übelthätigen und übelberüchtigten Personen unter ihre Reiter einmischen. Wenn sie später unter den Fahnen in Erfahrung gebracht würden, sollen sie, sofern sie

sich vergehen, vor das „Heiterrecht“ gestellt, nach Maßgabe ihrer Uebelthat von Hausen weggeschafft oder sonst gestraft werden.

109. Würde sonst noch in dieser Bestallung Einer betreten, der ein Gotteslästerer, ein berüchtigter Jungfrauen- oder Frauenhänder, der ferner Jau unredlich ermordet, von seinem Herrn aus dem Feld geflohen, oder sonst einer unbaren oder unadeligen That überwiesen wäre, der soll diejerhalb vor das Heiterrecht gestellt und gestraft werden.

110. Wenn in obigen Artiteln etwas vergessen oder ausgelassen, das Heiterrecht und Kriegsleuten zu halten zustiünde und gebräuchlich wäre, so sollen die Heiter so gut dazu verhalten und verbunden sein, und die Uebelthäter nach Erkenntnis wegen gestraft werden, als wenn es ausdrücklich in dieser Bestallung vermeldet ad.

Die vorstehenden, unter dem Namen „Heiterrecht“ bekannten Kriegsarten sind für Organisation und Kriegsgebrauch der österreichischen Heiterei im sechzehnten Jahrhundert von sehr großer Bedeutung. In militärischer Beziehung ist besonders das Bestreben, gewisse Ideen und Formen des mittelalterlichen Ritterthums im Inneren der Heereszucht neu zu beleben, interessant und auch das System der Werbung unterscheidet sich bei der Cavallerie wesentlich von dem beim Fußvolt eingeführten. In Hauptursache hiezu mag wohl in der Schwierigkeit gelegen sein, im Falle eines Krieges sofort das nöthige Pferde-Material beizustellen, man mußte daher Rosß und Mann zugleich anwerben, und womöglich sogar größere Trupps auf einmal zu gewinnen suchen, wodurch man von vornherein auf die begüterten Gesellschaftsclassen und einen abweichenden Vorgang bei der Werbung angewiesen war, wie wir ja schon gesehen haben.

Aber auch in mancher anderen Beziehung werfen die Bestimmungen dieses „Heiterrechtes“ ein höchst interessantes Streiflicht auf die allgemeinen und culturgeschichtlichen Verhältnisse jener Zeit. Aus der Nebeneinanderstellung der „Priester und Prediger“, welchen gleiche Ehren und gleicher Schutz gesichert werden, spricht deutlich die Maximilian II. hochsinniger Duldbung angestrebte friedliche Ausgleichung der durch die Reformation geweckten deutschen Religionsfreitigkeiten. Die wiederholte und besonders scharfe Verdamnung der Trunksucht: „woraus der ganzen Nation viel Verkleinerung, Unehre, Nachtheil und Spott entsteht“, ist nur der Wiederhall der im sechzehnten Jahrhundert von allen Seiten erhobenen Klagen über das unmäßige Trinken in deutschen Landen. Meint doch schon Luther in seiner kernigen Weise: es möge wohl wahr sein, daß jede Nation ihren besonderen Teufel habe, so z. B. die Franzosen den Hockfahnteufel, die Italiener den Kaufteufel, aber die Deutschen hätten sich einen der lässlichsten gewählt: den Saufteufel, dem sie mit Haut und Haar sich verschrieben hätten und mit Eifer dienten.

Am Allgemeinen blieben die Bestimmungen dieses „Heiterrechtes“ bis in die Mitte des kommenden Jahrhunderts aufrecht, und die Bestallungsbriefe aus der Zeit der Kaiser Rudolf II. und Matthias enthalten stets den Zusatz: „Gedachter Obrist seine Rittmeister, Befehlshaber und Heutter sollen bei ihren adelichen, Ritterlichen Pflichten, damit sie uns und dem heiligen Reich in Krafft dieser Bestallung verpflichten, das alte löbliche teutsche Heutter- oder Ritterrecht unter ihnen im Höchsten Ern und Fleiß anzurichten, zu handhaben, vorzusetzen, sich demselben als ihrer ordentlichen Justition (Rechtspflege) zu unterwerfen und zu gehorjamen, auch Alle und Jede Verwirkung oder Mißhandlung vermöge dieser Bestallung und den kaiserlichen Rechten an wolherkommenden Kriegsgebrauch für demselbigen Rechtfertigen und straffen lassen.“

Auch das 1617 aufgestellte Reiterrecht, das unter dem Namen des „Wallensteinischen“ bekannt ist, hat nicht diesen Führer zum Autor, sondern ist nichts als

•Püchsenmeyster.

Jörg Püchsenmeyster nen ich mich
Der Artlerey pin meyster ich
Mit Karraunen vnd scharpffen metzen
Kundt ich die stat Genua dregen
Da thut ich manchen dyren sellen
Die steyn sach man indt heuser piellen
Vor Pauia lert man mich kennen
Hülff ich die schlachtordnung diennen
Mit großem gsoß vnd not schlangen
Namen wir vil der feindt gefangen
Wo Püchsenmeyster vnd Hauptman
Greysen die feindt mit forsteyl an
Do tregt der hauff den preysß darvon
Den die zwen sendt außserwelt
Man scheyt ein hülich für ein helst.

Abb



Püchsenmeister der Artillerie. (Seite 468.)

eine fast unveränderte Copie des oben mitgetheilten Reiterrechtes, dessen Verfasser der in Thierie und Paris des Kriegswesens gleich erfahrene kaiserliche Feldoberst Lazarus Schwendi von Hohenlandberg war.

Musterung und Kriegsrecht bei der Reiterei.

Verfolgen wir schließlich noch den Verlauf der zwei wichtigsten militärischen Angelegenheiten bei der Reiterei jener Zeit: die Musterung und die Abhaltung des „Reiterrechtes“.

Wenn die Reiter auf dem bestimmten Musterplatz eingerückt waren, so wurden sie zuerst je nach der Stärke in „Haufen“ abgetheilt, die dann im Viereck oder Ring aufgestellt wurden. Unter Vortragung eines bloßen Schwertes ritt hierauf der Feldoberst, begleitet von den „hohen Aemtern“, in die Mitte und hielt nach Blasung einer Fanfare eine Ansprache. Deren wesentlicher Inhalt blieb sich immer gleich und schwebte besonders soldatische Zucht ein, „dieweil Gehorsam und gut Regiment ein Werk, das Gott gehele, daraus alles Glück und Wohlfahrt erfolge, dasselbe auch bei den Vorfahren den löblichen Teutschen, jederzeit in großer Achtung und Handhabung gewesen; demnach wolle der Feldoberst an Kaisers und Reiches statt, und auch für sich selbst sie ermahnen haben: daß sie Ordnung, Gehorsam, Gericht und Recht unter sich erhalten, in christlicher Liebe, Ehrbarkeit, adeliger Sitten, Gottseligkeit und Redlichkeit befehlen, wie rittermäßigen und christlichen Leuten gebühre, das Gegentheil, nämlich alle heidnische Thaten fliehen möchten. Und damit nun ein Jeder dem besser nachzukommen wisse, so solle ihnen hienüt des Kaisers und des Reiches Bestallung, in welchem die Artikel des löblichen Reiterrechtes und Kriegs-Reglements begriffen, das der Kaiser und das Reich wieder erneuert und bestätigt, dem löblichen deutschen Namen zu Ehren und Wohlfahrt ins Werk gerichtet haben wollten, vorgelesen werden, darauf sie nach altem Brauche schwören sollten. Ohne Zweifel würden sie, als ehrliche deutsche, rittermäßige Leute, sich solches wohlgefallen lassen, sich darüber freuen und auch der That nach sich demgemäß verhalten.“

Nachdem dann die mitgetheilten Kriegsartikel des Reiterrechtes verlesen waren, legte der Feldoberst seine Ansprache dahin fort: „daß sie als aufrichtige Fürsten, Grafen, Herrn, Adelige und gemeine Reiter, jung und alt, hohen und niederen Standes, sich darnach richten, dem, was ihnen vorgelesen worden, treulich und gehorjamlich nachkommen, und bei ihrem Kriegsherrn, dem Kaiser und dem Reiche, des Kaisers obersten Stellvertreter, dessen nachfolgenden Aemtern und Befehlshabern, im Feld und in der Besatzung, zu Tag und zu Nacht, nach aller Möglichkeit Leib, Leben, Gut und Blut, wie ihre löblichen Vorfahren gethan, einsezen, hiervon, so lange der Feldzug und die Bestallung währe, es scheide sie denn der bittre Tod oder andere erhebliche und ehrliche Gründe, — nicht weichen, sondern sich in Allem als ehrliebende, aufrichtig deutsche und rittermäßige Leute erweisen, den Rechten, der Ehrbarkeit und Willigkeit befehlen und das ganze Kriegsweisen mit eifriger Anrufung Gott dem Allmächtigen befehlen, auch sich selbst vor Strafe, Schand' und Schaden, der Uebertretung hüten sollen und wollen.“

Nun forderte der Feldmarschall — welcher damals nicht jenen hohen Rang hatte wie heute und dessen besondere Obliegenheiten wir alsbald kennen lernen werden — die Reiter auf, nach altem Herkommen zu schwören, die Hände aufzulegen und die Befolgung alles dessen zu geloben, was ihnen vorgelesen worden.

Was der Schwur geleistet, so „bestellte der Kaiser“ — er stellte den Reitern die Inhaber der hohen Aemter vor.

dem Herold getragene Schwert dem Feldmarschall und trug ihm auf, sein Amt nach reichem Rechte, den Frommen und Gehorsamen zum Schutz, den Bösen und Ungehorsamen zur Strafe, und treu dem Schwur, welchen er eben in der „allgemeinen Wehrung“ (Beeidigung) abgelegt, zu handhaben. Die gleiche Ermahnung erfolgte an die Rittmeister und anderen Befehlshaber, den Reitern aber schärfte der Feldoberst ein, daß sie all diesen hohen Aemtern, besonders in dem, was eines jeden Gewalt und Pflicht erfordert, gebührenden Gehorsam leisten sollten. Der Feldmarschall und die übrigen Befehlshaber verpflichteten sich nun noch besonders zum Gehorsam gegen den Obersten, zu gerechter Erfüllung ihrer Pflichten und gebührender Handlung gegen die Reiter. Nun erst ließen die Trompeter, und der Ring löste sich auf, wenn nicht „durch die Musterung“ erritten werden sollte, um die Kopffzahl der Reiter, Beschaffenheit der Pferde und Rüstung festzustellen.

Auch die Abhaltung eines „Reiterrechtes“ wurde nach streng festgehaltenen Formen veranlaßt. Es unterschied sich von den modernen Kriegsgerichten besonders dadurch, daß nicht blos Straffälle, sondern auch Streitigkeiten über Beuteanteile, Ehrenhandel, kurz alle Gegenstände, die einer gerichtlichen Entscheidung zu unterliegen schienen, vor das Reiterrecht gebracht wurden. Beim Beginn eines Feldzuges oder sobald die Reiter unter den Fahnen standen, ernannte der Feldmarschall einen besonders ehrbaren, erfahrenen Kriegsmann zu seinem Stellvertreter, dem dann die besondere Justizaufsicht und die Führung der Geschäfte des Reiterrechtes zukam.

Stellte sich die Nothwendigkeit, ein Reiterrecht abzuhalten, heraus, so wurde es im Lager „ausgeblasen“, was durch eine bestimmte Fanfare geschah. Dann bestimmte der Feldmarschall einen Obristen, drei Rittmeister, drei Lieutenants, drei Fähnriche und drei Rottmeister, aus welchen das „Reiterrecht“ bestehen sollte; bei schweren Malefizsachen bestand es außer dem Vorsitzenden aus 24 Personen, welche Zahl durch abgezogene Rottmeister ergänzt wurde. Kamen Criminalfälle oder wichtigere Dinge zur Verhandlung, so mußte stets der Feldmarschall gegenwärtig sein und das Gericht leiten, nur bei geringeren Streitigkeiten überließ er dies seinem Stellvertreter.

Wenn die ernannten Mitglieder des Gerichtes in oder vor der Wohnung des Feldmarschalls versammelt waren, so erschien dieser selbst unter Trompetenschall und Vortragung eines Schwertes. Kam ein besonders schwerer, sogenannter „peinlicher“ Fall zur Verhandlung, so zogen auch die Mitglieder des Gerichtes feierlich auf, wobei sie die Schwerter auf den Schultern, mit den Spitzen nach aufwärts, trugen.

Auf dem Gerichtsplatze angelangt, legte der Feldmarschall das Schwert vor sich auf den Tisch, und die Beisitzerkehrten die ihren mit der Spitze zur Erde. Dann ermahnte sie der Feldmarschall, daß sie weder um Geld und Gut, Gift (Geschenk) und Habe, noch um Reid und Haß, Freundschaft oder Feindschaft, sondern allein nach Klage und Antwort, nach Maßgabe der Bestallung und des kaiserlichen Rechtes, erkennen, sprechen und urtheilen möchten, so wie sie wollten, daß Gott am jüngsten Gericht über ihre Seelen urtheile und spreche. Zur Befkräftigung dessen leisteten Alle dem Feldmarschall den Handschlag.

Nun ließ er die Umfrage ergehen, ob das Gericht mit tauglichen ehrlichen Leuten bestellt, ob es zu rechter Zeit versammelt und sonst kein Hinderniß sei, ein kaiserlich Reiterrecht zu halten, und ob die Parteien ordnungsgemäß vorgeladen seien. Erfolgte kein Einspruch, so „verkündete“ er das Recht im Namen Gottes, des Ursprungs der Ehre und des Reiches, als der höchsten Obrigkeit,

und im Namen des bestellten Feldobersten und gebot, daß niemand im Gerichte die Erlaubniß und vor seinem Vorsprecher rede, keiner ohne Gestattung abtrete u. s. w.

Betraf der Gegenstand peinliche oder das Kriegsregiment berührende Sachen, wurde der Profoß und nach des Feldmarschalls Gutachten auch sein Stellvertreter beigezogen; in Streitigkeiten über Geld und Gut traten die Parteien auf, der Kläger trug seine Sache vor, und der Antworter (Beklagte) brachte seine Gegengründe vor. Handelte es sich aber um Malefizsachen und Ehrenhändel zwischen angesehenen Personen, so berichtete der Feldmarschall, bevor das gefällte Urtheil veröffentlicht wurde, dem Feldobersten, damit dieser seine Ansicht kundgebe, die Strafe bestätigen oder mildern könne.

Erging in peinlichen Sachen die Umfrage wegen des Urtheils, so ergriffen der Feldmarschall und die Richter ihre Schwerter, wobei der Erstere die Spitze nach oben, die Uebrigen sie zur Erde richteten. War aber das Urtheil gesprochen und lautete es auf den Tod, so brach der Feldmarschall den Stab und die Richter kehrten die Schwerter spizen zur Höhe. Dann ging man im Zuge vom Gerichtsorte zur Wohnung des Feldmarschalls, wo gemeiniglich das in peinlichen Dingen gefällte Urtheil ausgeblasen und verkündigt wurde. Dem Feldobersten stand das Begnadigungsrecht bis zum Momente des Strafvollzuges zu.

Jede Verhandlung des Reiterrechtes mußte genau in das „Rechtsbuch“ eingetragen werden. Zwei davon gefertigte und zum Beweis der Richtigkeit mit dem Siegel des Feldmarschalls versehene Abschriften wurden an die kaiserliche Kanzlei und an jene des Kurfürsten von Mainz, als Erzmarschall des Reiches, eingeschickt, damit die ordentliche Einhaltung der Rechtsnormen geprüft werden könne und damit sich denselben ein Jeder künftiglich zu gebrauchen und zu erholen habe.

Nach und nach verschwand die selbstständige Gerichtsbareit der einzelnen Truppenkörper immer mehr, und obwohl man die äußeren Formen beibehielt, lag die Rechtspflege beim Heere thatsächlich ganz in der Gewalt und Willkür der übermächtigen Kriegsobersten. In besonderen Fällen, namentlich wo es sich um militärische Vergehen handelte, kam auch wohl die Weisung vom kaiserlichen Hofe, es sei ein bestimmtes Urtheil zu schöpfen, das vom Kriegsgerichte nur zu veröffentlichen und zu vollziehen war.



Die technischen Waffen von Maximilian I. bis zum dreißigjährigen Krieg.

Der überhandnehmende Gebrauch der Feuerwaffen gab der Kriegsführung und dem Heerwesen überhaupt ein ganz anderes Gepräge. Erst von der Zeit an, wo noch andere Motive an der Entscheidung der Schlachten theilnahmen, als die Masse, die bloße körperliche Kraft und Tapferkeit, kann von einer Kriegskunst oder Kriegswissenschaft die Rede sein. Eine Reihe der ausgezeichnetsten Männer — Künstler wie Albrecht Dürer (Bild Seite 457), Leonardo da Vinci und Benvenuto Cellini, Gelehrte wie Galileo Galilei u. s. w. beschäftigten sich mit der Theorie und Praxis

er Kriegskunst, und unter Jenen, welche aus dem Waffenhandwerk ihren Lebensberuf machten, fanden sich gleichfalls Männer, welche dasselbe von dem Gebiet der bloßen Routine auf einen höheren Standpunkt zu stellen suchten.

Mit dem heutigen Maßstab darf man diese Bestrebungen freilich nicht messen; wir werden sehen, daß die Sucht, alle Zweige des Waffensystems wissenschaftlich zu fassen und in bestimmte Formeln zu bringen, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts eine Künstelei ausartete, unter welcher der frische Zug der Maximilianischen Zeit ganz verlor wurde. In allen Zweigen der geistigen Entwicklung gibt es Epochen, in welchen man die Formel über den lebendigen Sinn stellt und von welchen die Worte gelten:

„Da wird der Geist euch wohl dressirt,
In spanische Stiefel eingeschnürt,
Daß er bedächtiger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa, die Kreuz und Quer
Zerflüchtere hin und her
Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist hinauszutreiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt, leider! nur das geistige Band.“

Solche Epochen wiederholten sich im Kriegswesen oft. Im sechzehnten Jahrhundert kümmerte man sich an die für ihre Zeit bewundernswerthen Einführungen Maximilian's I. auch dann noch, als sie den Fortschritten im Waffensystem und den allgemeinen politischen Verhältnissen schon längst nicht mehr entsprachen, und diesen Widerspruch suchte man durch Künsteleien zu verstecken. Der Gluthauch des dreißigjährigen Krieges erst schmolz diese verknöcherten Formen und schuf ein ganz neues Kriegswesen, das aber im Laufe eines Jahrhunderts ebenfalls veraltete und von den Principien der Kriegsführung des Königs Friedrich II. verdrängt wurde. Verhältnismäßig rasch nützten auch diese ab und die fast nach rein geometrischen Grundrissen construirte „Lineartaktik“ des achtzehnten Jahrhunderts erlag den französischen evolutionsheeren, die auch in militärischer Beziehung den vollkommenen Bruch mit dem Alten bezeichneten.

Solche Perioden des Stillstandes und der Verknöcherung entspringen daraus, wenn man das Kriegswesen in der natürlichen Fortentwicklung stören will, die es mit den anderen Zweigen staatlicher und wissenschaftlicher Thätigkeit gemeinjam hat. Diese ruhen, aber nie ganz, und wer sich gegen den Einfluß dieser Umgestaltungen schließt, muß zurückbleiben.

Und dies macht sich umso störender geltend, als einzelne Zweige des Kriegswesens besonders darauf angewiesen sind, im innigsten Zusammenhang mit den culturellen Fortschritten zu bleiben. Es ist dies bei jenen Waffengattungen der Fall, deren Wirksamkeit ganz auf wissenschaftlichem Boden beruht, wie es bei der Artillerie und dem Geniewesen der Fall ist. Mit deren weiterer Entwicklung werden wir uns in den nächsten Abschnitten beschäftigen. Es sei jedoch gleich hier erwähnt, daß die Fortschritte dieser Beziehung bei weitem nicht so rasch und durchgreifend waren, wie es den überheißenden Anläufen unter Maximilian I. entsprechen hätte. Die Erklärung für ist auch nicht schwer zu finden, da sie in der Zusammenfügung der gewordenen Teile lag. So vortreffliche einzelne Kräfte auch oft für die Artillerie oder das Geniewesen gewonnen wurden, so fehlte es doch an dem geschlossenen Körper, der

sich stets fortbildet, alle gewonnenen Resultate durch praktische Verwerthung zum Heermeingut macht und — unabhängig vom natürlichen Wechsel der Personen — in bestimmter Richtung fortstrebt. Die hohe wissenschaftliche Durchbildung, welche zu späteren Zeiten den Ruhm der technischen Corps in der österreichischen Armee bildete, konnte erst erworben werden, als dieselben nicht mehr den Zufälligkeiten des Verheers ausgesetzt waren.

Die Artillerie.

Gleich seinem Großvater widmete auch Karl V. dieser Waffengattung besondere Aufmerksamkeit, und es bestand lange ein Wettstreit zwischen der deutschen und französischen Artillerie, der auf den Schlachtfeldern in Italien und den Niederlanden zu Gunsten der ersteren entschieden wurde.

Nach dem Gebrauch theilte man die Geschütze in mehrere Classen. Zur Belagerungsgeschütz zählten die Mauerbrecher und Karthaunen, das Feldgeschütz bestand aus Schlangen (Halb- und Viertel-Schlangen, Rothschlangen, Falconen und Falconetten), endlich gab es als Wurfgeschütze die Mortare oder Mörser und Steinbüchsen.

Kaliber und Benennung waren übrigens noch sehr schwankend. Eine besondere Art der Mauerbrecher hieß die „scharfen Meßen“, bei den Türken aber, deren Gebrauch wegen von deutschen, ungarischen, französischen oder italienischen Neuegaten geleitet wurde, „Baljeines“, das heißt, welche keinen Honig essen. Die Karthaunen theilten sich in ganze, halbe und Viertel-Karthaunen, welche Kugeln im Gewichte von 48, 24 oder 12 Pfund schossen. Bei den Türken hießen die Karthaunen Sarbsun oder Sarbsen, was so viel wie „schlagend, niederwerfend“ bedeutet. Die Viertel-Karthaunen wurden von dem hellen Ton des Schusses in Deutschland auch oft „Singerinnen“ genannt. Die Schlangen unterschieden sich von den übrigen Kanonen durch ihre übermäßige Länge, wodurch man größere Tragfähigkeit und Treffsicherheit zu erzielen suchte. Die größte Gattung, die Rothschlangen, wurden zur Beschießung von Schanzen, Orten und einzelnen Baulichkeiten während der Schlacht verwendet; eigentliche Feldgeschütze waren die Halb- und Viertel-Schlangen, bei diesen Geschützen waren noch lange bestimmte Namen üblich, wie „Basilisk“, „Greif“, „Nachtigal“, „Trompeter“, „Aufwecker“, „Teufelstanz“ u. s. w. Der den kleinsten Feldgeschützen, welche Kugeln von weniger als 12 Pfund schossen, öfters beigelegte Name der „Falken“ ging endlich als Falkaune auf die ganze Geschützgattung über. Die ganzen Falkaunen schossen mindestens sechspfündige, die Falconesse einpfündige, die Schlangelchen oder Serpentina noch geringere Kugeln.

Die Haubizen, von den Türken „Belubschka“ genannt, wurden anfänglich mit Steinkugeln, später aber mit Bomben geladen, woher sich die auch gebräuchlichen Namen Steinbüchsen, Feuerlagen und Feuerhunde erklären. Die Kammerstücke waren mit einer besonderen Vorrichtung zum Werfen des „Hagels“ versehen, hießen daher auch Hagelgeschütz und ersetzten die Kartätschen.

In Ermangelung von metallenen Röhren griff man schon sehr früh zu anderem Material, und es ist unrichtig, wenn man den Versuch, lederne Kanonen herzustellen, zuerst Gustav Adolf zuschreibt. Als 1525 die Banern aus Golling, Werfen und Gastein ihren Landesherren den Erzbischof in seiner Feste Hohen-Salzburg belagerten,

bauten sie eine große in Holz gebohrte und mit eisernen Reifen beschlagene Kanone und gebrauchten auch kleinere, theils hölzerne, theils aus dickem Leder gefertigte Rohre, um Steine in die Festung zu schießen.

Die Schwierigkeiten der Erzeugung, namentlich aber die Schwerfälligkeit der älteren Geschütze machen es erklärlich, daß deren Anzahl in einem weit geringeren Verhältniß zur Kopfszahl der Armee stand, als dies späterhin üblich ist. Für das Heer, das Karl V. zum Schutze Wiens gegen einen zweiten türkischen Angriff aufbrachte, waren 100 „große Stückbüchsen“ berechnet, obzwar die Kopfszahl 260.000, darunter 96.000 Mann Fußvolk und 30.000 Reiter, betrug. Für jede Stückbüchse waren zwei Büchsenmacher bestimmt, außerdem waren 2000 „Leichtknechte“ aus Böhmen als Handlanger bei den Geschützen, Schanzgräber und Begearbeiter beim Heer. Als Oberzeugmeister wird Franz Castaldo (nicht zu verwechseln mit dem kaiserlichen Feldherrn Johann Baptist Castaldo), als Unterzeugmeister Michael Otto Leister genannt; die übrigen Büchsenmeister wurden geworben und stammten meist aus den deutschen Reichsstädten.

Im Jahre 1531 finden wir den Stand der österreichischen Artillerie wie folgt angegeben: 100 Stückbüchsen (darunter 8 Scharfmeeßen oder Doppelfarthauenen, 8 Nachtigallen oder Karthaunen, 8 Singerinnen oder Halbfarthauenen, 8 Nothschlangen, 12 Schlangen, 24 Falkonen und 32 Falkaunetten), 2 große, 6 kleine Mörser und 400 Hakenbüchsen. Das dazu gehörige Artillerie-Personal bestand aus 4 Zeugmeistern, 1 Caplan, 4 Trabanten, 2 Zeugschreibern, 8 Zeugwärtern, 8 Zeugdienern, 71 Büchsenmeistern, 104 Schlangenbüchsen, 400 Helfern und 180 Professionisten, Schmieden, Geschirrneistern, Pulverhütern u. s. w.

Auch die Ausrüstung der Festungen war nach heutigen Begriffen eine sehr mäßige. So gebot man z. B. in Szigeth über eine mittlere Karthaune, welche 34 pfündige Kugeln schoß, 2 Falkaunen, 9 Falkonetten und 4 Haubiken, weiters 2400 Kugeln, an 800 Centner Pulver, 20 Centner Eisenstücke und 100 Centner Blei.

In der Regel wurden dem Zeugmeister zu jedem Stück groben Geschützes zwei Büchsenmeister gehalten, welche nur für die Bedienung und rein artilleristische Seite verantwortlich waren, für die ökonomischen Angelegenheiten war für jedes Stück eine besondere Person, gewöhnlich ein Edelmann bestellt. Bei Eröffnung einer Belagerung wurden zu jedem schweren Stück, also zu den Mauerbrechern, Scharfmeeßen und Mörsern zehn bis zwanzig Schanzbauern zugetheilt, die meist zwangsweise der Bevölkerung entnommen wurden und beim Batteriebau, aber auch bei Fortschaffung, Bewegung und Bedienung des Geschützes Verwendung fanden. Die zur Bespannung nöthigen Pferde wurden von besonderen Commissarien leihweise aufgebracht, und man zahlte für ein Pferd 8 1/2 fl. monatlich. Fand man die erforderliche Anzahl nicht durch Anbot, so wurden die fehlenden zwangsweise von den Klöstern, Gütern und auch Städten genommen. Diese Bespannung, das Vorbild des späteren Artillerie-Fuhrwesens, stand unter einem besonderen Obersten, dem Untergeschirrneister und ein eigener Profoß beigegeben waren.

Eine besondere Charge waren die „Schneller“, aus welchen sich die eigentliche Bedienungsmannschaft entwickelte; sie wandten die nicht auf eigenen Achsen ruhenden, sondern in Schleifen geführten Geschütze auf die Laffetten, luden Munition und Werkzeuge von den Rüstwägen auf und ab. Ueber acht Schneller war ein „Schneller-Zeugmeister“ gesetzt, der 12 fl. Sold bezog, während der des Schnellers nur 6 fl. betrug.

Für je acht Pferde wurden 2 Knechte gehalten, für die erschossenen Pferde der Kriegsherr Ersatz, der dem Eigenthümer bei der Entlassung auch einen Monatsold für jedes Pferd zu zahlen hatte.

Schon unter Karl V. suchte man eine Einheit im Kaliber herzustellen: Geschützgattung sollte nach einem Model gegossen werden, damit die Munition allen verwendbar war.

Auch die Artillerie entbehrte eines besonderen Statutes nicht, wie wir es in Artikelbriefen und Bestellungen für die anderen Waffengattungen kennen lernen. Selbe hatte den Titel: „Artikul und Freiheiten der löblichen Artillerie und der zugethanen“ und stammte, obwohl ihm ein höheres Alter nachgerühmt wurde, wahrscheinlich aus der Zeit Maximilian's I. Unter Karl V. erhielten diese Artikel eine ausdrückliche kaiserliche Bestätigung.

Ihr vielfach bemerkenswerther Inhalt war folgender:

I. Wenn eine Stadt nach gelegter Breche erstürmt wird, geht der Büchsenmonatsold aus und an, desgleichen der Jahresold nach jedem abgeschlagenen E

II. Item. Es sollen jedem Büchsenmeister nach der Größe seines Stüdes ein Handlanger gestattet sein, welche mit Wissen des Zeugmeisters aufgenommen sein auch ein Junge, der, wenn er mit einer Pickelhaube versehen ist, Monatsgeld l

III. Item. Der Feldprofoß und seine Stedeknechte sollen dem Büchsen nichts anhaben dürfen, sie werden allein vom Zeugmeister, nachdem sie es ver und mit Aufhebung ihres Presentes (ihrer Freiheiten) gestraft.

IV. Item. Wenn ein Langknecht oder Reislager einer Balgerei wegen vom Profoßen verfolgt würde und ein Stück erreicht, so gewährt ihm dieses ein tägliches Mhl.

V. Item. Wenn einem Büchsenmeister aus einem ihm erst übergebenen ein Schuß mißlingt, so sollen die Vorgesetzten noch keine Hand an ihn zu legen sein; die drei ersten Schüsse hat er frei, und mag aus selben sein Geschütz e

VI. Item. Der Büchsenmeister Weib und Gefolge soll nicht unter dem Troß wandeln, sondern es soll ihnen erlaubt sein, auf Heer- und Kugelwagen zu

VII. Item. Wenn es sich begibt, daß sich Alles in Reihen stellt, um zu kaufen, so ist der mit einer zündruthe versehene Büchsenmeister hievon ausgenommen er hat den Vortritt. Eben so soll ihm frei stehen, bei der Artillerie zu markiren doch daß er seinem Herrn nichts versäume.

VIII. Item. Wenn man dem Feind mit dem Heerwagen durch das Land so gehören den Büchsenmeistern alle Glocken der betretenen Städte und Mark sie ihren Vorgesetzten dann um einen bestimmten Geldbetrag ablassen dürfen.

IX. Wird eine Stadt erobert, so soll den Büchsenmeistern zufallen alle in den Zeughäusern, das größte Hauptstück, alle Ladungen in den Stücken, abgeschlagene Pulverfässer, wie auch die Glocken. Wird der Feind gezwungen Belagerung aufzuheben, oder eine Feldschlacht gewonnen, so gehört den Büchsen von dem eroberten Geschütz das größte, wie auch alle aufgeschlagenen Pulver. Die Beute sollen sie aber dem Feldmarschall um einen billigen Preis abgezwungen sein.

X. Niemand soll sich unterfangen, wo es nicht seines Amtes ist, an den hantieren oder richten zu wollen, diemeilen es den alten Büchsenmeistern ein großer Verdruß und Mergernuß ist, wenn man in ihr alt erfahrenes Recht sich will

Diesen Freiheiten und Rechten gegenüber standen bestimmte Verpflichtungen, die in einem vom Büchsenmeister bei seiner Anstellung zu beschwörenden Mittelbrief verzeichnet waren:



Albrecht Dürer malt Maximilian I. (Seite 452, 466 u. f.)

„I. Es sollen die Büchsenmeister einen Zeugmeister und dieser seinen Lieutenant, Zettelschreiber (so viel wie der spätere Quartiermeister) und Dolmetsch haben, auch seine Trabanten, Prosessen und Steckknecht; es sollen auch die Büchsenmeister sammt dem Rottmeister mit ihren Zündruthen sich alle Morgen dem

Zeugmeister vorstellen, es sei in einer Besatzung oder im Feldlager, wer es unter
soll nach Gelegenheit des Zeugmeisters gestraft werden.

II. Item. Es sollen die Büchsenmeister Gott vor Augen haben, und kein
Gotteslästerer sein, sich ernst und bescheiden gegen Jedermann betragen und
betrinken, widrigens sie der Zeugmeister bestrafen würde.

III. Item. Es soll nicht gestattet werden, daß ein verehlichter Büchsen-
meister mit einem andern Eheweib Umgang pflege, zur Schande der Munition und Art
auch kein Junggejelle, dieser mag eine junge Dirne haben; wird ein solcher be-
und bis dreimal gestraft, ohne daß er absteht, so erhält er dann eine Leibesstraf

IV. Item. Wenn einem Büchsenmeister ein Stück übergeben wird, so soll
es wohl hüten und nichts davon verlaufen; widrigenfalls er am Leibe gestraft

V. Item. Es soll kein Büchsenmeister nächtlicher Weise sein Stück, Lager
Garnison verlassen, damit er nicht am Leibe gestraft werde.

VI. Item. Ein Büchsenmeister, der bei feindlicher Gelegenheit so betrunken
daß er sein Stück nicht gebrauchen kann, wird am Leibe gestraft.

VII. Item. Kein Büchsenmacher darf ohne Erlaubniß seines Zeugmeisters,
marischalls oder der Kriegsräthe einen Schuß thun, damit er nicht am Leibe
gestraft werde.

VIII. Item. Es soll kein Büchsenmeister seine Kunst zu einer Morderei
wenden, sondern sie mit den anderen theilen ohne Arglist und Gefahr, damit
Stück zersprengt werde zum Nachtheil des Feldherrn, wer darwider handelt, wird
am Leibe gestraft.

IX. Item. Wenn eine Stadt erstürmt wird, so soll der Büchsenmeister bei
Stück bleiben, und nicht in die Stadt des Plünderns wegen laufen, er würde
am Leibe gestraft werden."

Unter Karl V. schon sah man die Nothwendigkeit ein, von dem sonst üb-
System bei der Artillerie abzugehen. Während die übrigen Truppen im Frieden
lassen wurden, behielt man eine Anzahl von Büchsenmeistern im Solde,
gleich für den ersten Bedarf im Falle eines Krieges gedeckt zu sein; nur die
noch nöthige Anzahl von Büchsenmeistern und Gehilfen wurde dann durch Wer-
aufgebracht, wozu man gegen Gewährung erhöhten Soldes die in städtischen Dien-
stehenden Artilleristen heranzog. Die Büchsenmeister waren beritten, unterstanden
im Frieden einem besonderen Obersten, der sie dann nach Bedarf dem Oberst
meister (Bild Seite 432) zuwies.

Wir bringen anbei (Seite 449) die gleichzeitige Abbildung eines solchen Büch-
meisters sammt dem Geschütz — Beides für die Anschaulichkeit jener Zeit von ge-
Interesse. Der auf dem Bilde angebrachte Vers lautet:

„Jörg Büchsenmeister nen ich mich
Der Artilleren bin meister ich
Mit Karttaunen vnd scharpfen megen (Geschützen)
Kundt ich die stat Genua drehen (zurichten)
Da thet ich manchen Duren (Thurm) fellen
Die sehn iach man indt heuser pressen
Vor Pavia lert man mich kennen
Hülff ich die Schlachtordnung drehen
Mit großem glöß vnd notschlangen
Namen wir vil der feindt gefangen

Do Büchsenmeister und Hauptman
 Gressen die feindt mit forcht an
 Do tregt der Hauff den preß darvon
 Denn die zwen send außerswelt
 Man schetz ein billich für ein helbt.

Im Interesse gleichmäßiger Ausbildung und um einen Nachwuchs heranzubilden, so man sehr früh auf den Gedanken, besondere Maßregeln zur Schulung von Artilleristen zu ergreifen. Schon unter Karl V. wurden nach dem Beispiele der Venetier besondere Schulen zur Heranbildung von Artilleristen eingerichtet, da man bei der zunehmenden Ausdehnung des Geschützwesens und den an mehreren Orten gleichzeitig geführten Kriegen nicht auf das Angebot der fahrenden Büchsenmeister allein beschränkt bleiben wollte.

Die allgemeinen Vorschriften für diese Schulen lauteten:

„1. Es ist bei drei Schlägen mit einem Schiffstau verboten, den Namen Gottes und seiner Heiligen zu lästern.

2. Niemand darf bei eben dieser Strafe den Degen oder Dolch ziehen, oder jemand zum Duell herausfordern, noch schimpfen.

3. Ungehorsam gegen den Kapitän oder Vorstand der Schule erleidet dieselbe Strafe.

4. Das Schießen geschieht nach der Reihe, wie die Schüler in die Anstalt eintreten und darf über das Vorrecht beim Schießen kein Streit geführt werden.

5. Das Geschütz wird nur mit Erlaubniß des Kapitäns oder Vorstandes der Schule geladen und abgefeuert.

6. Der Schüler, welcher feuern soll, legt beim Eintritt in die Schule Mantel und Degen ab und grüßt den Vorsteher höflich.

7. Es ist verboten, zwischen den aufgefahrenen Geschützen umherzugehen.

8. Ohne Erlaubniß des Vorstehers darf kein Schüler dem anderen beim Richten helfen, noch sonst ihm was sagen oder die Richtung nachsehen.

9. Sobald der Schüler gemeldet, daß sein Geschütz gerichtet, darf weder von ihm, noch sonst von Jemand etwas daran gerichtet werden.

10. Wenn die Kugel in das Geschütz eingesetzt wird, soll das Zeichen des Kreuzes über die Mündung gemacht, und die Hilfe der heiligen Barbara angerufen werden. (Man sieht daraus, wie alt deren Patronat bei der Artillerie ist.)

11. Der Ladung darf ohne das Wissen des Vorstehers weder etwas zugefügt, noch darf etwas daran abgenommen werden.

12. Das zum Markiren der Schüsse bestimmte Individuum soll dies treu und unparteiisch verrichten.

13. Beim Schießen darf Niemand fehlen. Wer gegen dieses Gebot handelt, soll der Bruderschaft der heiligen Barbara zwei Pfund Wachs verehren.

14. Wer beim Unterricht in den Regeln und der Berechnung fehlt, ohne vom Vorstand der Schule die Erlaubniß dazu erhalten zu haben, verfällt in dieselbe Strafe.

15. Niemand soll eher am Schießen theilnehmen dürfen, bevor er nicht genau mit Anfertigung der Ladeschäufeln und den übrigen Lehren der Geschützwissenschaft anzubekannt ist.

16. Zum Unterricht haben sich die Schüler rechtzeitig und versehen mit Papier, Tinte und den nöthigen Instrumenten einzufinden.

17. Damit der Vorstand der Schule sich von dem Fleiße und den Fortschritten der Schüler überzeuge und die Nachlässigen und Faulen entfernen könne, wird er den Unterricht erteilen.

Die besondere Stellung, welche der Artillerie im älteren Heeresverband einnahm, drückte sich auch in der Bedeutung der Befehlshaber aus. Der Oberzeugmeister (Bild Seite 432) nahm nach dem Oberst-Feldhauptmann und Feldmarschall den dritten Rang im Kriegsrath ein, war stets ein Krieger von großer Erfahrung und besonderen Kenntnissen im Geschützwesen und mußte von adelicher Geburt sein. Er hatte einen besonderen Profoszen und übte eine eigene Herrschaft aus, in welche niemand eingreifen durfte. Bis zur Errichtung besonderer technischer Truppen war der Oberst-Zeugmeister auch für die Befestigungsbauten im Felde oder bei Belagerungen für die Herstellung von Brücken und Wegen, für Anlage von Minen u. s. w. verantwortlich.

Es gehörten daher zu den ihm direct unterordneten Organen außer einem Lieutenant und dem Zugschreiber, der die Zahl der Geschütze und Bespannungen, Munition u. s. w. in Evidenz zu führen hatte, auch noch besondere Schanzmeister, welche mit den Schanzbauern die Feldbefestigungen und Wege herzustellen halfen, Bruckmeister, die im Schlagen von Schiffbrücken erfahren waren, Bergmeister, die beim Bau von Minen Verwendung fanden, und noch andere ähnliche „Künstsleute“, die sich auf besondere Bauten, Sprengungen und andere technische oder artilleristische Fertigkeiten verstanden.

Auch der Wagenburgmeister und Oberste Wagenmeister waren dem Oberst-Zeugmeister unterordnet, obwohl sie, insofern es die Lager und Zugordnung betraf, vom Feldmarschall abhingen. Die mit Hakenschilden besetzten, als eigentliche Wagenburg mit einander verketteten Streitwagen gehörten zum Artillerie-Material und standen unter dem Wagenburgmeister, der vom Feldmarschall oder Oberst-Zeugmeister die Befehle über Formation und Ordnung der Wagen empfing und durch den Wagenmeister zur Ausführung brachte.

Wenn die Wagenburgen auch nicht mehr jene Rolle spielten wie zur Zeit des Hussitenkrieges, so waren sie doch bis in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Gebrauch, und wie der kriegserfahrene Schwendi sagt: „in viel mehr ein nützlich Ding“.

Der Dichter Hans Rosenpluet beschreibt die bei deutschen Heeren in Anwendung kommende Wagenburg in der Form eines Räthfels in folgender Weise:

„Das thier (Thier) gab auß stehn, bley und pfend
 Das haben die Ritter und Knecht eingenommen
 Im Tag und nacht reist es zwölff meyl
 Und ist allzeit ganz bey dem bin kommen.
 Man hat oft scharpff auf es gewart
 Mit reutern vnd mit wagenpurgen
 Das thier stund so vest vnd hart
 Das es konte niemand wider wurgen
 Das thier das hatt einen rüssel vorn
 Mit tausend Büchsen und armbrust schützen
 Ein konig mocht wohl fürchten sein zorn
 Das thier mit seinen messen spritzen
 Zwen tausent spießer waren sein zorn senten

Und auch sein Bauch das ist kein scherz
 Sein zägel (Schweif) waren sechshundert reuter
 Achthundert Knecht waren sein Herd.
 Ein wagenpurg so heißt sein nam" u. s. w.

Außer zur Verwahrung des Lagers bediente man sich der Wagenburgen nach Schwen di noch zu den verschiedensten Zwecken; um dem Kriegsvolk einen Stützpunkt zu geben, wenn man dem Feind einen Hinterhalt legen wollte, — oder um die Nachhut bei Rückzügen zu stärken, um Pässe verlegen zu können oder überhaupt alle Vortheile zu gewähren, welche Schanzen innewohnen, wenn es an Zeit oder Möglichkeit, solche zu errichten, gebricht, — endlich um bei Fouragirungen und Ueberfällen die Schützen und das Fußvolk mit den Reitern fortzubringen.

Für jeden Marsch und jede besondere Gelegenheit entwarf der Oberzeugmeister oder auch der Feldmarschall mit dem Wagenburgmeister einen besonderen Aufschlag, wie nach dem Terrain, der Truppenzahl und Kampfweise des Feindes die Wagen ziehen, in wie viel Reihen sie sich stellen, wie stark sie bemannt sein sollen. Besonders stark gebaute und große Streitwagen wurden an den Ecken und passenden Orten eingereiht, um ein Kreuzfeuer zu ermöglichen, ähnlich wie es durch die Borwerke bei Festungen geschieht. Ein jeder Streitwagen führte sechs Doppelhaken, zu welchen je sechs Schützen gehörten und nach dem Raum auch noch anderes Fußvolk. In gewissen Abständen fügte man zwischen die Wagen mit Vortheil kleine Geschütze ein, Falkonetlein, die ein Pfund schossen und von einem Pferd gezogen wurden, jedoch mit Ketten fest mit den Streitwagen verbunden sein mußten. Die nöthigen Ketten, sowie Werkzeuge, Munition u. s. w. wurden in besonderen Kästen auf den Streitwagen mitgeführt. Die ordnungsmäßige Aufstellung der Wagenburg erforderte große Gewandtheit, besonders wenn es, wie meistens der Fall war, in großer Eile geschehen mußte. Es war dies die Obliegenheit der Wagenmeister, die besondere Helfer hatten und das Kriegsvolk darin zu unterrichten hatten.

Indessen war der Nutzen der Wagenburgen, auf je weitere Distanzen die Feuerwaffen trugen, ein so zweifelhafter, daß dadurch die Kostspieligkeit und die Vermehrung des ohnehin riesigen Troßes nicht aufgewogen wurden. Den Hauptvortheil der Wagenburgen lernte man nach und nach durch eine gesicherte Marschordnung und im Lager durch einen geregelten Vorpostendienst ersetzen.

Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurden besondere Artillerie-Directoren eingeführt, deren erster Johann Freiherr von Pernstein war, ein tapferer und in allen Zweigen des Kriegswesens gründlich gebildeter General. Er leistete gegen die Türken die erspriechlichsten Dienste, wurde 1596 zum Director der kaiserlichen Geschütze und Kriegsmaschinen ernannt und fiel während einer Reconnoissance von Raab im Jahre 1598. Man schreibt ihm mehrere wichtige Verbesserungen in Bezug auf die Füllung und Behandlung von Hohlkugeln (Granaten) zu, und er wird auch als Erfinder der Petarden genannt. Sein Nachfolger war Rupert Freiherr von Eggenberg (Bild Seite 369), gleichfalls ein ausgezeichnete und in den Türkenkriegen erprobter Kriegsmann, der jedoch schon 1598 als Stadtcommandant von Wien starb. Ihm folgte Graf Karl Ludwig Schulz und nach dessen 1612 erfolgten Tod übergang die Würde eines Artillerie-Directors auf Hans Christoph Graf von Puchaim, der sie bis 1620 bekleidete.

Der erste gründliche österreichische Schriftsteller über das Geschützwesen ist Georg

Fuchs, der bei den Truppen der österreichischen Stände als Oberstwachmeister und Hauptmann eines Fähnleins diente. Ueber seinen Lebenslauf ist wenig bekannt, aber er besaß gewiß große Erfahrung und eine über das damalige Durchschnittsmaß hinausgehende militärische Bildung. Das ziemlich seltene Buch desselben hat den Titel „Memorial, Wie eine Festung und Statt solle furgesehen und defendirt werden“ es erschien 1623, und wenn es einerseits die Erfahrungen eines bewegten kriegerischen Lebens enthält, also auch die einschlägigen Verhältnisse an der Wende des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts schildert, so hat Fuchs gewiß auch an der erfolgreichen Vertheidigung von Linz gegen die aufrührerischen Bauern ehrenvollen Antheil genommen.

Für uns ist das Buch besonders werthvoll, weil es authentische Nachrichten über die Eintheilung und das Wesen der österreichischen Artillerie vor dem dreißigjährigen Kriege enthält.

Fuchs theilt das schwere Geschütz in Pöller, Mörser und Stücke oder Kanonen ein. Bezüglich der Pöller ist es interessant, daß nach seiner Darstellung solche von Holz nicht eben selten gewesen sein mußten, sie wurden mit sechs eisernen Ringen umgeben, die einen Viertelzoll dick und einen Zoll breit waren; das Rohr fütterte man mit Blei, das Ründloch mit einer Röhre von Eisen oder Messing aus.

Von den übrigen Geschützen werden genannt Karthausen von 15 bis 18 Schuh Länge, 35 Centner schwer, mit einer Pulverladung von 20 und einem Gewicht der Eisenkugel von 40 Pfund; Kanonen, Singerinnen genannt, 12 bis 14 Schuh lang, 40 Centner schwer, schießen mit einer Ladung von $12\frac{1}{2}$ Pfund Kugeln von 25 Pfund; Quartierschlangen sind 10 bis 12 Schuh lang und 34 Centner schwer, 5 Pfund Ladung, Kugelgewicht 10 Pfund; die Falkone ist 12 Schuh lang, 24 Centner schwer, werden mit 4 Pfund Pulver geladen und schießen sechspfündige Kugeln; das doppelte Falkonet ist 7 Schuh lang, 7 Centner schwer, wird mit 1 Pfund Pulver und $1\frac{1}{2}$ pfündigen Kugeln geladen; das „scharfe Dirndl“ ist 6 bis 7 Schuh lang, 4 Centner schwer, Ladung $\frac{1}{2}$ Pfund und Geschossgewicht $1\frac{1}{4}$ Pfund; Haubizen sind nur 4 Schuh lang bei einer Rohrweite von 1 Schuh, man schießt daraus Feuerkugeln, Granaten und Steinbomben, gegen stürmende Truppen werden sie auch mit Schrott und Eisenstücken geladen; ein Hagelgeschütz ist $1\frac{1}{2}$ Schuh lang, aber mit dickem Eisenrohr, aus dem faustgroße Kugeln, aber auch grober Schrott und kleine Eisenkugeln geschossen werden; ein Kammerstück endlich ist $2\frac{1}{4}$ Schuh lang, schießt 2 Faust große Kugeln oder auch Hagel, Schrot, Eisenstücke und kleine Kugeln miteinander geladen.

Bezüglich der letzteren Geschütze bemerkt Fuchs: „Es ist aber zu wissen, daß gedachte kurze Stück: Hagelgeschütz und Kammerstück, auch Weckraumer genannt werden, und theils von Eisen theils von Metall sein mögen; und wenn solche ihrer Weiten nach mit einer steinernen Kugel sechzig Pfund schwer, darunter man 20 Pfund Pulver ladet, im Bogen auf den fünfundvierzigsten Grad fünfhundert fünfundsiebenzig Schritte trieben, so treiben sie aber, da mans mit Hagel: als Kieselstein, gebaden Stein, Radnägeln, Stücken von Netten u. s. w. wollte laden, darunter man ladet auch den fünften Theil Pulver, nämlich 12 Pfund, so erstreckt sich der Gewalt nicht weiter als auf hundert Schritt gewisses Schusses, da ein Schritt dritthalb Schuh macht. Gedachte taugen sonderlich auf den Anlauf der Feinde, so zu einer brescia (Bresche) wollten hindringen; oder aber, wann ein Feind schon in einer Stadt, konnte man ihn wohl von einer Brucken oder engen Gasse abfehren.“

In dem Abschnitt von den „Ernst-Feuerwerken“ erfahren wir, daß man in der Herstellung von Sprenggeschossen aller Art sehr erfinderisch war, und ein eigenes Capitel handelt davon: „Welche Sachen man zum vergifteten Feuerwerk braucht“, ein Beweis, daß die ältere Kriegführung sich verzweifelter und heimtückischer Mittel nicht schämte. Unter den allgemein üblichen „Sprengkugeln — Granaten — welche Bündröhren von Eisen, Messing oder Holz hatten, führt Fuchs an:

„Eiserne Granaten oder Sprengkugeln, welche aus starken dicken Stücken die Wälle und Schanzen geworfen werden und dieselben zersprengen, eiserne Granaten oder Sprengkugeln, welche aus Pöllern geworfen werden können, und da sie fallen, erspringen und Trümmer geben. Größere und kleinere Handgranaten oder Sprengkugeln aus Eisen und Metall, die man aus der Hand wirft, den Feind damit abzuschrecken, wenn er auf die Breſcia steigen will. Hohlgegoßene bleierne Kugeln zu Doppelhaden und Musketen, welche man im Nothfall mit halbbrennenden leuchtenden Zeug füllt und in das Feld schießt; Metallene Sprengkugeln, wie Pomeranzen, mit ihren Bündröhrlin, in andere große Sprengkugeln zu machen, welche aus Pöllern geworfen werden. Feuerkugeln welche sich im Schießen zertheilen, da sie aus Pöllern in eine Artzelen (Artillerie) geworfen werden. Springende Kugeln mit Schrotten, so in einer Schlachordnung oder Schanze großen Schaden thun, da sie aus Pöllern geworfen werden; Kettenkugeln aus Pöllern zu werfen, so auch Feuerkugeln zu Schrotten; Hölzerne Sprengkugeln mit eisernen Ringen und Schienen, ebenfalls aus Mörsern zu werfen; Sacksprengkugeln, oben und unten mit eisernen Platten, welche zwei Platten zu den Seiten mit einer eisernen Stange zusammengeschraubt sind, die Kugeln sind inwendig voll mit kleinen obgemeldeten metallenen Sprengkügeln, ebenfalls aus Mörsern zu werfen. Licht- oder halbbrennende Feuerkugeln von Holz oder Sack, aus Pöllern in das Feld hinaus unter den Feind bei Nacht zu werfen, oder aus Stücken zu schießen, damit man sehen könne, was er thue. Aus Lehm gebrannte, mit Schrot oder Fuß-eisen gefüllte Kugeln aus Hagelstücken zu schießen.“

Interessant ist, daß Fuchs in seinem Buch, das spätestens im zweiten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts geschrieben wurde, schon von den mit der Hand zu werfenden Granaten spricht, während der allgemeinen Annahme nach dieselben erst von den Schweden bei der Erstürmung von Frankfurt a. d. Oder 1631 verwendet wurden und bei der Vertheidigung von Regensburg 1634 der schwedische General Lars Naggé jenen Musketieren, welche sich zum Werfen der Handgranaten, als einer ganz ungewohnten Fechtart, verstanden, eine Solbzulage bewilligen mußte.

An Vielgestaltigkeit der Geschütze und Geschosse fehlte es also, wie wir aus Georg Fuchs' „Memoriale“ erfahren, der Artillerie jener Tage nicht, im Gegentheil ging man darin zu weit, was militärisch und ökonomisch von Uebel war. Indessen liegt in dieser Vielgestaltigkeit doch ein Beweis regen Forschens und Strebens, das durch die Verschiedenartigkeit zu ersetzen suchte, was den Geschützen jener Zeit an intensiver Wirkung mangelte. Man construirte Geschütze und Geschosse für jeden besonderen Zweck, weil man noch nicht auf dem Punkt war, mit einigen wenigen einfachen Formen jedem Anspruch an die Leistungsfähigkeit der Artillerie zu entsprechen.

Das Geniewesen.

Bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts gab es für das Militär fast keine besonderen Organe; die Anlage von Fortificationen wurde gewöhnlich Baumeistern übergeben, im Felde aber gehörte das Bauwesen zu den Obliegenheiten der Artillerie.

Indessen war in Folge der rasch sich ausbreitenden Verwendung der Feuer-



Hirschvogel's Plan der Befestigung Wiens, 1547. (Seite 460.)

das Fortificationswesen so wichtig, daß sich auch bedeutende Architekten befaßten und einzelne Meister sich ganz auf dieses Fach warfen.

In Italien ging man zuerst daran, die früheren geraden Mauern, die von Thürmen unterbrochen waren, in einer Weise umzugestalten, welche der Wirkung der Feuerkraft entsprach. Man brach die Mauern in einzelne Theile, die sich gegenseitig stützten, durch Bestreichung des dazwischen liegenden Raumes die Annäherung erschnwert. Erhöhte die Thürme bis auf Mäsketen-Erttag auseinander. Hieraus entstanden, die Thürme für das Geschütz eingerichtet wurden, die Rondellen, welche später, sie von der übrigen Umwallung vorprangen und geradlinige Grundformen hatten, Bollwerke oder Bastionen genannt wurden. Waren die Rondellen mit böh-

Festen Räumen ausgestattet, in welchen Geschütze standen, so nannte man dies eine *Rasematte* oder *Mordkeller*.



Wien vor der Befestigung im XVI. Jahrhundert. (Seite 471.)

Der erste solche Bau war die *Rondella della Boccare* in Verona, welche 1524 errichtet wurde; drei Jahre später entstand durch den berühmten Kriegsbaumeister Michael San Micheli (geb. 1484, gest. 1559) die erste Bastion della Maddalena

in Verona. San Micheli gilt für den Erfinder des Bastionsystems und erbaute auch das berühmte Castell Sant Andrea del Lido in Venedig. Ueberhaupt standen die italienischen Kriegsbaumeister in hohem Ansehen; Nicola Tartaglia (gest. 1557) schrieb das erste Buch über Befestigungskunst, und einer seiner Nachfolger, Franz Marchi, der um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wirkte, gab schon 16 verschiedene Befestigungsmethoden an.

Ziemlich unabhängig von diesen italienischen Vorbildern entwickelte sich schon im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts das neuere deutsche Befestigungswesen. Wir haben gesehen, daß schon Maximilian I. besondere Baumeister in seinen Sold nahm, und unter seinen Nachfolgern werden Meister Johann und Meister Franz als besonders erfahren im Festungsbau gerühmt. Die ersten in österreichischen Rechnungen erscheinenden Baumeister bezogen monatlich 33 fl. Die eigentlich wissenschaftliche Vertiefung des Fortificationswesens scheint aber noch ziemlich im Argen gelegen zu sein, lange noch war die Hauptsache die Festigkeit einzelner Objecte, besonders der Thürme, statt daß man auf die Gesamtgestaltung und gegenseitige Unterstützung der einzelnen Festungstheile das Augenmerk gerichtet hätte. Noch 1538 wurde der Thurm von Sarmingstein als Schutz für das ganze Land ob der Enns gepriesen, und vom Stadthurm zu Enns hieß es, daß er nicht bloß zur größeren Sicherheit der Stadt, sondern auch des ganzen Landes diene.

Einer der größten deutschen Künstler, der in seiner Vielseitigkeit nur an den großen Italienern des Cinquecento ein Gegenstück findet, Albrecht Dürer (geb. 1471, gest. 1528, Bild S. 457) war es, der zuerst das deutsche Fortificationswesen auf eine wissenschaftliche Grundlage stellte. In einem 1527 erschienenen und Ferdinand I. gewidmeten Werk: „Erlliche unerricht zur Befestigung der Stett, Schloß und Fleden“, entwickelt Dürer ein förmliches System der Befestigungskunst; er verwirft die bisherigen fentrechteten und freistehenden Mauern, die dem Geschütz nicht widerstehen können, und empfiehlt die Anlage von Gräben; manche andere Details, die Dürer angibt, haben sich gleichfalls in der modernen Befestigungskunst erhalten, obwohl dieselbe mit der enorm gesteigerten Leistungsfähigkeit der Geschütze zu rechnen hat.

So schlägt Dürer z. B. vor, solche Städte, welche schon eine wenn auch ungenügende Umwallung haben, durch vorgeschobene Werke und Blochhäuser zu schützen — ein Gedanke, der den Kern des derzeit adoptirten Befestigungssystems bei größeren Plätzen enthält. Auch nach anderer Richtung ist Dürer's Buch interessant und ein Beweis der erstaunlichen Vielseitigkeit dieses Mannes; er construirt Wall-Laffeten, erläutert die exacte Handhabung der Richtmaschinen und schlägt für den Prohwagen der Feldgeschütze eine Form vor, die sich nur wenig von der heute üblichen unterscheidet.

Bei dieser Gelegenheit sei auch eines anderen Buches des großen Malers Dürer gedacht, welches in den Rahmen dieses Werkes gehört — sein „Fecht- und Ringerbuch“, das er herauszugeben beabsichtigte, wozu auch die Zeichnungen bereits fertig waren, die aber „ohne dazu Erlaubniß zu haben, von einem nicht allzugetreuen Freunde ihm heimlich abgeborgt und nicht wieder gebracht worden. Er trug lieber den Verlust, der ihm doch sehr schmerzte in Geduld, als daß er jenen in Schande bringen wollen.“ Es ist aber zu beklagen, daß uns diese seine mühsame Arbeit dadurch entzogen worden.

So klagte ein Kunstschriststeller vor etwa 100 Jahren; erst 1809 wurde dieses Manuscriptwerk von dem gelehrten Büsching in der Maria Magdalenen-Bibliothek zu Breslau entdeckt. Es hat den Titel: „Amor et pudor admodum meditatio“ und

ist der Anfang eines Lehrbuches der Fechtkunst, wie man vortheilhaft mit beiden Händen das lange Schwert, welches der Ursprung alles Fechtens sei, gebrauchen könne. Darauf folgt eine allgemeine Betrachtung der Fechtkunst und zwölf in Reime gebrachte Lehren für angehende Fechter, dann die Zeichnung eines langen Schwertes, mit der Eintheilung in ganze und halbe Stärke, in ganze und halbe Schwäche, wobei bemerkt wird, daß diese Theilung der Wehr bei allen Wehren stattfände.

Nun fangen die Zeichnungen an, zuerst sieht man zwei Ringer auf dem obern und zwei auf dem untern Theil des Bogens, daneben die Beschreibung dessen, was die Ringer in der gegebenen Stellung zu bewerkstelligen versuchen oder auch die Vortheile, deren sie sich bedienen müssen. Darauf folgt das Dolchstößen, durch drei Paare repräsentirt, das Fechten mit langem Schwerte, welches mit beiden Händen zu handhaben ist, sammt Beschreibung; dann folgt Fechten mit Stangen, Messern, endlich „adeliges Exercitium der Piquen-Spieß“ u. s. w.

Diese Breslauer Handschrift ist indeß nicht die Urschrift; letztere befindet sich in Steiermark und wurde erst im Jahre 1824 aufgefunden. Die Verfertigung stammt aus dem Jahre 1512.

Dürer, dieser größte deutsche Maler der Vorzeit, wurde von seinen deutschen Zeitgenossen hoch geehrt. Kaiser Maximilian I. zollte dem großen Künstler lebenslang inniges Wohlwollen und zeichnete ihn bei jedesmaliger Begegnung aus. Wie schon erwähnt, war die Maximilianische Zeit eine solche, wo das in mehr als zweihundert Staaten zerrissene und zerfetzte Deutsche Reich schwer darniederlag, wo das deutsche Volk durch die ewigen Unruhen und den harten Druck der Großen mehr und mehr der Verarmung zugeführt wurde; wo Kaiser Maximilian selbst, obwohl einer der volksthümlichsten Fürsten seiner Zeit, arm wie eine Kirchenmaus gewesen und es z. B. nicht durchzusetzen vermochte, daß die Stadt Nürnberg oder andere Städte die Anweisungen über ein paar hundert Gulden einlösten, womit er Albrecht Dürer's unvergleichliche Leistungen bezahlte.

Wenn aber Kaiser Maximilian seinen Lieblingsmaler auch nicht entsprechend mit klingendem Silber oder Gold belohnen konnte, so lohnte er ihm doch mit seiner Freundschaft und unentwegten Hochachtung bei jeglichem Anlaß. Eines Tages war Dürer in Gegenwart des Kaisers und seines Gefolges beschäftigt, einen neuen Entwurf zu seinem Festungsbuche, das er damals schon in der Arbeit hatte, an die Wand des Gemaches zu zeichnen. Die Leiter, auf der er stand, schwankte, und Kaiser Maximilian befahl einem Herrn aus seinem Gefolge, die Leiter festzuhalten. Der Edelmann weigerte sich aber dessen, „weil für seinen Stand gegenüber einem Bürgerlichen solche Dienstleistung unziemlich wäre“. Da sprang der Kaiser selbst hinzu und hielt dem Maler die Leiter, wobei er sagte: „Albrecht ist wegen der Fürtrefflichkeit seiner Kunst mehr als ein Edelmann. Wir Fürsten können wohl aus jedem Bauer einen Edelmann machen, aber aus einem Edelmann einen Künstler zu machen, das kann nur Gott allein.“ Und noch im Jahre vor seinem Tode ließ der Kaiser den Künstler zu sich nach Augsburg bescheiden, damit Letzterer noch einmal sein Bild male, und aus diesem Zusammentreffen (Bild Seite 457) stammt das noch vorhandene treffliche Porträt des Kaisers, das ihn im flachen Hut und Pelzmantel darstellt, sowie jene schöne, noch vorhandene Kreidezeichnung, auf welche der Künstler selber geschrieben: „Das ist Kaiser Maximilian, den hab' ich, Albrecht Dürer zu Augsburg, hoch oben auf der Pfalz in seinem kleinen Stübtle sonterseit, da man zählt 1518 am Montag nach Joannis Tauffer.“

Diese Andeutung der Vertraulichkeit, welche zwischen dem Kaiser und dem großen Künstler bestanden, gereicht sicher Beiden zur größten Ehre.

Unter den deutschen Kriegsbaumeistern jener Periode, mit welcher wir uns befassen, ist am berühmtesten geworden Daniel Speckle (geb. 1536, gest. 1589), der in seinen Rissen sich schon dem Polygonsystem, das ist der meist regelmäßigen vielseitigen Form der Festungswerke näherte und die Fortificationen von Straßburg, Ulm, Colmar, Basel, Schlettstadt und Hagenau baute. Als Schriftsteller über die Festungskunst wären Hans von Schill und Leonhard Fronsperger zu nennen. Vexlerer schrieb das einst hochberühmte Buch: „Von kaiserlichen Kriegsrechten Märschen und Schuldhandeln, Ordnung und Regiment, sampt demselbigen und andern hoch oder niedrigen Befehl, Bestallung, Recht und Empter, zu Ross und Fuß, an (Weichung und) Munition, in Zug und Schlachtordnung, zu Feld, Berg, Thal, Wasser und Land, vor oder in Belagungen, gegen oder von Feinden fürzunehmen, welcher art, sitten, herkommen und gebrauch under und bei Regierung des Allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten, unüberwindlichsten und kriegserfahrenen, berühmtesten Römischen Meyers Caroli des fünfften, hochlöblichster und seligster Gedächtniß, geübt und gebraucht, in zehn Bücher abgetheilt, dergleichen nie ist gesehen worden, von neuen beschrieben und an Tag geben durch Leonhart Fronsperger. Mit schönen neuen Figuren und einem ordentlichen Register, Frankfurt a. M. 1572.“ Auch jetzt noch ist dieses Buch als Quelle über die militärischen Verhältnisse seiner Zeit unentbehrlich und enthält zahlreiche Details über das Fortificationswesen, die Anstalten bei Belagerung und Vertheidigung fester Plätze, worauf wir noch zurückkommen werden.

Unter den österreichischen Generalen, welche sich um das Fortificationswesen verdient machten, ist in erster Linie Leonhard II. Freiherr Colonna von Fels (geb. 1497, gest. 1545) zu nennen. Als sich bei der Belagerung von 1529 die Unzulänglichkeit der Befestigung Wiens (Bild S. 465) gezeigt hatte, ging man sofort an deren Verstärkung. Aber der leidige Geldmangel verhinderte eine radicale Neugestaltung, man mußte sich begnügen, die bei der Belagerung zerstörten Werke neu anzuführen und die schwächsten Stellen zu verstärken. Erst 1540, als die Gefahr wieder drohender wurde, ging man mit dem vom Reiche bewilligten Mitteln daran, die Befestigungen planmäßig, mit Bastionen und Vorwerken herzustellen.

Das Hauptverdienst daran gebührt dem Freiherrn von Fels, welcher Stadtkommandant von Wien war, obwohl er gleichzeitig auch das Ober-Commando in Ungarn führte. Wie eingehend sich dieser hochgebildete Mann für die Neubefestigung Wiens interessirte, wird dadurch bewiesen, daß der um Wien vielverdiente Ingenieur Augustin Hirschvogel (geb. 1503, gest. 1553), wie schon (S. 321) erwähnt, auf seinem bekannten Plan von Wien ein zwischen Burg und Märitnerthor vorspringendes Werk als „Herrn Vinhart Freiherrn von Fels berathschlagte Bastei“ bezeichnet.

Der vorerwähnte Hirschvogel'sche Plan von Wien stammt aus dem Jahre 1547 und ist (nebst dem vom Stadt-Baumeister Bonifaz Wolmuth gezeichneten) der älteste geometrisch aufgenommene Plan von Wien. Ursprünglich wurde er auf einer runden, 10¹/₂ Schuh messenden Holztafel mit Tusch gezeichnet und mit Oelfarbe übermalt, dann aber gab ihn Hirschvogel 1552, behufs größerer Verbreitung, in sechs Folio-Aupferplatten radirt heraus. Sowohl die Originalzeichnung wie auch diese Platten werden noch heute im Archive der General-Landes-Commissar Wien bewahrt, es sind jedoch die Abdrücke schon sehr selten geworden, weshalb die Interesse für unsere geehrten

Leser sein wird, wenn wir (Bild Seite 464) eine verkleinerte, aber getreue Copie dieses Planes der Befestigung Wiens nach der Türkenbelagerung liefern.

Auf diesem Plane sind die bei Hirschvogel namentlich eingezeichneten Gassen und Gebäude durch Ziffern ersetzt und bedeutet selbe nach der Schreibweise des Originals: „I. Burg-Passsthei; II. Röm. k. u. k. Maj. Passsthei; III. Schoten-Thor; IV. Juden-Thurm; V. Berathschlagte Passsthei durch Augustin Hirschvogel; VI. im obern Werd (Leopoldstadt); IX. Salzthor; X. Rot-Thurm (Rothethurm); XI. im untern Werd (Rossau); XII. Piber-Passsthei; XIII. Prediger-Passsthei (Dominikaner); XIV. Stubenthor; XV. Jacober-Passsthei; XVI. Im Windl ein Rache inwendich der Stat zu machen, durch Augustin Hirschvogel berathschlagt; XVII. Heiners Passsthei; XVIII. Körner-Thor; XIX. Hern Vinhard Freihern von Fels seligen berathschlagte Passsthei.“

Die mit arabischen Ziffern versehenen Formen von Gebäuden und Gassen sind folgendermaßen bezeichnet: 1. Der Röm. k. u. k. Maj. unser allergrnedigsten Hern Burgch; 2. Augustiner-Kloster; 3. Augustiner-Gassen; 4. Röm. k. u. k. Maj. Zeughaus; 5. Graf von Salm; 6. Niederösterreichische Kanzlei; 7. St. Dorothea; 8. S. Michael; 9. Schwein-Marc (Lobkowitzplatz); 10. Burger-Spital; 11. S. Clara; 12. Am Rossmarc (Stokimeienplatz); 13. Neu-Marc und Mel-Gruben (heute Casino); 14. hinterm Neuenmark; 15. hinter St. Dorothea; 16. die Herbergasse; 17. die Rot-Sträß (Rathstraße, heute Bräunerstraße); 18. die Preidn-Sträß (Brigittenstraße, heute Habsburgergasse); 19. Am Kolmarkt; 20. Walch-Sträß (Wallnerstraße); 21. Schafel-Gaß (Schauslergasse); 22. das neu Spital; 23. zum innern Brüdern (mindere Brüder, d. h. Minoriten); 24. Zillerhof (Zillberhof, heute Amalienhof); 25. Landthaus (landständische Palast); 26. do der Woff den Gänßen predigt (Wiener Wahrzeichen in der Wallnerstraße); 27. hinter S. Pongreien (St. Pantz, heute steht an dem Platze dieses Kirchleins die päpstliche Nuntiaturskirche); 28. aufm Buhel (Bühel, Hügel, Gegend des heutigen Heidenstuf und Tiefer Graben); 29. aufm Wist (Gegend der Strauchgasse); 30. aufm Steinfelt (vor dem Schottentloster und Kirche); 31. die hinter Schentensträß; 32. die vorder Schentsträß, vor Zeiten Mentlersträß; 33. Nisalt-Sträß (Teinfaltstraße); 34. Schottentkirch; 35. Schottenhof; 36. Salzburger-Hof; 37. im Elent (Ende der Reimgasse); 38. auf der Hohen Bruden; 39. im tiefen Graben; 40. an den Hercogen-Hof (Am Hof); 41. am Lederhof (hinter dem Gasthaus zur Kugel); 42. unter Herbern (neben dem bürgerlichen Zeughaus); 43. zum sieben Brunen; 44. unser Frauen Kirch (Redemptoristen); 45. auf unser Frauen Stiegen (Maria am Gestade); 46. das Rathhaus; 47. die Wildperger-Sträß (Wildwerker-, heute Wipplingerstraße); 48. Juden-Platz; 49. der Schulhof; 50. Juden-Gessell.

Die weiteren Nummern bedeuten: 51. die weißen Brüder (Karmeliter, an Stelle des heutigen Kriegsministeriums); 52. untern Spenglern; 53. Vognersträß; 54. Harthof (d. i. Flacksmarkt, bei der Naglergasse); 55. Peilerthor (gegenüber der heutigen Sparcassa); 56. Nagler-Gessell; 57. am Graben; 58. St. Peter Freithof; 59. alt Zeughaus; 60. Hub-Haus (Finanzverwaltung, später bis in die neueste Zeit Polizeidirection); 61. bei der Hollarstanden; 62. Freisinger-Hof (heute Trattnerhof); 63. untern Goldschmiden; 64. Prandstat; 65. Krammer-Gasse; 66. Bauern-Marc; 67. die Winczersträß; 68. in der Lanzkron; 69. das Taschnergeßl (Lichtensteg); 70. das Hünergeßl; 71. Burger-Schran (Gerichtsgebäude gegenüber dem Palais Sina); 72. Chamer-Kammer-Hof (Widpretmarkt); 73. am lichten Steg; 74. am hohen Markt; 75. Hil-

pinger-(Wipplinger-)Straß; 76. Schilter-(Schulter-)geßl; 77. St. Salvator (Kath. Haus-Capelle); 78. untern Sattlern; 79. Tuchleden (Tuchlauben); 80. auf der Fische Stiege; 81. am Salzgries; 82. zum ploben (blauen) Hecht; 83. Rot Kros (rothe Krebs); 84. am Rin-Markt (Ruprechtssteig); 85. zum sieben Schwiebögen; 86. das Pragerhaus (Ruprechtsplatz); 87. St. Ruprecht (Kirche); 88. Schabenrüßl (Haarmarkt und Rothenthurmstraße); 89. Rotgeßl; 90. Fischhof; 91. das Kochgeßl; 92. am Steg; 93. zum gulden Hirsch; 94. zum gulden Wolf; 95. am Haarmarkt; 96. am Lugeßh; 97. Kunter Lasla (Federthof); 98. Regensburgerhof; 99. Heiliger Kreuzhof; 100. Grashof.

Die weiteren Nummern bedeuten: 101. Auf der Muster (Griechengasse); 102. Untern Hasnern; 103. am alten Fleischmarkt; 104. im Au-Winkl; 105. St. Lorenz; 106. der Stat Zeighaus; 107. Rölnerhof; 108. in der hintern Beckenstraß (Sonnenfelsgasse); 109. in der vordern Beckenstraß (Bäckerstraße); 110. Collegium Universale; 111. Aula Universitatis; 112. zum Predigern (Dominikanerplatz und Kirche); 113. St. Jakob; 114. Römer-(Riemer-)Straß; 115. die Wollezeil; 116. die Schulstraß; 117. die Juristen-Schul (Ecke der Blutgasse); 118. St. Anna-Hof; 119. Bischofs-Hof (erzbischöfliche Residenz); 120. St. Stefan; 121. St. Magdalena (Capelle vor dem Singerthor); 122. Teucras Haus (Deutschordens-Haus); 123. Blutgeßl; 124. Parfotten (Barfüßer, Singerstraße); 125. St. Hieronymus (weibliche Büsserinnen, später Franziskaner-Kloster); 126. Sinninger-Straß (Singerstraße); 127. Vor Zeiten untern Schloßern; 128. in der Weißenburgß; 129. Bürger-Schul (heutiges Thurgebäude, Alumnat); 130. auf der Dagten, olim auf der Hilm (Ballgäßchen, hier in dem mit der Nummer 3 versehenen Hause lebte und starb Hirschvogel, der Verfasser des Plans); 131. Himmel-Porten; 132. avem Steig; 133. Trabantenstraß (Rauhensteingasse); 134. avem Ravenstein (Haus zur ungarischen Krone); 135. St. Johannes-Gassen; 136. in der Pipinger-Straß (Annagasse); 137. St. Anna (Kirche); 138. und 139. St. Johannes (Johanniterhaus und Kirche); 140. die Krug-Straß; 141. die Kernerstraß; 142. Mel-Gruben; 143 und 144. Hasnhaus (Kärntnerstraße, Sterbehause des Feldzeugmeisters Heß); 145. der Stock im Eißn; 146. untern Seilern; 147. Rosengäßl; 148. am altn Rossmarkt; 149. die Hochstraß (Herrengasse); 150. im Strauchgeßl; 151. do der Heib schuß (schießt, Heiden-schuß, heute Montenuovo-Palais); 152. auf der Goltzschmid; 153. des Marcus Curci-Voch (Lugeß-Platz).

Der Plan Wolmuth's ist wohl im größeren Maßstabe verfertigt, aber weniger genau in der Aufnahme.

Die gesammten Befestigungsbauten wurden durch kaiserliche Baumeister entworfen und durchgeführt, wozu meist Italiener berufen wurden. Auch bei dem auf Kosten der Stadt Wien ausgeführten Theil, der 1544 und 1545 errichteten Dominikanerbastei, nahm Freiherr von Fels Einfluß, und die Stadtrechnungen weisen aus, daß Meister Domenico Allalto aus Kärnten berufen wurde, um mit dem Stadt-Commandanten über diese Bastei zu berathschlagen, sie auszusteden und nach der Vermessung ein Modell anzufertigen. Den Bau selbst führte Meister Francesco de POCO aus Mailand aus, welchem aus der Stadtcasse für seine zweijährige Mühe 60 fl. in Gold verehrt wurden. Nachdem der Bau der Dominikaner-Bastei vollendet war, stellte der „volgeborene H. H. Leonhardt zu Fels, R. R. M. Landeshauptmann an der Etich und Generalobrist der k. k. Armee in der Provinz von Ungarn“, an den Stadtrath das Ansinnen, derselbe möge auch die d. „Karte“ (Nr. XVI

des Planes S. 464) auf seine Kosten ausführen lassen. Unter „Kake“ verstand man das einen bestimmten Abschnitt der Umwallung beherrschende überhöhte Werk, — das, was man später und auch heute noch „Cavalier“ nennt.

Der Bürgermeister Stefan Dent stellte die traurige Finanzlage der Stadt vor, welche ganz „unvermögend“ sei, die erforderlichen 11.000 Gulden aufzubringen, worauf Fels wohlmeinend erwiderte, daß ihm diese Verhältnisse wohlbekannt seien, indessen sei die ausreichende Befestigung Wiens von so hoher Wichtigkeit, daß man nur getrost mit dem Bau beginnen solle, der Freiherr wolle vorläufig dazu 2000 Pfennige verordnen und zur Vollendung mit Mehreren bei der königlichen Majestät verhelfen. Die Dominikaner-Bastei (Nr. XIII des Planes) hieß nach diesem Neubau gewöhnlich Bürgerbastei, und es war ein Vorrecht der Bürgerschaft, daß sie allein die Besatzung, Wachen und auch das Geschütz auf derselben beistellte. Dieses Vorrecht, die Werke in den Tagen der Gefahr zu besetzen und ausschließlich zu vertheidigen, wie dies auch bei der Türkenbelagerung 1529 der Fall gewesen, erhielt sich bis zum Jahre 1848, bis zu welcher Zeit die Wiener Bürger-Artillerie bei feierlichen Anlässen ihre Kanonen auf dieser Bastei und nach deren Abtragung 1847 auf der Viberbastei aufführte und löste. Der „Cavalier“ wurde im Jahre 1847 unter großen Schwierigkeiten unter der Leitung des städtischen Beamten J. Unger abgetragen.

Freiherr von Fels betrieb die Neubefestigung Wiens so energisch, daß am 12. April 1543 sogar eine Verordnung erlassen wurde, laut welcher alle drei Meilen im Umkreise wohnenden Leute jede Woche drei Tage Roboth bei dieser Arbeit zu leisten hatten. Leider starb Fels, der schwach und kränklich war, schon am 10. November 1545, erst 48 Jahre alt, worauf die Arbeiten nur stockend weiter geführt und erst im Jahre 1560 abgeschlossen wurden, aber, wie es scheint, nicht in jenem Umfang und nach dem Plan, wie es ursprünglich in Aussicht genommen war. Namentlich die gegen den Donau-Canal gelegene Seite blieb im alten Stande, wie wir ihn aus einer der ältesten Ansichten Wiens, welche aus dem Jahre 1480 stammt, kennen. (Bild Seite 465.)

Freiherr von Fels, ein um das Reich und um Wien gleich hochverdienter Mann, fand seine Ruhestätte im Stefansdom, wo unweit des Friedericianischen Grabmals ein Denkstein aus Salzburger Marmor an ihn erinnert. Er war bei den Wienern so beliebt gewesen, daß sie für ihn bei St. Stefan ein feierliches Requiem singen ließen.

Unter Kaiser Rudolf II. scheinen schon ständig Ingenieure und Baumeister für militärische Bauten angestellt gewesen zu sein. In den Rechnungen erscheinen sie unter verschiedenen Benennungen, als Kriegsbaumeister, Architect, Bauofficiant, Kriegsbau-Superintendent u. s. w. Als Oberstwach- und Baumeister zu Raab wird 1595 Nikolaus Berlin genannt, und der Hofkriegsrath Hans Freiherr von Springenstein führte den Titel: General-Bau-Superintendent. Im Jahre 1596 empfiehlt Kaiser Rudolf seinem Bruder Mathias den „Obersten-Ingenieur“ Claudius Cograni, und in einem Verzeichniß des Armeestabes vom Jahre 1600 wird auch ein Ingenieur mit einem Monatsgehalt von 100 Gulden aufgeführt.

Wir wollen nun die Art und Weise kurz betrachten, wie man damals die wichtigsten in das Geniewesen fallenden Angelegenheiten betrieb.

Die Wahl und Einrichtung des Lagerplatzes war zu jener Zeit von besonderer Wichtigkeit, denn er diente, wie dies in den modernen Kriegen meist der Fall ist, nicht bloß für eine Nacht, sondern oft für längere Zeit. Noch im dreißigjährigen Krieg

kam es vor, daß sich die feindlichen Heere durch Wochen in verschanzten Lagern gegenüberstanden, ohne daß es zu einer Schlacht gekommen wäre; man wollte sich gegenseitig aushungern und zum Verlassen einer Position zwingen, auf welche ein Angriff zu gewagt erschien.

Da auch der Vorpostendienst noch nicht so eingerichtet war wie in unserer Zeit, war Sicherheit vor einem feindlichen Ueberfall oder einer Beschießung die erste Anforderung an einen Lagerplatz, derselbe mußte daher auf einem dominirenden Punkt, entfernt von Anhöhen, wo möglich an einer oder mehreren Seiten gedeckt durch natürliche Annäherungs-Hindernisse gelegen sein. Wo dies nicht der Fall war, wurden Schanzen aufgeworfen oder die Streitmägen aufgefahen.

In die erste Lager-Linie kamen stets die Geschütze, dann folgte das Fußvolf, die Reiterei aber legte man gerne in die Tiefe, wo sie mit den Pferden leicht zum Wasser gelangen konnte. War es aus irgend einem Grunde nöthig, das Lager zu theilen, so wurden zu der Reiterei stets Abtheilungen von Fußvolf und Schützen gesellt, weil bei einem plötzlichen Ueberfall durch die Pferde am leichtesten Verwirrung einriß.

Innerhalb des Lagers wurden die Plätze der einzelnen Truppenkörper durch breite Gassen getrennt, damit kein Gedränge entstehe. Hinter dem Geschütze, das an den bedrohlichsten Stellen auführ, war der Lärm-(Alarm-)Platz, der so groß sein mußte, daß Fußvolf und Reiterei in eine geordnete Schlachtordnung aufmarschiren konnten. Die Mitte des Lagerplatzes nahm das Zelt des Kriegsherrn oder des Oberstfeldhauptmanns nebst seinem Gefolge von Dienern und besonderen Wachen ein, um das ein breiter, freier Raum gelassen wurde. Rechts und links davon waren die „Quartiere“ des Feldmarschalls (Bild S. 480) und Oberst-Beugmeisters, rückwärts campirte der Proschoß mit seinen Leuten. Die Munition war besonders verschanzt und ein eigener Platz innerhalb des Lagers zum Vertheilen des Proviantes bestimmt.

Um der leichteren Orientirung willen gab man dem Lager gerne eine regelmäßige Gestalt, zu welchem Zwecke dem Quartiermeister, welchem die Einrichtung des Lagers oblag, eigene „Ausmesser“ mit Meßketten und anderen Geräthen beigegeben waren. Waren die im Lager liegenden Truppen von verschiedenen Nationen, so theilte man dasselbe gerne durch Gräben oder Hecken in mehrere Quartiere, um den so häufigen Streitigkeiten und Raufereien vorzubeugen.

Die „Kernsahne“, wie der die Avantgarde bildende Truppentheil hieß, und wohl auch noch andere Haufen blieben, besonders wenn der Feind nahe war, so lange in der Schlachtordnung stehen, bis das Lager abgeteilt, die Wagenburg aufgeschlagen, die nöthigen Verschanzungen hergestellt waren; dann bezogen zuerst der Troß und nach ihm die übrigen Haufen das Lager, die Kernsahne aber durfte erst in das Quartier abrücken, wenn die Wachen ausgestellt waren.

Im Felde wurden diese meist von der Reiterei besorgt, und sie bestanden aus möglichst weit gegen den Feind vorgeschobenen Doppelposten, von welchen ein Mann bestimmt war, allfällige Wahrnehmungen nach rückwärts zu melden. Das heutige Vorposten-System, durch welches eine genaue Beobachtung des Feindes ermöglicht, die eigene Stellung aber hinter einem schützenden Schleier drei- oder vierfacher Linien von Posten und Abtheilungen verborgen wird, war noch nicht ausgebildet. Im Falle eines Alarmes mußten der Troß, die Wagen, „Marktrender und Sudler“, im Lager bleiben, ohne die bestimmten Plätze zu verlassen. Moruz Schwendi (Bild S. 497) empfiehlt es, „öfters blinden Lärm zu schlagen“, das Kriegsvolf und das ganze „Lager“

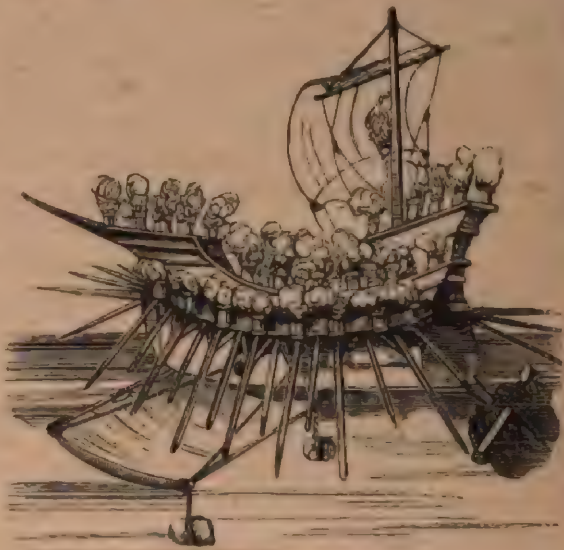
voll" an die bestimmte Ordnung gewöhne, Jedermann rasch und ohne Verwirrung seinen Posten aufzufuchen wisse.

Die Belagerung fester Plätze kam bei den langwierigen Feldzügen jener Zeit viel öfter vor, als es heutzutage der Fall ist, ja in den meisten Fällen hing die Entscheidung eines Feldzuges von dem mehr oder minder kräftigen Widerstand einer Festung ab. Sowohl Belagerung als Vertheidigung waren daher von größter Wichtigkeit, und die Militärschriftsteller jener Zeit, namentlich Schwendi und Fronsperger, später auch Georg Fuchs, erörtern die selben mit größter Gründlichkeit. Wir folgen im Allgemeinen ihren Darstellungen.

Wenn man vor einen Platz rückte, so forderte der Oberstfeldhauptmann im Namen des Kriegsherrn, bevor die Feindseligkeiten begonnen, zur Uebergabe auf. Dann wurden die Lagerplätze für die Truppen ausgewählt und so eingerichtet, daß die Abwehr von Ausfällen erleichtert und das Lager gegen feindliche Streifcorps oder gar eine Entsatzarmee auch im Rücken gesichert war. Dann mußte man sich durch Augenschein überzeugen, welcher Art man den Platz angreifen könne und müsse, ob durch Beschießen, Untergraben, Sprengen, Ausfüllen der Gräben, Stürmen u. s. w., ob es nicht möglich sei, die Magazine in Brand zu stecken, Parteitung und Verätherie in der Festung anzuzetteln, kurz durch welche Mittel man dem Feind möglichst Abbruch thun, ihn in beständige Angst und Unruhe versetzen und zur baldigsten Uebergabe bewegen könne.

Noch während der Belagerung wird das Geschütz aufgestellt und heftig nach den oberen Wehren geschossen, damit der Feind die nöthigen Arbeiten und Aufwerfung der ersten Schanzen nicht stören könne. Gab es sonst keine Deckung für das Geschütz, so mußten Wollhüde bereit sein, hinter deren Schutz auch die Schanzarbeiter die ersten Gräben aufwarfen, die je nach der Lage mehr oder weniger entfernt waren. Mußte man eine Brücke schlagen, um von beiden Seiten eines Flusses die Festung einschließen zu können, so sollte das in der Regel am oberen Laufe geschehen, wo der Belagerte es weniger hindern konnte; war man aber zum Gegentheil gezwungen, so schlug man vor der Brücke reihenweise Pfähle ein, die eine Art Rechen bildeten, oder es wurden kleine durch Ketten fest verbundene Schiffe aufgestellt, welche von den Belagerten herabgeschwennte Zündapparate, Balken u. s. w. aufhalten sollten. Alle solchen Arbeiten wurden unter dem Schutze von Fußvulk ausgeführt, die durch wohlgezieltes Musketenfeuer die Wälle zu bestreichen hatten.

Nach Möglichkeit richtete man den Angriff auf mehrere Seiten der Festung, damit die Beunruhigung größer und der Feind zur Theilung seiner Kräfte gezwungen sei.



Giambelli's Höllenmaschine. (Seite 476.)

Einen besonderen Vortheil sah man im „Ueberhöhen“ des Feindes. Sowie man früh zu diesem Zwecke unförmliche Maschinen, wie den Balfried, gebaut hatte (Vgl. Seite 150) baute man jetzt mit unsäglich Mühe so hohe Schanzen, daß dadurch die Festungswerke überragt wurden. Bei der Belagerung der Feste Grimmenstein durch ein kaiserliches Executionsheer (1567) wurden zuerst die Festungsgräben mit Sandbäcken ausgefüllt, deren die Bewohner des Weißner-Landes die schier unglaubliche Anzahl von 19,000,000 Stück liefern mußten. Dann rückte man mit Schanzen so nahe an die Feste, daß man gemüthlich mit den Belagerten sprechen konnte, und baute die Schanzen so hoch, daß sie über die Wälle der Stadt wegragten und man bequem im Innenraum beschießen konnte.

Der ganze Ring der Belagerungs-Arbeiten war in Abschnitte getheilt, die unter besonderen Commandanten standen, ebenso hatte jede Schanze ihren Befehlshaber und ihre zugewiesene Mannschaft, darunter möglichst viel Schützen, die unablässig die Brustwehren bestrichen, damit sich dort niemand ungestraft aufhalten und den Belagerten Schaden könne.

Begann die Beschießung mit schwerem Geschütz, dessen man auf jeder Schanze mindestens acht Mauerbrecher und Feldkanonen rechnete, so durfte man die in der Festung nicht mehr zu Athem kommen lassen. Zuerst wurden die oberen Brustwehren weggeschossen, dann richtete man das Feuer gegen bestimmte Punkte, um den Wall ganz niederzuwerfen und eine Bresche für den Sturm zu gewinnen; war der Feind genöthigt, einzelne Werke zu räumen, oder die Brustwehren nach rückwärts zu verlegen, so galt es ihn am Bauen zu verhindern. Dazwischen wurden auch, besonders wenn heftiger Wind wehte, Feuerkugeln in die Stadt geworfen, um Brände anzufachen.

Um sich an der Contre-Escarpe (der dem Belagerer näher liegenden Böschung des Grabens) festzusetzen, durften keine Anstrengungen gescheut werden, denn damit war man Herr des Grabens und besaß die Möglichkeit, gedeckt an die Werke selbst zu kommen. Im Besitze einer solchen Stellung war man in der Lage, durch eingeschnittene und geschickt gestellte Geschütze die „Streichwehren“ (Bastionen) von der Seite zu beschießen und die Vertheidiger zum Verlassen dieser vorgeschobenen Werke zu nöthigen. Auch durch verdeckte Stellen und Minengänge schuf man sich oft Zugänge zu den Gräben, um diese ausfüllen zu können und die Belagerten an der Ausbesserung der zerstörten Werke zu hindern.

Waren die Gräben mit Wasser gefüllt, so suchte man dasselbe abzuleiten oder trocken zu legen, wozu oft besondere Pumpwerke und Pferdewägen (Höpelgang) angelegt wurden. Wo dies nicht möglich war, construirte man für den Uebergang der Stürmenden allerlei Vorrichtungen. Außer mit Steinen beschwerten Reisigbündeln bediente man sich auch lederner Schiffe, die zu einer Brücke verbunden werden konnten, oder man baute hinter den Feldschanzen eine auf Häusern, Rädern oder Walzen rollende Brücke, die auf beiden Seiten und vorne durch feste Bohlenwände gegen Schüsse gesichert war. Dann wurde das Erdreich abgegraben bis zum Wasserspiegel und die Brücke gegen den Wall vorgeschoben. Doch konnte diese Art nur angewendet werden, wenn die Mauern schon sehr erschüttert und die Streichwehren genommen waren, man also das Geschützfeuer der Festung nicht sehr zu fürchten hatte.

Bei trockenen Gräben war die Aufgabe der Belagerer viel leichter, und sie konnten durch Minengänge oder offene Gänge, die nach beiden Seiten durch das ausgeworfene

Erdbreich, nach Oben durch starke Bretter, mit Rajenstücken, nassen Rauhäuten u. s. w. bedeckt, geschützt waren, bald bis an die Mauer kommen. Solange die vorspringenden Werke noch nicht gewonnen waren, mußte man sich auch im Graben selbst nach beiden Seiten einbauen, im anderen Falle aber bediente man sich nur der Sturmdächer oder Sturmämte, die aus Brettern gefertigt, an die Mauern gelehnt und durch Pfosten gestützt wurden. Unter deren Schutz ging es nun an das Untergraben der Wälle oder es wurden *Minegänge* unter dieselben getrieben, um sprengen zu können.

Ein Hauptvorthail war es, wenn es gelang, die Vertheidiger über die Anlage und Richtung solcher Minen zu täuschen. Man legte daher manche nur zum Schein an und betrieb die Arbeit dort, wo man es ernst meinte, so vorsichtig und still als möglich, damit der Feind nichts merke und entgegen grabe. Zu solchen Arbeiten wurden stets die tapfersten und erfahrensten Leute benützt, denn es galt oft noch im letzten Moment, die Gegenanstalten unwirksam zu machen, den Feind zu untergraben und die Mine zu sprengen, auch kam es nicht selten zu unterirdischen Kämpfen, wobei es sich darum handelte, eine so mühevollen Arbeit vor der Zerstörung zu schützen.

Waren die Minen zum Sprengen fertig, so wurden alle Vorbereitungen zum Sturm getroffen, der meist von verschiedenen Seiten unternommen wurde, um die Belagerten zur Theilung der Kräfte zu zwingen. Die zum Sturm bestimmte Mannschaft wurde in die vorderste Linie der Belagerungsarbeiten gezogen und auf eine bestimmte Anzahl von Leuten je eine Sturmleiter zum Ersteigen der Mauerreste oder auch Reissigbündel, Sandsäcke zum Ausfüllen von Vertiefungen ausgetheilt. Auch Leute mit Hacken und anderen Werkzeugen befanden sich darunter, um Pallisaden niederreißen, spanische Reiter zerstören, Thore einschlagen zu können. Bevor die Mine noch aufflog, verstärkte man meist noch das Geschüßfeuer, um die Bedrängniß der Belagerten zu erhöhen und sie von den Wällen fernzuhalten.

Flog dann Wall und Mauer in die Luft, um als regellose Masse niederzustürzen und oft eine Brücke zur Brejsche zu bilden, so wurde unter dem ersten Eindruck unter fortwährender Kanonade der Sturm unternommen. Man ließ dabei meist die Kriegsmusik ertönen und der Schlachtruf wurde angestimmt, weil sich dadurch der Muth der Stürmenden hob, die Vertheidiger aber eingeschüchtert wurden. Während die vordersten Abtheilungen stürmten, war das ganze Heer in Schlachtdrängung aufgestellt, um den Sturm unterstützen und statt der abgeschlagenen Haufen neue vorwärts schicken zu können. Bei den Türken bildete die Reiterei eine lange Linie, um die oft des vergeblichen Kampfes überdrüssigen, muthlosen Soldaten wieder mit Gewalt gegen die Wälle zu treiben.

Das Schicksal einer erstürmten Stadt war, wie wir bei Besprechung der Kriegsbewandnisse sehen werden, meist ein sehr trauriges, und es hausten oft die christlichen Reiter nicht milder als die Türken. Man suchte daher, besonders wenn es sich um einen bedeutenden Platz handelte, den man erhalten wollte, alle möglichen Mittel hervor, um früher die Uebergabe zu erzielen. Drohungen oder Versprechungen wurden angewendet und die Belagerten wiederholt zur Uebergabe aufgefordert, indem man Briefe in die Festung schoß oder durch freigelassene Gefangene und besondere Boten die Aufforderung übermittelte; auch Verbindungen mit der meuternden Besatzung führten hie und da zum Zweck.

Meister im Belagerungskrieg waren die Türken, die sich besonders trefflich auf den Minenkrieg, die Anlage von Schanzen, Ableitung von Wässern u. s. w.

verstanden, wie wir z. B. bei der Belagerung von Sziget sahen. Viel mag das wohl beigetragen haben, daß ihre Heere stets viel stärker als die kaiserlichen waren, es also an Händen auch für die schwierigsten Arbeiten nicht leicht fehlte und sie überdies in den Janitscharen eine in allen Formen des Kriegs geübte stehende Truppe besaßen, welche in gleicher Weise kein anderer Staat damals besaß.

Berühmt in der Kriegsgeschichte ist die Belagerung Antwerpens (1584—85) durch den Prinzen Alexander Farnese, dessen Heer aus deutschen und spanischen Truppen bestand, daher diese Affaire nur mittelbar hier Erwähnung finden kann. Von beiden Seiten erschöpfte man alle Mittel der Kriegskunst; Farnese ließ, um die Schelde zu sperren und die holländische Flotte abzuhalten, einen Damm und eine Brücke über die wie ein Meeresarm breite Mündung bauen, welche an beiden Ufern durch Forts gedeckt waren. Große glatte Fahrzeuge, verankert und fest aneinander gefettet, bildeten die Mitte dieses Werkes, das für eines der größten Meisterstücke der Kriegsbaukunst erklärt wurde. Einmal gelang es den Antwerpenern, durch furchtbare von dem italienischen Ingenieur Friedrich Giambelli erbaute Branderschiffe die Brücke zu zerstören; jede dieser beiden Höllemaschinen — eine Art Stammvater der heutigen Torpedoschiffe — hatte unter Deck eine steinerne Kammer von 3 Fuß Breite und Höhe, welche mit 6000 und 7500 Pfund des feinsten Schießpulvers von seiner eigenen Erfindung geladen und fest verschlossen, d. i. mit großen schweren Grab- und Mühlfsteinen bedeckt war. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zulief und sechs Schuh hoch über den Schiffsrand emporragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Kugeln, Ketten, Nägeln, Messern, Eisen- und Steinstücken vollgestopft und auch der innere Schiffsraum mit verderblichen Werkzeugen gefüllt; Lunten führten in das Innere, um das Schiff auf jeden Fall in Brand zu stecken, die eigentliche Explosion aber wurde durch ein Uhrwerk herbeigeführt, das zur bestimmten Zeit ein Mäsketenfloß abdrückte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit diesen Maschinen bloß darauf abgesehen sei, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine Stunde lang fortbrennen konnte. (Bild Seite 473.)

Eines der Schiffe trieb an das Ufer, bekam ein Leck und sank, das andere aber stieß an die Brücke und explodirte mit solcher Gewalt, daß das Wasser aus dem breiten Strombette wich und beide Ufer überschwemmte (4. April 1585). Die für unzerstörbar gehaltene Brücke war zerschmettert und Tausende von Farnese's Soldaten umgekommen. Durch ein Mißverständniß versäumte es die holländische Flotte aber, die Freimachung des Stromes zur Einfahrt zu benützen, und nach zwei Tagen hatte die Thakraft Farnese's, der durch die Explosion selbst bewußtlos zur Erde niedergestreckt wurde, das Riesenwerk verstärkt wiederhergestellt. Mehrere Versuche, es nochmals zu zerstören, mißlangen, und am 16. August mußte sich Antwerpen ergeben. (Hierzu das Vollbild.)

Auch über die Vertheidigung eines festen Ortes lassen sich Schwen di und Fron sperger eingehend aus. Wenn die Belagerung eines festen Platzes unabwendbar war, so mußte es die vornehmste Sorge des Feldhauptmanns sein, ihn mit ausreichender Mannschaft, Geschütz, Munition und Proviant zu versehen, auch an Geld durfte es nicht fehlen, um die Soldtruppen bei guter Laune und Kampflust zu erhalten oder Rundschafter und Spione zu entlohnen. Zum Commandanten fester Plätze wählte man nur sehr erfahrene, verläßliche Oberste, die bei Belagerungen gedient hatten,



Gerichtmetierung der Zintwerperer Bild, 1893.

und gab ihnen andere tüchtige Officiere, Baumeister, Ingenieure, Büchsenmeister, Feuerwerker, des Bergbanes kundige Männer bei. Auch die wehrfähige Bürgerschaft zog man, insofern sie verlässlich war, zur Vertheidigung herbei: sie diente unter einem aus ihrer Mitte gewählten Führer, der aber dem Commandanten untergeordnet war. Soldaten und Bürgerschaft leisteten einen besonderen Eid, daß sie gemeinjam kämpfen und sterben und von keiner Uebergabe etwas hören wollten; der Oberst hingegen Answur, daß er treu zu ihnen halten und sie als ehrlicher Kriegermann führen und betreuen wolle.

Konnte man jedoch der Bevölkerung nicht trauen, so wurden die Bürger entwaffnet und ihnen befohlen, bei bestimmten Anlässen in den Häusern zu bleiben, Verdächtige aber wies man aus oder kerkerte sie ein. War die Besatzung ausreichend, so legte man dem Abzug der Bevölkerung nichts in den Weg, und wo Mangel an Proviant drohte, der genau verzeichnet und eingetheilt wurde, wurden sogar Weiber, Kinder, Troß und alle nicht Wehrfähigen zwangsweise aus der Stadt entfernt. Vorstädte und andere Ansiedelungen, welche dem Belagerer Stützpunkte bieten konnten, wurden beizeiten niedergebrannt, die Bäume in der Nähe der Stadt gefällt und etwa vorhandene, dem Feinde zugute kommende Brücken abgetragen. Auch innerhalb der Mauern wurden die dem Wall zu nahe stehenden Häuser abgetragen, um Raum für die Vertheidigung und für neue Bollwerke und Gräben zu schaffen, wenn der Feind sich der ersten bemächtigt haben sollte. Um Bränden vorzubeugen, wurden häufig die Dächer abgetragen und die Böden mit Erde oder Rasen belegt. Endlich vergaß man nicht, in der Umgegend das auf den Feldern stehende Getreide, besonders aber die Futtersaaten, zu vernichten, um dem Feind die Verproviantirung zu erschweren.

Der Commandant mußte dafür sorgen, daß ihm vertraute gewandte Leute stets Nachrichten über die Stimmung der Soldaten und der Bevölkerung zubrachten. Wegen Symptome von Zaghaftigkeit oder gar Unbotmäßigkeit hatte er die geeigneten Mittel, im Nothfalle unerbittliche Strenge anzuwenden. Um jedes Einverständnis mit dem Feind unmöglich zu machen, wurden die Wachen jeden Tag vertost, so daß niemand vorher wußte, welcher Posten ihm zufallen würde. Auch bei Tag wurden von Stunde zu Stunde Ronden durch alle Werke und auch durch die Stadt ausgesendet.

Auch bei der Vertheidigung theilte man die Werke in einzelne Segmente, die bestimmten Officieren zugewiesen waren, ebenso wurde es auch innerhalb der Stadt gehalten, um aller Verwirrung vorzubeugen. Ein Theil der Mannschaft mußte stets als Reserve unter den Waffen stehen, um bei Stürmen Unterstützung zu leisten oder sonst im Nothfall sofort bei der Hand zu sein. Eine andere Abtheilung — meist der Bürgerschaft entnommen — mußte als Feuerwache bereit sein, um zur Löschung jedes ausbrechenden Brandes zu eilen: zu diesem Zweck mußten vor den Häusern Fässer mit Wasser, nasse Kuh- und Ochsenhäute vorrätzig gehalten werden.

Neben dem Hauptzweck, dem Feind so viel als möglich zu schaden, muß die Nebenabsicht verfolgt werden, seine Annäherung zu erschweren, seine Arbeiten zu vernichten. Dazu dienten neben dem Geschützfeuer von den Wällen und Bastionen besonders die Ausfälle, bei welchen es darauf ankam, die Schanzen und Laufgräben zu zerstören, das Geschütz zu vernageln.

So wie der Angreifer mit allen Kräften trachten mußte, sich im Graben festzusetzen, war es natürlich Aufgabe des Vertheidigers, ihn daran zu verhindern. Ein Wassergraben erschwerte zwar dem Belagerer die Annäherung, behinderte aber auch in

mehrfacher Beziehung die Vertheidigung, und man zog vielfach die trockenen vor, wenn sie genügend tief und durch Streichwehren und Bollwerke gedeckt waren.

Begann der Feind den Graben auszufüllen, so mußten die Belagerten das hineingeworfene Gestein und Erdreich wieder hinauszuschaffen. War der endlich vom Graben nicht mehr fernzuhalten, so mußte man daran denken, daß die Streichwehren nicht mehr lange zu halten sein werden, und neue Bollwerke diesen anlegen. Oft führte man hinter den am meisten bedrängten Stellen eine neue Linie von Befestigungen mit Wall und Graben auf, wie z. B. bei der Belagerung von Wien 1529 hinter dem Körntnerthurm.

Den unterirdischen Arbeiten des Gegners durfte man nicht unthätig zu sehen man legte Gegenminen an, wo möglich tiefer als jene des Feindes, füllte sie mit schwacher Ladung und sprengte sie, wodurch die Arbeiten desselben zerstört und vernichtet wurden. An bedrohten Stellen grub man auch leichte Minen, die mit „Wert“ und Sprengstoff gefüllt und unter den zum Sturm anrückenden Feind entzündet wurden; diese Art kommt als Fladdermine auch heute noch, wenn auch sehr selten, zum Gebrauch. Ob und wo Feinde gruben, suchte man durch verschiedene Vorkehrungen zu erkunden, man stellte in die Gegenminen oder in die Keller der Wall naheliegenden Häuser Becken mit Wasser, aus dessen Schwanen man je nach Schütterung des Bodens erkennen konnte; zum gleichen Zwecke dienten Trommeln, welche Erbsen oder Würfeln gelegt wurden, welche bei der leichtesten Bewegung der Erde einen Ton gaben. Von großem Vortheil war es auch, in den Wällen Bastionen von Strecke zu Strecke tiefe Löcher gleich Brunnen abzutiefen, durch welche im Falle dort eine Mine zum Sprengen kam, die Kraft der Explosion sehr gemindert wurde, weil sich die Pulvergase durch jene Schachte Ausgang verschafften.

War endlich wirklich eine Bresche in die Hauptmauer gelegt, so galt es, den Sturm abzuwehren, wobei die Leiber der tapferen Vertheidiger an den gestürzten Mauer treten mußten. Zur Abwehr der Stürme hatte man besondere Vorkehrungen construiert, wie Sturmisen, Spieße mit Widerhaken u. s. w., auch allerlei Feuerzeuges, brennender Stoffe u. s. w. bediente man sich, wie denn überhaupt die Vertheidigung sehr vielgestaltig und von den Verhältnissen viel mehr beeinflusst war als der Angriff. Noch wichtiger aber war es, den durch die Mine verursachten Schaden wieder, so weit es anging, auszubessern. Es war dies oft eine gefährlichere Arbeit als der Kampf auf der Breiche, denn der Belagerer überschickte die Arbeiter mit seinen Geschossen, um sie von der Breiche und den Wällen zu treiben. Man besorgte daher die Ausbesserung der Wälle meist bei Nachtzeit. Zu Balken, mit Steinen gefüllte Wagen, nasse Erde in Säcken und Fässern wurden verwendet, um die Lücken des Walles zu verstopfen, man baute in dieselben Barricaden, um die gestürzte Mauer zu ersetzen.

War endlich ein Theil der Befestigung nicht mehr zu halten und dahinter ein neues Werk angelegt, so unterminirten die Belagerten selbst die alten Wälle und sprengten sie, sobald der Feind davon Besitz ergriff, in die Luft.

So tobte der Kampf oft durch Monate über und unter der Erde, alle Mittel der List und damaligen Technik wurden aufgeboten, um dem Andrängen des Feindes Widerstand zu leisten, bis Entsatz kam, Proviantmangel oder der herannahende Winter die Aufhebung der Belagerung erzwangen. War die Festung genügend besetzt und mit Vorräthen versehen, der Commandant der Besatzung ein standhafter Mann,

kann und die Soldaten verlässlich, so konnte man viel eher auf Behauptung des Platzes stehen als auf das Gegentheil, gerade im Gegensatz von heute, wo bei der Geschütztechnik der Fall einer Festung auch bei entschlossenster Vertheidigung nur eine Frage der Zeit ist.

Auch die Herstellung von Brücken kam nun viel öfter vor und größere, wohl ausgerüstete Heere führten sowohl große Schiffbrücken mit sich, welche auf Strömen zur Uebersetzung von Geschützen und Reiterei benützt werden konnten, wie auch solche aus kleineren Schiffen zur Ueberschreitung minder bedeutender Wasser oder auch der tiefen Gräben bei Festungen. Zu welchen anderen Mitteln man im letzteren Falle griff, haben wir schon gehört. Das berühmteste Bauwerk dieser Art war die gleichfalls schon erwähnte, von Alexander Farnese über die Schelde gelegte Brücke, die nicht mit Unrecht eine schwimmende Festung und sogar im panegyrischen Stil jener Zeit das „erste Weltwunder“ genannt wurde.

Die mitgeführten Schiffbrücken standen unter Aufsicht des Oberstzeugmeisters, der sich auch auf die Herstellung der etwa erforderlichen anderen Brücken erstehen mußte. In dem Verzeichniß des Stabes aus dem Jahre 1600 findet sich nebenbei schon eine Post „Feldschiffbrücken“ gesondert, für welche monatlich 988 Gulden ausgeworfen sind.



Kriegs-Schiffahrt.

In dieser Beziehung gingen ebenfalls die Anregungen Maximilian's I. nicht verloren, wenn auch die finanziellen Nöthen sehr häufig den besten und zweckmäßigsten Maßregeln im Wege standen. In den Türkenkriegen spielte naturgemäß die Donau eine zu wichtige Rolle, als daß man sie nicht in den Kreis der Vertheidigungsmittel einbezogen hätte. Uebrigens lag auch das Beispiel der Türken nahe, deren größere Heere fast immer von einer Flotille unterstützt waren, den sogenannten „Kassaren“, eine Bezeichnung, welche auch für die mittelgroßen, mit Soldaten bemannten Donauschiffe der kaiserlichen Flotille angenommen wurde.

Ferdinand I. wendete der Kriegsschiffahrt angesichts der drohenden Türkengefahr volle Aufmerksamkeit zu und verlegte das schon erwähnte „Flußstreitschiff-Arsenal“ (Bilder S. 200 und 201) 1529 nach der Belagerung „von mehrer Sicherheit wegen und aus allerley beweglichen Ursachen“ anlässlich des Neubaus der Festungswerke innerhalb der Ringmauern; es machte dies keine sonderlichen Schwierigkeiten, da der Stadtgraben damals mit Wasser gefüllt war, das auch das Becken des Schiffarsenals durchströmte. Eben die finanziellen Nöthen mochten aber Schuld sein, daß es nicht recht vorwärts ging, denn 1532 berichtet der Arsenaloberst Jeronimo de Baza bei der drohenden neuen Türkengefahr über allerlei Uebelstände, namentlich „was massen die Gallioten (größere Schiffe) so gar expärmlich“.

Die Vollendung des Arsenals innerhalb der Mauern erfolgte 1537, und erster Verwalter desselben erscheint Postulin de Rogas, wie denn überhaupt Personal meist aus schiffsfundigen Spaniern und Italienern bestand.



Feldmarschall. (Seite 498.)

Jerónimo de Zara zählt als Stand der Donauflottille nur 28 alte und neue Fahrzeuge auf und erklärt, daß man, um etwas auszurichten, mindestens noch 100 „Rassauer-Schiffe“ (nach dem türkischen Ausdruck) und 20 „Hohenauer“ (wohl scheinlich größere hochbordige Schiffe) bedürfe, als deren Besatzung 2500 Archibustier (Halbhahenschützen) erforderlich seien.

Man scheint indessen bald die ökonomische Verwaltung des Arsens ganz von dem Befehl über die Schiffe getrennt zu haben, denn 1536 wird Hieronymus Vackho (Vago) über die „Schiffung Seiner kön. Majestät“, das ist über die



Oberster Profoß. (Seite 498.)

Rassaren-Proviantschiff, Holz und Platten auf die zwei Wasserflüsse der Saw und Draw" geiept. von 1540 bis 1542 erscheint Erasmus Freiherr Eysing zu Schrattenthal (gest. 1554) als erster Oberstschiffsmeister bei der Armee in Ungarn. Als Arsenaloberst fungirte noch Jeronimo de Zara, von 1547 ab-Alfonso de Contreras.

Ein Inventar des Arsenal's aus dem Jahre 1540 gibt den Stand der Schiffe wie folgt an:

„Erstlichen die wellischen Gallern (Galeeren), Rassiarn und Streitschiff.

Ein große Barbotten oder Gallern (Galeere).

Ein große Fuchten.

Drey klein Barbotten-Schiff.

Fünff Brigantinen zu einer Größ.

Zwan Barchalonga (barea longa).

24 Rassiarnschiff.

1543. Dazu 51 doppelte Rassiarnschiff.

Item bei den Augustinern.

2000 Rassiarn-Tauben (Planen).

Mer 20 Rueder, so man zu den Proviandschiffen praucht.“

Ein weiterer Nachtrag aus dem Jahre 1543 besagt, daß sich im Depot beim Augustinerkloster auch „13 Segel auf die Barchalonga und Brigantina, 5 Segel auf die Rissionella“ befanden. Die Fusta (Reusschiff), Rissionella, Barea longa und Brigantina (Gepanzerte) waren nämlich mit Segeln versehen, also Flugschiffe, die Rassiarnschiffe aber wurden nur gerudert.

Der Mannschaftsstand der Streitschiffe des österreichischen Heeres betrug im Jahre 1550 die Zahl von 824 Köpfen. Ueber den Personalstand zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts gibt ein „Statt des kais. Arzional's allhie zu Wienn, wie der khunftig bestellt und gehalten solle werden“ aus dem Jahre 1594 Auskunft. Es heißt da: „Verwalter sammt 1 Jungen monatlich 25 fl.; 4 Uebergeber; Sechs Wächter.

— Die Magistranzen (Schiffsmeisterchaft) Georg Papagato Comito, monatlich 13 fl. Reumeister; Simon André 15 fl. Anthouy de Angeli, Draxler, 13 fl. Michael Robeth, Holzmeister, 8 fl. Georg Erjel, Zimmermann, 5 fl. Georg Schueß, Tischler, 6 fl. Baptista Pulistea, Püzenmeister 6 fl. Die Sagischneider, so auch zum Ruedern gebraucht werden, Mathias Marco 6 fl. Leonhard Fraumbach 6 fl. Lorenz Sambo 6 fl. Blassy Junia 4 fl. Stefan Slanonetta 6 fl. Pietro Porta, Barbier, 7 fl.“

Für das „Oberstschiffsmeisteramt“ des Heeres sind im Stabsverzeichnis des Jahres 1600 monatlich 617 fl. ausgeworfen, die tatsächlichen Ausgaben für das Schiffswesen auf der Donau, sammt Bemannung, Material und dem Unterhalt der Schiffsbrücken betrugen im Jahre 1602 monatlich 49.409 fl., eine für die damalige Zeit sehr beträchtliche Summe, welche auf einen bedeutenden Schiffsstand schließen läßt.

Ferdinand I. trug sich auch mit dem Gedanken an die Schaffung einer Marine und rüstete 1542 in Triest ein Kaperschiff und zwei Brigantinen aus. Der energische Protest der Venetianer, welche darin eine Verletzung ihres angeblichen Vorrechtes der Schifffahrt im Adriatischen Meere sahen, machte weiteren Bestrebungen nach dieser Richtung ein Ende, da man nicht daran denken konnte, mit der gewaltigen venetianischen Flotte zu rivalisiren. Indessen gab man doch den Gedanken nicht ganz auf, was durch einen Zusatz bewiesen wird, der seit 1552 den Artikelbriefen des Fußvolkes angeschlossen wurde. Derselbe legt den Langknechten auch die Verpflichtung auf, zu Wasser zu dienen, und lautet: „Schiffordnung, wie es auff dem mörr (Meer) und nasen (Schiffen) zu faren mit den teutschen Rhuedten soll gehalten werden.“

„Dieweyl wir jamentlichen der Rhöm. Khayf. Maet. unsern allergnädigsten Herrn geschworen haben auff den artikhlsbrieff und inhalt unserer bestallung uns zu

brauchen lassen, es sey zu wasser oder landt und wir jecz und fürnemß sein zu hilff zügen, verordnet die nottdurfft, daß wir schiffordnung dem alten gebrauch nach halten des vermögß also laut:

Unsenflich, so das wort gottes verhiludt oder die cantica (Lied) der mess gelesen wirdt, so soll menniglich darzue gen. gott den allmächtigen nach alten und löblichen gebrauch umb glueckh windt und quett wötter zu bitten, welcher aber das ohn ursach thäte oder das verachtet, der soll nach erthanntnuß des Hauptmanns und manistermanns (Oberschiffmeisters) gestrafft werden.

Zum andern: Weliche person, es sey hoch oder nieders stant, gott oder seine heylligen lästern wuerden, es sey wenig oder vill, der oder dieselben sollen nach erthanntnuß des obristen Hauptmanns und manistermanns ohn alle gnadt gestrafft werden.

Zum Dritten: Welicher ein wöhr (Waffe), doch bey massen gegen ainen braucht, der soll nach erthanntnuß des obristen am leyb gestrafft werden.

Zum Vierten: So zwen mit feusten an ainander schlagen, oder sunst sich freventlicher wessf zuetrug, die soll der manisterman straffen."

Als eine Art Küstenwache diente die schon im vierzehnten Jahrhundert entstandene Territorial-Miliz von Triest, welche aus den Grundeigenthümern gebildet wurde, um im Kriegsfalle die Küstenvertheidigung und den Wachdienst in Triest zu besorgen, aber auch im Frieden zu Sicherheitszwecken einzuschreiten.

Hier ist wohl auch gestattet, einer großartigen Uebung zu gedenken, welche 1560 im Arsenal zu Ehren des als Gast in Wien anwesenden Herzogs Albrecht V. von Baiern (geb. 1528, gest. 1579, Schwiegersohn Ferdinand's I.) veranstaltet wurde. Dasselbe hatte übrigens — dem Anlaß entsprechend — weniger die Aufgabe eines Manövers, als den eines glänzenden Schauspielles, das durch allerlei Beiwerk und kindische Nachahmungen einen malerischen Eindruck machen sollte. Auf einer Donauinsel am Tabor war eine 40 Klafter lange, 20 Klafter breite Festung errichtet worden, die von den Obersten Schenkenberg und Buchaim mit 600 deutschen Knechten, 300 Wallonen und Italienern und 50 Reitern besetzt war. Die letzteren waren gleichmäßig uniformirt und trugen über den Kürassen Röcke aus weißem und rothem Atlas. Außerdem waren in der künstlichen Festung 184 von 43 Büchsenmeistern bediente Geschütze.

Die Belagerung geschah vom Strom aus durch die Schiffe des Arsenal's, darunter eine große Galeere, „Colombine“, mit 38 Ruderbänken und 24 Geschützen. Von der Landseite machten sieben Fähnlein der Bürgerchaft und 100 Reiter den Angriff.

Alles wurde dem wirklichen Kampf nachgebildet; man machte Gefangene, unternahm Ausfälle, eine unter der Beschießung nach und nach entstehende, schon vorbereitete Breche wurde bestürmt, während die Schiffe volle Lagen gaben und gleichfalls „Rassaren“ (Schiffsoldaten) zum Angriff ausschifften. Auf diese Art wurden drei Stürme unternommen und abgeschlagen, wobei manches Mittel, dem Scheinkampf ein möglichst echtes Gepräge zu verleihen, an das Lächerliche streifte. So wurden z. B. 4000 mit Ochsenblut und anderen rothen Stoffen gefüllte Häflein als Wurfgeschütze verwendet, was den vom Sturm Zurückweichenden das Ansehen von Verwundeten gab. Indessen hätte diese gar zu große Natürlichkeit bald unliebsame Folgen gehabt; die Stürmenden waren davon nicht unterrichtet und erzürnten sich über diese schmutzige

Kanonade, Einzelne mochten auch an wirkliche Wunden glauben. — kurz, man war scharf nach der Festung, so daß das Kampfspiel unterbrochen werden mußte.

Nach abgeschlagenem Sturm ertönten jedesmal Jubelrufe und Musik in der Festung, die Reiter setzten den Massaren nach, und wer von diesen die Schiffe erreichte, wurde in das Wasser gesprengt. Auf den Wällen errichtete man einen Galgen, an den zwei Strohuppen als Gefangene gehängt wurden, was die Belagerten in gleicher Weise erwiderten, ein Schauspiel, das für die starken Nerven der unter den Zuschauern befindlichen Damen spricht. Ebenso wurden Strohuppen, welche die Leichen der Gefallenen vorstellten, in das Wasser geworfen oder gar aus Mörsern geschossen. In der Festung dagegen war man bemüht, die Breichen auszubessern, neue Schanzen aufzuführen und Feuerwerk zur äußersten Vertheidigung vorzubereiten.

Der vierte Sturm führte endlich zur Einnahme der Festung, worauf die kaiserliche Fahne mit dem burgundischen Kreuz aufgehißt wurde und rauschende Feldmusik erscholl. Dazwischen tönte das Geschrei der Massaren, die in die Höhe sprangen und lärmten, wie „es in ihrem Brauch gelegen“, auf der Galeere begann man gleichfalls zu trommeln und zu blasen und alle Stücke wurden aus Freude über den endlichen Sieg gelöst, — ein Getöse, das allerdings mehr naturwahr als wohlklingend sein mochte. Wie gesagt, hat man es in diesem Falle mit einem mehr auf die Schaulust berechneten Spektakel als mit einer militärischen Uebung zu thun; indessen ist die Verwendung der Truppen und der bewaffneten Bürgerschaft immerhin merkwürdig.

Von großem Interesse endlich sind mehrere Episoden, welche zur Geschichte der Kriegsschiffahrt des sechzehnten Jahrhunderts gehören. Darunter gehören vornehmlich der erste Kriegsdampfer und der erste Plan zu einer deutschen Flotte, welchen auch die beiden versuchten Donauregulirungen beizuzählen sind.

Was das älteste durch Dampf getriebene Fahrzeug anbelangt, lief dasselbe (nach Mittheilungen des Herrn C. J. Rutler von Brooklyn) im Jahre 1493 auf dem Guadalquivir in Spanien, war die Erfindung eines gewissen Don Blasco (vielleicht richtiger Blasão), und der obengenannte Gewährsmann, der den alten Plan des Bootes und seiner Maschine auf Pergament gezeichnet gesehen zu haben behauptet, versichert, daß diese Maschine weit einfacher und ihre Action weit directer sei als die einer gegenwärtig im Gebrauch befindlichen. Die Erfindung ging wieder verloren, weil Ferdinand V. der Katholische, König von Spanien (geb. 1452, gest. 1516), das Fahrzeug zer schlagen und die Maschine als „Teufelswerk“ zerstören ließ, was den Meinungen jener Zeit nach vollkommen wahrscheinlich klingt.

Indessen dürfte die Erfindung denn doch nicht so ganz verloren gewesen sein, da späterhin (im Jahre 1543) ein Seeofficier Namens Blasão de Garay (wohl kaum der vorgenannte Don Blasco oder Blasão, aber vielleicht ein Sohn desselben) dem Kaiser Karl V. eine Maschine anbot, durch die man ein Schiff ohne Beihilfe von Segel und Ruder in Bewegung setzen könne. Obgleich man die Sache für eine lächerliche Aufschneiderei hielt, so drang doch der Erfinder so ernstlich auf Untersuchung seiner Angaben, daß endlich Kaiser Karl V. eine Commission dazu niederlegte, die aus Don Henriquez de Toledo, Don Pedro Cordona, dem Schatzmeister Ravago, dem Vicekanzler Gralla und mehreren Seeofficieren bestand.

Der Versuch wurde den 17. Juni 1543 angestellt an Bord eines Schiffes, genannt „Trinidad“, von 200 Tonnen Ladung, das kurz zuvor, mit Weizen befrachtet, von Colibre angekommen war. Man sah das Schiff am bestimmten Augenblicke sich

vorwärts bewegen und umlenken, ohne Segel oder menschliche Kraft und ohne irgend einen anderen sichtbaren Mechanismus, als — „einen Kessel voll heißen Wassers und ein sehr kunstreiches Maederwerk“.

Die versammelte Zuschauermenge gerieth darüber vor Erstaunen außer sich; der Hafen von Barcellona hallte wieder von dem Geichrei des Beifalls, und die Mitglieder der Commission erstatteten einmüthig den vortheilhaftesten Bericht an den Kaiser. Nur der Schatzmeister Ravago blieb — man weiß nicht, aus welcher Ursache — gegen den Erfinder und seine Maschine eingenommen.

Nachdem das Experiment vorüber war, nahm Garay seine Maschine wieder heraus, legte die hölzernen Theile derselben im Arsenal nieder, führte aber das eigentliche Getriebe mit sich hinweg. Daraus erhellt, daß die Maschine transportabel, also ganz frei wirkend und so eingerichtet war, daß selbe an jedem Schiffe, ohne sonstige Vorbereitung angebracht werden konnte.

Der urkundliche Beweis für die vorerwähnten Thatfachen ruht in den Archiven von Simanca, wo sich die Angaben all dieser Einzelheiten noch heute befinden.

Auch die ersten Versuche mit einer Taucherglocke stammen aus der Zeit Karl's V. Sie wurden in Toledo (wahrscheinlich im Jahre 1538) vor dem Kaiser und einer zahllosen Menge Zuschauer gemacht. Zwei Griechen nahmen einen an Stricken hängenden sehr großen Kessel, mit der Oeffnung nach unten gerichtet, befestigten an seiner Concavität ein Brett, setzten sich auf dieses, nahmen eine brennende Kerze, ließen sich so langsam auf eine beträchtliche Tiefe hinab und kamen dann glücklich wieder in die Höhe. Dabei ist aber nirgends erwähnt, wie sie es gemacht, um stets frische Luft zugeführt bekommen zu haben.

Karl V. hatte auch bereits seinen eigenen Admiral, dessen Namen durch ein in Wien befindliches Gemälde von dem berühmten Paris Bordone (geb. 1500, gest. 1570) bekannt geworden. Dasselbe stellt einen jungen Mann in schwarzer Kleidung dar, ober welchem zu lesen: „Nikolaus Korbler, Admiral Königs Karl V.“ Bei dieser Gelegenheit dürfte auch die Entstehung des Wortes „Admiral“ (Amiral) von Interesse sein. Gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts landeten die Araber oder Sarazenen, nachdem sie einen großen Theil Spaniens erobert hatten, an einigen Punkten der französischen Küste. Der Befehlshaber der arabischen Flotte hieß Amir-al-Musilmir (das heißt Fürst der Gläubigen). Amir ist dasselbe wie Emir (Herr, Statthalter, Befehlshaber) und hievon wurde die Bezeichnung Amiral für Seebefehlshaber gewonnen. Anderer Meinung zufolge stammt die Bezeichnung von dem altitalienischen Miraglio (der Spiegel des Schiffes). Es war dies ehemals der eigentliche Platz des Befehlshabers, welcher demgemäß seine Befehle al miraglio (auf dem Spiegel) erteilte. Die Bezeichnung soll auch wirklich zuerst im Italienischen vorkommen.

Eine hochinteressante Angelegenheit ist der Vorschlag zur Bildung einer deutschen Flotte. Derselbe ging im Jahre 1582 von dem sächsischen Edelmann Kaspar von Schönberg, als französischer Marschall und Gesandter unter dem Namen Schomberg berühmt (geb. 1540, gest. 1599), aus. Sein Plan bestand wesentlich darin, auf der Elbe, Weser und Ems etwa 200 Kriegsschiffe auszurüsten, und der Stützpunkt des ganzen Unternehmens sollte die Ems und der Hafen von Emden sein. Er arbeitete den Plan bis aufs Genaueste im Einzelnen mit Karten und Zeichnungen aus und überreichte ihn sodann dem Kaiser Rudolf II. „Drei Jahre“ — so schrieb

er dabei — „habe er nun über die Sache nachgedacht und auf seinen Reisen selbst vorbereitet; er bitte nun um die Empfehlung an den König von Spanien (Philipp II.). Wenn dieser die Kosten hergebe, so sei die nöthige Flotte nebst Häfen leicht zu bekommen“. Schomberg hatte dabei hauptsächlich im Auge, daß der König die Niederlande erobern zu helfen und deren wachsende Seemacht zu vernichten.

Später nahm den Plan mit großem Eifer der ostfriesische Kanzler Francke auf, der an den Kaiser einmal schrieb: „Was in und außer Deutschland verhandelt und zur See ausgeführt wird, fällt entweder in der Holländer oder Seeländer Gewalt oder in die der Engländer, Dänen, Kirchen und Schweden. Diejenigen, so dem heiligen römischen Reiche verwandt, werden fast jedermanniglich dem Raub auf offener See preisgegeben.“

Kaiser Rudolf urtheilte recht günstig über die Sache, aber — es wurde doch nichts daraus.

Theils die Schöpfung der Kriegsschiffwerfte, des „römisch-kaisertlichen Orsional“, durch Maximilian I., theils die so häufig vorkommenden Ueberschwemmungen der Stadt und Umgebung durch die austretende Donau nöthigten zur Erkenntniß, wie wichtig es wäre, wenn eine Regulirung der Donau erfolgen würde, besonders da die Verwüstungen, welche derartige Ueberschwemmungen anrichteten, so viel Sand in den Donaueanal bei der Stadt schwenkten, daß dessen vollständige Austrocknung und damit die Erschwerung der Approvisionirung, wie nicht minder eine erleichterte Eroberung der Stadt durch feindliche Belagerung zu besorgen war. Es blieb jedoch lange Zeit nur bei dem Wunsche, diese Uebelstände verbessert zu sehen, eine Donauregulirung ins Werk zu setzen, daran dachte niemand.

Da war es ein in Wien erscheinender Fremder, welcher zuerst sich erbot, die Donau zu reguliren. Es war dies ein geschickter Mathematiker und Hydrauliker, Namens Kaspar Hartneid, gebürtig von Donauauf in Schwaben (1425), der in Diensten des Erzherzogs Sigismund von Oesterreich, Besitzers der schwäbischen Vorlande, stand, sich durch seine Virtuosität im Anlegen von Wasserkünsten großen Ruf erworben hatte, und den der Erzherzog, welcher ihn bei seinem Aufenthalte in Augsburg kennen gelernt hatte und der in dessen Kunst viel Vertrauen setzte, im Jahre 1454 mit nach Wien nahm. Hartneid beschäftigte sich hier längere Zeit damit, die Gärten des kaiserlichen Hofes und der hohen Adelligen mit Wasserwerken zu versorgen, und als er einst nach einer schrecklichen Ueberschwemmung am Ufer der Donau spazieren ging, kam ihm die geniale Idee, den Versuch zu machen, die Donau vollständig zu reguliren und selbe beim Tobling- (Döblinger) Bache mit vollem Strom in den Arm an der Stadt bei der Schlag- (heutigen Ferdinands-) Brücke hereinzuleiten. Er wollte, daß die größten sogenannten „Hohenauer-Schiffe“ hart an die Stadt heranfahren und daselbst landen konnten.

Der Plan wurde dem Rathe und der Bürgerschaft von Wien vorgelegt, und Hartneid garantirte mit Leib und Leben für das Gelingen. Der Stadtrath ging auf den Vorschlag ein und der „Donauregulirer“ an die Arbeit. Für die ersten Vorarbeiten waren bereits aus dem Communaläckel über 800 Pfund Pfennige — damals freilich eine sehr bedeutende Summe — verausgabt worden, es hatte sich aber sogleich erwiesen, daß diese Arbeiten der Gewalt des eindringenden Wassers nicht zu widerstehen vermochten, ja daß eine weitere Fortführung unmöglich war. Man setzte

daher mit erneuerten Kosten Alles wieder in den alten Stand. Die Erbitterung gegen Hartneid läßt sich nun ermessen, man warf ihn im Jahre darauf in das Gefängniß des Rärnthuerturms und verurtheilte ihn zum Tode. Glücklicherweise befand sich sein Gönner, Erzherzog Sigismund, in Wien, und auf dessen Verwendung kam er mit einer dreimonatlichen harten Arreststrafe davon. Zugleich mußte er „Urfehde“ schwören, daß er seine Gefangenschaft an niemanden rächen wolle, und Oesterreich für immer meiden.

Hartneid's Plan war, die Donau so reguliren, wie selbe zur Zeit der älteren Babenberger ihren Lauf genommen, nämlich zwischen Rusdorf und Heiligenstadt, an der Höhe von Döbling vorbei, zur jetzigen Rusdorfer Linie, und am Fuße des sogenannten Ochsenberges (heute Türkenstraße im neunten Bezirk) über den Salzgras fort durch die Adlergasse (am Franz Josefsquai) und Weißgärber; es ist jedoch von der speciellen Art und Weise, wie er diesen Riesenplan auszuführen gedachte, bis heute keinerlei bestimmte Nachricht auf unsere Zeit gekommen. Indesß mag seine vermeinte Unfähigkeit weniger an dem Mißlingen Schuld gewesen sein als vielleicht die Mißkennung, Ungeduld und Sparsamkeit des damaligen Magistrats, so daß etwa irgend aufzufindende Urkunden mit der Zeit dem strebsamen Manne noch eine Rechtfertigung bringen werden. Er starb 1475 als Hydrauliker des Bischofs von Fulda in Schwäbisch-Hall.

Die Mißstände an der Donau blieben noch über ein Jahrhundert die gleichen, eine furchtbare Ueberschwemmung folgte der anderen, besonders unglücklich zu nennen war die im Jahre 1490 unter Matthias Corvin, wo alle an der Donau gelegenen Vorstädte verwüstet wurden. Da erschien denn endlich der Donauregulirer Nummer zwei (1598—1600), Ferdinand Albrecht Freiherr von Hoyos, Hofmarschall des Erzherzogs Ernst in den Niederlanden, Oberstkämmerer und geheimer Rath Kaisers Rudolf II. Hoyos hatte lange in den Niederlanden gelebt, dort die Wasserbauwerke kennen gelernt, und so kam ihm die Idee, den Wiener Donaucanal zu reguliren, was ihm wirklich in der Weise gelang, wie er noch heutzutage besteht. Er leitete den starken Stromarm bis an die Mauern Wiens und trug wesentlich zur Erleichterung der Zufuhr bei. Hoyos ist der Schöpfer des jetzigen Donaucanals; der Durchschnitt vom äußersten Ende der Brigittenau bis zu den Wällen der Stadt war sein Werk. Im Jahre 1867 begann abermals eine Regulirung der Donau und 1875 fand die feierliche Eröffnung des neuen Donaubettes statt.



Heeres-Organisation und Kriegsämter.

Wenn auch das österreichische Heer im sechzehnten Jahrhundert schon kein wechselnden Ergänzung und Zusammenstellung wegen noch kein festgeglieder-
 Ganzes bildete, wie in unseren Tagen, so wurden doch schon die Fundamente aus-
 auf welchen sich später der stolze Bau unserer Wehrmacht erheben sollte. Der stetige
 Umfang des Kriegswesens, die vielfachen Beziehungen des Heeres zu den übrige-
 staatlichen Aufgaben, endlich der Umstand, daß die Kriegsführung immer mehr zu einer
 selbstständigen Wissenschaft wurde — all das drängte dazu, dem in seinen Theile
 wechselnden Heereskörper doch eine solche Organisation zu verleihen, an die sich in
 Bedarfsfälle jene Theile sofort anschließen konnten, ein Knochengestänge und Nerven-
 system zu schaffen, das der Masse als Stütze und als geistige Leitung diente.

Eine sorgfältige Gliederung und die genaue Umschreibung jedes Wirkungskreises war
 ja umso nöthiger, als man es nicht mit einem Heer von Soldaten zu thun hatte, die im
 Bewußtsein, eine staatsbürgerliche Pflicht zu erfüllen, Kriegsdienste leisteten, sondern mit
 durch den Zufall zusammengewürfelten Haufen, die nur um des Erwerbes willen dienten
 und keine höheren Begriffe damit verbanden als: Sold und Beute. „Die Heuter im Krieg
 wollen vollkommen und mit genugamen (tauglichen) Personen bestellt und Nichts daran
 eripart sein, und soll sich ein Kriegsherr hüten, Einer Person viele Ämter aufzuerlegen.
 gute und genugame Bestellung und Versehung der Ämter ist die Hauptgrundfeste alles
 guten Regiments und der Ordnung im Kriege“, erklärt der vielerfahrene Lazarus Schwendi.

Eine solche Organisation aber ließ sich nicht plötzlich im Bedarfsfälle schaffen,
 und die zu den wichtigsten Ämtern tauglichen Männer konnten auch nicht wie das
 Kriegsvolk angeworben werden. Es bildete sich also immer mehr ein festgegliederter
 Organismus heraus, der auch in den kurzen Epochen, wo die Waffen ruhten, bestehen
 blieb, es entstanden militärische Anstalten und Behörden, deren Wirksamkeit
 nicht mit dem letzten Geſecht oder mit dem Friedensschluß aufhörten. Das so oft citirte
 Sprüchlein: „Si vis pacem, para bellum“ (Wer den Frieden will, bereite den Krieg
 vor) nöthigte schon damals im Frieden zu gewissen Vorkehrungen, um möglichst rasch
 und mit voller Kraft in den Kampf eintreten zu können.

In diesen ständigen militärischen Behörden und Kriegsanstalten möchten wir die
 ersten Spuren der stehenden Armee erkennen, während meist ein ziemlich müßiger
 Streit darüber geführt wird, ob dieselbe von der Errichtung dieser oder jener Truppe
 zu datiren ist. Lange bevor eine solche entstand, deren ununterbrochene Fortexistenz
 bis auf unsere Zeit sich bestimmt nachweisen ließe, drängten die Verhältnisse dazu,
 die obersten Kriegsämter, gewisse Anstalten, einen Theil der Artillerie, — kurz alle
 jene Organe, deren das schon gegen das vorige Jahrhundert in sehr complicirter Weise
 eingerichtete Heer nicht entrathen konnte, die aber nicht dem Zufall der Werbung über-
 lassen werden durften — auch im Frieden bestehen zu lassen. Von diesem Standpunkt
 aus, der gewiß seine Berechtigung hat, reicht die Bildung eines geschlossenen Heeres-
 Organismus viel weiter zurück, als man gemeinlich annimmt, und seine ersten Spuren
 finden sich schon unter Maximilian I.

Wir wollen nun die Kriegsämter und Heeres-Anstalten des sechzehnten
 Jahrhunderts näher betrachten, wobei manches höchst bezeichnende Streiflicht auf die
 socialen und culturellen Zustände fallen wird.



*Wolfgangus Lazius Med. et
Historicus*

Wolfgang Laz, der berühmte Feldarzt. (Seite 200.)

Der Kriegsherr.

Oberstes Haupt des Heeres war, auch wenn er den Befehl nicht persönlich ausübte, stets der Landesfürst. Es drückt sich das schon in der Bezeichnung als „Landesherr“ aus, die schon sehr früh üblich war und noch heute gebraucht wird, um das Verhältniß des Monarchen zum Heere zu kennzeichnen. Auch Maximilian II. nahm wenig directen Antheil an den Operationen, sowie Rudolf II., welcher persönlich den Befehl führte, wurden als „Kriegsherrn“ genannt.

Ueber die Pflichten des Kriegsherrn als solcher, unabhängig davon, ob er das Commando im Felde führt, sagt Lazarus Schwendi manch' schönes, was noch heute vollkommen gültig ist. Es ist dabei merkwürdig, zu sehen, wie ein Mann, der nur das geworbene Heer kannte, schon das Conscriptionswesen schwebte, das doch erst nach fast zwei Jahrhunderten in Oesterreich zur vollkommnen Durchführung kam.

„Höchst nöthig, daß der Kriegsherr im Lande, stets zum Krieg gefaßt sei, mit fremden und ausländischen besoldeten Leuten, die ihm etwa schwerlich zu belohnen und viel schwerlicher und gefährlicher in die Läng zu erhalten wollten sein, mit guter Anordnung und Anführung seiner selbst Unterthanen, also daß er sein Land in gewisse Quartier oder Viertel austheile und erwähle in jedem eine Zahl Leute aus zum Krieg; das mache er nachher bewehrt, gebe ihnen gute Befehlshaber, den selben etwas Vortheil und Unterhaltung, lasse sie alleinal im Jahr zusammenkommen mustern und üben. Mache seine Aufgebote, das erste, das andere, das dritte, je mit einer gewissen Anzahl Volks. Halte den Adel und die vermögenden Bürger dabei, daß sie müssen zu Pferde halten und zur Reiterei gefaßt sein. Ist's dann von noth, so mag er auch fremde und bestellte neben ihnen gebrauchen. Und kann also jedermann gefaßt sein, seine Plätze eilends und nothdürftig zu besetzen und mit einem Haufen Volks in das Feld zu kommen. So kosten ihm auch seine Unterthanen wegen An- und Abzuges und des Unterhalts bei weitem nicht so viel, als die fremden, kann also den Defensivkrieg auch gegen einen großen gewaltigen Feind, der mit großen Muth an und abziehen muß, lang beharren und werden seine Leute täglich besser und geübter.“

„Wenn man vom Krieg und wie derselbe anzustellen, zu führen und zu regieren sei, reden will, fällt erstlich dieses zu bedenken vor, daß unnütze, ungerechte und unzeitige Unternehmungen, die aus keinem guten Gemüthe herfließen, auch sich in kein gutes Ende erstrecken, und daß Kriege, welche aus Rache, Ehrgeiz und Begierde, sein Land und seine Herrschaft zu erweitern und seinen Nachbar zu drücken, selten wohl gerathen.“

„Darum sind die Defensivkriege, die man aus Noth und zur Rettung seiner Land und Leute und des gemeinen Vaterlands, wenn sie unbilliger Weise gefährdet, angegriffen werden, sonderlich die man wider die Ungläubigen und des Christlichen Glaubens wegen vornimmt und vornehmen muß, die rechtmäßigen Kriege, zu denen die Fürsten und Obrigkeiten vor Gott und der Welt, ihres Amtes und hohen Standes willen, dann ihrer Ehre und Selbsterhaltung wegen verpflichtet und verbunden sind. Deswegen denn billig die hochlöblichen Oesterreichischen Fürsten diesfalls vor Andern ihr Gemüth und Herz erregen und all' ihr Sinnen und Denken, Thun und Wesen, Freud und Lust auf den Krieg u. Rettung und Beschüzung ihrer Land

eute, und ihrer armen Unterthanen vor des Türken Gewalt und Tyrannei und Gott zu Hilfe nehmen und also auch ihren Unterthanen und besondersitterschaft ein gutes Exempel zur Aurreizung ihrer Mannheit und Tapferkeit
..... —"

„Der Krieg ist nimmer anzufangen, man sehe denn mehr Hoffnung zum G- und Sieg vor sich, als Besorgniß zum Schaden und Verlust.“

„Wer im Krieg seine Sache allein auf das Glück und Wagen stellt, der behauptet eiten lang.“

„Doch ist das Glück im Krieg, wie der Würfel; es trägt allerlei Chancen. Der te Vorthail ist auf Sicherheit zu spielen und auch bei guten Chancen nicht zu viel Wagen und aufzusetzen.“

„Bei böiem Spiele gehört noch mehr dazu, an sich zu halten, und wohl aufzu- n, damit man den Verlust nicht mit einem Male auf sich lade, sondern das bessere id erwarten möge.“

„Wer sein Kriegen also anstellt, daß er nichts verliere, dem mangelt nie die legenheit, daß er etwas gewinne.“

„Ein Kriegsherr soll dem Frieden nie so trauen, daß er sich nicht zu Krieg id Gegenwehr gefaßt halte.“

„Ein gewisser und leidlicher Friede ist besser als ein hoffentlicher Sieg.“

„Wer den Feind mit Gewalt ausharren oder aushungern kann, der handelt rorig, wenn er seine Sache auf eine Schlacht stellt. Wer aber gegen einen Stärkern rieg, gegen den er nicht lange ausdauern kann, der muß sein Thun desto mehr auf Glück und auf eine Schlacht stellen.“

„Weit sicherer ist es, den Feind in seinem Lande anzugreifen, als auf denselben im eigenen Lande zu warten. Wer sich auf die Defensiv beschränkt, der hat viel zu verlieren und wenig zu gewinnen. Der einen Andern in seinem Lande angreift, der geht diesem auf das Herz und der Gewinn steht ihm vor Augen.“

„Ein schlecht bewehrtes Kriegsvolk ist schon halb geschlagen.“

„Wer seine Leute durch Mittel der Religion und durch die Predigt wohl leiten kann, der hat im Uebrigen desto leichter und sicherer zu regieren. Die Einbildung des Gewissens ist ein wichtig Ding beim Menschen; aber am Muth ist viel mehr gelegen, das Gewissen sollen die Geistlichen bilden und leiten, Ehre und Muth aber die Obersten und Befehlsleute.“

„Strafe und Regiment will der Krieg haben, aber keine Tyrannei.“

„Im Kriege ist der Sieg das Ziel; wer den erlangt, der hat das Beste. Abgesehen davon, wie die Ursachen und Mittel seien, der Ausgang macht Alles gut, und es muß gut sein, so lange man den Sieg in Händen hat; das Uebrige wird Gott zu seiner Zeit richten.“

„Tugend, Aufrichtigkeit, Treue und Glauben sind hoch zu loben; aber im Kriege ist übersehen, sich betrügen lassen, überwunden werden und unterliegen der größte Schaden und eine Schande, die keine Reue und Entschuldigung zuläßt.“

„Darum braucht man nicht allein Tugend, sondern auch List, Geschwindigkeit, Untreue, Betrug, Verrätherei und Alles was man kann, um Sieg und Oberhand zu erhalten.“

„Der Kriegsherr soll sich im Felde nicht leicht in Gefahr geben, denn seine Person ist im Felde unter dem Kriegsvolk, wie die Seele im Leibe.“

„Das ist eines Kriegsherrn hohe Nothdurft, treue und erfahrene Rotten- und Mustermeister zu haben; denn bei unseren Zeiten die Kriegsherrn an Musterung großen Betrug leiden und befindet schier allemweg der dritte oder Theil weniger Volk in der Schlachtordnungen, denn in den Musterungen.“

„Die Kriegsfürsten, die große Dinge in der Welt verrichtet haben, haben es nicht so sehr aus eigener Tugend, als mit weislichen frommen Gehülffen und Rathhabern gethan, welche sie durch große Geschicklichkeit zu finden und an sich zu erwußten. Darum ist eines Kriegsfürsten hohe Nothdurft, zu den Kriegsämtern geeignete Leute zu wählen und dieselben zur Zeit des Friedens sich anhänglich und treu machen, nicht allein durch Geld, sondern durch Geschicklichkeit und Freundlichkeit.“

„Aller Ungehorsam im Feld, alle Unordnung folgt gewöhnlich nur aus Mangel und Unvollkommenheit des Hauptes.“

„Gute und genugsame Bestellung der Aemter ist die Grundfeste allen guten Regiments und aller Ordnung im Krieg. Das Kriegsregiment hat die Art und Weise, daß es will mehr Schärfe, Ernst und Stärke, als Milde haben.“

„Der Kriegsherr soll, wo er immer kann, selbst im Felde sein und das Regiment so viel möglich, in seinen Händen behalten; wenn er aber nicht kann, so soll er einen stattlichen, vertrauten Mann zu seinem Lieutenant (Stellvertreter) verordnen, nämlich einen solchen, der des Kriegs erfahren, listig und bedächtig ist, dem Feind gegenüber voll Muth und Herzhaftigkeit und vor dem Kriegsvolk voll Ernst, doch mit Bescheidenheit.“

„Wo der Kriegsfürst in der Nähe ist und man sich Bescheid holen mag, ist es am besten, daß Alles mit seinem Vorwissen gehandelt werde; aber in diesem Fall gehören gute Rätthe dazu, die der Kriegsherr zu Hause um sich habe; denn sonst verderben unwissende und abwesende Rätthe oft den Krieg.“

Aus diesen Sätzen spricht nicht allein eine tiefe Erkenntniß vom Wesen des Krieges, so daß man manchmal die Stimme der größten modernen theoretischen Strategen daraus zu hören glaubt, sondern auch ein Schatz von Menschenkenntniß und politischer Weisheit ist darin geborgen. Was aber am angenehmsten berührt, ist der echt humane Zug, der durch alle diese Sentenzen geht, der vom Denken und Thun vieler gleichzeitiger und späterer Feldherren abstricht und es erklärlich macht, daß deren Autor, Lazarus Schwendi, einer der vertrautesten Rathgeber des milddenkenden Kaisers Maximilian II. war. Aus dem Sage über die „abwesenden Kriegsräthe, die den Krieg verdorben“ liegt eine Art Vorahnung der so oft beklagten hemmenden Thätigkeit des Hofkriegsrathes, der von Wien aus die Operationen leiten wollte und dadurch so oft die Entschlüsse der besten österreichischen Heerführer lahm legte. Vielleicht hat übrigens Schwendi während seines Commandos in Ungarn selbst Aehnliches erfahren.

Der Feld-Oberst.

Wenn der Kriegsherr nicht selbst mit dem Heer in das Feld zog, so übertrug er den Oberbefehl, das höchste Kriegsamt, einem Stellvertreter, der im fünfzehnten Jahrhundert und unter Maximilian I. den Titel Felzhauptmann, Oberst-Felzhauptmann, später Feld-Oberster führte, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts aber und bis in den dreißigjährigen Krieg hinein durch die Bezeichnung „General-Lieutenant“ direct als Stellvertreter des Kriegsherrn bezeichnet wurde.

daß damit anfänglich ein besonderer militärischer Grad verbunden worden wäre. „General-Lieutenant“ wurde jener Feldherr genannt, der in seinen Entschlüssen und Abordnungen bezüglich des ihm anvertrauten Heeres an niemand gebunden war als den Kriegsherrn, dessen Rechte im Felde er vollkommen ausübte. Wurde auf mehreren Kriegsschauplätzen gekämpft, so wurde für jedes Heer ein besonderer General-Lieutenant bestellt, nie aber führten zwei Generale in einem Heer oder auf einem Operationsfeld diesen Titel.

Nachdem Schwen di erörtert, welche Eigenschaften der Kriegsherr bei seinem Vertreter zu suchen hat, fügt er in bezeichnender Weise hinzu: „Wenn aber der Kriegsherr keinen mit solcher Vollkommenheit haben mag und etwa einen zu seinem Lieutenant verordnet, der des Krieges nicht so gar erfahren und von fürstlichem Geschlecht nicht dem Kriegsherrn verwandt ist, so sollen ihm desto mehr erfahrene Leute zu Kriegshelfern zugeordnet und es soll ihm auferlegt werden, daß er ohne ihr Vorwissen nichts unternahme.“ Weiter heißt es auch: „Des Feldherrn Bestallung und Unterhalt soll nicht allein nach Gelegenheit seines Amtes, sondern nach Gestalt seines Hertommens geschehen.“ — wobei übrigens zu bemerken ist, daß für die Befehlshaber überhaupt keine systemisirten Bezüge bestanden, sondern dieselben von Fall zu Fall in einem anderen Uebereinkommen, der „Bestallung“, festgesetzt wurden.

„Die Macht des Feld-Obersten besteht darin, den Krieg zu regieren, mit dem Feinde zu unterhandeln, Städte zu belagern und zu entsetzen, Kriegsvolk anzunehmen und zu entlassen, Land und Leute mit Gewalt zu erobern oder durch Ergebung einzunehmen, die Vergehen im Lager und Felde zu strafen, denen, so sich wohlgehalten, eine Belohnung und Ergözung zu thun, Oberste und Hauptleute in die Städte und Läger zu ordnen, die unter seinem Befehle stehen. Doch soll er nicht Macht haben, ohne ausdrücklichen Befehl seines Fürsten neue Kriege zu erregen, Frieden oder langwierigen Waffenstillstand mit den Feinden zu machen, es wäre denn unvermeidliche Noth vorhanden, welche in Kriegssachen einem Feldobersten allweg soll vorkommen sein, — doch daß er mit Rath und Gutachten seiner zugeordneten Kriegshelfer handle.“

Bei größeren Heeren und in späteren Zeiten wurde dem Feld-Obersten ein Stellvertreter („Leutnant“) beigegeben, der seine Befehle zu vollziehen und in Verhinderung des Feld-Obersten dessen Obliegenheiten zu übernehmen hatte. Natürlich war dieser Lieutenant stets ein erfahrener angesehener Kriegsmann, dem zur Ausführung von Befehlen und anderen Diensten eine Anzahl von Reitern unterordnet war.

Der Feldmarschall.

Mit dem Titel Feldmarschall (Bild S. 480) verband sich in der Zeit, mit welcher wir uns beschäftigen, ein sehr vielgestaltiges einflußreiches Amt, das jedoch keinen Zusammenhang mit der höchsten militärischen Würde hat, die heute darunter verstanden wird.

Die sprachliche Erklärung des Wortes „Marschall“ ist nicht ganz klargestellt. Die Anknüpfung an die ältere Form „Marischall“ hat man es von „Mars“ und „Schall“ abgeleitet, wonach es also die Bedeutung eines im Kriegswesen Erfahrenen hätte; andererseits erklärt man es als eine Zusammensetzung von „Mar“ (alte Bezeichnung

für Pferd, Mähre) und „Schall“ (Knecht, Diener), so daß es ursprünglich an das Pferdewesen Bestellten, einen Befehlshaber der Reiterei bedeutet hätte. Bedünkelt klingt die letzte Erklärung weniger gezwungen und sie gewinnt mehr Wahrscheinlichkeit dadurch, daß es im französischen Heere schon im dreizehnten Jahrhundert einen „marechal“ gab, in Deutschland aber dieser Titel erst nach fast zweihundert Jahren im Heere gebräuchlich wurde. Uebrigens ist das französische Wort, sofern es allein steht, einen Stallbediener oder Kürschmied bedeutet, noch heute in dieser Bedeutung. Der höheren Titulatur sind stets Bezeichnungen angefügt, wie: *Marechal de camp*, *marechal de France*.

Die Obliegenheiten des Feldmarschalls waren sehr vielseitige, zum Theil militärische, in den älteren Zeiten aber vorwiegend richterliche und administrative. Dem Feld-Obersten kein Lieutenant zur Seite stand, fielen dessen Functionen, als die Stellvertretung, dem Feldmarschall zu; ebenso führte er häufig und wo kein beider General-Reiter-Oberst bestellt war, stets den Oberbefehl über die Reiterei, und inwiefern es auf die Anordnung der Lager, Märsche, Wachen u. s. w. ankam, war Jeder im Heere dem Feldmarschall zu Gehorsam verpflichtet. Im Kriegsrathe nahm er den zweiten Rang, unmittelbar hinter dem Feldobersten oder General-Lieutenant ein; er war Oberster der „Reinigung“ (des Bortrabes), die er nach der Größe des Heeres zusammensetzte, ordnete die Reihenfolge des Zuges an, und es oblag ihm, zu übersehen, daß keiner ohne Noth den Zug verlasse, in die Dörfer auslaufe, auch Geschütz, Munition, Proviant und der Troß in gehöriger Ordnung verblieben und zogen. Der Feldmarschall hatte auch die oberste Aufsicht über die Standesverhältnisse des Heeres, zu welchem Zwecke ihm die Obersten genaue Listen des ihnen unterstellten Kriegsmaterials zu geben hatten; die Wahl der Quartiere und Lagerplätze, die Vertheilung der Truppen in denselben, die Ausführung der beschlossenen Schlachtordnung, die Truppen-Disposition vor belagerten Festungen unterlagen dem Befehl des Feldmarschalls, der dabei in wichtigen Dingen an die Gutheißung des Feldobersten gebunden war, sonst aber namentlich in dessen Verhinderung, selbstständig verfügte. Auch den Anstandsdingen und etwaige Einverständnisse im feindlichen Lager leitete der Feldmarschall, dem also in rein militärischer Beziehung ungefähr die Obliegenheiten des heutigen Generalsstabes oblagen.

Noch viel ausgedehnter waren seine richterlichen Befugnisse, da er das oberste Haupt der Feldjustiz und Feldpolizei war. Er präsidirte, wie wir schon gesehen haben, dem Reiterrechte, zu dessen genauer Aufrechthaltung der Feldmarschall durch einen besonderen Eid verpflichtet war, und namentlich oblag ihm die oberste Aufsicht über den Vollzug der Strafen, die Forderungen und Angelobungen vor das „Recht“, die Handhabung von Ordnung und Polizei im Lager, wozu ihm der Oberst-Propst (Bild S. 481) und der Wagnburgmeister unterordnet waren. Zwistigkeiten wegen Quartier, Proviant, Beute oder Futterplätze, zwischen Einzelnen oder ganzen Truppenkörpern, glied er womöglich im Einvernehmen mit den Obersten und Befehlshabern aus, oder er entschied sie durch einen Machtspruch, wobei er in wichtigen Fällen die Sache dem Feldherrn vorzutragen hatte.

Der Feldmarschall hatte darauf zu sehen, daß die „Mercatanten“, Marketen (von *mercatare*, Handel treiben) ordentlich Maß und Gewicht hielten, keine unbilligen Preise forderten und keinen Vorkauf trieben, er stellte ihnen Platzbriefe aus, wofür sie ihm Standgeld zu entrichten hatten; ebenso mußte er die freien Märkte und alle

und alle Zufuhr in die Lager überwachen, und es durfte erbeutetes Vieh nicht ohne seine Zustimmung verkauft werden. Im Falle der Einnahme eines festen Platzes übernahm der Feldmarschall die Contributionen aus und nahm die Gefangenen in das Lager auf, und auch im Felde mußte ihm jeder Gefangene angezeigt werden und durfte ohne seine Zustimmung losgegeben werden. Es ist leicht einzusehen, daß ein Feldmarschall aus manchen dieser Verpflichtungen und Rechte eine Quelle reicher Einkünfte machen konnte; das Amt eines Feldmarschalls war daher sehr begehrt und wurde wiederholt verdienten Generalen verliehen, um ihnen Gelegenheit zur Vergrößerung und Bereicherung zu geben.

Fronspurger sagt in seinem Kriegsbuch, zum Feldmarschall soll nur „eine berühmte, adeliche, erfahrene, geschickte und wohlberedete Person erkliest werden“, und der That war der Pflichtenkreis dieser Würde ein so ausgedehnter und vielseitiger, daß die Wahl der richtigen Persönlichkeit oft nicht leicht sein mochte.

Als Adolf von Schwarzenberg im Jahre 1600 zum Feldmarschall im Heere des Erzherzogs Matthias ernannt wurde, erhielt er eine besondere Instruction, welche seine Obliegenheiten feststellte. Im Wesentlichen lautete sie dahin: Er steht unter dem Befehle des Obersten-Feld-General-Lieutenants Erzherzog Matthias. Er hat die oberste Aufsicht, Auswahl, Aufsichtung und Bestimmung des Lagers, die Aufsicht über den Stand der Wege beim Zug des Heeres, beim Lager und vor dem Feind mit dem Oberstquartiermeister und dem Lieutenant des Feldmarschalls, die oberste Aufsicht über das Proviantmeisteramt. Er gibt die Zug- und Schlachtordnung gegen den Feind an und stellt sie auf, bestimmt die Alarmplätze des Heeres, die Anordnung für die ihm unterstehende Wagenburg und die gesammte Schiffbrücke. Er hat die Oberaufsicht über die Ingenieurs und Kriegsbaumeister der Festungen, im Einverständniß mit dem Oberstzeugmeister des Heeres (Bild S. 432), besonders bei Belagerung oder Entsatz einer Festung.

Zur Erfüllung so vielfacher Obliegenheiten waren dem Feldmarschall mehrere Organe direct unterstellt. Gemeiniglich fungirte ein angesehener Kriegsmann als Unter- oder Unterfeldmarschall oder Lieutenant, dem dann die Stellvertretung des Feldmarschalls in dessen Verhinderung zukam. Zu den besonderen Pflichten des Unterfeldmarschalls gehörte die Schlichtung von Klagen über Bedrückungen und Räubereien der Soldaten, wobei er diese zur Herausgabe des widerrechtlichen Gutes zu verhalten hatte, die Eintheilung von Escorten zu Proviantzügen und Jouragierungen, die Ueberwachung der Marschordnung, die Vertheilung von Lozung und Feldruf u. s. w. Im Reiterrechte und bei Malefizsachen erhob der Unterfeldmarschall in bestimmten schweren Fällen statt des Profosken die Anklage im Namen des Feldmarschalls.

Außerdem war dem Feldmarschall ein besonderer Profosk mit mehreren Trabanten beigegeben, durch welchen besonders die Ordnung auf den Proviantplätzen und das Gebahren der Marketen der überwacht wurde, von welchen dieser Profosk Namens des Feldmarschalls die Stand- und Strafgelber und andere Geheißkeiten eintrieb.

Zur Ausübung der Polizei im Felde, im Lager und auf dem Marsch ernannte der Feldmarschall einen Rumormeister und wies ihm eine Abtheilung Reiter zu, mit welchen dieser Streifzüge zu unternehmen hatte, um einzuschreiten, wenn das Kriegsvolk auslief und Schaden oder Unfug („Rumor“) anrichtete. Er hatte solche Ordnung ernstlich zu nehmen, die Leute in das Lager und den Zug zurückzutreiben, Uebelthäter aber festzunehmen und erforderlichenfalls gleich in Eisen zu schlagen. Der Rumormeister ver-

trat oft die Stelle des Oberst-Profosß, war aber auch manchmal einem bei dem Heer bestellt war, unterordnet.

Zu den Hilfsorganen des Feldmarschalls gehörte auch der Oberstquartiermeister, der bei Auswahl und Einrichtung der Lager seinem Vorgesetzten Hand zu gehen hatte. Er bestimmte die Plätze für den Feldherrn und die Ämter, wies den einzelnen Truppen und Häufen ihre Quartiere im Lager an. Die wegen der Lagerplätze entstanden, schlichtete er entweder selbst oder ließ sie vor den Feldmarschall. In späterer Zeit verstand man unter der Bezeichnung Oberstquartiermeisters etwas ganz Anderes, und die wichtigen Functionen desselben sprachen so ziemlich denen des heutigen Generalstabes-Chefs.

Nach dem Feldmarschall folgte im Range unter den Kriegsamtern einer der Oberst-Zeugmeister, den wir schon bei Besprechung der ihm unterstellten Specialwaffen kennen gelernt haben, wobei auch seine Hilfsorgane, der Wagenbaumeister und Wagenmeister erwähnt wurden. Auch der General-Reisender Oberst wurde schon am geeigneten Orte genannt, diese Charge kam übrigens selten und bei sehr starken Heeren zur Besetzung.

Der Oberst-Profosß.

Dies war eine der wichtigsten Würden im damaligen Heer, was umso leichter zu begreifen ist, wenn man erwägt, wie schwierig bei den zusammengewürfelten Heeren, die oft recht zweifelhafte Elemente in sich bargen, die Aufrechthaltung der Mannszucht und Ordnung sein mußte. Der Oberst-Profosß, auch Capitain de Justice genannt, spielte eine so wichtige Rolle und hatte, außerdem daß er als öffentlicher Kläger vor dem Kriegsrechte fungirte, noch so weitgehende Befugnisse, daß man der Besetzung dieses Postens mit besonderer Sorgfalt vorging und stets einen Wählten, der nach jeder Richtung geeignet war, sich schon durch die eigene Persönlichkeit Ansehen und seinem Einschreiten Gehorsam zu verschaffen.

Der Oberst-Profosß (Bild S. 481) hatte im und vor dem Lager Acht auf Dinge, die der Zucht und Ordnung zuwider waren, griff ein und strafte in allen Dingen, die nicht dem Kriegsrecht vorbehalten waren. Mit den ihm zugetheilten Reitern streifte fleißig vor dem Lager, um darüber zu wachen, daß kein Proviant aufgekauft werde, daß auf der Straße niemand Gewalt geschehe und das Kriegsvolk den Landbewohnern, besonders in Freundesland, keinen Schaden thue. Wenn die Soldaten Raub und ehrliche Beute schleppen, so hat er es ihnen noch vor dem Lager abzunehmen und den armen Leuten rückzustellen. Wer sich widersetzt, den verklagt er bei dem Obersten, wenn dieser nicht einschreitet, beim Feldmarschall oder dem General-Feldobersten; Uebelthäter aber, die zu keinem Haufen gehören, straft der Oberst-Profosß selbst. Nehmen Uebelthaten arg überhand, so kann er die auf frischer That Ergrieffenen auch öffentlich aufhängen lassen.

Der Oberst-Profosß übernimmt den Proviant vor dem Lager, geleitet ihn zum Oberst-Proviantmeister, oder wenn dieser verhindert ist, besorgt er selbst die Vertheilung. Er stellt alle Unordnung im Lager ab, zeigt sie dem Obersten an, oder straft sie auch selbst. Namentlich auf die Reinhaltung des Lagers hat er acht, weist den Reitern die Plätze und hält sie zur Reinlichkeit an; zur Bergung und Wegschaffung alles Unrathes sind ihm besondere Schanzgräber zugetheilt.

Beim Aufbruch aus dem Lager hält der Oberst-Profosz vor demselben und ist niemand als die dazu Bestimmten und nur in der festgesetzten Ordnung fortgehen. Während des Zuges sieht er darauf, daß Troß und Wägen in der Reihe bleiben und keine Stockung eintrete. Riß auf dem Marsche eine solche Unordnung ein, der kamen besondere Fälle von Raub und Plünderung vor, welchen der Oberst-Profosz mit seinen Leuten nicht steuern konnte, so waren die Obersten verpflichtet, ihm soviel von ihren Leuten zur Verfügung zu stellen, als er bedurfte.

Zur Verrichtung seines schwierigen Amtes waren dem Oberst-Profosz ein Lieutenant, Trabanten, Unter-Profoszen, Diener, und bei größeren Heeren ein besonderes Fähnlein Reiter zugetheilt.



Lazarus Schwendi. (Seite 502.)

Eigenthümliche Chargen, die eng mit der damaligen Kriegsführung und dem immerhin noch harten Kriegsbrauch zusammenhingen und am besten hier einzufügen sind, waren der Brandmeister und der Deutemeister. Brennen und Plündern gehörte zu den anerkannten Rechten des Krieges, und es war schon ein Fortschritt, daß es dem Geheiß, wenn auch leider nicht immer der Praxis nach, nur auf höhere Weisung, mit Erlaubniß des Feldherrn und unter besonderer Leitung geschehen sollte. Der Brandmeister wurde aus den vornehmsten Kriegsteuten gewählt und führte eine eigene „Brennfahne“, die aber nur flatterte, wenn die Einäscherung eines Ortes gestattet wurde. Wer außerdem Brand legte und auf der That ergriffen wurde, erlitt schwere Strafe. Der Deutemeister waltete seines Amtes, wenn sich nach erlaubten Plünderungen die Soldaten über die Vertheilung der gemeinsamen Beute nicht einigen konnten, ein sehr

schwieriges Amt, das nicht weniger heilig wurde, weil der Beutemeister den viertheiligen Antheil eines Fußknechtes, den doppelten eines Reiters für sich beanspruchen konnte. Der Feldherr hatte bei Bestellung des Beutemeisters darauf zu sehen, daß dieser nicht betrügerisch, habgierig und geldgeizig sei.

Der Oberst-Proviantmeister.

Es war dies eines der wichtigsten Kriegsämter, und Fronsperger betont besonders, daß es „ein ansehnlicher und aufrichtiger, vertrauter Mann sein müsse, dem kein Finanz-Untreu oder Unterschleif statthabe“. Nach Bedarf wurden ihm Unter-Proviantmeister, Commis, Diener und Knechte zugewiesen, die jedoch vom Kriegsherrn besoldet wurden und, um Unterschleife zu erschweren, auch diesem Treue schworen mußten. Der Oberst-Proviantmeister warf den Anschlag über die Vertheilung aus und setzte im Einverständniß mit dem Obersten die Provianttage fest; er trug Sorge, daß seine Untergebenen keinen Betrug verübten, und hatte die Zuführer und Markenten vor Gewalt und Schaden zu behüten. Er konnte die Mühlen für das zum Proviant nöthige Mehl in Anspruch nehmen, erbeutetes Vieh mußte ihm angezeigt werden, ob er es nicht in Vorrath ankaufen wolle.

Die von Ferdinand I. für den Proviantmeister Hans Fünfskirchen erlassene Instruction vom 20. November 1541 hat folgende Punkte: Er hat einen Gegenschreiber (Controlor). Er soll sich anmerken, wo die Vorräthe sind und Ankauf machen von Getreide, Hafer, Schmalz, Käse, Eßig, Gerste, Erbsen, Wein; alles so nahe als möglich an der Donau. Für Alles, was er kauft, soll er sich einen Gegenschein geben lassen, alles Gefaufte in ein Buch einzeichnen. Die Proviant haben und nicht verkaufen wollen, soll er anzeigen; auch die Zeit bestimmen, in welcher neue Anschaffungen gemacht werden müssen. Die Niederlagsorte für Proviant sind Linz, Krems, Korneuburg, Wien, Preßburg. Er soll die Frucht mahlen lassen und Fässer für das Mehl bestellen; auch Provianthandlungen in gedachten Städten errichten, die Weine müssen nach Qualität mit 1, 2, 3 bezeichnet und die unhaltbaren zuerst geschänkt werden. Ein Faß gibt 32 Nachterin. Was ohne Schuld verdirbt, was die Knechte mit Gewalt nehmen, wird ihm in der Rechnung nachgesehen. Die Hauptleute müssen den Proviant quittiren. Das Gefaufte contrasignirt der Gegenschreiber. Das Gewicht des Brotes und der Semmeln wird bestimmt, Pistolen sind auch zu besorgen. Die Proviantlagung in Lagern bestimmt jedesmal der Feldmarschall. Er soll über Alles gut Rechnung halten. Alles soll mit Wissen und so viel möglich im Beisein des Gegenschreibers verhandelt werden. Es gibt einen Obersten-Proviant-Commissär (Christoph Freiherr von Eßing), ihm wird über Alles Bericht erstattet. Proviant-Commissärs Gehalt monatlich 100 fl., ferner 8 Pferde, für jedes 10 fl. monatlich und für 6 Monate, da er im Felde stehen muß, noch 4 Pferde mit demselben Geld. Für einen Wagen monatlich 20 fl. Auf einen Kotschi (Kutsche, Kriegsfuhrwerk) 6 fl. monatlich. Für die Zeit des Feldzuges 8 Trabanten, jeden zu 8 fl. monatlich.

Mancherlei Anzeichen sprechen dafür, daß man für den Mundbedarf des Kriegsvolks ziemlich hohe Ansprüche stellte. Schwendi klagt sogar darüber und meint, es wäre sehr nöthig, daß „unter dem Kriegsvolk und sonderlich den Obersten und Befehlshabern alles übermäßige Behren und Bankettiren und die tägliche Schwelgerei und Böllerei so viel immer möglich, sonderlich wenn man gegen den Türken und den Welschen

Krieg führt, abgestellt und Alles auf mehr Eingezogenheit und Nüchternheit gerichtet wurde; dann also möcht man desto länger und besser mit dem Proviant zugereichen und blieb das Volk frischer und gesünder."

Daß man dem Becher besonders zugethan war, wurde schon erwähnt, und ein Beweis dafür liegt auch darin, daß es in den Lebensbeschreibungen des verdienten Feld-Obersten Johann Auer von Fehrenberger (geb. 1511, gest. 1584 als Commandant von Wien) als außerordentliches Curiosum hervorgehoben wird, daß er niemals Wein trank. Er war der Sohn eines gemeinen Soldaten und schwang sich nur durch Tapferkeit und Erfahrung empor.

Die Rationen waren in der Proviant-Ordnung ziemlich ausgiebig festgesetzt; auf einen Mann rechnete man täglich 2 Pfund Brot und 1 Pfund Fleisch oder ebensoviel Käse, Butter, Speck. Unter einem „großen Haufen" verstand man ungefähr „hunderttausend Mäuler", die also des Tages 300.000 Pfund Brot und Fleisch bedurften. Dies machte an Gewicht 3000 Centner, das Brot allein für zehn Tage 2000 Centner aus, zu dessen Transport allein an 1000 Wagen erforderlich waren. Für den Nothfall führte man Handmühlen mit, und 1528 wurden beim Heere schon tragbare Backöfen mitgeführt. An Getränke berechnete man für den Kopf mindestens eine Maß Wein oder ebensoviel Bier. Für den Fall, daß Mangel an frischem Proviant eintreten sollte, mußte der Proviantmeister mit „angebrannten" (geröstetem) Mehl und Hafer, mit „Biskoten" (Zwieback), gedörriem Fleisch, Speck, Käse u. s. w. versehen sein, die oft für mehrere Tage ausgegeben wurden und von den Knechten dann selbst in eigenen Säcken getragen werden mußten.

Nach der Proviant-Ordnung war Vorkauf und Aufkauf streng verboten; Nichts durfte ungeschätzt verkauft werden, die Schätzung nahmen die Prososen auf Grund der vereinbarten Tagen vor; die einzelnen Regimenter mußten täglich anzeigen, was sie an Proviant besaßen und was ihnen abgehe; Mehlgern, Marktendern und anderen Händlern war ein bestimmtes Maß und Gewicht vorgeschrieben, an das sie sich bei schwerer Strafe zu halten hatten; war an einem Ort Ueberfluß, so war der Oberst-proviantmeister berechtigt, davon dorthin zu schaffen, wo etwa Mangel war. Nach besetzter Wache sollte im Lager kein Wein ausgezapft, kein Brantwein mehr verkauft werden; das Bier, welches in das Lager geführt wurde, mußte aus den Orten, woher es kam, von der Obrigkeit als echt bescheinigt und bezeichnet sein, damit durch schlechtes und gefälschtes Bier keine Krankheiten entstehen.

Für das geistige Heil des Kriegsvolkes war dadurch gesorgt, daß bei jedem Fähnlein schon in der Bestallung auch der Unterhalt für einen Caplan ausgeworfen war. Unterdessen scheinen die Obersten denselben nicht immer wirklich angestellt zu haben, denn Schwendi erklärt es für eine besondere Pflicht des Kriegsherrn „den Gottesdienst und das Predigtamt im Felde ordentlich zu bestellen und die Obersten und Befehlsleute anzuhalten, daß sie ihre Prediger und Priester haben, die das Kriegsvolk zu allem guten Wandel, zur Vermeidung der Gotteslästerung, Trunkenheit und anderer Laster ermahnen sollen." Der Caplan sollte ein gelehrter, frommer und christlicher Mann sein, der vor des Hauptmanns Zelt, wohin der Trommelruf die Soldaten versammelte, Tugend, Frömmigkeit und andere Kriegerpflicht lehren, Kranken und Verwundeten ein Beistand und Tröster sein sollte.

Mit diesen Anforderungen stimmte es nun allerdings nicht recht überein, daß der Caplan nur den Sold eines Langknechtes bezog und nur während des Marsches

ein Pferd erhielt. Da war es nicht allein erklärlich, daß die Militär-Seelie oft in ganz curiösen Händen ruhte — wie wir schon an dem „Soldaten-Magazin“ (Bild S. 425) gesehen — und die Capläne, wie Fronsperger berichtet, von Hauptleuten zu Einkäufen und anderen sehr ungeistlichen Geschäften verwendet wurden. Besser stand es bei der Reiterei, wo sie den Gehalt eines Jährichs bezogen. Kaiser Maximilian II. gab es, wie schon erwähnt wurde, auch zahlreiche evangelische Prediger bei den Truppen.

Ganz im Argen lag die Verwundeten- und Krankenpflege bei den Armeen. Eigentlich war es damit auch im sechzehnten Jahrhundert noch nicht besser bestellt als in früherer Zeit, wo die Heilkunst von Mönchen oder gar von Quacksalbern ausgeübt wurde, die dem Heer oft aus ganz anderen Gründen folgten. Daher waren die Curen auch oft schauerhafte, in der Medicin gab man den Kranken absonderlich zusammengekeimte Mixturen zu schlucken, die Chirurgie wurde auf merkwürdige Weise geübt, wie denn ein Schriftsteller berichtet, daß man mit dem Pfeil gleich „ein tüchtig Stück Fleisch“ herauschnitt. Erst unter Maximilian I. kommen einzelne ständige Aerzte bei den Truppen vor, und die Wiener Stadtrechnungen weisen bei Aufgebotten Ausgaben für „Apotheken und Spitalswagen“, für „Aerzte, Wundarzte und Bader“ aus, welche letztere nicht bloß die ausgerückten Bürger, sondern auch die Soldatruppen „gepunden und geerznet“ haben.

Eine der berühmtesten Persönlichkeiten jener Tage und innig verwoben mit der Kunst- und Gelehrtengegeschichte Wiens war ebenfalls durch längere Zeit Feldarzt bei der kaiserlichen Armee (1541 in Ungarn) — Doctor Wolfgang Laz (Lazius), in dem seinem Vater gehörigen Hause am Riemmarkt, das auch in der nachfolgenden palastähnlichen Neubau, „Lazenhof“ benannt (Zischhof Nr. 2, alt 500), die Erinnerung bis heute bewahrt, am 31. October 1514 geboren, daselbst auch als Professor am 19. Juni 1565 verstorben. Er wurde auf dem Kirchhofe zu St. Peter beerdigt und ihm auch in der Kirche ein schönes marmornes Denkmal gesetzt, das noch heute das Andenken an den berühmten Geschichtsforscher und Archäologen wach erhält. Unsere Abbildung (Seite 489) ist eine Reproduktion der höchst seltenen Radirung von Hans Lautensack und ist derselben das Facsimile der Namensunterschrift des berühmten Arztes beigegeben. Auch Thomas Jordan (geb. 1539, gest. in Brünn 1585), berühmter Arzt und historischer Schriftsteller, war 1566 Feldmedicus in Ungarn.

Trotzdem führt Schwendi noch bittere Klage darüber, daß man die Kranken und Verwundeten des Kriegsvolkes, sonderlich in Ungarn, oftmals hilflos verderben und sterben ließ, wodurch großer Abgang und Schwächung des Heeres, auch viel Klage und Unwillen wider die Obrigkeit und ein völliger Abscheu des Kriegsvolkes vor dem Krieg in Ungarn entstanden sei.

Um diesen Klagen zu steuern, einigten sich beim Ausbruch eines Feldzuges die Obersten des Fußvolkes mit den Befehlshabern der Artillerie über eine besondere Spitalordnung, welche eigentlich auf dem Princip der Selbsthilfe beruhte.

Für jene Kranken, welche dem Marsch nicht folgen konnten, wies der Feldherr nahe gelegene Plätze an, wohin sie gebracht werden konnten und wo Feldscherer und anderes zur Krankenpflege taugliche Personal angestellt wurden. Die Obersten und Officiere aber ließen von ihrem Monatslohn einen kleinen Betrag zurück, von dem alle nöthigen Auslagen bestritten wurden. Die Verrechnung führte ein Spitalmeister, der in Eid genommen und dem aus jedem Hausen ein Hauptmann und zwei Knechte

Is Controllore beigegeben wurden. Ein tauglicher verheiratheter Knecht aber wurde als Interhospitalmeister oder Wärter bestellt. Bei der Reiterei bedurfte man eines solchen Auskunftsmitteis nicht, da jeder Junker seine Diener hatte, die ihm aufwarten mußten, wenn er krank war, für welche aber auch er Sorge zu tragen verpflichtet war.

Von einer Versorgung für alte, dienstunfähig gewordene Soldaten war gar keine Rede, obwohl das Bedürfniß nach einer solchen Vorsorge empfunden wurde. Schwendi beklagt es, daß „die armen Kriegsleut, die etwa im Krieg vom Erbfeind an ihrem Leib geschädigt werden oder sonst vor Alter und Krankheit ihre Nahrung nicht suchen oder gewinnen können, gar keine Zuflucht haben und in äußerste Noth und Armuth verfallen, welches ja vor Gott und der Welt erbärmlich und bei allen Nationen und Regimentern, die den Krieg in Ehren und Würden gehalten, viel anders herkommen.“ Die unablässige Finanznoth ließ an eine radicale Hilfe nicht denken, Schwendi schlug also vor: „solche beschädigte und erkrankte alte Kriegsleut, die sich ehrlich gehalten, hin und wieder in Spitäler und Klöster auszutheilen und ihnen eine Pfründe zu ihrer Leibes Nothdurft zu verordnen und sie damit zu begnadigen. Das würde desto mehr Herz und Willen bei den Kriegsleuten verursachen, sich männlich und treulich gegen den Erbfeind gebrauchen zu lassen und alle Noth und Gefahr desto mehr verachten.“

Die Geldgebarung der Heere lag in den Händen der Kriegszahlmeister, deren es schon unter Friedrich III. ständig angestellte gab. Neben Vertäglichkeit und Treue sah man darauf, daß sie auch eigenes Vermögen besaßen, um bei „ausbleibender ordentlicher Bezahlung mit Leihgeld bereit zu sein, damit dem Kriegsvolke nichts entgegenge.“ Das hatte aber auch seine schlimmen Seiten, denn es war nicht anzunehmen, daß ein vermögender Mann ein solches Amt annehmen werde, wenn nicht dabei bedeutende Vortheile winkten. Welcher Art dieselben waren, läßt sich am besten aus dem schließen, was den Kriegszahlmeistern verboten war. Sie sollten keine eigenen Speculationen mit Wechseln oder Zinsgeschäfte treiben, die Zahlung dem Kriegsvolke jederzeit willig und richtig ausfolgen, namentlich aber keine Steigerung im Preis der baaren Münze hervorruufen, woraus hervorgeht, daß der Dämon Agio sein Umwesen schon seit Jahrhunderten treibt und schon bekannt war, als es noch kein Papiergeld gab. Kriegszahlmeister und Muster-Commissarien, die schon bei der Werbung erwähnt wurden, waren stets ein Gegenstand des Argwohnes für das Kriegsvolk. Beurlin schreibt in seiner 1566 erschienenen „Neuren Zenttung, die grausame Dürten Hilff bedreffend“, er habe solche Leute gekannt, die im Anfang arm gewesen, dann aber in kurzer Zeit zu vielem Gut und Geld, Schössern und Dörfern bei ihrem Amt gekommen seien, und auch Schwendi wie Fronsperger deuten Ähnliches an.

Beim Beginn des Krieges stellte man eine Art Ueberschlag an, was an Geld erforderlich sein werde, was allerdings den Zufällen des Krieges gegenüber eine schwierige Aufgabe war, und wie weit die zu erhoffenden Einnahmen reichen, damit beizeiten das Mangelnde durch Anleihen herbeigeschafft werden könne. Den Kriegszahlmeistern kam es auch zu, die Uebereinkünfte und Lieferungen mit Kauf- und Handelsleuten abzuschließen, damit für Tuch, Leinen und andere Rüstungsarten gesorgt sei, welche der Kriegsherr den Truppen gegen Rücklässe vom Solde abließ.

Wir sind im Vorstehenden meist einem Werke Schwendi's gefolgt, das neben dem schon erwähnten Buch des Fronsperger als die vorzüglichste Quelle für das Kriegswesen des sechzehnten Jahrhunderts zu betrachten ist. Ja, das Werk Schwendi's verdient unbestritten den Vorzug, da er als angesehener und hochgebildeter Kriegsmann

Vort und christlicher Wandel gewest. Zudeime, so sollten die tolln Leute nunmehr lig in so vielen Jahren gesehen haben, daß es mit den Tyranischen Köpfen und Irennen sich nicht will thun lassen. In Summa, mir gefällt es gar nicht, und werde ich auch nimmermehr loben, es were denn Sache, daß Gott über mich verhengte, daß ich toll und unsinnig würde, dafür ich aber treulich bitten will.“

„Was aber das Niederländische Werk betrifft, das kann ich gleich so wenig loben, den man schon zu viel gethan hat. Entgegen weiß ich wohl, wie oft und was ich den König zu Hispanien geschrieben und gerathen habe. Aber in Summa: der spanische Rath ist viel angenehmer gewesen, als mein treuherziger Rath. Und müssen jetzt selbst bekennen, daß sie geirrt haben, und diese Unthat selbst am meisten geursacht. Ich hätte es gern gut gesehen, daß diese edle Brüder nicht so jämmerlich wären verderbt worden, unangesehen daß man mir nicht folgen hat wollen, und ich billig sehen sein sollt zu rahten, so unterlaß ichs dennoch nicht, und thue geträulich das meinige. Gott wolle, daß es wirke und Nutz schaffe, und daß man einmahl aufhöre und genug an dem Vergangenen habe. Es wäre viel von dem und anderen zu schreiben.“

„In Summa, Spanien und Frankreich machen es wie sie wollen, so werden sie es gegen Gott, den gerechten Richter, müssen verantworten. Ich will, ob Gott will, für meine Person erbar, christlich treulich und aufrichtig handeln. Und wenn ich das thue so bekümmere ich mich um diese böse und heillose Welt gar nichts. Ich habe gleichwohl verhofft in das Königreich Böhmen zu kommen, so wollens mir aber die Doctores nicht rathe, daß ich mich bei dieser starken Kälte hinausbegeben solle. Jedoch, da Gott Gnadt gibt und der Sommer herzustreichen wird, will ich auch nicht aussen bleiben. Denn sonst das Wesen bei diesem Regiment nicht bestehen könnte. Und es erfordert der Kron und meine eigene Nothdurft. Denn ich sehe wohl, wie man hauset und es zugehet. Damit seydt Gott befohlen, der wolle alle Sachen nach seinem göttlichen Willen, der Christenheit und uns allen zum Besten schicken.“

„Gegeben zu Wien, den 22. Februar anno 1574.“

Im Jahre 1564 hatte Schwendi als Oberst-Feldhauptmann das Commando in Ungarn übernommen. Anfänglich errang er einige Vortheile über die Türken und Johann II., Bapolya's Anhänger. Tokaj wurde erobert (11. Februar 1565), Erdöd, Nagh-Banya, Felsö-Banya und andere feste Orte fielen in seine Hand. Aber bald stockte die Kriegsführung. Es mochte wohl sein, daß Schwendi, wie es bei bedeutenden Theoretikern des Krieges nicht selten vorkommt, jener Energie und Raschheit des Entschlusses ermangelte, ohne welche bedeutende Erfolge mit dem Schwert nicht zu erringen und auszunützen sind; aber gewiß ist, daß Unzulänglichkeit der Mittel, Geldnoth und Schwierigkeiten, welche ihm von ungarischer Seite in den Weg gelegt wurden, lähmend auf die ganze Kriegsführung wirkten.

In einem Brief aus dem Lager von Szathmar (7. April 1565) klagt Schwendi dem Kaiser seine Noth. „Wir sehnd täglich etwas gelts von Ew. Maj. werthtig, sunst wissen wir der sachen khain Rath mehr, Und wirt alle Kriegsordnung vnd Regiment drüber fallen. Auch der Paw (von Szathmar) gehindert werden, wie sich Ew. Maj. dess selbst allergnedigst berichten und sonderlich wol er Innern khinden, was für gefahr, nachtheil vnd verflainierung Ir darüber zu gewarten sei.“

Andreas Bathory war ein eifersüchtiger und zweifelhafter Bundesgenosse, dem Schwendi nicht trauen mochte und der seinerseits dem kaiserlichen Feldherrn Schwierigkeiten bereitete; da gab es denn nun Klagen, daß Schwendi eigenmächtig

über Güter der Adeligen und Kirche verfüge, unbefugt Steuern erhebe und führe. Vielleicht griff er, um Geld für das Heer zu schaffen, hie und da zu Mitteln; im Gegentheil aber versichert selbst der ungarische Schriftsteller Vize: Schwendi Kriegszucht gehandhabt, für richtige Soldzahlung gesorgt, die von Raub und Plünderung abgehalten habe und für seine Person allen Geld- und Bestechungen unzugänglich gewesen sei. Dadurch allein unterschied er sich vortheilhaft von anderen Befehlshabern, z. B. von Johann Castaldo und anderen Habgier und Geiz sprichwörtlich war, die aber auch mit blutiger Strenge walteten, so daß niemand Beschwerden oder Klagen wagte.

Nach und nach gingen die meisten errungenen Vortheile wieder verloren, als am 17. Februar 1568 ein Friede auf acht Jahre geschlossen wurde, konnte das Resultat des Feldzuges kein günstiges nennen. Maximilian II. aber wägte die Verhältnisse zu würdigen und wendete Schwendi fortwährend sein Wohlwollen. Als der Feldoberst 1566 in der jumpfigen Theißgegend an einem heftigen Fieber erkrankte, sendete der Kaiser ihm den Leibarzt Paul Weidner, einen der berühmtesten Aerzte seiner Zeit, der später Rector magnificus in Wien und erster Arzt am Hofe Rudolph II. wurde.

Bei Niederlegung des Commandos verließ der Kaiser seinem Rath und Feldobersten Lazarus von Schwendi den Reichsfreiherrnstand und ein Gnadenrichter von 20.000 fl., dessen Realisirung indessen auf bessere Zukunft verschoben blieb, dem noch 1571 wird Schwendi mit dem Rest von 10.000 Thalern auf die Contributionen aus Schlessien vertröstet.

Den Rest seiner Tage verlebte Schwendi auf seinen Gütern in Schwaben, beschäftigt mit gelehrten Arbeiten und oft über Angelegenheiten des Staates und Krieges von seinem Monarchen zu Rathe gezogen und wiederholt nach Wien bernien. Ein Beweis hiefür ist besonders die auch im Druck erschienene Schrift: „Bedenken an Kaiser Maximilian den Andern von Regierung des Heiligen Römischen Reichs, und Freystellung der Religion. Gestellet auff Ihrer Kaiserlichen Maj. Befehl, durch den Wolgebornen Herrn Lazarum von Schwendi, Freiherrn, und Ihrer kais. Majest. gehennem Rath: Im Jahr 1574.“ In dieser höchst merkwürdigen Schrift beweist sich Schwendi als staatskluger Kopf; er hofft Besserung der verworrenen Zustände nur von Veruhigung der erbitterten und mißtrauischen Gemüther; diese zu erzielen gebe es aber keinen Weg, als jenen der Töndung und parteilosen Gerechtigkeit. Ahnungsvoll deutet er auf die Gefahren, welche dem Reiche aus weiterer Spaltung in der Glaubensfrage erwachsen müßten, wenn man in den alten Fehler verfallen würde, die Geister bezwingen zu wollen.

Noch 1576 erscheint Schwendi auf dem Reichsrath zu Regensburg und wirkt als Präsident einer Commission über Kriegsban und Fortificationswesen, und 1578 ersucht ihn Erzherzog Matthias, der spätere Kaiser, um „deutschen Rath“ über die Zustände im Reich, wobei Schwendi wieder auf die Nothwendigkeit eines aufrichtigen Religionsfriedens dringt. Er starb am 4. August 1583 auf seinem Gute Kirchhofen in Schwaben.

Von seinen Schriften ist noch bekannt: „Lazari Syendii L. baronis Consiliarii et Archistrategi Caesaris quomodo Turcis sit resistendum consilium“ (Rath, wie den Türken zu widerstehen sei), worin Schwendi für Verwendung des Deutschen und des Johanniter-Ordens in Ungarn eintritt, und „Zwo schöne Lehren, deren Erste

dem Gestrungen, Edlen und Streitbaren Helden und Kriegsobersten, Herrn Lazaro Schwendi, Rittern u. Unlängst vor seinem End, an das deutsche Kriegsvolk; die



Der Kriegsrath. (Seite 510.)

er aber an Kaiser Maximilian den Ersten, durch einen erfahrenen, trefflichen Mann
er Kriegsgräthe, gestellt ist. Frankfurt a. M. 1595."

Das Hauptwerk Schwendt's aber, indem er seine ganze reiche Erfahrung Theorie und Praxis des Krieges niederlegte, ist der „Kriegsdiscurs. Von Nutzen des ganzen Kriegswesens und von den Kriegssämptern“, das gleichfalls erst nach Tode des Verfassers von Hans Leuenklau von Amelneuern 1593 in Frankfurt herausgegeben wurde und schon 1605 eine zweite Auflage erlebte. In der Zueignung an Karl von Hierotin sagt der Herausgeber: „Unsere Teutsche Nation hat bis so vil mir bewust, dißfalls inn ihrer Sprach nichts gehabt, das anderer Nation Kriegsbüchern möcht verglichen werden, da doch wohl von nöten, wir hätten auch gute Anleytungen zum Kriegswesen, weil uns die alten Kriegs-Häupter und Tugthohes, mittlers und wenigern stands, fast abgegangen und noch täglich abgehender Kriegswesen in abnehmen geräth, und uns doch von allen seiten mancherley und insonderheit die barbarischen Türken zusehen, wie der Augenschein lender vorbey.“

Wenn Leuenklau hiebei auch mit Unrecht das 22 Jahr früher erschienene Kriegsbuch Fronspurger's ganz übersieht, so ist doch gewiß, daß dasselbe von Schwendt's an Authenticität und geistigem Werth, namentlich aber in rein militärischen Dingen an Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit weit überragt wird. Es ist eine der Dankbarkeit, wenn wir eines Autors und seines Werkes gedacht haben, daß als vorzüglichste Quelle für einen wichtigen Zeitabschnitt so viel Interessantes genommen haben.

Wir lassen hier noch einige Fundamentalsätze aus dem „Kriegsdiscurs“ welche nicht allein für Schwendt's hohe Einsicht zeugen, sondern auch für die Anschauungen seiner Zeit über Kriegsführung und Kriegsmethode höchst bezeichnend sind.

„Die Übung im Kriege ist eine Vorbereitung zum Siege. Darum soll der Feldherr immerdar, wenn er Zeit und Raum hat, seine Leute zu Noß und zu Fuß, sonderlich die Schützen, sich üben, und zu Ordnung und Fertigkeit, die zum Kriege vonnöthen, abrichten lassen. Wenn der Feind gegenüber steht, dann ist es sehr wichtig, daß der Feldoberst die ersten Scharmügel so sicher und vortheilhaft anstelle, daß er keinen Schaden leide und seine Leute nicht gleich zu Anfang das Herz verlieren. gehört gute Berathschlagung und Anordnung, und daß man nicht unvortheilhaft und willkürlicher Weise in das Scharmügel eile, sondern daß Alles zuvor bestellet, Befehlsleute verordnet seien, die ihr Volk anführen, Weisungen haben und wissen, wie sie zu einander halten und einander entsetzen sollen. Dazu ist auch gehöriger Druck und Hinterhalt vonnöthen. In allen Sachen im Kriege, sie seien noch so klein oder so wichtig, soll der Feldoberst die Seinen nicht ohne Nothvortheil gegen den Feind führen und in Gefahr setzen. Viel besser ist: Nichts erobern, denn Schaden nehmen und etwas verloren. Wer den Sichern spielt und wacker ist, der kann immer im Kriege eine Gelegenheit abwarten, um dem Feinde Abbruch zu thun. Während man mit dem Feinde scharmügelt, soll der Feldherr das Lager oder einen Theil davon in Obacht und Vorbereitung haben. Der Feldherr und der Kriegsherr sollen vor wichtigen Dingen berathschlagen und wissen, worauf sie ihr meistes Trachten und Hoffen im Kriege stellen wollen und sollen, und durch welche Wege und Mittel sie den Sieg erhalten, oder den Feind zu einem annehmbaren Vertrag und Frieden zu nöthigen hoffen. Und nach solcher Resolution und Entschluß soll man sich dann in die That richten.“

„Die Haufen sollen nahe zusammen, neben und nacheinander gestellt und so möglich eine Stirn (Front) dergestalt gemacht werden, daß sie fast zugleich mitein-

bald aufeinander treffen können. Doch soll stets eine starke Hinterhut verordnet seyn, um diejenigen, die im Bedrängniß oder ins Weichen kämen, zu entsetzen. Eine Ermahnung des Feldherrn und anderer Obersten und dann der Fußfall und Rufung zu Gott, soll vorhergehen, und dem alten Brauch nach, nicht unterlassen seyn. Wenn das Volk willig und beherzt ist, so darf man die Menge der Feinde zu hoch anschlagen. Spürt man aber Verzagtheit und Unwillen, da soll der Herr die Schlacht meiden. Muß er jedoch schlagen, dann soll er und die anderen ersten sich wacker zeigen, und durch Zusprache und Beispiel dem Volk ein Herz geben. Es ist keine der geringsten Hauptaufgaben eines Feldherrn, daß er sein Kriegsvolk willig und beherzt zu machen und zu erhalten wisse. Selbst wenn der Feldherr andere Oberste schon verwundet wären, sollen sie, vor erobelter Schlacht, sich nicht der Wahlstatt führen lassen.“

„Wägen und Troß sollen an einem sicheren Orte wohl bewacht und behütet seyn. Das Geschütz soll vortheilhaft ausgetheilt und gestellt, und beim Angriffe, wenn der Feind bis in die Nähe kommt, mit künstlichem Hagelgeschütz, welches bis zum Lusse beisammen bleibt, geladen, und in der Feinde Haufen nieder und nicht zu weit abgeschossen werden. Viele Vortheile und Geschwindigkeiten erlangt man in Schlachten mit versteckten Haufen, die den Feind im Rücken oder seitwärts angreifen; auf soll der Feldherr je nach Beschaffenheit des Landes und seines und des feindlichen Kriegsvolkes bedacht seyn. Man pflegt auch sehr dafür zu sorgen, daß man in Schlachten auf den höheren Platz zu stehen komme, und Sonne, Wind und Wald hinter sich habe, desgleichen die Pässe besetze. Doch ist's gefährlich, der Sonne und dem Winde halber, vor dem Feinde eine Wendung zu machen, und soll man zur rechten Zeit bedenken. Auch soll man sorgsam erwägen, wie das Terrain beschaffen, ob es bergig, waldig oder eben und offen sei, ferner ob des Feindes Stärke Fußvolk oder in der Reiterei bestehe. Ist der Feldherr an Reiterei der stärkere, so soll er ebenes und weites Land zur Schlacht wählen, und sich nicht in Engen und Gebirge bringen lassen. Ist er der stärkere am Fußvolk, und der Feind hiervon schwächere, hingegen der stärkere an Reiterei, so soll jener die Ebenen und Weiten zur Schlacht vermeiden und dafür die Enge und das Gebirg aufsuchen. Ist der Feind an Menge des Kriegsvolkes überlegen und daher zu besorgen, daß er an den Flanken einfalle, so pflegt man eine, zwei oder drei Reihen von Wägen auf die Seite stellen und Schützen dazu zu ordnen, damit die Vorderen desto sicherer sich schlagen können, doch soll dabei die Ordnung auch hinten bestellt werden, damit der Feind doch falls nicht einzubrechen vermag. Wenn der Feldherr erfährt, daß ihn der Feind überfallen will, so soll er sich alsbald ohne Lärmen in die Schlachtordnung stellen und sich an den Ort begeben, wo der Feind herzieht. Wenn ihn dann der Feind also bereit findet, kann es wohl geschehen, daß letzterer darüber irr wird, erschrickt und wieder zurückziehen sucht, und daß dem Feldherrn dann Gelegenheit wird, dem Feinde einen Vortheil abzugewinnen.“

Nach diesen allgemeinen Regeln der damaligen Kriegskunst, welche erkennen lassen, wie sehr der Feldherr von der Stimmung und dem guten Willen des gemiethteten Fußvolkes abhing, erörtert Schwendi einzelne Actionen, wobei er besonders davor warnt, wenn es nothwendig sei, „von dem Feinde abzuziehen,“ dies zur Nachtzeit zu thun, weil dabei leicht „Unordnung, Zerrüttung und Zerlaufung des Kriegsvolkes“ eintrete.

Die Kriegsführung war im Allgemeinen nicht auf rasche, entscheidende Schläge

eingerrichtet und mancher mit großen Kosten vorbereitete Feldzug verlief nur mit losen Märschen und Manövriren, oder man vergeudete Zeit und Kräfte vor ein festem Plätzen, deren Besitz keine weitere Bedeutung hatte. So verfloß die Zeit, man zog in die Winterquartiere, ohne daß eine entscheidende Action vorangewäre, weil der Feind nach demselben Haiderinstem vorgegangen war, das gleiche die finanzielle Kraft des Staates verzehrte, das von den Heeren durchzogene ruinirte und die Disciplin und Schlagfähigkeit der Truppen untergrub.

Interessant sind die speciellen Anweisungen, welche Schwendi über die Führung mit den Türken machte, welche ja in den letzten drei Vierttheilen des sechzehnten Jahrhunderts die Schule aller österreichischen Heerführer war. „Wenn man“ — Schwendi — „gegen den Türken Krieg führt, hat es noch viel andere und große Bedenken, und will noch mehr Sicherheit und Vortheiligkeit in allen Thun und Lassen des Krieges beobachtet sein, wegen der Menge und Behendigkeit des Feindes. Ein Kriegs- oder Feldherr hat deshalb ernstlich dahin zu trachten, sich mit seinem Heere nicht so weit bloß oder hinaus zu geben, daß ihn der Feind umgehen, ihm Proviant und Fütterung abschneiden, oder mit täglichem Alarm und Scharmütheln sein Heer ermatten, abmüden, in Schrecken und Unordnung bringen könne, worauf die Tactik all ihr Thun und Vornehmen hauptsächlich anstellen. Und gibts die Erfahrung, daß selbst wenn sie die Stärkeren sind, sie die Deutschen, sonderlich die Reiter, nicht schon angreifen, ohne diese zuvor in Abzug und Unordnung gebracht zu haben“.

„Es pflegen nicht allein der türkische Kaiser, sondern auch die türkischen Fürsten jetzt dergestalt zu verfahren, daß sie allezeit hinter ihren Reitern eine Wagenburg mit Fußvolf, auf welche sie sich zurückziehen können, zur Hinterhut haben und auch vorsehtlich die Flucht nehmen, damit sie die Christen auf das Fußvolf locken, sie außerhalb ihrer Ordnung und Stellung ins Gedränge bringen und sich dann wieder gegen sie wenden können. Wenn nun auch die Christen an die Wagenburg gelangen, so kommt sie doch zu Noth nichts ausrichten und müssen sich wieder wenden, wodurch sie bisher mehrmals von den Türken geschlagen worden sind. Wenn aber der Christen Fußvolf in guter Ordnung hinten nachfolgte und neben den Reitern an die feindliche Wagenburg gebracht würde, da könnte man zu einem rechten Treffen kommen und einmal mit Gottes Hülfe vollen Sieg erlangen. Es müßte aber die Wagenburg der Christen auch mit Streikwagen und einer großen Anzahl Falkonetlein wohl bestellt und versehen sein. Wenn es aber geschähe, daß der Feind abzöge, dann soll man sich wohl berathschlagen, daß man nicht so unordentlich und unbedachtsam nachfolge, denn die Abzüge geschehen oft auf Falschheit und Betrug, damit man den Wegner, aus seinem Vortheil gebracht, an einem ihm ungelegenen Ort zum Schlagen nöthige. Auch ist es häufig nicht gut, wenn man den abziehenden Feind, indem man ihn umringt, oder ihm die Pässe verlegt, zu heftig zur Schlacht und Gegenwehr drängt und nöthigt; denn oftmals macht die Verzweiflung und äußerste Noth, und wenn man sieht, daß entweder gestorben oder wohl gefochten sein muß, dem Kriegsvolf ein Herz, so daß es unüberwindlich wird. War ist's vielmehr, daß man den Feind zwar zum Abzuge kommen läßt, dann aber, wenn Furcht und Unordnung bei ihm einreißt, Zeit und Gelegenheit zum Angriffe wahrnimmt.“

Namentlich diese letzteren Sätze sind überaus bezeichnend. Man ließ lieber eine günstige Gelegenheit, den Gegner mit einem Schlage zu vernichten, vorübergehen, als daß man sich der Gefahr ausgesetzt hätte, in ihm kriegerische Tugenden zu wecken, von deren Vorhandensein in der eigenen Truppe man nicht immer so fest überzeugt war,

an sich auf sie verlassen zu können. Die Mängel und unausweichlichen Schwächen des Verbesystems machen sich in jeder Hinsicht bemerklich und beeinflussen selbst die obersten Probleme der Kriegsführung.

Bezüglich der Marschordnung gibt Schwendi ziemlich einfache Regeln an. Von einem Durchsuchen des Terrains, von Flankendeckungen war keine Rede. Jene Abtheilung, welche dem Feind am nächsten, im Vormarsch also die Avantgarde, im Rückzug die Nachhut war, hieß die Kennfahne. Sie brach zuerst auf und hielt an, bis das Lager abgebrochen und der Zug geordnet war, auch rückte sie nicht vor ein, bis das Lager geschlagen und besetzt, die Wache aufgezo-gen war, sie durfte deshalb selbst nie zu einer Wache verwendet werden. War der Feind sehr nahe, so rückte man von der Kennfahne eine Abtheilung voraus, welche zuerst die Höhen erklimmen und die Gegend überblicken mußte. Wenn Gefahr drohte, so rückte eilig der Mittelzug, das heutige Gros nach, Troß und Wagen zogen langsamer nach; sowohl die Kennfahne (Vorzug) als der Mittelzug und Nachzug standen unter einem besonderen Obersten, welchem alle anderen Befehlshaber unterordnet waren.

Ein leidiges Anhängsel und eine schwere Last für die Bewegungen jeder Armee war damals der Troß, der oft stärker an Kopfzahl war als die eigentlichen Wehrkräften. Neben den Familien der verheirateten Soldaten gab es noch eine Menge Anhängsel, deren Art sich mit einiger Zuversicht aus der Bezeichnung der Person folgen läßt, die mit ihrer Beaufsichtigung betraut war und „Dirnen oder Bubenvweibel“ hieß. (Bild S. 241.) So lästig dieser Anhang oft war, durfte man es doch nicht wagen, denselben gewaltsam zu entfernen, wenn man nicht gefährliche Stimmung und wohl gar Meutereien unter den Truppen erzeugen wollte. Vielleicht noch mehr als andere Beziehungen trug dazu die Bequemlichkeit der Soldaten bei, denn die Angehörigen des Troßes mußten sich in mehr als einer Hinsicht verwenden lassen; sie mußten kochen, waschen, den Lebensbedarf zusammentragen und auf Erpressungen auf dem Lande ausziehen, Krankenwärter-Dienste leisten, aber auch Schanzkörbe und Fackeln flechten, Reißigbündel machen, Sandsäcke nähen u. s. w.

Es bestand eine besondere Troßordnung, die vom Dirnenweibel gehandhabt wurde. Der Troß war stets zusammenzuhalten und so zu führen, daß er die Streitenden nicht hindere. Beim Aufbruch durfte niemand mit dem Truppen ziehen und auch beim Einmarsch in ein Lager mußte der Troß mit dem schlechtesten Platz vorlieb nehmen und durfte sich nichts aneignen, was etwa für das Kriegsvolk verwendbar war.

Wiederholt machte man Versuche, den Troß, zu dem auch zahlreiche Marktleider, Krämer und Sudler“, worunter die Küchenbediensteten verstanden waren, gehörten, herabzumindern. Man verringerte die Wagen und erließ ein Verbot, das überaus laiv dahin lautete, daß „unter den Knechten keiner dürfe eine Dirne haben, sie werde ihm denn durch den Obersten aus besonderen beweglichen Ursachen vergönnt“. Allen anderen Anhang aber, die „Buben“ und das fahrende Gesindel trieb man mit Strenge fort. Aber vergebens! der Miethsoldat wollte auf das „Weibsvolk“ und die eine Bedienung bildenden „Buben“ nicht verzichten, und da man meist in der Lage war, auf seine gute Stimmung angewiesen zu sein, schwoll der Troß wieder lawinenartig an und bildete ein Bleigewicht für die Bewegungen der Armee, eine furchtbare Last für das Land, durch welches der Zug ging.

Der schon wiederholt erwähnte Kriegsreformer, Christof Beurlin, macht auch bezüglich des Troßes einen sehr zweckmäßigen Vorschlag. Er will nämlich die „Buben“

in eine gewisse militärische Ordnung und in Zusammenhang mit der Truppe, welche sich dann aus diesen „gemusterten Jungen“, wenn sie nach Alter, Kraft und Fähigkeiten entsprechen, ergänzen sollte. Auf diese Art wäre mindestens das Trosses zur Ordnung gezwungen und in ein nie zu erschöpfendes Depot für hin oft schwierigen Ersatz an Mannschaft verwandelt worden. Der Vorschlag zur Ausführung, wie so manche andere gute Idee Beurlin's, der eben als gute Ideen und darum nicht durchbringen konnte, wie es wohl auch in Dingen und zu anderen Zeiten Deuten geschah, die so vorwiegend waren, ohne die Macht zu besitzen, Anderen ihre guten Gedanken aufzwingen zu können.

Kriegsrath, Armeestand und Exercitium.

Der Umfang, welchen die mit dem Kriegswesen zusammenhängenden Annahmen, machte bald besondere Behörden zu deren Besorgung umso nöthig, trotz des Werbesystems in den Heeresanstalten doch schon ein System sich entwickelte, welches dazu nöthigte, gewisse militärische Geschäfte auch während der übrigen bemessenen Friedensjahre besorgen zu lassen.

Die auf Grund des „Innsbrucker Libells“ von 1518 bestellten Kriegsräthe waren so ziemlich die ersten ständigen militärischen Behörden. Nach ihrer Besetzung und Aufgabe vertraten sie aber mehr die oft einer energischen Kritik abgeneigten Stände der einzelnen Länder, mindestens konnte aber von jener des Entschlusses, von jener Concentration des Willens keine Rede sein, welche militärischen Dingen so nöthig sind. Später scheint man dem Feldobersten gegeben zu haben, welche ihm namentlich in ökonomischen und finanziellen Rathen hatten. Fronzperger sagt darüber: „In trefflich großen Heerzügen gewöhnlich, daß man außer den Rämtern auch etliche Kriegsräthe verordnet, besonders auszurichten haben, als dem Kriegsrathe mit Treue und Fleiß obzuliegen. Amt erfordert vorzüglich, daß sie vertraute, verschwiegene, ehrbare Kriegs- und anderen Sachen wohlverfahrene Leute sein. Nöthig ist, daß sie auch listig und in Finanzsachen sein.“

Der Kriegsrath im Felde, zu welchem auch die eben erwähnten Feldobersten gezogen wurden, war keine eigentliche Behörde, sondern trat, wie dies noch jetzt der Fall ist, zusammen, wenn wichtige, für den Fortgang des Feldzuges, für das Heer entscheidende Beschlüsse zu fassen waren, in Bezug auf welche der Oberst die Ansichten seiner erfahrensten im Rang zunächststehenden Untergeordneten hören und seine eigene schwere Verantwortung zu erleichtern wünschte. Solche Kriegsräthe wurden schon in den ältesten Zeiten abgehalten, und später haben wir gesehen, daß wichtige Entschlüsse, wie z. B. jener, die Schlacht bei Pavia zu wagen, den zu einem Kriegsrath vereinigten Feldhauptleuten gefaßt wurden. Es geschah nicht selten im freien Felde, Angesichts der zu belagernden Stadt. (Vergl. S. 100.)

Nach und nach bürgerte sich auch hiefür eine gewisse Norm ein. Die Feldobersten waren die vornehmsten Mitglieder des Kriegsrathes der Armee, der Marschall und der Oberstzeugmeister; auch der General-Reiter und der Oberst-Proviantmeister wurden meist beigezogen und außer jene Befehlshaber, zu deren Einsicht, Erfahrung und Verlässlichkeit der Feldoberste Vertrauen hatte. Eine Verpflichtung für ihn, den Kriegsrath zu berathen, war nicht vorhanden.

hren, bestand nicht, wie später in einzelnen bestimmten Fällen, aber es lag im Interesse des Feldherrn es zu thun, da er sich dadurch seine Verantwortlichkeit merkte. So berief sich auch Maximilian darauf, daß der Kriegsrath den Rückzug offen hatte, ohne aber zu erklären, warum mit Ausnahme des tapferen Lodron übrigen Hauptleute und er einfach auseinander gelaufen waren. Wir hören daher, daß bei wichtigeren Anlässen der Kriegsrath zusammentrat und die Lage erwog. Der später bis in unsere Tage bestehende, viel und nicht immer ganz parteilos Feindete Hofkriegsrath erscheint schon 1531 unter Ferdinand I. Als die Hofkriegsräthe werden genannt: Felician von Petschach, Josef von Lamberg, von Greifenegg und Hans von Lapis. Die ihnen ertheilte Instruction giebt sie nur zur Berathung des nächsten Feldzuges an, zur obersten administrativen Behörde hat sich der Hofkriegsrath also erst nach und nach herausgebildet, während ihm zu jener Einflußnahme auf die Operation, wegen welcher der Hofkriegsrath so vielfach angegriffen wurde und allerdings auch manches Uebel verschuldete, bei seinem Entstehen gelegt wurde.

Wiederholt machten die Hofkriegsräthe Vorschläge über bessere Einrichtung des Wezens. Ein besonders umfangreiches Elaborat wurde am 21. Juni 1568 an Maximilian II. gerichtet und behandelte fast alle Zweige des Kriegswesens. hauptsächlichsten Vorschläge waren: Der Kaiser möge die kriegslustigen, jungen an die Grenze geben, mit so viel Sold, als für einen Diener und zwei Pferde nöthig; wenn sie in einem Orte eine Weile gedient, müssen sie nach einem Orte versetzt werden; dann sind sie durch alle Grade anzustellen bis zum Obersten, nach Reigung und Geschicklichkeit; der junge Adel, der am Hofe ist, soll gleichfalls wechselnd drei oder vier Monate Kriegsdienste thun. — Auch die Nichtadeligen, wenn sie nur sonst ehrliche, gute Gesellen sind, können hin und wieder angestellt und vom Kaiser mit Vortheil bedacht werden. — Es müssen beständige Kriegs-Commissarien geführt werden, unter einem Oberst-Kriegs-Commissär und Oberst-Meister, denen eine gleichförmige Instruction zu geben ist; im Felde soll jedem Haufen Fußknechte oder 1000 Pferden ein Commissär beigegeben werden, der die Knechte und Reiter bei der Musterung zu übernehmen und ihre Bevortheilung ordnen soll. — In Friedenszeiten muß ein Unterstützungsfond gegründet werden, dessen Verwaltung von der Finanzkammer unabhängig ist. Der Unterhalt der Kriegseren muß durch eine bestimmte Vorschrift festgesetzt sein, sowie die Löhnung der verschiedenen Chargen und Waffengattungen. Die bereits angefangenen neuen Kriegsartikeln sollen vollendet werden, damit eine Kriegsdisciplin festgesetzt werden könne. — Ein ständiger Kriegsfuß ist festzusetzen. Die Zeughäuser, die Artillerie-Einrichtung und die Kriegsfuhrwerk („die Gotsch“) muß organisirt werden. Der Sold für den gemeinen Mann ist mit 4 fl., für Doppelsöldner mit 6 fl. festzusetzen; die Husaren sollen 1 Thaler monatlich oder nach ungarischer Bezahlungsart jährlich 20 fl., 10 Kübel Weide, 10 Kübel Hafer und 1 Faß Wein erhalten.

Gegen Ende des Jahrhunderts gingen mehrfach Vorschläge zu einer einschneidenden Aenderung der Heeres-Organisation von Erzherzog Matthias aus. In einem 1619 Namens des Kaisers an die österreichischen Stände gerichteten Actenstück sucht derselbe unter Betonung des noch immer zu Recht bestehenden Aufgebotes zu einer besseren Stelle tretenden ausgiebigen Geldleistung, zur Lieferung von Naturalien, Stellung von Pferden zur Artillerie-Bespannung, Einrichtung von Feldspitälern u. s. w.

zu bewegen, wobei er die Absicht einer gänzlichen Neugestaltung des Heeres mitzuthun sucht. Aber die Stände verhielten sich in der Hauptsache ablehnend und es mußte erst der Sturm des dreißigjährigen Krieges heranbrausen, um die verknöcherten Einrichtungen des Heeres in andere, lebensfähigere zu zwingen.

Es war dies umso nöthiger, als die meisten anderen Staaten in der der naturgemäßen Entwicklung des Heerwesens Oesterreich bereits voraus waren. Die eigenartigen politischen Verhältnisse jeder Reform Schwierigkeiten bereitetes. Frankreich, dessen Armee in ihren bedeutendsten Theilen schon längst in Truppen besaß, waren auch die meisten deutschen Staaten schon im Begriffe der Umwandlung zu vollziehen. Baiern besaß seit 1598 in den „Ausgewählten“ Landwehr entnommen und fest besoldet wurden, und der „Landreiterei“ stehende Truppen; das Gleiche bereitete sich in Sachsen vor, und Kur Brandenb. das Stammland des heutigen Königreichs Preußen, hatte schon seit mehr als ein Jahrhundert die persönliche Lebensfolge in die Stellung von Mannschaften verwandelt, durch welche der Kern eines stehenden, dem Lande selbst entnommenen Heeres war, an das sich im Kriegsfall allerdings auch geworbene Truppen angeschlossen.

Nach und nach bildete sich, den steigenden Ansprüchen an die Leitung entsprechend, der Heeresstaat zu einem systematisch gegliederten Körper aus.

Ein Voranschlag aus dem Jahre 1600, wo Erzherzog Matthias gewissermaßen als Generalissimus fungirte, enthält gesondert die für die oberste Heeresverwaltung bestimmten und beigeordneten Personen und die zur operirenden Armee bestimmten Aemter.

Diese Verzeichnisse führen an:

„Person und Generalität (worunter Erzherzog Matthias verstanden war) außerdem 10.000 fl. zur Ausrüstung und 2000 fl. für Aufwärter zusammen) Auf die Hoffahren 5998 fl. Leibgarde, 1000 Raquelbuisierer, 1728 fl. 50 Trabanten und 50 Mustetier, 882 fl. Zeltschneider und Zeltwagen 1187 fl. Kriegsraths-Präsident 1000 fl. Zwei Kriegs-Secretäre, Kanzlei-Personal sammt Kutschen, Zeltwagen und Feldunterhalt ohne die ordinäre Besoldung 454 fl. Kammerrath und Kanzlei-Personal ohne die ordinäre Besoldung 700 fl. Postamt Muster Officiere 150 fl. Türkische und ungarische Dolmetsch 150 fl. Rund Couriere, Commissäre 1500 fl. Verschiedene Aufwärter 2000 fl. Monatlich in 18.839 fl.“

„Auf die Aemter. Herzog Mercurio (Philipp Emanuel Herzog von Lot h r Mercœur) als General-Oberst-Lieutenant 2000 fl. 12 Trabanten 96 fl. Feldmarschall 1500 fl. Zwei Oberstfeldmarschall-Lieutenants und zugleich Obermeister 980 fl. Zwei des Feldmarschall-Amtes Unter-Lieutenants 250 fl. Quartiermeister (als welcher 1596 Johann Baptist Pezzon genannt wird) Oberst-Kunormmeister mit 60 Pferden 1254 fl. Oberstwagenmeister 262 fl. Oberproß 632 fl. Feldartilleriestaat außer den Artillerie-Rossen und Schanzent 6000 fl. Oberstschiffmeisteramt ordinär zu Feld 617 fl. Für desselben Amtes No 6827 fl. Feldschiffbrücken 988 fl. Für den Ingenieur 100 fl. Summa in 22.074 fl. In Allem 40.913 fl.“

Der Ausdruck „Hoffahne“ bedarf einer Erklärung. Es war darunter eine 300 Mann bestehende, durch Werbung aufgebaute Leibgarde verstanden, welche

Matthias 1598 bei Uebernahme des Generalates errichtete. Der Bestallung
 ihnen wir, daß die Reiter der Hoffahne mit „wohlbedeckten Schurz und Ärmeln,
 an Rücken, Krebs, Hand- und Haupt-Harnisch, dazu mit solchen guten Seiten-
 en oder Stechern, deren sie sich mit Ernst gegen den Feind gebrauchen können,
 insonderheit Jeder mit zwei gerechten Faust- oder Feuerschlagenden Mäusen gerüstet
 “. Die thatsächliche Kopfszahl der zur Hoffahne zählenden Personen war sehr



Zur Eroberung der Burg Kriegenstein. (Seite 520.)

htlich, da auf jeden der 300 Reiter, die nicht durchaus adelig waren, durch-
 lich fünf gerüstete Knechte kamen, was mit Hinzurechnung der Trabanten und
 en nahezu an 2000 Köpfe betragen mochte. Dazu kamen noch 25 Rüstwagen mit
 Doppelhaufenschützen und 50 Spießträgern (Pikenieren).

Wir begegnen der Hoffahne nur so lange, als Erzherzog Matthias im Felde
 obwohl auch später einzelne Feldherren sich besondere Truppen als Bedeckung
 Person einrichteten.

dessen Einkünfte sie bezogen — ein Gebrauch, der sich im Wesentlichen bis zum achtzehnten Jahrhundert erhielt.

jedes Fähnlein wurde passirt: dem Hauptmann die obigen 360 fl., dem 80 fl., dem Lieutenant 50 fl., dem Feldwaißel 36 fl., dem Feldscheerer 20 fl., er 20 fl., dem Fourier 24 fl., 2 gemeine Waißel mit je 24 fl., 4 Spiel 6 fl., die gebienten Soldaten (Doppelsöldner) erhielten monatlich 12—16 fl., en Knechte 8—10 fl.

Es wurden mitten im Kriege einzelne Regimenter, deren Capitulationszeit war, entlassen, so z. B. 1602 das „Althänisch-Regiment zu Gran, Schön-Regiment zu Comorn, Ostfriesländisch-Regiment zu Schella, Starhembergisch-Regiment zu Fischamend, Hofkirchnerisch-Regiment zu Hainburg, Tilly'sches Regiment in Böhmen, Salzburgisch drei Fähnlein zu Schwadorf.“ Meist erhielten dieselben nachher wieder Bestellungen zur Anwerbung neuer Truppen, aber die Ordnung wurde gestört, Werbung und Musterung machten Kosten und boten Anlaß zu Unter-

Die Bataillone konnte man noch nicht; Compagnien gab es zuerst bei der Reiterei, jede 100 bis 150 Pferde zählte. Die Bezeichnung „Regiment“ erscheint bei der Kavallerie zuerst 1602, wo Tilly ein „Draconer-Regiment“ aus wallonischen Compagnien aufstellte.

Die Klage des Herausgebers des „Kriegsbiscur“ von Schwendi, daß „die Kriegshäupter fast abgegangen“, war gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts berechtigt. Die Heerführer aus der Schule Maximilian's I. und Karl's V. waren aus und mit ihnen jener frische Zug, der, aus den Verhältnissen und dem Leben, wie den Bedürfnissen der Zeit entstanden, das Kriegswesen bis zur zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts durchzog. Statt dessen machte sich ein Formalismus geltend, der sich in erkünstelten Exercitien und sorgfältig für alle Fälle ausgeklügelten Anordnungen geäußerte.

Wir wollen hiefür einige Beispiele anführen. Die nachfolgende „Battaglia“ oder Schlachtordnung aus dem Jahre 1600 ist ein wahres Muster von Weitichweifigkeit und Unklarheit. Sie lautet:

„Der Herr Francol woll morgen an gutem Tag (zu früher Zeit) mit seinen Arkebusier-Reitern in der Battaglia neben dem von Hernstein auf seiner linken Hand fertig und in der Ordnung sein, seine Heiden neben ihm an der linken Hand, doch in Fronte stellen, wie der General von Hernstein seine stellen wird, alda bis auf den Anzug verwarten. Der Herr General von Hernstein woll morgen mit gutem Tage mit seinem Volk zu Pferd und Fuß fertig und in der Ordnung sein, die Arkebusiere in der Battaglia, auf der rechten Hand derselben sein deutsches Kriegsvolk zu Fuß, auf seiner linken Hand wird der Herr Francol mit seiner Reiterei sich auch befinden, seine Heiden aber zwischen beider Reiterei, aber doch in Fronte stellen.“

„Der Herr Obriste von Kollonitsch woll morgen zu gutem Tage mit seinen Arkebusier-Reitern fertig und in der Ordnung sein, sich in der Battaglia neben dem General von Hernstein Fußvolk stellen, an seiner rechten Hand wird der Herr Obrist Breuner sein.“

„Der Herr Obriste Breuner woll morgen am guten Tage mit seiner Reiterei fertig und in der Ordnung sein, sich in der Battaglia neben dem Herrn Obristen von Kollonitsch stellen, an seiner rechten Hand wird der Herr Obrist Hodiß sein.“

Um den Leser nicht zu ermüden, sei nur erwähnt, daß in gleicher Anordnung für die Aufstellung der Reiterei des Obersten Hódiglo, des Regimentes Fußvolf des Grafen von Chaligny, des Infanterie-Regimentes Hofkirchen, der Reiterei des Grafen Hohenlohe, des Schönberg'schen Regiments der Husaren von Madasdy und Serin (Zrinz) und des Mersberg'schen Regiments getroffen. Es scheint also ein Grundgedanke der damaligen Taktik in der Verwendung der beiden Hauptwaffen gelegen zu sein, so daß man immer abwechselnd Infanterie und Cavallerie aufstellte. Wenn man dadurch die gegenseitige Unterstützung zu erglaubte, so vergaß man andererseits, daß man sich der Vortheile begab, welche häufig aus dem Verwenden von größeren Massen einer Truppengattung gegen bestimmten Punkt zu ziehen sind, da dieselbe bei einer so zerstückelten Aufstellung möglich war.

Der Schluß dieser Schlachtordnung lautet: „Der Herr Ban woll morgen gutem Tage mit seinem Volk fertig und in Ordnung sein, mit den Husaren sich den Herrn Francol, aber doch unten an seiner Reiterei sich stellen, das Fußvolf auf der linken Hand, vor seiner Reiterei in guter Ordnung stellen, daß er mit den Husaren gleich neben den Heiducken und Francol unten anziehe, und der Platz sich die Husaren erstrecken, vor ihm verbleibe und Ihrer fürstl. Gnaden Reiterei in der Mitte zieht, von weitem gleich ziehe.“

Von der Artillerie heißt es: „Der Römisch-kaiserl. Majestät General d'Alb Herr Graf von Sulz woll morgen an gutem Tag mit allen Stücken fertig und in der Ordnung sein, die Stück von beiden Regimentern, als zwischen Mons. de Chaligny und Herrn von Hofkirchen gehen lassen, die Wagen sollen in guter Ordnung folgen.“

Die naturwüchsige, aber wirksame Gliederung und Waffenführung der Lanzen hatte sich bei dem Fußvolke um 1600 in eine Masse von complicirten und flüssigen Handgriffen umgestaltet, welche den Soldaten zu einer Art Maschine in der Hand machten. In einer 1615 erschienenen „Kriegskunst“ schildert uns der Oberst Johann von Wallhausen das damalige Exercitium mit Worten und in Kupfern. Ein Muskettier hatte mit dem Gewehre 143 verschiedene Tempo zu lernen, wovon 91 auf Laden und Schießen kamen, war er mit dem Spieß bewaffnet, so waren deren 21. Für den mit Karabiner und Pistolen bewaffneten Reiter gab es 7 verschiedene Commando, welche nur auf das Versammeln des Pferdes, den Gebrauch der Waffen und die einfachen Bewegungen Bezug hatten.

Nicht ohne Interesse sind die Uebungen mit der Muskete, welche in der Hand an Schnellfeuer gewöhnten, mit Repetirgewehren verjehenen Zeit wirklich komisch waren. Die 34 Commando lauteten: „Nehmet die Muskete auf die Achsel. — Haltet das Rohr hoch. — Nehmet die Muskete von der Achsel. — Legt die Muskete auf die linke Hand. — Nehmet mit zwei Fingern den Luntensack aus der linken Hand. — Mit der rechten Hand bläst den Luntensack hinter der Pfanne ab. — Probirt den Luntensack auf die Pfanne. — Mit zwei Fingern deckt die Pfanne. — Schlägt an. — Dreht den Luntensack. — Oeffnet eure Pfanne. — Gebt Feuer. — Nehmt den Luntensack mit dem Daumen pukt die Pfanne aus. — Thut Rundtrant auf die Pfanne. — Wechelt die Pfanne. — Schüttet und bläset das Pulver. — Tretet mit dem rechten Fuß vor euch. — Schwenkt die Muskete an die linke Seite. — Nehmt die Muskete um. — Haltet die Muskete recht im Gewicht. — Ladet die Muskete. — Ziehet

Fingern den Ladstock aus. — Stoßt das Pulver ein, zwei, dreimal. — Zieht Ladstock wieder aus. — Steckt ihn ein. — Mit der rechten Hand gebt vorn dem Feinde einen Stoß und fasset das Rohr hinter der Pfanne. — Tretet mit dem rechten Fuß zurück, nehmet die Muskete vom Leib. — Haltet das Rohr hoch. — Leget die Muskete auf die Achsel. — Nehmet die Muskete von der Achsel. — Stellt die Muskete auf den Boden.

Das Beibringen dieses verwickelten Exercitiiums bezeichnete man mit „trillen“, so viel bedeutet als „drehen“, bis Jemand schwindelig ist. In diesem Sinne ist es für allzu genau an dem Buchstaben hängende Abrichtung noch heute gebraucht. In einzelnen Truppen gab es sogar besondere „Trillmeister“, welche der Mann, der diese vielen Griffe und Wendungen lehren mußten.

Für das taktische Exercitium hatte man 48 Commandos, wobei jedoch zu bedenken ist, daß darunter noch keine Colonnenbildung, nicht der Aufmarsch in verschiedenen Formationen begriffen war, sondern nur die Bildung der Glieder, Reihen und Doppelreihen; also das Exerciren im Zuge.

Wenn nun auch dieser überaus complicirte Apparat auf dem Schlachtfeld ebenso sorgfältig gehandhabt wurde, wie dies heute bezüglich der Einzelheiten des Abrichtungsapparates der Fall ist, so wurde durch diesen Formenkreis doch der einzelne Mann in seiner Selbstständigkeit und Beweglichkeit entwöhnt, was umso schlimmer war, als die verhältnißmäßig starken Abtheilungen gleichfalls nur schwer beweglich waren und der Übergang in andere Formationen nur wenig ausgebildet war.

Mit vollem Recht sagt daher ein Schriftsteller über diese Periode: „Auf solche Art drohte Oesterreichs Kriegswesen, das, durch Maximilian's I. weise Hand gepflegt, unter Ferdinand I. seine kurze Blüthe gefeiert hatte, bereits wieder zu kimmern und abzuwelken; die kraftvolle Einfachheit, die ihm von seinem Gründer geerbt worden, war auf dem Weg, im taktischen Schnörkelwerk und künstelnder Ueberbung unterzugehen. Ein mächtig erschütternder Stoß mußte kommen, um die überflüssige widernatürliche Kleinmeisterei, die sich an das Soldatenthum drängen wollte, abzuschütteln, den kräftigen Stamm von dem Schlingkraut der Verkünstelung befreien.“

Dieser Stoß war nicht mehr ferne — er kam im dreißigjährigen Krieg, das österreichische Heerwesen auf eine ganz neue Stufe hob.



Kriegsbrauch und Disciplin gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts.

Wenn ein Heereszug begonnen wurde, so erließ der Kriegsherr eine bestimmte Feldordnung, in welcher die wichtigsten Bestimmungen der Artillerie wiederholt und für alle Angehörigen des Heeres verbindlich gemacht wurden. Wenn die Truppen in den Lagern versammelt, so wurde diese Feldordnung unter Trommelschall verkündigt und sie galt als allgemeines Gesetz, ohne daß darauf ein Geleite geleistet wurde. Die hauptsächlichsten Punkte der Feldordnung bezogen sich in der Regel auf Zucht und Ordnung unter dem Kriegsvolk, Verbot des Gotteslästerns, Meuterei und Mordtötung, von Raub und Gewaltthaten, sowohl in als außerhalb des Lagers; weitere Einschränkungen betrafen die Unverletzlichkeit jener Personen, welche Justiz und Polizei im Lager handhabten, das Unterlassen alles Mummens (Lärmens) im Lager nach besetzter Wache und die besonders hervorgehobene Unverletzlichkeit des Quartiers des Kriegsherrn oder Feldherrn.

Weiters verbot die Feldordnung den Verkauf von Beute auf freiem Platz, Brandlegung ohne Befehl, das Hinauslaufen aus dem Lager ohne Erlaubniß, sowie das vorzeitige Aufbrechen aus dem Lager; zu dessen Verlassen durften nur die bestimmten Ausgänge, nicht aber Wege über die Schanzen und zwischen den Wachen benützt werden; dem Kriegsherrn werden die höchsten Gefangenen, sowie sein Anrecht auf Geschütz, Munition und Proviant aus der Beute vorbehalten; geweihte Plätze und alle geistlichen Personen, alte Leute, Frauen und Kinder, sowie alle Orte, wo *salva guardia* (Schutzbriefe) angeschlagen sind, dürfen nicht behelligt oder bedrängt werden. Den Marktendern ist der Handel mit dem Feind, überhaupt jedermann alle Gemeinschaft mit demselben und Verhehlung von Dingen, welche dem eigenen Kriegsherrn und dessen Sache nachtheilig sind, strenge untersagt. Häufig enthält die Feldordnung auch bestimmte Vorschriften über die Marschordnung, die Vertheilung des Proviantes, das Verhalten der dem Troß angehörigen Personen u. s. w.

Da von einer gleichmäßigen Uniformirung noch keine Rede war und besonders das Fußvolk in den verschiedensten Kleidern erschien, wie sie dem früheren Stande entsprach oder erbeutet war, so trat die Nothwendigkeit heran, für andere unterscheidende Merkmale im Kampf zu sorgen, der damals fast immer im Handgemenge und Mann gegen Mann ausgefochten wurde. Beim Beginn des Feldzuges bestimmte daher der Kriegsherr ein Feldzeichen, damit auch im dichtesten Getümmel die Zusammengehörigkeit unterschieden werden konnte. Man bediente sich dazu der Schärpen in den Farben des Kriegs- oder Feldherrn, verschiedenfarbiger Abzeichen auf den Kopfbedeckungen oder anderer Abzeichen, wie bestimmter Blumen und Blätter, woraus die noch heute üblichen grünen Feldzeichen entstanden sind. Wenn Angehörige derselben Nation sich gegenüberstanden, wie dies bei den in allen Heeren vorkommenden schweizerischen und deutschen Söldnern nicht selten war, so wählte man, um dem listigen Gebrauch des eigenen Feldzeichens vorzubeugen, für jede Schlacht noch ein besonderes Kennzeichen.

Zu den Unterscheidungszeichen ist auch das Feldgeschrei zu zählen, das gleichfalls entweder für den ganzen Krieg oder nur für eine einzelne Action festgesetzt wurde. Waren es zwei christliche Heere, die sich bekämpften, so war das Feldgeschrei meist aus

den Namen des Landes, des Kriegs- oder Feldherrn zusammengesetzt, gegen die Türken hieß das Feldgeschrei meist den Anruf eines Heiligen u. s. w. Man stimmte dabei beim gegenseitigen Anrücken an, und auch Einzelne, die im Kampfe aufeinander ließen, schrien sich es zu, um sich als Gegner zu erkennen.

Nach und nach bildete sich für bestimmte Vorfälle des Kriegslebens ein feststehender Gebrauch aus, dessen Mißachtung als schmachvoll und den wackeren Kriegsmann entehrend gehalten wurde und dem sich sogar die Türken endlich fügen mußten. So mußte, wenn man vor eine Festung rückte, zuerst die Aufforderung zur Uebergabe erfolgen, ehe der Angriff begonnen wurde. Diese Aufforderung wurde oft im Laufe der Belagerung wiederholt und man ließ dann dem Vertheidiger Nachrichten zukommen, um ihm die Vergeblichkeit weiteren Widerstandes nahezu legen.

Die Ergebung erfolgte unter verschiedenen Bedingungen; wenn sich eine Festung auf Gnade und Ungnade ergab, so hing das Schicksal der Besatzung vom Ermessen des siegreichen Feldherrn ab. War die Vertheidigung besonders hartnäckig gewesen und den Belagerern großer Verlust zugefügt worden, so kam es leider vor, daß man einen Theil der Besatzung, die doch nichts als ihre Pflicht gethan, über die Klinge springen ließ. Im Uebrigen geschah die Ergebung unter den verschiedensten Bedingungen, je nachdem die Widerstandsfähigkeit der Festung und dem Belagerer darum zu thun war, sie ohne weiteren Verlust in die Gewalt zu bekommen. Die Besatzung ergab sich entweder gegen Zusicherung des Lebens und glimpflicher Haft kriegsgefangen, oder gegen freien Abzug, wobei wieder besonders bestimmt wurde, ob die Waffen und alles Gut mitgenommen werden durften, oder die Waffen und Fähnlein dem Sieger verblieben und vom Gute nur so viel wegzuschaffen erlaubt war, als jeder tragen konnte.

Wie dieser letzterwähnte Umstand gedeutet wurde, um bedrohte Leben zu retten, erweisen zwei schöne Beispiele weiblicher Treue, wenngleich selbe einer weit früheren Zeit angehören. Vor allem gebührt der erste Platz der Sage von den Weibern von Weinsberg (Württemberg). Hier schlug im Jahre 1140 Kaiser Konrad III. den Grafen Welf von Altorf, welcher die Sache seines Bruders, Heinrichs des Stolzen, vertheidigte. In dieser Schlacht soll, nebenbei gesagt, zuerst das Feldgeschrei der welfischen und gibellinischen Partei ertönt sein: „Hie Welf — hie Weiblingen!“ Nach dieser Schlacht mußte sich auch die Stadt ergeben, und da der Kaiser durch ihren langen Widerstand sehr erbittert war, wollte er die Männer tödten. Den Weibern aber gestattete er aus der Stadt zu ziehen und „ihre theuersten Kleinodien mit sich zu nehmen“. Die Weiber nahmen als ihr Theuerstes ihre Männer auf den Rücken und trugen sie durch die Thore, was den Kaiser so sehr rührte, daß er die Stadt begnadigte und den Männern das Leben schenkte. Dadurch wurden die Weinsberger Weiber zum Sprichworte, um den Höhepunkt weiblicher Treue und Aufopferung auszudrücken.

Ein nicht minder erhebenendes Beispiel solcher Frauentreue lieferte die Gattin des Ritters Staupitz, der am Ufer der Bichopau im Lande Sachsen dem unedlen Handwerk eines Raubritters fröhnte. Im Februar des Jahres 1415 hatte Staupitz durch einen hinterlistigen Ueberfall der Burg Kriekenstein, welche dem edlen Ritter Bärwald gehörte, diese Feste in seinen Besitz gebracht und siedelte dahin über, trotzdem ihm seine brave Ehefrau das Unrecht einer solchen Besiznahme vorstellte. Aber auch Ritter Bärwald, der Vertriebene, war nicht unthätig; er entbot alle seine Freunde, und es sammelte sich eine stattliche Anzahl derselben, um ihm zu einem

Straßzug gegen Staupitz und zur Entsetzung der Burg beizustehen. Nachdem Ratwald und seine Freunde wochenlang vor der Feste gelegen, ohne selbe erobern zu können, wandte sich der Ritter um Hilfe an den Markgrafen Friedrich von Brandenburg, welcher mit zahlreicher Mannschaft und ein paar Geschützen heranzog, die Burg fest einschloß, jeden Ausfall der Belagerten, denen bereits die Lebensmittel ausgingen, kraftvoll zurückwies und so die Besatzung zur freiwilligen Uebergabe zwang.

Als Vermittlerin wurde die Gattin des Staupitz ausersehen, welche gekentten Hauptes und in Trauerkleidern in das Lager der Feinde hinabstieg, um mit dem Markgrafen zu verhandeln. Aber ihr Flehen um Gnade für die gesammte Besatzung fand bei dem gerechten Landesfürsten lange kein Gehör; erst als sie in beweglichen Worten den Jammer und die Noth der schon fast verhungerten Besatzung schilderte, ließ er sich bewegen, den Genossen des Staupitz freien Abzug zu gewähren, aber in Betreff ihres Gatten blieb der Markgraf unbittlich, bestand auf dessen Auslieferung und gestattete der Bittenden nur, daß sie selbst „an Kostbarkeiten, Schmuck und was ihr sonst von Werth erscheine und ihr eigen sei, mit sich nehmen möge, so viel sie ertragen könne, da es hier nicht auf Gewinn, sondern auf Bestrafung des Unrechtes abgesehen sei.

Als nach etwa einem Stündlein sich das Burghor öffnete und die Inassen und Vertheidiger paarweise den Felsenpfad herniederstiegen, wurden sie, im Lager des Markgrafen angelangt, erst von ihm mit Speise und Trank erquickt, dann aber ohne Rücksicht auf ihr Flehen über die Landesgrenze geschafft.

Während die verwiesenen Kämpfer ihres Weges zogen, nahte von oben auch die Edelfrau. Vor ihr her gingen ihre zwei Knäblein, sich von Zeit zu Zeit ängstlich nach der Mutter umsehend, welche mit vieler Anstrengung vor sich einen großen verdeckten Korb trug. (Bild Seite 513.) „Hm“, murmelte der Markgraf, „die Staupitzens müssen reiche Leute sein, wenn sie einen so schweren Korb Silberzeug und Kleinodien mitzuführen haben!“

Als die Frau dem Markgrafen nahe gekommen war, erkannte derselbe aus ihren Zügen, wie viele Mühe es ihr kostete, die Last noch weiter zu schleppen — sie wurde immer bleicher und bleicher — endlich waren ihre Kräfte so erschöpft, daß sie nieder sank und mit ihr auch der Korb zur Erde fiel, den sie getragen, sich seines Inhaltes entledigend, der die erschrockene und bleiche Gestalt — Staupitzens zeigte. Man sprang sogleich der ohnmächtigen Frau hilfsreich bei, Staupitz flehte kniend um Gnade und auch die Edelfrau, welche rasch wieder zu sich gekommen, vereinigte, ihre Knaben mit sich niederziehend, ihre stummen Thränen mit dem Flehen des Gatten. Aber der Markgraf, sich bitter über den Betrug, mit dem ihn Frau Staupitz täuschen wollte, beklagend, gab den Befehl, den Ritter zu ergreifen und zum Tode zu führen.

„Haltet ein, gnädiger Herr und Fürst“, schrie jetzt mit letzter Kraftanstrengung das edle Weib, „Ihr dürft nicht Betrug nennen, was mir allein meine Liebe eingab. Habt Ihr mir nicht versprochen, ich dürfe mit mir führen, was mir werth und eigen ist? Ich habe alles Gold, alle Juwelen droben in der Burg gelassen und nur meinen Gemahl mitgenommen, der mir das theuerste ist, was ich auf Erden mein nenne. Er ist mein Eigenthum, und ich verlange von Euch, was Euer Fürstenwort mir verbürgt hat, daß ich mit der mir gehörigen Last den Weg fortsetze, so lange ich es vermag, und Gott wird mir dazu die Kräfte nicht versagen!“

Der Markgraf war tief gerührt, und da er so schwer geschädigte Ritter



Militärischer Feichenzug. (Seite 325.)

Bärwald den Fürsprecher machte, schenkte er dem Staupitz Leben und Freiheit, jedoch nur unter der Bedingung, daß er, gleich seinen Genossen, das Land Sachse auf immerdar meide.

Wurde eine Festung an die Türken übergeben, so behielt man oft der Bürgerschaft das Recht vor, mit den Truppen abziehen zu können, wobei es vorkam, daß ihnen auferlegt wurde, als Zeichen der freigewählten Heimatlosigkeit beim Ausmarsch weiße Stecken zu tragen.

Da die Fälle nicht selten waren, daß sich die Türken an die abgeschlossenen Capitulation nicht hielten und der Besatzung das zugesicherte Gut abnahmen oder sogar niedermegelten, andererseits aber die Commandanten und höheren Officiere wegen Uebergabe einer Festung oft streng zur Verantwortung gezogen wurden, so mußte darin ein Ansporn zur äußersten Vertheidigung liegen. Wenn trotzdem wiederholte Capitulationen vorkamen, ohne daß alle Mittel des Widerstandes erschöpft waren, so lag der Grund davon meist in der geringen Zuverlässigkeit der aus allen Ländern zusammengewürfelten Soldtruppen.

Das schlimmste Schicksal erwartete den festen Platz und seine Bewohner, wenn der Feind mit stürmender Hand eindrang. In den christlichen Heeren pflegte man wohl vor dem Sturm auszurufen, daß Kirchen, Frauen, Kinder und Unbewehrte zu schonen sind und die Stadt nicht angezündet werden darf, aber die Hitze des Kampfes, die Erbitterung über den hartnäckigen Widerstand spotteten in den meisten Fällen dieser Vorschriften, und die Plünderung, welche zu den Rechten des Kriegsvolkes gehörte, artete meist in graufige Scenen aus. Selbst mildgesinnte Heerführer waren nicht immer im Stande, die entfesselte Raubsucht und Zügellosigkeit der Truppen im Schranken zu halten. In der Regel war die Plünderung nur für eine bestimmte Zeit gestattet, um die Manneszucht nicht allzusehr zu lockern und nicht Anlaß zu Reibungen unter den beutelüfternen Truppen zu geben.

Nicht immer folgten dieselben indessen dem Gebote, und die Plünderung dauerte oft durch mehrere Tage, wobei meist auch Brand gelegt wurde. Lag es in der Absicht des Feldherrn, den Platz zu erhalten, so mußte es seine Sorge sein, die Plünderung möglichst zu beschränken, und das beutende Kriegsvolk wurde aus der Stadt beordert, nicht selten auch durch andere Truppen mit Gewalt hinausgetrieben, eine ordentliche Besatzung hineingelegt und die Befestigung wieder in Stand gesetzt. Lag dies jedoch nicht im Plan des Feldherrn, oder durfte er sich durch eine Besatzung nicht schwächen, so mußte er dafür sorgen, dem Feinde den Stützpunkt zu entziehen, um nicht zu einer neuen Belagerung gezwungen zu sein, und in diesem Falle begnügte man sich meist nicht mit der Schleifung der Festungswerke, sondern die „Brennfahne“ wurde entfaltet und der Ort angezündet und zerstört. Von der Plünderung ausgenommen waren die Geschütze, Munition und Proviant, welche dem Kriegsherrn zufielen.

Bezüglich der übrigen Beute, welche in eroberten Festungen oder in der Schlacht gemacht wurde, galt im Allgemeinen der Brauch, daß jeder behielt, was er gewann. Indes hatten einzelne Kriegsämtler gewisse Vorrechte; ursprünglich kam dem Feldmarschall, den Obersten und Hauptleuten ein Beute-Antheil zu, man nahm jedoch, der Mißbilligkeiten wegen, davon Abstand, und das Kriegsvolk machte bei ansehnlicherer Beute den Vorgesetzten meist freiwillig ein Geschenk aus derselben. Wenn es möglich war, vermied man es gerne, daß gemeinsam Beute gemacht wurde, weil die Theilung nicht ohne Streitigkeiten abließ, Anlaß zu Unzufriedenheiten und der Anreiz für

die Soldaten nicht so mächtig war, wie wenn jeder selbst zugreifen konnte. War es aber nothwendig, die Beute gemeinsam zu erhalten, um die Truppen besser in der Hand zu behalten, oder war sie von einer Art, welche eine förmliche Theilung erforderte, so trat der Beutemeister, den wir schon kennen gelernt haben, sein Amt an. Pferde und Waffen in den eroberten Plätzen fielen dem Feldobersten zu, und einzelne Reiterbestellungen setzten besonders fest, daß alle Thiere, mit Ausnahme der Pferde, als Beute-Antheil den Reitern verbleiben sollten.

Sowie meist vor der Schlacht die Hilfe Gottes angerufen wurde, so war es auch Brauch, nach erstrittenem Sieg auf der Wahlstatt, im eroberten feindlichen Lager oder festen Platz einen feierlichen Gottesdienst abzuhalten, für den Erfolg zu danken und der Gefallenen im Gebete zu gedenken. Waren darunter Männer von vornehmer Geburt oder höherem Rang, so hielt man feierliche Bestattungen ab, die Uebrigen wurden, Freund und Feind gemeinsam, gleich auf dem Schlachtfeld in Gruben verscharrt. Die Ritterlichkeit erforderte es, daß man den Leichen tapferer und ansehnlicher Feinde gleichfalls kriegerische Ehren erwies, wogegen man nur im Kriege gegen die Türken, und zwar von beiden Seiten, häufig verstieß.

Die Art und Weise solcher militärischer Leichenbegängnisse, wie selbe noch heute begangen werden, ist uralte: der geharnischte Reiter hinter dem Leichenwagen und das von einem Bediensteten des Verstorbenen geführte Lieblingspferd, diese Gepflogenheiten wurzeln zweifelsohne in dem altheidnischen Gebrauche, mit den Leichnamen ausgezeichnete Heerführer auch ihre Waffen, Pferde, Hunde, Falken, Kleider und Alles, was zum Kriegsleben gehörte, zu verbrennen oder zu begraben, wie eben gerade die eine oder die andere Bestattungsart gebräuchlich war. Der Leichnam des Helden wurde nämlich in allem Kriegsschmucke auf sein Leibroß gesetzt und so zu Grabe gebracht, worauf die Eingrabung oder Verbrennung erfolgte.

Als dann die christliche Cultur die Oberhand gewann, behielt man die schöne symbolische Sitte, daß das Lieblingspferd um seinen Herrn trauern müsse, bei und führte dasselbe bis zum Grabe mit, worauf es wieder nach Hause gebracht und nicht mehr zum Dienste verwendet wurde. Die Chronik hat uns eine ausführliche Beschreibung einer solchen Leichenfeier in früheren Jahrhunderten aufbewahrt, und zwar vom Jahre 1595 für den letzten der Kuenring, Johann Ladislaus. Der Leichenzug ist sehr genau beschrieben. Erst gingen die Schüler und Andere „so musicirt“, dann die Geistlichen, die Richter der Herrschaften, die Eigenthum des Verstorbenen waren, jeder einen weißen Stab tragend, dann alle Unterthanen, die Dienerschaft in „Klag-Kleidern“ (Traueranzügen), dann der Lehensmann mit einer schwarzen Fahne, darauf das ganze Kuenring'sche Wappen mit dem Wahlspruch, dann ein Schildträger, ebenfalls mit dem Familienwappen, dann ein Lehensmann mit dem Helme; darauf folgte „der Klag-Fahn, welchen ein geharnischter Mann getragen, diesem ein Roß mit schwarzem Sammt bedeckt, darauf das Wappen mit dem Falken, auf dem Kopf einen Federbusch schwarz und gelb, von einem reißigen Knecht geführt“, darauf wieder „ein Roß mit schwarzem Atlas bedeckt, darauf das Wappen mit dem Ring, auf dem Kopf Federn, weiß, roth, von einem reißigen Knecht geführt“. Es folgte dann ein drittes „Roß mit schwarzem Tuch bedeckt, darauf das ganze Kuenring'sche Wappen, das führt auch ein reißiger Knecht, und waren die Decken alle drei so lang, daß jede ein Jung muß nachtragen“ (dies war also das eigentliche Trauerpferd). Die „Leich“ wurde durch zwölf Edle und Uedle getragen, derselben folgte „die ganze

klagende Freundschaft und die eingeladenen Herren und von Adel dann „das Frauenzimmer, die Frau Witib, Frau Schwester“ u. s. w. „das ander gemein Gesind“.

„Als die Roß zur Kirchen kamen, haben sie gehalten, bis man die Leich in die Kirchen gebracht und vor den Predigtstuhl (Kanzel) niedergelegt, denn die Thüren waren zu klein, daß die Roß nicht könnten hineingehen. Daraus erhellt, daß da, wo es ging, die Pferde mit in die Kirche geführt wurden. Der geharnischte Mann hatte da wieder eine symbolische Function. Es heißt weiter: „ist jeder (der Leidtragenden) an seinen Ort in der Kirchen treten, der geharnischte Mann zu dem Predigtstuhl, mit dem Rücken daran geklammert und die ganze Predigt gestanden“. Nach der Leichenpredigt, bei welcher der Herr „der Herren von Kuenring Geschlecht und Ankunft in Oesterreich, auch die Geschlechter sie sich verheiratet und ihr Verhalten erzählt“, ging „die Frau samt den anwesenden befreundten Herren, und von Adel auch Frauenzimmer der Kirche. Drauf tritt der gerüstete Mann vom Predigtstuhl weg, legt sich ziemlich laut (also mit dröhnender Rüstung) neben der Bahre nieder auf die Erden und das Angesicht und bleibt also liegen.“

Darauf betritt einer der Edlen den Predigtstuhl und meldet, „daß dieweil von Kuenring der letzte seines Namens und Stammes, so werde man jezo sein Schild und Helm dem alten Gebrauch nach zerwerfen und vertilgen“. Es geschieht, wobei ein Edler mit kläglichlicher Stimme ruft: „Kuenring, nimmer Kuent. Die Trümmer des Schildes werden neben den gerüsteten Mann und die Bahre geworfen. Dann „fängt man wieder an zu musciren, hebt die Leich und legt's Begräbniß und stehet der gerüstete Mann auf, hilft die Trümmer zusammenklauben und werffens in das Grab und gehen folgend's aus der Kirchen“.

Ein späterer Bericht über das Leichenbegängniß eines einfachen Soldaten erzählend: „Am 9. January 1623 ist ein Soldat mit Namen Georg Gerssonsten von den Soldaten nur der Schürengücker (etwa Barbier der Truppen) gestorben und folgenden Tag nachgesetzter Maßen begraben worden. In Friedrich Wpatthias Brandtmüller kam vor dem Zusammenläuten mit Trommen und Pfeiffen sammt der ganzen Compagnie für das Haus gerückt und darvor das „Wir im Leben“ (Soldatenlied) kläglich schlagen und Pfeiffen lassen. Folgend's die Musquetierer in der Ordnung voran, mit unter sich gefehrten und unter Armen gefaßten Röhren gezogen, denen die Picchaniren (Picquenire) mit schleiffen Picchen gefolgt, darauf die Leich in einer Baare in Leinwand eingenäht, von 4 Picchaniren auf 4 Picchen getragen. Mit solchem Proceß fort auf den Kirchhoff, sie allda nieder gestellt, biß die Predigt verricht war, deren Text ex bap. 7 (Muß mit der Mensch immer im Streit sein), hat man nach gesprochenem Unser Eine Salve geschossen, und als Alles vollendet, wiederumben mit solchem Proceß vom Kirchhof nach dem Gottesacker. Vorher ginge der Corporal mit unter gefenster Hellparten, darauf die Spiel und sonst wie oben auff die Leich. Im Hendrich und Ich der Pfarrer, drauff die Gemeind von Weib und Mannen. Ein Wenig eingeschürt, wurde vom halben Theil der Musquetierer Feuer in's Grab geben, da das Grab halb gefüllt vom andern halben Theil, es schier gar eben, vom gesampften Feuer, daß man vor Rauch sich Nichts gesehen kundt. Als Alles vorn... der Corporal sein Hell Parte u...

Ich ins Grab, Niemand Ried auff's Grab, umb ihn herumben vordst Junther Jendrich,
 Und die ganze Compagnie und betteten heimlich ein Vatter Unser, drauff sie sämmtlich
 Leichwol nit klagent wie vorhın, sondern mit gewöhnlichen Mar-
 chierstreich wieder abgezogen."

Man sieht daraus, daß ein guter Theil der Gepflogenheiten bei Militärbegräb-
 nissen sich bis heute erhalten hat. Besonders pompös waren solche Leichenbegängnisse
 im Beginn des 18. Jahrhunderts, wovon ein interessanter Kupferstich aus dem be-
 rühmten Werke der Wiener Ansichten von Kleiner und Delsenbach Zeugniß gibt. Derselbe
 führt uns das Benedictinerkloster sammt der Kirche St. Maria vom Berg Serrato,
 gewöhnlich „Schwarzspanier" genannt (die heutige protestantische Garnisonskirche),
 vor, an welcher sich ein militärischer Leichenzug vorbei nach dem Gottesacker bewegt, mit
 dem geharnischten Reiter, dem Trauerpferde, der Trauermusik und den Piqueniren.
 (Vgl. Seite 521.)

Es muß daher ein Irrthum sein, wenn ein volksthümlicher Schriftsteller im
 Jahre 1808 behauptet, daß in diesem Jahre in Wien zuerst bei Militär-Leichen ein
 geharnischter Mann zu schauen gewesen. Wahrscheinlich hat diese Gepflogenheit während
 der ersten französischen Invasionsperiode nicht mehr stattgefunden und dann sah man
 allerdings in Wien wieder einmal nach längerer Zeit ein militärisches Leichenbegängniß
 nach althergebrachter Form.

Doch lehren wir nun wieder zu den Kriegsleuten der älteren Zeit zurück.

Ueber die allgemeine Haltung des Kriegsvolkes und den Einfluß der Befehls-
 haber darauf sagt Schwendi in treffender Weise: „Die Kriegsleute sind gewöhnlich,
 wie man sie regiert und führt, und sie Obersten und Befehlsleute haben. Wenn diese
 geeignet sind, recht zu regieren, und ihren Leuten redlich vorzustehen wissen, so erscheint
 beim Kriegsvolk auch desto weniger Mangel. Den Kriegsleuten gehört vor allen Dingen
 zu, daß sie ihre Obrigkeit und ihr Regiment ehren und fürchten, Ordnung und gehorsame
 Lieb haben. Aus dem folgt mehr Glück und Verrichtung im Kriege, als wenn noch
 so viele vermessene Freudigkeit bei ihnen ist. Ihre Hoffahrt soll sein: schöne Rosse,
 Harnische und Wehren, und redliche Thaten, nicht Pracht von Kleidern und Gold
 und Silber. Ihre Wehren sollen sie gepuht und gerüstet halten; denn welcher Kriegs-
 mann seine Wehren nicht in Ehren hält, der gedenkt nicht redlich zu streiten. Den
 Kriegsleuten soll nicht allein Furcht und Strafe vorgestellt, sondern zu Erlangung von
 Ehr und Gut starke Hoffnung gemacht und eingeblendet werden. Ihr Leben im Felde
 soll ehrbar und schlicht sein, nicht auf Freßen und Saufen und Bankettiren gerichtet.
 Gegen den Feind sollen sie grell sein in der That, aber im unschuldigen Blut, als an
 den alten Leuten Weibern und Kindern, die sich nicht wehren, sollen sie ihre Hände nicht
 besudeln. Gegen Frauen und Jungfrauen sollen sie keine Schande noch Gewalt brauchen.
 Sie sollen gottesfürchtig sein, denn sie wissen ihres Lebens und Todes keine
 gewisse Stunde, sondern stehen in steter Gefahr. Vor Gotteslästerung sollen sie sich
 hüten, weil dadurch ein Jeder für sich selbst und im Allgemeinen Unglück und den
 Zorn Gottes verursacht. Sie sollen friedlich und einig mit einander leben."

Der wackere Schwendi wußte recht gut, daß seine Zeit- und Berufsgenossen
 im Großen und Ganzen diesen löblichen Grundsätzen nur selten nachlebten. In seiner
 „Lehr an das deutsche Kriegsvolk" tadelt er mit bitteren Worten den Verfall der
 Kriegszucht und weist darauf hin, daß Freßen, Saufen, Rauben und Plündern, Un-

gehorjam und Meuterei oft alles verderben, was der Kampf errungen. Vom Adel besondere sagt er:

„Ein Spiegel der Ehr und Tugendt
 Hand man der deutschen Jugend.
 Der Adel mit seiner Ritterschaft,
 Derselb' der war des Adlers Krafft,
 Zu streiten alle Zeit bereit,
 Für's Reich und die Gerechtigkeit.
 Der müßte sehn untadelbar,
 Der in seiner Schaar begriffen war,

Voll Ehre, auch ohne Laster frey.
 Die Böien strafft man zur abt
 Gottesfurcht und Zucht hatt den je
 Ordnung und Gehorjam war in
 Fasten und Beten war im Brauch
 Wasg und Vernunft regiert den
 Ach Gott wie hatt sich's umgesehet,
 Das zuvor nie mehr war erhört.

Der Mangel an Disziplin, welcher wirklich oft die Ziele der Kriegsführung gefährdete, lag zum Theil in den Verhältnissen der Zeit, theils im Werbestillschanden gründet. Fast ganz Europa war durch die religiösen Wirren bis in das innerste erschüttert, die Geister standen sich feindlich gegenüber, überall drohte offener oder versteckter Kampf. In einer solchen Zeit, wo der friedliche Verkehr stockte, Sanfte Gewerbe darniederlagen und der Bauer seiner Ernte nicht sicher war, drängte sich in hellen Haufen zum Werbestillschanden; irgendwo gab es ja stets Kampf und der ein ungebundenes Leben, Sold und Beute verhiess. Das Geschäft der „Reiße hansen“ (Klopffechter), welche junge Leute für das Kriegshandwerk ausbildeten und für Wehrbriefe ausstellten, blühte wie nie zuvor, und das Ende des sechzehnten Jahrhunderts war die Vorschule für die großen Generale des dreißigjährigen Krieges, unter ihnen es mehrere gab, die gleich Rufer von Jereenberg, Aldringer u. s. w. zu niederen Stand zu den höchsten Würden emporschwangen.

Wenn von militärischer Seite über das „Reißlaufen“, den häufigen Wechsel des Dienstes, geklagt wird, worunter natürlich die Manneszucht schwer litt, so enthalten alle Schriften aus jener Zeit von den Leiden, welche Bürger und Bauern das herumziehende dienstlose Kriegsvolk zu erdulden hatten.

Als Erzherzog Matthias 1598 Vorschläge zu einer besseren Heeresorganisation machte, welche natürlich mit Opfern verbunden gewesen wäre, lehnten die Stände Nieder-Oesterreich dieselben ab und motivirten dies auch durch den Hinweis auf Uebelstände. Sie beriefen sich auf die durch den langwierigen Krieg erwachsenen Lasten auf die völlige Erschöpfung des Landes durch Contributionen und Lieferungen an den durchziehenden Kriegsvolk, namentlich aber darauf, daß die Einwohner durch die Verpressungen des „fremdländischen“ Kriegsvolkes, durch die Räubereien „schneider Brüder“ („gardenbe“ das ist soviel als vagabundirende, dienstlose Kriegsknechte) durchaus an den Bettelstab gebracht seien. Nicht ohne Berechtigung vergleicht der Schriftsteller jener Zeit das Treiben dieser Leute mit den Verheerungen der Heuschreckenschwärme, und ein anderer meint, durch diese Zustände sei der Friede nicht so verderblich für die Bürger geworden als der Krieg*).

Von einer höheren Auffassung des Kriegsdienstes, von patriotischer Begeisterung oder Nationalgefühl, ja nur von Anhänglichkeit an den Kriegs- oder Feldherrn konnte die Rede sein bei Soldaten, welche oft genug die Fahne wechselten, bald für, gegen ein Land oder einen Kriegsherrn fochten. Daher die zahlreichen Fälle von

*) Es ist unendlich bezeichnend, daß die Landesbehörden in Böhmen, Oesterreich und Steiermark sogar den Befehl erließen, jedem „gardenbe Soldaten“ einen Heller zu reichen. Man hoffte sie so von Uebelthaten abzuhalten, mehrte aber nur die Zahl dieses Gefindels.

gkeit und offener Meuterei, welche auch durch die strengsten Maßregeln nicht abgedrückt werden konnten. Fehlte es dann noch an Sold, was bei der finanziellen Lage nur zu oft der Fall war, so rissen alle Bande der Ordnung und das eigene Volk wurde oft eine größere Gefahr als der Feind. Es war bittere Wahrheit, in der Landgraf Phillip von Hessen schrieb: „So kein Geld vorhanden ist, Einer lieber viele Teufel um sich haben, als solche Kriegsteute. Die Teufel haben, mit festen Glauben, mit dem Namen Jesu Christi, auch dem Zeichen Jesu Christi von sich zu treiben; diese aber wollen Pfand und Geld haben.“

Eine höchst anschauliche Schilderung über das Wesen und Treiben des damaligen Kriegervolkes enthält ein gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in mehreren Auflagen erschienenes Büchlein: „Kriegsordnung zu Wasser und Landt“ von Adam Jung aus von der Olsnitz, das jetzt zu den bibliographischen Seltenheiten gehört. Verfasser war wahrscheinlich selbst Soldat, hat sich aber trotzdem ein scharfes Bild für die üblen Folgen der militärischen Verhältnisse seiner Zeit für das bürgerliche Leben bewahrt und schildert diese Zustände ungeschminkt, lebenswahr und nicht ergößlichen Humor. Doch hören wir ihn selbst, wenn er über das Kriegsvolk spricht. „Ein jeder Obrist, Rittmeister oder Hauptmann weiß wohl, daß ihm keine Magister oder sonst gottesfürchtige Leute zulaufen, sondern ein Haufen böser Leute aus allerlei Nationen und seltsames Volk, das Weib und Kind, Nahrung und Verläßt und dem Kriege folgt; alles was Vater und Mutter nicht folgen will, will da dem Kalbsfell, so über die Trommel gespannt ist, folgen, bis man sie in Feldschlacht oder Stürmen bringt, wo etliche Tausend auf der Waghstatt liegen, sterben und erstochen; denn eines Soldaten Leben hängt an einem Haar und seine Sicherheit sitzt auf dem Hut oder Ärmel. Zudem wächst allezeit bei Kriegshändeln dreierlei: das ist scharfes Regiment, fünfzig verbotene Artifel und strenges Urtheil, strenges Recht, das bringt manchen Mann um seinen besten Hals.“

„Es ist nicht damit gethan, daß ein Kriegsmann stark, gerade, mannhaft, nicht blutgierig, gleich einem grimmen Löwen thut und sich für einen Eisenfresser hält, als wollte er den Teufel allein fangen und verzehren, daß seine Mitgesellen davon bekommen. Solche Hahnenreißer bringen sich muthwillig durch ihren Verstand um ihr Leben und andere gute Gesellen dazu. Ein anderer ist ein Pöcher und Pöcher, der da scharrt wie ein ungestümer Gaul auf der Streu und es an ein Fechten geht und Kugeln um den Kopf pfeifen, da ist er ein Märtyrer armer Sünder, möchte von Leid die Hosen verunreinigen, läßt auch wohl seine Wehr aus der Hand fallen. Wenn sie vor dem Rapsen sitzen, oder in Marktetender- oder Wirthshäusern, da haben sie viel gesehen und wollen nichts thun, als da ärgert sie eine Fliege an der Wand, die hat keine Ruh vor ihnen, dann sie mit ihrem großen Fluchen den Feind schlagen. Solche Bärenstecher werden häufigsten angetroffen; selten findet man einen, der nicht lahme Häuse, lahme oder einen Wachtelstrich über einen Backen hat und ist doch sein Lebtag nie recht ein Feind gekommen.“

Von solchen Gesellen mag sich ein Hauptmann wohl hüten, denn sie sind nämlich Aufrührer und Meuterer. Ein verständiger Kriegsmann meidet Hader und Streit, wo er darf, damit er seine Haut ganz unverfehrt vor den Feind bringt. Wird vom Feind geschädigt, das ist eine Ehre. Wer aber muthwillig um seine Gesundheit kauft, der muß Hohn und Spott hören und ist keinem Heere etwas nützlich. Ein solcher

Maß muß sein Lebttag ein Eier- und Mähebettler sein und bleiben, er läuft da auf und nieder, bettelt das Brot, verkauft es wieder, muß sich ernähren wie ein Hund und wenn der Bäuerin Ratten und Mäuse in der Milch ertrunken sind, erhält Mäse, muß der Bauern unnütze Worte auflesen und mit anderen armen Bettlern halten bis an sein Ende."

"Ferner sind auch viele, die wollen Kriegsleute sein, Mutterjöhne und Mauler, wie die jungen Mälber, die von keinem Leiden wissen, sie kommen von guten Küche her, haben hinter dem Dien gejeßen und Nessel gebraten und in Betten gelegen. Wenn sie dann in fremdes Land geführt werden, und ihnen seltsame Ordnung mit Speise und Trank und anderen Dingen vorkommt, da sie wie weiche Eier, die durch die Finger fließen, oder wie Papier, wenns im liegt. Und so gehts nicht allein Lanzknechten zu Fuß, sondern den von Adel führt man sie dann zu Feld in wüste Länder, wo alles verzehrt und verheert und sie Brotsack und Trinkflasche nicht stets am Halse hängen haben, so wohl verschmachten, verhungern und verdursten, dann essen und trinken sie ungewohnte Dinge, wovon allerlei Krankheit folgt."

"Solch Gesindlein bleibe zu Haus, warte des Ackerbaues oder sitze im Arbei den Pfefferfäcken und behelfe sich, wie Vater und Mutter gelebt haben, fülle den alle Abende voll und gehe zu Bette, so wird man in keinem Kriege erschlagen, den sagt und es ist auch wahr, Kriegsleute müssen harte und feste Leute sein, Stah Eisen gleich, und gleich den wilden Thieren, die mancherlei Speise essen. Wie die Scherzrede geht, ein Lanzknecht müsse Spizen von Radnägeln verdauen können ihnen muß nicht grauen, wenn sie Hunde- und Nagensfleisch essen müssen, das Roth erfordert, Pferdefleisch vom Schindanger ist ihnen ein gutes Wildpret und das weder gefalzen noch geichmalzen ist. Denn Hunger lehrt essen, wenn man drei Wochen kein Brot gesehen hat. Das Getränk hat man umsonst, wenn man Nachwasser bekommen kann, zecht man mit den Gänzen aus dem Pfuhl ob Lehmpfüße. Und schlafen muß man unter einem Baum oder im Felde, da ist genug, den Erdboden unterzulegen und den Himmel überzudecken, dort muß Kriegsmanns Schlafkammer sein und von solchen Bett werden ihm keine Fell Haaren hängen."

"Daher kommt auch der alte Streit der Hühner und Gänse mit den Lanzknechten weil jene stets in Federn schlafen und die Lanzknechte müssen oft in Stroh. Und noch ein anderes Thier ist den Lanzknechten zuwider, das sind die Nagens die Kriegsleute selbst gut maußen können, darum sind sie den Nagens feind in Hundes günstig. Wie der alte Reim sagt: „Ein Lanzknecht soll stets bei sich eine schöne Dirne, einen Hund und jungen Knaben, einen langen Spieß und kurzen Degen. Und drei Kriegszüge soll ein Lanzknecht thun, ehe er ein ehrlicher wird. Nach dem ersten Zuge soll er zu Hause kommen und zerrissene Kleider ab nach dem zweiten Zug soll er zu Hause kommen und soll eine Schramme auf Backen mitbringen und viel von Stürmen, Schlachten, Scharmüßeln und Lärren sagen wissen und durch die Schramme beweisen, daß er ein wahrhafter Krieger. Und beim dritten Mal soll er auf einem hübschen Gaul wohlgeputzt nach kommen und den Beutel voller Geld mitbringen, daß er ganze Kronen als Beute auszutheilen habe."

"Wohl ist es ein wahres Wort, daß ein Kriegsmann muß Essen und Trinken

Wahle es der Küster oder der Pfaff; denn er hat weder Haus noch Hof, weder Kühe noch Ställe, und keinem trägt man die Kost zu. Darum muß er sich's holen, wo es ist, und ohne Geld kaufen, ob die Bauern süß oder sauer sehen. Denn bald müssen die Kriegsleut Hunger leiden und böse Tage haben, ein anderes Mal haben sie Ueberfluß



Erzherzog Leopold V. (Seite 535.)

und vollauf, daß man die Schuhe an der Erde mit Wein und Bier putzt. Dann fressen ihre Hunde Gebratenes, die Dirnen und Jungen bekommen gute Knechte, sie werden Haushälter und Kellermeister über anderer Leute Gut. Wo der Wirth mit Weib und Kindern verjagt ist, da haben Hühner, Gänse, fette Kühe, Ochsen, Schweine und Schafe böse Zeit. Dann theilt man das Geld mit Hüten, mißt Sammt, Seiden-

zeug und Tuch mit langen Spießen aus, schlachtet eine Kuh um der Haut willen, schlägt Kisten und Kisten auf, und wenn Alles geplündert und nichts mehr da ist, steckt man das Haus in Brand."

"Das ist das wahre Soldatenfeuer, wenn fünfzig Dörfer und Flecken in Flammen stehen; dann zieht man in ein ander Quartier und fängt's ebenso wieder an. Es macht Kriegsleute lustig und ist ein gutes erwünschtes Leben, außer für den, der zahlen muß. Das lockt zum Feld manches Mutterkind, das nicht wieder nach Hause kommt und seine Freunde auf die Füße tritt. Denn das Sprichwort sagt: zur Arbeit haben Kriegsleute krumme Finger, lahme Hände, aber zu Mauseerei und Beutehunger sind alle lahmen Hände heil und gerade worden. Das ist vor uns so gewesen und bleibt auch wohl so nach uns. Und die Lanzknechte lernen dies Handwerk je länger besser und werden so sorgfältig, wie die drei Jungfrauen, die sich vier Wiegen machen ließen, eine zum Vorrath, wenn eine zwei Kinder bekäme. Wo die Kriegsleute hingeführt werden, nehmen sie die Schlüssel zu allen Gemächern mit, ihre Aelte und Vieh, und wenn nicht genug Pferdeeställe an einem Orte sind, es liegt nichts daran, stellen die Pferde in Kirchen, Kläusen, Capellen und herrliche Gemächer. Hat man kein dürres Holz zum Feuer, es schadet auch nichts, man verbrennt Stühle, Bänke, Pflüge und Alles was im Hause ist; nach grünem Holz darf keiner weit fahren. man haut nur die Obstbäume um, die zunächst dem Baumgarten stehen, denn es heißt: Wie wir leben, so halten wir Haus, morgen zieh'n wir wieder zum Lande hinaus. d'rum Herr Wirth, seid getrost, ihr habt ein wenig Gäste, ihr wäret sie gerne. d'rum tragt frei auf und schreibts an, verbrennt das Haus, verbrennt die Kreide an der Thür. Das ist der Kriegsleut Brauch: Rechnen und reiten, und zahlen, erst wenn man wiederkehren."

Es ist das ein trübes Bild vom Kriegsleben jener Zeit, und doch trägt es allen Zügen das Gepräge der Wahrheit. Eine solche Verwilderung konnte aber nicht ohne Einwirkung auf den rein militärischen Werth der Truppen bleiben.

In den Neunziger-Jahren ging eine ganze Reihe von ungarischen Festungen an die Türken verloren, und fast immer war die Unverlässlichkeit der aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Besatzung die Ursache. Bapa, Totis, Besprer, Palota wurden übergeben, und als nun endlich auch Raab (1594) ohne dringende Noth den Türken zufiel, entschloß man sich zu strengen Maßregeln. Die gerichtliche Untersuchung gegen die Besatzung von Raab wurde durch eine besondere Commission unter Vorsitz des Stadt-Commandanten zu Wien geführt und mußte in der That Anhaltspunkte für die Annahme schwerer Verschuldung geboten haben. Schon am 29. December 1594 wurden vier Soldaten der Besatzung von Raab am Neuen Markt hingerichtet; drei davon, welche beschuldigt waren, einen Ausfall verhindert zu haben, wurde der Kopf und die rechte Hand abgeschlagen, der vierte, welcher die Büchse gegen den Fähnrich angelegt hatte, einfach enthauptet. Am 20. Mai 1595 erließ endlich das Urtheil gegen Alle, welche an der Uebergabe der ungarischen Festungen Schuld trugen; achtzig Häufelsführer, welche durch Meuterei dazu beigetragen hatten, wurden zum Strang oder zur Enthauptung verurtheilt, und insofern sie flüchtig waren, erhielt der Oberst-Profoß den Befehl, sie „zu greifen“ und sofort hinführen zu lassen. Die übrigen Soldaten wurden sammt den Officieren verurtheilt, gegen ein Jahr Sold zu zahlen, eine bestimmte Zeit wider die Türken Kriegsdienst zu leisten, und, wenn sie nicht mehr oder weniger gezwungen, die Uebergabe Raabs zu verantworten.

verurtheilt wurden, schenkte der Kaiser das Leben unter der Bedingung, daß sie sämmtlich ihrer Chargen verlustig sein „und Ihrer kais. Majestät wider den Türken in Ungarn, auf ihre eigenen Kosten, so lange zu dienen schuldig sein und sich hierin ritterlich verhalten sollten, damit Er. Majestät Ursach' hätte, sie künftig in ihr Amt wieder einzusetzen.“

Gegen den Hauptmann Muffler, welcher flüchtig war, wurde das besondere Urtheil gefällt: „So er über lang oder kurz betreten würde, so sollte er dem General-Protopst überantwortet werden, der ihn erstlich einem Beichtvater geben, hernach ihn dem Scharfrichter überantworten sollte, welcher ihn an gebührender Nichtstatt zu führen, mit dem Strang zwischen Himmel und Erde am Galgen aufhängen, bis er vom Leben zum Tode erwürgt wäre, und seinen todtten Leichnam am Galgen drei Tage nacheinander die Sonne anscheinen (d. h. von der Sonne bescheinen), alsdann wieder ablösen und begraben lassen sollte, auch seine rückständige Besoldung sollte Ihre Majestät dem Kaiser anheimfallen.“

Daß diese Strenge den Uebelständen nicht abhelfen konnte, wird durch die Vorfälle bei der durch die meuternde Besatzung erzwungenen Uebergabe von Gran (1595) und die Empörung der Truppen in Papa bewiesen, deren schon erwähnt wurde. Die Ursachen solcher Vorkommnisse lagen eben im Werbesystem und den allgemeinen Schäden der Zeit; das Kriegsweisen aber ist stets durchtränkt von den Ideen und Strömungen, welche eine Periode bewegen, und bringt dieselben in seinen Formen zum Ausdruck.

Nur zu wahr erweist sich auch die Bemerkung des wackeren Schwendi, daß die Kriegsleut gewöhnlich sind, wie sie Oberst und Befehlsteute haben“. Neben ruhmwürdigen Beispielen des Gegentheils muß doch auch zugegeben werden, daß der Einfluß und das Beispiel der Befehlshaber nicht immer günstig wirken konnte. Die Habgier, der Geiz Johann Castaldo's und Basta's, die kalte Grausamkeit des letzteren, die Neigung zum Trunk, Spiel und anderen Lastern, welchen sich viele Oberste überließen, all das mußte auf die Truppen zurückwirken, die Disciplin lockern und sie geneigt machen, ihrerseits gleichfalls der Zügellosigkeit Lauf zu lassen. Selbst ein so verdienstvoller und hochgebildeter Heerführer, wie es Fürst Karl Mansfeld (gest. 1595) war, steht in dieser Beziehung nicht makellos da. Ein großer Freund des Wechters, unterlag er auch Anfallen von geradezu rasendem Zühorn. So erstach er aus geringfügiger Ursache einst während des Tischgebetes an der Tafel den Oberst Heinrich Staub, und auch seine dritte Gattin, eine Gräfin von Neurs, soll als Opfer eines solchen Anfalles umgekommen sein.

Das Beispiel solcher Zügellosigkeit konnte nicht ohne Einwirkung auf die Soldaten bleiben, welche mindestens die Entschuldigung geringerer Bildung für sich hatten. Mit der von Schwendi geforderten Friedlichkeit und Einigkeit sah es daher umso schlimmer aus, als es an Vorwänden zu Streit und Eifersucht nie fehlte. Ein Hauptgrund zu den immerwährenden blutigen Händeln lag in der buntscheckigen Zusammensetzung des Heeres, und zwischen den einzelnen Nationen kam es oft zu förmlichen Gehechten und blutigen Raufereien, zu deren Unterdrückung auch die härtesten Strafen nicht ausreichten. Im Schmalkalbener Kriege vertrugen sich die von Ferdinand I. gelandeten böhmischen Söldner nicht mit den deutschen Lanzknechten, so daß sie wiederholt sich blutig in die Haare geriethen und sich bei Freiberg eine Art Treffen lieferten. Bezüglich im Heere die „türkischen Fußaren“ sehr unbeliebt, die sich allerdings

durch Zügellosigkeit und Raublust besonders hervorthaten und von den Führern nur durch fürchtbare Strenge gebändigt werden konnten.

Für die Sitten und das Wesen der Befehlshaber jener Zeit gibt es kaum eine bezeichnendere Persönlichkeit als den schon wegen seiner hohen militärischen Befähigung erwähnten kaiserlichen Feldmarschall Hermann Christof von Rußworm (auch Rußwurm), der, mit allen glänzenden Soldaten-Eigenschaften ausgerüstet, leider auch alle Laster in sich vereinigte, die seinem Stande in jener Periode anklebten. Tapfer, erfahren, unbegreiflich und energisch, von einer bestechenden Mitterlichkeit, die aber mehr auf äußerlichkeiten als auf der Denkweise beruhte, war er zugleich ein echter Abenteurer, ein scrupelloser Wüstling, Schlemmer und Raufbold.

Einem alten thüringischen Adelsgeschlechte entsprossen, trat Rußworm zuerst in französische Kriegsdienste, wo wir ihn als Lieutenant der Leibwache des Marschalls Bassompierre finden, deren Hauptmann der tapfere Adolf von Schwarzenberg, der spätere Wiedereroberer Naabs, war.

Schon in jener Zeit zeigten sich im Wesen Rußworm's neben bedenkenloher Tapferkeit seine Charaktermängel. Ein galantes Abenteuer, dem er eine schmachvolle Wendung gab, indem er die Bethörte seinen wilden Kriegsgenossen überließ, zog ihm die Ungnade des Marschalls zu. Er floh daher in Begleitung einiger treu ergebener Reiter und zog — wenig mehr als ein Strauchritter — abenteuernd durch Frankreich. Bei Amiens wurde er in Folge eines Excesses seiner Leute als Brandstifter gefangen genommen und an den Marschall von Bassompierre ausgeliefert, der ihn zur Hinrichtung dem Profossen übergab. Nur durch die Aufopferung seines Freundes Louis de l'Hopital-Beitry, General-Wachtmeister der leichten Reiterei, gelang es ihm, die Niederlande zu flüchten, wo er 1595 als Oberstlieutenant Schwarzenberg's in die spanische Heere diente und mit diesem und dem Fürsten Karl Mansfeld noch in der gleichen Jahre in kaiserliche Dienste trat.

Seine ausgezeichneten Leistungen im Kriege gegen die Türken wurden schon gewürdigt. Rasch erklimmte er die höheren Würden, so daß er schon 1602 Feldmarschall unter Erzherzog Matthias und bei der häufigen Abwesenheit desselben thatsächlicher Befehlshaber des kaiserlichen Heeres wurde. Durch diese rasche Beförderung wurde gewiß der Neid anderer älterer Obersten geweckt und vielleicht der Keim zu Feindschaften gelegt, welche später für Rußworm so verderblich wurden.

Nachdem er durch einen festen Handstreich im November 1603 noch Hatvan eingenommen hatte und der Krieg vorläufig ein Ende hatte, wendete sich Rußworm nach Wien und Prag, wo er am Hofe die ehrendste Aufnahme fand, aber sich im Kreise gleichgesinnter Genossen einem tollen Leben überließ, das aus Orgien aller Art zusammengesetzt war. Schon im Carneval 1604 kam Rußworm zu Prag in einen ärgerlichen Handel.

Mit dem Marquis Bassompierre, dem Sohn des alten Marschalls, der im österreichischen Heere als Freiwilliger diente, und einer Anzahl anderer Genossen veranstaltete Rußworm einen berittenen Masken-Aufzug durch die Stadt. Beim Altstädter Rathhaus wurden sie mit dem Bedenken angehalten, daß auf Befehl des Kaisers solche Umzüge in der Stadt verboten seien. Lachend ritt man vorüber, fand aber bei der Rückkehr die Straße mit Ketten besetzt und bewaffnete Stadtdiener bereit, welche Wiene machten, die bunte und tolle Gesellschaft zu verhaften. Es kam zu einem förmlichen Kampfe, in dem die Herren von den nur die

Schäfte ihrer Hellebarden gebrauchenden Stadtsoldaten übel zugerichtet wurden. Erst auf Erscheinen des Stadthauptmanns, der seinen Stab erhob und im Namen des Kaisers Friede gebot, machte der wüsten Scene ein Ende, worauf das Maskenfest, obwohl einzelne Herren arg zerblüht waren, seinen Fortgang nahm. Obwohl Rußwurm und seine Begleiter im offenbaren Unrecht waren, gelang es ihren ungestümen Reichwerden doch, es dahin zu bringen, daß 150 Stadtdiener in Ketten gelegt und eingekerkert wurden.

Den Intriguen einiger Feinde, namentlich der Brüder Grafen Barbiano-Belgiojoso gelang es, die Wiederanstellung Rußwurm's zu hintertreiben, der auf den Oberbefehl in Ungarn gehofft hatte. Sein ärgerliches Leben mochte auch dazu beitragen, daß man ihn zurücksetzte, obwohl seine Gegner kaum berechtigt waren, ihm dasselbe zum Vorwurf zu machen, denn der Eine galt als Spieler und Oberst Franz Barbiano-Belgiojoso war wegen Entführung einer Frau aus Mailand verbannt und ein Preis von 12.000 Kronen auf seinen Kopf gesetzt.

Die notorische Feindschaft zwischen Rußwurm und den Grafen Belgiojoso war seinem Anhang scheint nur benützt worden zu sein, um den Ersteren zu verurtheilen, wozu seine ungestüme Leidenschaftlichkeit leider die Handhabe bot. Während den Unterhandlungen schwebten, da ihm Kurfürst Maximilian den Oberbefehl des kaiserlichen Heeres angeboten hatte, hinterbrachte man (Juli 1605) dem beim Abendessen sitzenden Rußwurm die Nachricht, Oberst Barbiano lauere ihm auf. Vom Wein roth, eilte er sofort auf die Straße und suchte, von Dienern begleitet, jenen aufzufinden. Es entvann sich ein Streit, in dessen Verlaufe beide die Degen zogen und fochten. Rußwurm erhielt mehrere Wunden und drohte zu unterliegen, da schoß einer seiner Begleiter, auf dem der Verdacht ruht, den ganzen Vorgang angeflüstert zu haben, dem Obersten durch den Kopf.

Nun war für Rußwurm's zahlreiche Gegner ein Vorwand gefunden, um ihn anzugreifen zu können: man erhob beim Kaiser die Klage, daß Barbiano „gegen die unter Edelleuten gebräuchliche Sitte durch Rußwurm's bestellte Mordelken ermordet worden sei“.

Diese Anklage wurde vornehmlich darauf gestützt, daß jener Mensch, der Barbiano eigentlich getödtet hatte, Furlani mit Namen, sofort nach der That geflohen war, in Brandeis aufgepärrt wurde, sich aber der Verhaftung so energisch widersetzte, daß er dabei umkam. Man schaffte den Leichnam auf den Wagen, hing ihn in Prag an den Galgen und viertheilte ihn dann.

Es lag darin ein Fingerzeig, wie energisch Rußwurm's Gegner die Sache verfolgten, und in der That setzten sie seine Verhaftung durch.

Vergeblich war Rußwurm's Vertheidigung, die er durch Zeugen belegte und auch durch die im Kampf mit Barbiano erhaltenen Wunden bekräftigte, die günstigen Aussagen vieler hoher Herren, namentlich des Kurfürsten von Baiern. Die Gegner hatten den mächtigen Kammerdiener des Kaisers, Philipp Lang, dessen Bestechlichkeit und Schurkerei eben so groß war wie sein Einfluß auf Rudolf II., gewonnen, und diesem gelang es, den Kaiser so gegen den sonst wohlgelittenen Rußwurm einzunehmen, daß er alle Bemühungen zu dessen Gunsten zurückwies. Ob es wahr ist, daß Lang dem Kaiser glaublich zu machen mußte, Rußwurm habe sich Verräthereien in den letzten Feldzügen zu Schulden kommen lassen, oder daß Lang die Vorstellungen zu Gunsten Rußwurm's, sowie dessen Vertheidigung dem Kaiser nicht zukommen

—ließ, ist zwar nicht bewiesen, aber bei der Rolle, welche dieser drei Jahre später im Gefängniß endende Schurke spielte, nicht eben unmöglich.

Das am 28. November 1605 verkündete Urtheil lautete dahin, daß Rußwurm wegen auf offener Straße begangenen Mordes enthauptet werden solle. Man hielt ihn in der That nicht von der Schuld überzeugt gewesen zu sein und andere Vermuthungen zu haben, denn ein gleichzeitiger Bericht sagt: „Ob nun zwar Viele die großen vorigen Verdienste und rühmliche Vertheidigung so vielen Christenblutes diesen Todtschlag noch wohl endlich ausföhnen, so achtete doch die allerglorreichste kaiserliche Majestät eine Handvoll unschuldiges Christenblut höher, als ganze Dörfer erbfeindlichen und wollte nicht zugeben, daß dieser für Israel vordem streitbar wegen einer solchen That frei ausginge.“

Am 29. November wurde Rußwurm in einem Hofe des Rathhauses enthauptet. Er bestieg das Blutgerüst in Mönchskleidung, zeigte sich vollkommen gefaßt, lebte aber bis zum letzten Moment seine Unschuld.

Ohne die großen Schattenseiten im Charakter Rußwurm's zu beschönigen, kann man dieses Ende des so hoch begabten Mannes doch beklagen dürfen. In gleichzeitigen Schriften betont man seine Viederlichkeit und gewaltthätige Weise, welche auf mehreren Menschen das Leben gekostet hatte, im Falle Barbiano aber glaubt man nicht an eine absichtliche Tödtung. Der Historiker Franz Christof Hevenehuber, der als Minister Ferdinand's II. tief in alle Vorgänge dieser Zeit einblickte, den „kühnen tapferen Helden Rußwurm, welcher in Ungarn so ansehnliche Dienste verrichtet und ritterlich wider die Türken Blut vergossen“, ausdrücklich für unschuldig meint, sein trauriges Ende sei der „Mißgunst Etlicher, die ihn um sein Glück beklagten und denen er im Wege stand“, zuzuschreiben.

Wie dem auch sei, so ist Rußwurm eine charakteristische Erscheinung seiner Zeit; ein glänzender tapferer Soldat, dessen kriegerische Tugenden aber durch den idealen Zug gehoben, sondern durch die Mängel des Charakters verdunkelt waren.



Das Passauer Kriegsvolk.

(1610 und 1611.)

Wir haben es hier mit einer kurzen Episode der österreichischen Geschichte zu thun, welche nicht nur hochwichtig für die Gestaltung der politischen Verhältnisse war, sondern auch manchen sehr interessanten Einblick in die militärischen Zustände erlaubt.

Kaiser Rudolf II. verfiel von Jahr zu Jahr mehr einer trübsinnigen Stimmung, aus welcher ihn nur die Beschäftigung mit den in seiner Privatstube aufgestellten Kunstwerken, der Verkehr mit Künstlern, Gelehrten und — allerlei bedenklichen Adepten aufzufrökeln konnte, welche seine Neigung zu chemischen und astrologischen Versuchen und Studien mißbrauchten. Ferdinand Graf Herberstein, den man nicht mit Unrecht den „Hof-Annalisten“ seiner Zeit nennt, sagt in seinen Annalen: „Diese Curie

und Künstlerregei aber haben diesen Herrn viel von denen Negotijs und sonderlich in den letzten Jahren dergestalt divertiret, daß er alle Sachen durch seine Minister, und zu Zeiten durch schlechte verrichten, und sich selten im publico sehen lassen."

In einer so stürmisch bewegten Zeit, wie es der Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts war, konnte eine solche Apathie des Regenten allerdings gefährlich werden, und es traten daher schon im Jahre 1606 die meisten Prinzen des kaiserlichen Hauses, die Brüder des Kaisers Matthias und Max, sowie die Vessien derselben, Ferdinand, Max und Ernst von der steierischen Linie, zu einer Berathung in Wien zusammen, aus deren Resultat die Ueberzeugung ausgesprochen wurde, „weil es leider allzuviel fürbit, daß die Röm. kais. Majestät ihr Bruder und Vetter, aus deren bei Ihr zu verschiedlichen Zeiten sich erzeigenden gefährlichen Gemüthsblödigkeiten zur Regierung der Königreiche nicht genugsam noch tauglich sich befinden," sei Erzherzog Matthias zum Oberhaupt des Herrscherhauses zu berufen.

Eine Folge dieses Beschlusses war es, daß schon 1608 der in seine alchymistischen Wäbeln und sein Kunstliebhaberkthum ganz versunkene Kaiser Rudolf II. unter Lebensandrohung gezwungen wurde, seinem Bruder Matthias die Herrschaft über Österreich unter und ob der Enns, Mähren und Ungarn abzutreten und die Anwartschaft auf Böhmen einzuräumen.

So wenig sich auch Rudolf II. mit der Regierung befaßte, so empfand er doch diese Abtretung wie eine erlittene Schmach, und sein ganzes Sinnen war darauf gerichtet, diesen Schritt rückgängig machen zu können. Daß dies nur auf gewaltsamem Wege geschehen konnte, war umso klarer, als überall die Stände und die Bevölkerung den Regierungswechsel mit Freuden begrüßt hatten. Die Mittel zu einem solchen Aufstehen waren aber von den Ständen Böhmens, dem einzigen Lande, das Rudolf II. abtreten war, nicht zu erlangen, und es entstand daher die Aufgabe, sie auf andere Weise zu beschaffen.

Eine Gelegenheit hiezu sollte nicht lange auf sich warten lassen. Im Jahre 1609 starb der Herzog Johann Wilhelm von Jülich, dessen Erbe von mehreren Seiten beansprucht wurde. Bis zur Entscheidung dieser Erbansprüche sprach der Kaiser die Requisition der jülichischen Lande aus und betraute mit deren Durchführung den Erzherzog Leopold V. (geb. 1586, gest. 1632, Bild Seite 529), einen Bruder der Erzherzoge Ferdinand und Max von der steierischen Linie, der zwar Bischof von Passau, trotzdem aber ein sehr kriegerisch gesinnter Herr war.

Der Erzherzog veranstaltete ziemlich umfangreiche Werbungen in Passau, deren Zweck man sofort anderswo als in der Sequestration von Jülich suchte. Der Verdacht, daß die Truppen zur gewaltsamen Umstoßung des Vertrages von 1608 bestimmt seien, reichten umso begründeter, als nur ein Theil derselben thatsächlich an den Rhein gezogen wurde, Erzherzog Leopold aber weder an der Zusammenkunft von 1608 theilgenommen, noch dem damaligen Vertrag seine Zustimmung gegeben hatte. Schon aus diesen Gründen war ihm natürlich Rudolf II. so gewogen, daß die Annahme, er wolle diesem Erzherzoge nach Beseitigung seines Bruders Matthias und mit Uebergebung der älteren Prinzen der steierischen Linie die Nachfolge in den Erblande hüten, nicht ohne große Wahrscheinlichkeit war.

Mit Patent vom 9. Jänner 1610 ernannte Erzherzog Leopold Herrn Adam von Trautmannsdorf zum Obersten über ein Regiment von 3000 Kocktschen, und einer von dessen Hauptleuten, Jakob von Hornberg, schlug ohne Erlaubniß

des Königs Matthias und der Stände von Oberösterreich in Linz und Freistadt seine Werbetische auf, während als Musterplatz Passau bestimmt war.

Nicht ohne Grund wehrte man sich gegen diese Eigenmächtigkeit, da durch Werbungen viel Unruhe in das Land gebracht wurde, namentlich aber die „laufenden“ Soldaten auf ihrem Zug vom Werbeort zum Musterplatz sich stets viele Eigenmächtigkeiten erlaubten und eine wahre Plage des Landvolkes waren. Der Landeshauptmann, Freiherr Jakob von Mollart unterlagte daher die Werbungen, eine Maßregel, welche König Matthias mit einem Beisatz, der einen sehr pointirten politischen Beigeschmack hatte, vollkommen billigte. Es hieß in diesem Schreiben an die Stände, daß man zwar die Absicht des Kaisers bei diesen Werbungen nicht genugsam kenne, Vorzicht aber dringend geboten, „weil allerlei böse und feindselige Practiken in und außer Land im Schwung gehen, und damit das Land vor einem gählingen Einfall gesichert werden möge.“

Schon im März 1610 kam es durch die nach Passau ziehenden Angeworbenen, die in Haufen von 20 bis 50 Mann das Mühlviertel durchzogen, zu ärgerlichen Ausschreitungen. Einzelne Bauernhöfe wurden ausgeplündert, die Soldaten quartierten sich eigenmächtig ein, ohne Zahlung zu leisten, und es kam wiederholt zu Balgereien, durch welche die gegenseitige Erbitterung nur erhöht wurde. Als sich nun gar die Nachricht verbreitete, man habe in Passau die Absicht, einige formirte Compagnien im Mühlviertel einzuquartieren, bereiteten sich die Stände zur Abwehr solcher bedenklichen Uebergriffe vor.

Der Ernst der Situation war umso unverkennbarer, als die Fiction, daß die Passauer Truppen nach Nüßlich bestimmt seien, bald nicht mehr haltbar war, da Erzherzog Leopold hatte dieses Land im Mai 1610 vor den überlegenen Truppen der protestantischen Union räumen müssen und konnte, da auch Frankreich ihm machte, sich auf deren Seite zu stellen, gewiß nicht mehr daran denken, die kaiserliche Sequestration gewaltsam durchzuführen zu wollen. Er war mit seinem Kriegsvolk und den Obersten Michael Adolf I. Graf Althann (geb. 1574, gest. 1636), Laurenz Ramé und Karl Ludwig Graf Sulz nach Passau zurückgekehrt, trotzdem aber wurden die Werbungen und Rüstungen eifrig fortgesetzt.

Michael Adolf Althann, geb. 1574, trat sehr frühe in Kriegsdienste, war 1600 schon Oberst und 1607 Feldmarschall. Er zeichnete sich in den Türkenkriegen vielfach aus, namentlich bei der Eroberung von Stuhlweißenburg und der heldenmüthigen Vertheidigung von Gran. Althann war ein besonderer Liebling Rudolf II. und erhielt von demselben 1610 als der erste Graf von Althann diese Standeserhöhung. Er war der einzige unter den Führern des Passauer Volkes, der daselbst halbwegs in Raum zu halten suchte und auch zu rechter Zeit vom Commando zurücktrat. Deshalb bestätigte ihn auch Matthias später in allen Würden und er fand eine wiederholte Verwendung bei Unterhandlungen mit Bethlen Gabor und den Türken. Sein Tod erfolgte am 3. Mai 1638 in Wien.

Althann war sehr religiösen Sinnes, und obschon von seinen Eltern in der lutherischen Religion erzogen, nahm er doch die katholische Religion an, als er 1598 auf der Moldaubrücke zu Prag einem lebensgefährlichen Pferdesturze glücklich entkam. Als ihm im Jahre 1607 Kaiser Rudolf II. das Commando jener Armee übertrug, welche Erzherzog Leopold für den Kaiser nach Prag führte, wurde Matthias sehr abgebracht darüber und befahl Althann zu bleiben, sobald er sich in Wien blick

wurde. Denselben Tag, als dies bewerkstelligt werden sollte, gieng Althann zu. Im Vorzimmer traf er den Hohnarren Kelli, der überall wohl gelitten und seinen sehr geneigt war. Wie ihn derselbe erblickte, sagte er: „Gelt, Althann, nimm Dich beim Grind (Kopf) nehmen und einsehen?“ Dies war für Althann wenig, er verließ augenblicklich das Gemach, ging langsam aus der Burg, ritt zum Spazieren hinaus vor die Stadt, kam bis Kornenburg, nahm da die Post nach Prag. Als ihn die Habschire des Abends in seinem Hause (Anngasse) nehmen wollten, war er bereits in Sicherheit. Nach der Zeit aber schätzten Matthias und Ferdinand II. seine Verdienste und bestätigten ihn in den militärischen Würden.



Laurenj Kame

Althann war von solcher Frömmigkeit, daß ein ausländischer Feldherr von ihm sagte: „Der Althann ist des Kaisers bester General in Ungarn, wenn er aber Regen nicht führen muß, hält er gewiß einen Rosenkranz in der Hand.“ Althann führte 1619 den Ritterorden Sacra Militia Christiana, wurde erster Großmeister selben und 1625 in Wien feierlich installiert. Er stiftete Jesuitencollegien in Trient, Wien, Jglau u. i. m. Sein Haus in Wien (am Hof Nr. 4, alt 321) wurde er von Papst Urban VIII. als päpstlichem Wohnsitz für den jeweiligen Kautus, was sich eine lateinische Inschrift, die noch heute über dem ersten Thore prangt, dem Andenken der Nachwelt überliefert wurde. Althann verwirklichte auch in frommen Thätigkeiten und Ausleihungen gelangener Christen mehr als 200 (100) Waisen.

Laurenj Kame, auch Kamek oder Kamek genannt (Bibl. oben), ist bekannt

als jener Führer des Passauer Kriegsvolks, mit dessen Namen alle jene Schandthaten, die über zwei österreichische Provinzen durch dasselbe verbreitet wurden, der harten und verwildernden Schule des damaligen Krieges, war. Namé, ein Soldat, aber ohne jeden moralischen Halt, bedenkenlos, grausam, ohne Rücksicht auf die Sache oder den Kriegsherrn. Er stammte aus den katholischen Niederlanden, in den dortigen Religionskriegen jenen Fanatismus an, der ein Charakterzug war, aber schließlich vor seiner Neigung zu eigenmächtiger Gewaltthat den Hintergrund trat. Später trat er in die Dienste des Erzherzogs Maximilian II., dem er in Nüßlich folgte und nach Passau zog, wo er bald die erste Manneskompanie des Kriegsvolks spielte. Namé ist eines der interessantesten Charakterbilder jener Zeit, in welchem sich alle kriegsfeindlichen Laster derselben finden, ohne einen mildernden Zug.

Zur Abwehr der Uebergriffe boten die Stände in den zunächst theilen den dreißigsten, dann den zehnten und endlich den fünften : dem Aufgebot einen festen militärischen Halt zu geben, wurden 400 Mann für welche die Herrschaften die Pferde zu stellen hatten. Alle Anstalten wurden dem Landesobersten Wolfgang Freiherr von

Troßdem quartierten sich Abtheilungen des Passauer Kriegsvolks im Mühlviertel ein, und als der Hauptmann Ehrenreich von Hohenegg sie, aber mit der Drohung, sie würden bald wieder in Passau und dann Herren im Lande sein.

Auf die Beschwerden der oberösterreichischen Stände erwurde und die Räte von Passau, welchen die kriegerischen Passauer unangenehm genug sein mochten, in einem gar beweglichen Lande gar sehr unter der Werbung und dem Aufenthalt des kaiserlichen Kriegsvolks. Anfanglich habe es geheißen, es würde nur das 1000 Mann starke Obersten Namé in Passau verbleiben, „befindet sich aber an dem zum höchsten Verderben des Stiftes allem Ansehen nach in der Stadt noch das ohnehin schlechte und verarmte Land auf 6000 zu Fuß und 2000 zu Pferd befinden soll, und auch des Stiftes äußerster Untergang anders nicht mag vermieden werden, daß etlich Kriegsvolk zu Peilstein, Haslach, Welsden und in Oesterreich gelegenen Herrschaften und Gütern einquartiert in Oberösterreich aber nichts wissen, im Gegentheil wurde die Steigerung der Rüstungen immer höher.

Noch bedenklicher lautete ein zweites Schreiben, in welchem die Stadt noch das ohnehin schlechte und verarmte Land auf 6000 zu Fuß und 2000 zu Pferd befinden soll, und auch des Stiftes äußerster Untergang anders nicht mag vermieden werden, daß etlich Kriegsvolk zu Peilstein, Haslach, Welsden und in Oesterreich gelegenen Herrschaften und Gütern einquartiert in Oberösterreich aber nichts wissen, im Gegentheil wurde die Steigerung der Rüstungen immer höher.

Immer größer wurden die Trupps der nach Passau, welchen das Fußvolk aus deutschen, die Reiter fast ganz aus böhmischen bestanden. Namentlich die letzteren verfuhrten so gar wochenlang auf Kosten der Bevölkerung in einzelnen Orten ernstlich einschritt. Mit 2000 geworbenen Soldaten und endlich dem Hauptmann Hohenegg, das Mühlviertel zu besetzen, man ergreift auch Mittel, um sich derselben für den Winter Schanzen angelegt, bei Neuhaus sperren zu lassen, eine in Stein angefertigt, die andere, 900 Centner wert, entlehnt war.

in Kollerschlag 240 Bauern und 56 Soldaten, in Wildenrana 227 Bauern und 47 Soldaten, in Nanariegel 64 Bauern und 166 Soldaten; in Engelhartzell eine Compagnie von 282 Mann unter Hauptmann Pirkmair. Im Hausruckviertel, wo Oberst Dietmar Schiefer commandirte, standen in Neulirchen 194 Bauern, in der Schanze bei Sallat 49 Soldaten, im Feldlager bei Holzling 1343 Bauern und Soldaten, in den Schanzen bei Neubaus 458 Bauern und 150 Soldaten. Im Ganzen waren 4200 Mann aufgeboden, die Zahl der geworbenen Soldaten betrug 800. An monatlicher Löhnung empfing der Hauptmann 100 fl., der Fähnrich 30 fl., der Lieutenant 15 fl., der Feldwebel 9 fl., der Profoß 3 fl., der Gefreite 6 fl.; der gemeine Soldat erhielt täglich 12 fr., wovon er jedoch seine Verpflegung und Bekleidung bestreiten mußte.

So ernsthaft diese Maßregeln gemeint sein mochten, so setzen König Matthias und die Stände von Niederösterreich doch ein, wie die Folge lehrte, begründetes Mißtrauen in die Widerstandsfähigkeit gegen einen ernstgemeinten Einfall der Passauer. Von beiden Seiten wurden den Oberösterreichern Hilfstuppen angeboten, welche den zerstreuten Posten als Halt und als Kern der ganzen Vertheidigung dienen sollten. Und nun entwickelt sich ein wenig erbauliches, aber äußerst lehrreiches Bild, welches Folgen es hat, wenn die höchste Kraftäufserung des Staates, die Vertheidigung gegen einen äußeren Feind, nicht von einem zielbewußten Willen abhängt, sondern provinziellen Bedenkllichkeiten und Eifersüchteleien anheim gegeben ist.

Denn die Stände von Oberösterreich, welche zuerst alle Welt zu Rüstungen aufgefordert hatten, wollten nun plötzlich von einer derartigen thatsächlichen Hilfe nichts wissen. Anfänglich lehnte man dieselbe unter Hinweis auf die geringe Manneszucht der in Niederösterreich stehenden wallonischen Reiter Dampierre's ab, die dort allerdings in schlimmem Ruf standen, und auch darauf, daß dieselben schon große Soldrückstände zu fordern hatten, welche von dem ohnehin überlasteten Lande ob der Einnahme berichtigt werden müßten. Als diese Bedenken zerstreut wurden, wendeten die Stände ein, daß es an Geld und Lebensmitteln für die Truppen fehle und das Aufgebot sich unfehlbar zerstreuen würde, um Haus und Hof vor jener Einquartierung zu schützen, die man den Bauern statt der Passauischen zugebracht habe.

Endlich bestimmte Matthias, dieser oft nicht sehr gutgewählten Einwendungen müde, kurzweg Freistadt zum Musterplatz für ein Regiment Fußvolk von 1500 Mann unter dem Obersten Günter von Hager. Aber die Stände beharrten trotzdem auf ihrem Standpunkt, indem sie es als absolut unmöglich erklärten, neben den Kosten des Aufgebotes und den eigenen geworbenen Truppen noch die verlangten 20.000 fl. für das Hager'sche Regiment zu leisten; ja den Städten wurde sogar aufgetragen, etwaige Einquartierungen aus Niederösterreich mit „gutem Glimpf“ abzuweisen, da den Truppen in diesem Lande kein Musterplatz verstattet sei, „sonderlich aber sollen die Notirungen und daß solche Knechte nicht haufenweise durchlaufen aller Möglichkeit nach verhütet werden.“ Die Stände von Oberösterreich hatten sich im Vertrauen auf die Widerstandskraft der eigenen Maßregeln so in ihre provinzielle Unzulänglichkeit verrannt, daß sie gegen den zu ihrem Schutz bereiten Landesfürsten sich wie gegen das mit einem feindlichen Einfall drohende Passau verhielten.

Man scheint in der That den Gedanken gefaßt zu haben, die Passauer durch den Eintritt landesfürstlicher Soldaten mit Gewalt abzuwehren. Nur in diesem Sinne schrieben die Stände an den Obersten Hager zu verstehen, dem bedeu-

habe sein Musterplatz eingeräumt werden könne, „was wir dem Herrn sowohl zur Verhütung desselben eigenen, als auch des Landes Ungelegenheit, die auf den widrigen Fall gewiß daraus entstehen würden, zur Nachricht nicht verhalten wollen“. Als Oberst Hager, der sich mit großer Mäßigung benahm, in seiner Antwort die ihm ertheilte strikte Ordre geltend machte, antworteten die Stände ihrerseits durch einen Brief an den Magistrat von Freistadt: den Hager'schen Fußknechten die Thore zu verschließen, und man traf Anstalten, um denselben den Eintritt in das Land zu verwehren.

Und in so unbegreiflicher Verblendung beharrten die Stände, obwohl das in Senau versammelte Kriegsvolk nachgerade auf 12.000 Mann angewachsen war und kein Zweifel mehr über dessen Bestimmung sein konnte.

Auf verschiedenen Straßen zogen nun die in Niederösterreich geworbenen Fußknechte in üblicher Weise nach dem ihnen bezeichneten Musterplatz Freistadt. Da man sie in geschlossenen und größeren Orten nicht einließ, quartierten sie sich auf dem flachen Lande und in einzelnen Gehöften ein, wobei es natürlich an Ausschreitungen und Unruhen nicht fehlte. Am 7. Juli 1610 berichtete der Magistrat von Freistadt an die Stände, daß sich in der Umgegend mehrere hundert solcher Knechte aufhielten, die zu Mord, Brand und Plünderung drohten, weil man sie auf den Herrschaften mit der Begründung, sie seien nach Freistadt bestimmt, abweise, dort aber wurden sie auch nicht aufgenommen. Vergebens sucht Oberst Hager die Stände umzustimmen; er beklagt sich am 16. Juli darüber, daß „etliche Pfleger der benachbarten Herren sind herumgezogen, haben die Unterthanen in die Wehr gemahnt und sind drohlich geweest, wann ich mit meinen Soldaten nicht fortziehen würde, wollten sie mir selbst Füße schneiden“.

Demgegenüber wies Oberst Hager auf seine Pflicht hin, für seine Soldaten zu sorgen und sich gegen die möglichen Folgen solcher Vorgänge zu sichern. Er zog daher seine Fußknechte zusammen, um, da man ihm in Freistadt den Eintritt fortsähtend verweigerte und schon Lebensmittelmangel eintrat, andere Quartiere im Mühlviertel zu suchen. Aber in Perg, Münzbach und Wartberg und wo sonst seine Soldaten in dem der Donau zu gelegenen sogenannten Machland erschienen, wurden seine Quartiermacher schlimm empfangen, Bürger und Bauern rotteten sich zusammen, um die Einquartierung mit Gewalt abzuweisen, so daß ein förmlicher Aufruhr drohte und Oberst Hager zu Repressalien genöthigt war.

Nun erst lenkten die Stände ein, worauf auch die Nachricht nicht ohne Einfluß war, daß die Vermittlung der Fürsten in Prag dem Scheitern nahe war, weil Kaiser Rudolf II. dem nun auch von den Ständen Böhmens gestellten Begehren nach Entlassung des Passauer Kriegsvolkes unter dem Vorgeben, er könne den rückständigen Sold derselben nicht bezahlen, Widerstand leistete. Es erschien ein Aufruf der Stände von Oberösterreich, welcher Bürger und Bauern zur Ruhe mahnte, es strengte verbot, die Soldaten zu beleidigen u. s. w. Aber die Auflehnung der Stände gegen den Landesherren trug schlimme Früchte, denn man ignorierte jetzt in der erregten Bevölkerung auch deren Befehle, ein Abgeandter derselben wurde mit Musketenschüssen empfangen und die Bauern erklärten rundweg „sie fragten weder um König, noch Landeshauptmann, noch alle andere Obrigkeiten weiter was“.

Nur dem klugen Auftreten des Obersten Hager gelang es, offenen Conflicten zu vorbeugen, zudem die Stände ihre Beizwichtigungsversuche dadurch abschwächten,

daß sie noch immer auf der Entfernung der Truppen bestanden. Um die Unruhen zu enden, ordnete der Landeshauptmann die Zusammenziehung des Hager'schen Regiments in einem Lager bei Mauthausen an, doch sollte ihnen das Betreten des Ortes selbst nicht gestattet sein. Aber die immer mehr erbitterten Soldaten drangen mit Gewalt in Mauthausen ein, wo bald Noth entstand, worauf man sie wieder, wenn auch unter fortgesetztem Widerstand der Stände, in verschiedene Ortschaften vertheilte. Die Verpflegung mußte vom ganzen Land bestritten werden; jeder Tag kostete auf ein Fähnlein von 300 Mann, deren das Regiment fünf zählte, 76 fl. 35 kr., deren Bezahlung aber so entschieden verweigert wurde, daß König Matthias endlich, der endlosen Recriminationen müde, am 29. September 1610 die Abberufung des Hager'schen Fußvolkes aus Oberösterreich verfügte. Die Schadenersatz-Ansprüche, welche das Land im Betrage von 41.106 fl. aufstellte, wurden nach langen Verhandlungen auf 20.397 fl. herabgemindert.

Diese Halsstarrigkeit der oberösterreichischen Stände ist umso unbegreiflicher, als das Land bei der fast nicht mehr abzuwendenden Gefahr eines Krieges zwischen den Brüdern Rudolf II. und Matthias schon durch seine Lage dem ersten Anprall des Passauer Kriegsvolkes ausgesetzt war. Dies zeigte sich durch die immer häufigeren Gewaltthatigkeiten, welche sich daselbe erlaubte. Ramé ließ sogar in Passau Schiffe, welche Kaufleuten in Nürnberg und Ulm gehörten, in Beschlag legen, hauste im Stille Passau wie in Feindesland und seine Soldaten gaben in gelegentlichen Raubzügen dem Lande ob der Einnahme einen Vorgeschmack, was desselben bei einem Einfall mit ganzer Macht harre. Vergeblich drangen die in Prag versammelten Fürsten auf Abstellung dieser Gewaltthatigkeiten; Rudolf II. erließ zwar einen Befehl, die deutschen Kaufleute und Güter freizugeben, aber Ramékehrte sich nicht daran.

Im October 1610 gelang es endlich, den Kaiser so in die Enge zu treiben, daß er in die Abdankung des Passauer Volkes willigte, aber nur zum Schein, da er die Mittel zur Auszahlung verweigerte. Das war ein formeller Grund für den Erzherzog Leopold, sich der Auflösung zu widersetzen, die auch nicht in der Absicht des Kaisers lag, da er diese Truppen noch immer zur Demüthigung seines Bruders Matthias verwenden zu können glaubte.

Mit einer unter Garantie der in Prag versammelten Fürsten geborgten Summe eilte der unermüdete Herzog Julius von Braunschweig nach Passau, aber dieselbe langte zur gänzlichen Auszahlung nicht und steigerte nur die Begehrlichkeit des Kriegsvolkes, da die versprochenen weiteren Zuschüsse aus Prag ausblieben. Es kommt zu Meutereien, die Soldaten drohen, sich selbst in Böhmen, Oesterreich, Tirol oder Baiern Winterquartiere zu suchen, und unter dem Anschein, daß man von den Soldaten fortgerissen werde, erfolgte am 10. December 1610 der Einfall des Passauer Heeres, bei dem sich auch Erzherzog Leopold befand, in Oberösterreich.

Nun rächte sich die Halsstarrigkeit der Stände, welche jede fremde Hilfe zurückgewiesen hatten, bitter, denn die mit großen Kosten durch Monate unterhaltenen eigenen Streitkräfte erwiesen sich als ganz unzulänglich, um das Land vor den passauischen Schaaren zu behüten, die sich verheerend über diese gesegneten Fluren ergossen.

Unerhörte Drangsale wurden über die unglückliche Bevölkerung verhängt, welche nun den Krieg in seiner furchtbarsten Form kennen lernte. Kein Greuel und keine Gewaltthat, welche von einer verwilderten Soldatesca jener Zeit verübt werden konnte, blieb dem Lande erspart, das sich so hartnäckig dagegen gestraubt hatte, jene geringe

zu tragen, die ein ausgiebiger Schutz gekostet hätte. Dieses Wüthen der Passauer gegen, das in erster Linie in allen gleichzeitigen Quellen dem von seinen eigenen Thaten als „Ram auf“ (Räume auf) bezeichneten Obersten Ramé zugeschrieben war, war für die kaiserliche Sache von großem Nachtheil. Wenn man sich der Hoffnung gegeben hatte, daß ein Theil des Adels sich als Anhänger Rudolf II. bekennen werde, so täuschte man sich, denn nach diesem Auftreten der Truppen des Kaisers war es niemand, sich für dessen Sache zu erklären.

War man in Oberösterreich auch nicht im Stande, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, so war doch die ganze Bevölkerung so einmüthig von einem untüglbaren Heere gegen die mitleidlosen Bedränger erfüllt, daß die Führer des Passauer Heeres im Januar 1611 die Nothwendigkeit einsahen, das Land zu verlassen. Es war umso dringender, als König Matthias unter eifriger Mitwirkung der Stände Niederösterreich an der Grenzlinie ein Heer sammelte, das von Tag zu Tag wuchs und dem auch ungarische Hilfstruppen stießen.

Der Entschuldigung des Kaisers, welcher den Einfall des Passauer Kriegsvolkes auch als einen Durchmarsch nach den ihnen in Tirol und Böhmen bis zur Ausweisung angewiesenen Winterquartieren betrachtet wissen wollte, schenkte niemand Gehör, sondern man sah darin nichts als einen gewaltsamen Versuch, die vor zwei Jahren vereinbarten Abtretungen an Matthias rückgängig zu machen. Uebrigens war Rudolf II., der diese wilden Schaaren gebildet und gerufen hatte, schließlich die Autorität, um sich ihrer zu entledigen.

Als die Situation in Oberösterreich bedrohlich wurde und das Land verheert wurde, machte das Heer der Passauer eine Bewegung nach der steirischen Grenze, schlug bald die entgegengesetzte Richtung ein und drang am 26. Jänner 1611 über die böhmische Grenze, obwohl ihr ein directer Befehl des Kaisers Halt gebot. Auf 269 Wagen trugen die Passauer die in Oberösterreich gemachte Beute mit sich, welche Khevenhüller auf wenigstens zwei Millionen Gulden veranschlagt; trotzdem ergossen sie sich in ungeminderter Raub- und Zerstörungslust über Böhmen. Wie der versengende Westrom alles Leben vernichtet und nur eine verbrannte Trümmerstraße zurückläßt, bezeichnete Hunger und Elend den Weg, welchen diese furchtbaren Banden in Böhmen einschlugen. Krumau, Budweis, Pisek und Tabor wurden genommen, geplündert und gebrandschaft und schon nahte man sich Prag. Ganz offen gab man zum Zweck des Zuges die Vernichtung der die Religionsfreiheit der Stände sichernden Majestätsbriefes Rudolf II. und die Einsetzung des Erzherzogs Leopold als dessen Nachfolger an. Noch immer suchte Rudolf II. den Schein zu bewahren und forderte Ramé auf, sofort bis nach Krumau zurückzuweichen. Aber Ramé, der schon in Beraun angekommen, erwiderte, er käme als wahrer Freund des Kaisers und nur zu dessen Schutz gegen die falschen Freunde. Ob er in der That insgeheim den Befehl erhielt, seinen Marsch nach Prag möglichst zu beschleunigen, ist nicht bewiesen, genug, er erschien am 1. Februar vor Prag, besetzte den weißen Berg und zwei Tage später nach kurzem Kampfe den Pradschin und die Kleinfeste.

Ein Schrei der Entrüstung erscholl durch das ganze Land und von allen Seiten kamen bewaffnete Haufen von Landvolk nach Prag, um den Bürgern Prags in der Vertheidigung der Alt- und Neustadt beizustehen, die sich in der That der wiederholten Angriffe Ramé's erwehrt. Das Schlimmste für Rudolf II. war, daß er in Aller Augen als der Veranlasser dieses Krieges galt, und daß die böhmischen Stände ein

bringendes Ansuchen um Hilfe an König Matthias richteten. Natürlich sagte sie sofort zu, während er den kaiserlichen Abgesandten grollend zurief, er könnte länger dulden, daß das Königreich Böhmen, dessen Nachfolge ihm zugesichert, unschuldig vor seinen Augen verwüstet und er statt eines blühenden Landes nur verwüstetes erhalten werde.

An der Spitze einer Armee von 18.000 Mann brach Matthias nach auf und machte, unterstützt von der Bevölkerung, so rasche Fortschritte, daß März schon gegen Prag heranzog. Zahlreiche Schaaren bewaffneten Volks fielen ihm angeschlossen, die auf ihren Fahnen die Aufschrift hatten: „Wider den K."

Nun sank dem Kaiser aller Muth und er entschloß sich die nöthigen Hülfe zu bringen, um des Passauer Volkes ledig zu werden. Nach Empfang einer Zahlung von 300.000 fl. auf die Soldrückstände räumte Ramé am 18. März die Kleinstadt Prag in der Bogelstraße den Rückzug gegen Budweis an, er durch die Verfolgung der ständischen Truppen und der bewaffneten Bauern große Verluste erlitt.

Eine gleichzeitige Abbildung, die wir hier (Seite 545) im Originale liefern, liefert nicht nur ein anschauliches Bild des „Einfahls des Passauischen Volks in die kleine Stadt Prag. Anno 1611 den 15. Februarii“, zugleich auch eine höchst interessante Ansicht der Kleinstadt Prag in der Vogelperspektive. Die Nummern lassen die Objecte sofort finden: 1. Unser Frauen. 2. St. 3. St. Nicolas. 4. St. Wenzel. 5. St. Martin. 6. Altstadt. 7. Jesuitenhaus. 8. Brückenthurm. 9. Großes Geschütz. 10. Rathhaus, das gestürmt wird. 11. Haus. 12. Haus, das von den Passauischen angezündet wurde. 13. Fleischer. 14. Kramläden. 15. Neulergasse. 16. Oberst Ramé. 17. Bälische Gasse. 18. Gasse. 19. Gasse zur Schloßstiege. 20. Graf Thurn. 21. Herr von Fels. 22. Wenzel Kinsky. 23. Scharmügel der böhmischen Reiter. 24. Pulver, das Passauischen unversehens angezündet worden. 25. Zwei Cornets des Rittmeisters, die in der Altstadt erschlagen wurden.

Am 24. März zog Matthias, bejubelt vom Volk und feierlich empfangen den Ständen, in Prag ein; damit war des Kaisers Schicksal entschieden, die Wahl mehr blieb, als auch Böhmen an seinen Bruder abzutreten.

Ramé hielt in Budweis ein furchtbares Blutgericht über seine Officiere, weil dieselben Verbindungen mit den böhmischen Ständen unterhalten, dadurch die Einnahme Prags vereitelt hatten, wahrscheinlicher aber, weil ihre Antheile an der Beute und den Soldrückständen seine Habgucht reizte. Nach einem Rathhaus zu Budweis abgehaltenen Bankett, wurden die vornehmsten Officiere unter dem Vorwand, die Ordre für den nächsten Marsch zu empfangen, in ein anderes Zimmer geführt, wo ihnen bedeutet wurde, daß sie wegen erwiesener Verrätherie sofort hingerichtet würden. Ein anwesender Scharfrichter vollzog sofort dieses Urtheil, dann wurde der Leichnam und das Tuch, auf dem er lag, weggeschafft und beherdelt.

Am Morgen ließ Ramé die Leichen mit einem Zettel auf der Brust, angebliches Verbrechen enthielt, auf dem Marktplatz ausstellen. Aber die Soldaten, welche ihn nur fürchteten und die Motive dieser Blutthat nicht kannten, emporwider ihn, so daß er sich mit genauer Noth aus der Stadt retten konnte.

Ramé selbstständig verfügte. Nach langer Haft wurde 1613 dieser teurerer auf dem Schlosse Bar in Lothringen enthauptet.

Erzherzog Leopold, dessen Sinn stets nach weltlicher Herrschaft die Gelegenheit des Heimfalles von Tirol und Vorarlberg, um sich Subdiaconates entbinden zu lassen, und verzichtete auf die Bisthümer Straßburg, die auf seinen Neffen Leopold Wilhelm, den wir als Führer kennen lernen werden, übergingen.

Erzherzog Leopold vermählte sich mit der geist- und kraftvollen Toskana und starb am 13. September 1632.

Wenn der Einfall des Passauer Volkes nur eine kurze Episode in der Reihe der mächtigen Ereignissen und Persönlichkeiten überreichen österreichischen Geschichte der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ist, so kann man sie wohl als Prolog für die große Tragödie des dreißigjährigen Krieges in dessen Schilderung wir im nun folgenden Buche eintreten.

Ende des ersten Bandes.



	Seite
Die Türkenkriege im XVI. Jahrhundert	308
Die erste Belagerung Wiens, 1529	311
Die Vertheidigung von Güns gegen Soliman II.	326
Das Ende Hans Ratzianer's	332
Die Heldenthätige Vertheidigung Szigetß durch Niklas Jriny	341
Don Juan d'Austria und die Seeschlacht von Lepanto	360
Der Heldentod Herbart's von Auersperg	351
Die Eroberung von Raab	362
Die Bauernkriege	373
Kampfspiele und Duelle	401
Episoden und Kriegerstypen	412
Die Cavallerie des XVI. Jahrhunderts und das Reiterrecht	427
Das Reiterrecht	434
Musterung und Kriegsrecht bei der Reiterei	450
Die technischen Waffen von Maximilian I. bis zum dreißigjährigen Krieg	452
Die Artillerie	454
Das Geniewesen	464
Kriegs-Schiffahrt	470
Heeres-Organisation und Kriegsäämter	480
Der Kriegsherr	480
Der Feld-Oberst	482
Der Feldmarschall	483
Der Oberst-Propst	496
Der Oberst-Proviantmeister	498
Lazarus Schwendi, Freiherr zu Hohen-Landsberg	502
Kriegsrath, Armeestand und Exercitium	510
Kriegsbrauch und Disciplin gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts	518
Das Passauer Kriegsvolk	534

Verzeichniß

der im ersten Bande enthaltenen ganzseitigen Illustrationen.

	Seite
Der alte Thann rettet Herzog Leopold V. bei Plotsmais, 1191	12
Der junge Thronerbe Maximilian zieht in Wien ein, 1490	81
Held Hunyady und Kreuzprediger Capistran bei Belgrad, 1456	100
Die Monarchen-Zusammenkunft bei Wien, 1515	198
Heldentod des Hauptmanns Hederlin am Flusse Chito, 1496	211
Die Gefangennehmung Franz I. in der Schlacht bei Pavia, 1525	260
Die Helden Salm und Reischach an der Spitze der Vertheidiger Wiens gegen die Türken, 1529	314
Niklas Jriny fällt bei der Vertheidigung von Szigetß, 1566	347
Selbstaufopferung des Hardegg'schen Reiters Robertle	412
Cornet Bedlich' gymnastische Production vor Sultan Soliman, 1529	481
Die Brückensprengung bei Antwerpen, 1585	474

Die
Uniformirung der k. k. Armee
vom 17. Jahrhundert an
und
Die Orden und Ehrenzeichen
der
österreichisch-ungarischen Monarchie.



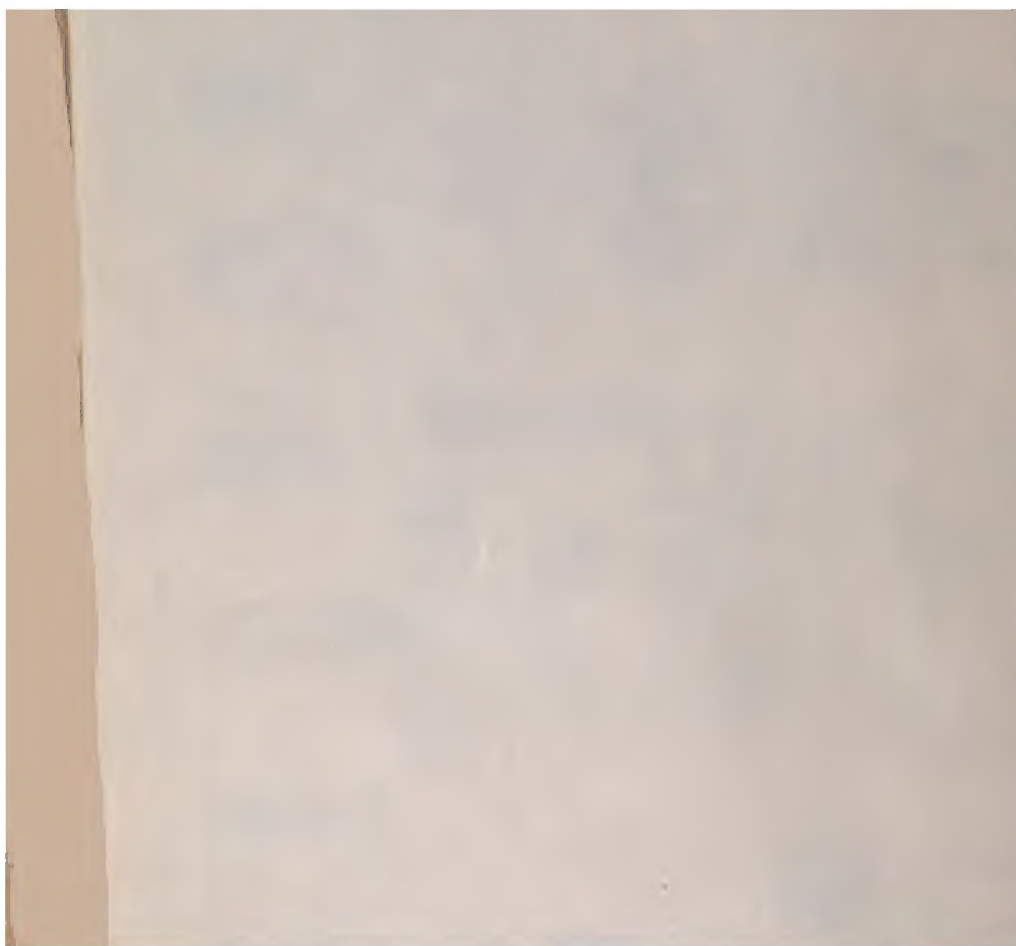
Inhalt.

- I. Serie, Tafel I—XLII.
- II. Serie, Tafel I—XX.

(Text Seite 1435 u. ff.)







C.1



Stanford University Libraries

3 6105 038 955 204

A6

v.1

[illegible]

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305